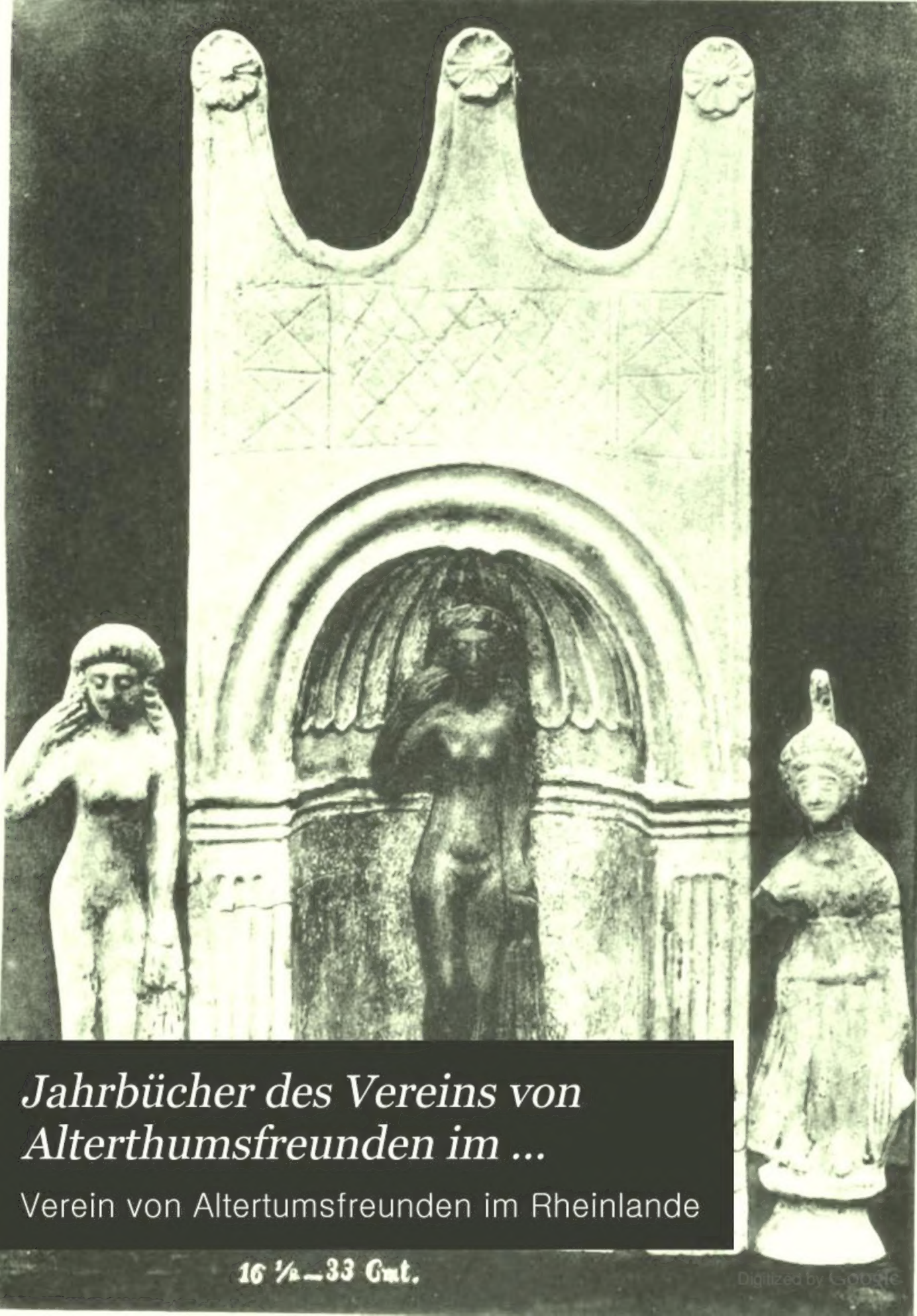


Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im ...

Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande

16 ½—33 Cmt.

Digitized by Google

Bonner jahrbücher.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXIX.

MIT 2 TAFELN UND 10 HOLZSCHNITTEN.

BONN.

GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.

BONN, BEI ADOLPH MARCUS.

1890.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Die kleineren inschriftlichen Denkmäler des Bonner Provinzial-Museums. Von Josef Klein. Hierzu 3 Holzschnitte 1
2. Zwei römische Bronzefunde aus Köln. Von H. Schaaffhausen. Hierzu Tafel I und 1 Holzschnitt 60
3. Sommerlager des Varus in Deutschland 9 nach Chr. Von Aug. Deppe 72
4. Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen. Von Joseph Klinkenberg. 2—4. 105
5. Eine römische Aedicula von Carden an der Mosel. Von H. Schaaffhausen. Hierzu Tafel II und 2 Holzschnitte 135
6. Die morgenländischen Märterinnen in Köln. Von H. Düntzer 151
7. Die westfälischen Domkirchen. Von J. B. Nordhoff. II. . . 164
8. Die Burg Steinsberg im Elsenzgau und die Steinmetzzeichen. Von Fridrich Pfaff 189

II. Litteratur.

1. O. Montelius, L'age du Bronze en Égypte; mit 6 Tafeln. Besprochen von A. Wiedemann 197
2. P. Cesare A. de Cara, Gli Hyksôs o Re Pastori di Egitto. Roma 1889. Bespr. von A. Wiedemann 200
3. C. Leemans, Grieksche Opschriften uit Klein-Azië in den laatsten Tijd voor het Rijks-Museum van Oudheden te Leiden aangewonnen. Met Platen. Amsterdam 1890. Bespr. von A. Wiedemann . 204
4. E. Harroy, Les Éburons à Limbourg. Namur 1889. Besprochen von Schaaffhausen 205

III. Miscellen.

1. Bericht über das Provinzialmuseum für die Jahre 1888 und 1889. Von Josef Klein 207
2. Zwei Inschriften aus Bonn. Von Josef Klein. . . . 210
3. Funde bei Kanalbauten in Bonn. Von Josef Klein 213
4. Zum Verständniss von Haus Bürgel. Von Constantin Koenen 213
5. Das Verhältniss der Alteburg zu den Römerlagern und den einheimischen Orten von Köln, Bonn und Neuss. Von Constantin Koenen 218

2 5 0 0
.2 0 5

MAR 21 1902 158301

v.89-90

Digitized by Google

Seite
6. Fund eines Grabsteins in der Neustadt von Köln. Von Josef Klein 227
7. Zu dem Kölner Apis. Von A. Wiedemann 227
8. Neuere Funde in Godesberg. Von A. Wiedemann 228
9. Markuskapelle in Godesberg. Von A. Wiedemann 229
10. Zwei Matronensteine aus Hoven bei Zülpich. Von Joseph Klinkenberg 231
11. Grabfunde zu Lommersum. Von Josef Klein 233
12. Römische Ueberreste zu Obercassel bei Bonn. Von Wulff. Mit 2 Holzschnitten 234
13. Aus der Sammlung des Oberst Wulff zu Obercassel. Von Wulff. Mit 2 Holzschnitten 239
14. Triviae in Dalmatien. Von M. Ihm 240
15. Matres in Britannien. Von M. Ihm 240
16. Gallische Streitwagen in rheinischen Hügelgräbern. Von Schaaffhausen 241
17. Das Reiterstandbild Karls des Grossen 243
18. Hissarlik-Ilion. Von Sch. 244
19. Konferenz in Hissarlik 245
20. Ueberreste einer etruskischen Stadt 246
21. Phönizische Gräber auf den Bahrein-Inseln im Persischen Meerbusen 247
22. Eine Rede des Kaisers Nero 248
23. Ausgrabungen in Aegypten Anfang 1890. Von A. Wiedemann 250
24. Die Entwicklung des Farbensinnes. Von A. W. 251

IV. Berichte.

1. Generalversammlung des Vereins am 11. Juli 1890 253
2. Karl Ludwig v. Urlichs. Ein Nekrolog. Von Dr. N. Wecklein 261
3. Die Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Wien vom 5. bis 10. August 1889. Von H. Schaaffhausen 270
4. Neunte Jahresversammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 293

Digitized by Google

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Die kleineren inschriftlichen Denkmäler des Bonner Provinzialmuseums.

Von

Josef Klein.

VIII. Gefässe aus Terra sigillata mit Inschriften.

1. Schälchen. — Gef. zu Bonn.

ΔΛN

AD scheinen mit einander ligirt zu sein; jedoch ist die Lesung nicht ganz zweifellos.

2. Schälchen. — Bonn.

ΛELIΛNVS *Aelianus.*

Beide A ohne Querstrich.

3. Schälchen. — Grimmlinghausen.

ΛIIN

Der Stempel ist mit rückläufiger Schrift eingedrückt. Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 20.

4. Schälchen. — Pommern an der Mosel.

AFER·FECI///// *Afer feci[t].*

5. a. b. Schälchen. — Bonn.

a. b. AI†

Buecheler, B. Jahrb. LX, S. 76. *Aiti,* wofern der Stempel vollständig ist.

6. Teller. — Bonn.

SEX·ΛL·

7. Schälchen. — Grimmlinghausen.

//ↃF ALBIN *Of(ficina) Albin(i).*

8. Schälchen. — Bonn.

////LBVLFI

Der erste Buchstabe zerstört; vom letzten Buchstaben, welcher E gewesen zu sein scheint, bloss die Hasta erkennbar.

Wohl *[A]lbul(a) fe(cit)?*

Digitized by Google

9. Teller. — Bonn, auf dem ehemaligen Exerzierplatz.

ΑΛΕΧΙΑ

„Wohl römische Form für Ἀλεξίας". Buecheler, Bonner Jahrb. LX S. 80.

10. Schälchen. — Grimmlinghausen.

ΑLLΝ///// Vielleicht *All[i]u(s)?*

11. Schälchen. — Bonn.

ΑLPNIVS·F *Alp[i]nius fe(cit).*

12. Schälchen. — Bonn.

ΑL·R

Der letzte Buchstabe kann auch B sein.

13. Teller. — Bonn.

OFI·C·M

14. a. Schale. — Andernach.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Schälchen. — Billig.
d. Schälchen. — Bonn.
e. Teller. — Bonn.
f. Teller. — Neuss, Bahnhof.
g. Teller. — Grimmlinghausen.

a. ΑΜΑBILIS F *Amabilis f(ecit)*
b. ΑΜΑBILIS
c. ΑΜΑBIKI
d. ΑΜΑBIKI·
e. ΑΜΑBIL
f. ΑΜΑBII////
g. ΑΜΑBII////
} *Amabilis*

15. Tasse. — Bonn.

OFΑΜO

Der Rest des Stempels nicht ausgeprägt. Vielleicht *Of(ficina) Amoeni* (C. I. L. XII, 5686, 40) oder *Amoris* (Schuermans Sigles figulins n. 287. 288)?

16. Schälchen. — Bonn, Heerstrasse.

ΑPER *Aper.*

R hat keinen Verticalstrich.

17. a. Verzierte Schale. — Bonn.
b. Teller. — Grimmlinghausen.
c. „ „
d. „ „
e. „ Bonn.

Digitized by Google

f. Teller. — Bonn.
g. Schälchen. — Bonn.
h. „ Grimmlinghausen.
i. Teller. „
k. Schälchen. „
l. „ Bonn.
m. Teller. — Grimmlinghausen.

a. OF·AQVITANI
b. OF AQVITANI
c. OF AQVITNI
d. OF AQVITAN
e. f. OF AQVIT
} *Of(ficina) Aquitani*
m. OF AQVIA
g. AQVITAN
h. AQVITAN
i. ////AQVTV
k. AGVII
l. AQV////////

d. Aussen ein kleiner Zweig eingeritzt.

f. Schaaffhausen, B. Jahrb. LXXXI, S. 197. — Auswärts FVI eingeritzt.

i. der Anfang des Stempels ist abgebrochen, ebenso bei l der Schluss.

m. Das 6. Zeichen, welches wie I aussieht, war jedenfalls ein mit I ligirtes T in Gestalt eines Kreuzes.

18. Schälchen. — Bonn.

ARC·OF

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 88, wo Huebner *Arc(helai?) of(ficina)* vermuthet hat.

19. a. Ornamentirte Schale. — Andernach.
b. Schälchen. — Kreuznach.
c. Schälchen. — Bonn.

a. OF·ARDACI·
b. O·ARDA////
c. O·ARD
} *Of(ficina) Ardaci*

20. Teller. — Andernach.

ATEI *Atei.*

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI, S. 161.

21. Ornamentirte Schale. — Grimmlinghausen.

Digitized by Google

ꓘ-ΛTINNI///// zwischen den Ornamenten in rückläufiger Schrift. Der Rest des Stempels abgebrochen. — *L. Atinni[us]?*

22. a. Teller. — Bingerbrück.
    b. „ — Andernach.
    a. ΛΠΛ
    b. ΛTTΛ } *Atta*

23. Schale. — Bonn.
    ΛΠII Ob *Attii?*

24. a. Kumpiges Schälchen. — Andernach.
    b. Schälchen. — Bonn.
    a. ΛTTIM
    b. ΛTTI·MAN } *Atti man(u)*
    a. Λ und M nur schwach erkennbar.

25. Schale. — Bonn.
    ΛTTIΛVS *Attianus*
    AN in einem Zeichen ligirt; S rückläufig gebildet.

26. a. Grosse flache Schüssel. — Andernach.
    b. Kleinere flache Schüssel. — Andernach.
    a. ΛΠIΛII 3 mal wiederholt
    b. ΛΠIΛTI 3 mal wiederholt.

27. Glatter Teller. — Andernach.
    ΛVCILIO *Aucili o(fficina)*
    O am Ende des Wortes sehr klein gebildet.

28. Teller. — Bonn.
    AVGVSTALS *Augustalis.*

29. Flache Schüssel mit Lotosblattverzierung auf dem Rande. — Köln.
    ΛVII//// O
    Wahrscheinlich *Avit[i] of(ficina)?*

30. a. Schälchen. — Bonn.
    b. Schälchen. — Bonn.
    c. Teller. — Bonn.
    a. ΛVLI *Auli*
    b. ΛVꓘ//// O *Auli o(fficina)*
    c. ΛV'/////S FEC *Aul[u]s fec(it).*

31. Schälchen. — Bonn.
    AVNI·M *Auni m(anu).*
    Buecheler, B. Jahrb. LX, S. 77.

32. Teller. — Andernach.
    AVETEDC////

Digitized by Google

33. Schale. — Bonn.
AVVSIE *Avus fe(cit)?*

34. Ornamentirte kumpige Schale. — Andernach.
BALBVS·F *Balbus f(ecit).*
Koenen, B. Jahrb. LXXXVI, S. 162 Taf. VI, 16.

35. a. Schälchen. — Bonn.
b. Flacher Teller. — Iversheim.
c. Schälchen. — Bonn.
d. Schälchen. — Flamersheim bei Rheinbach.
e. Schälchen. — Bonn.
f. Teller. — Grimmlinghausen.
g. Teller. — Bonn.
h. Teller. — Bonn.
i. Schälchen. — Bonn.
k. Schälchen. — Bonn.
l. Teller. — Bonn.
m. Schälchen. — Köln.
a. BASSI *Bassi*
b. BASSVS *Bassus*
c. BAS////
d. BASS
g. h. l. OF BASSI
e. OE BASSI
f. m. OF BASSI
k. OF BASSI////
} *Of(ficina) Bassi*
i. OF BASS
a. und g. Im Boden X eingeritzt.
d. Das Ende des Stempels nicht ausgeprägt.
e. F hat das Aussehen von E.
f. Unter dem Boden LVE eingekratzt.
k. l. Buecheler, B. Jahrb. LX, S. 77.

36. a. Grosse flache Schüssel. — Mehrum bei Voerde.
b. Schälchen. — Bonn.
a. OF BASSI·CO
b. OF BASSIC
} *Of(ficina) Bassi Co . . . .*

37. Schälchen. — Neuss, Bahnhof.
:BELINICCI: *Belinicci*
Ausserhalb ist DIDI eingekratzt.

38. Schälchen. — Bonn.
BIAB

39. Teller. — Bonn, Martha's Hof.

ΘFICBILICAT *Offi(cina) Bilicat(i)*

40. Flacher Teller. — Köln, Aachener Strasse.

BIO FEc *Bio fec(it)*

C kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet.

41. Schälchen. — Bonn.

BC////OIVS *Bo[e]otus?*

Nach B der Buchstabe war O; darnach kann ein Buchstabe fehlen. — Das zweite O ist kleiner gebildet; die obere Hälfte der folgenden beiden Buchstaben ist nicht zum Ausdruck gelangt.

42. a. Schälchen. — Andernach.
b. Teller. — Bonn.

a. BORIVS
b. BΘRIVS·
} *Borius*

b. In O deutlich ein Punkt erkennbar.

43. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schüssel. — Bonn.
c. Schälchen. — Bonn.
d. Teller. — Bonn.

a. :BOVDVSF·:
b. BOVDVSF
c. BOVDVSE
} *Boudus f(ecit)*

d. ///OVDVSKE in rückläufiger Schrift.

44. a. Teller. — Bonn.
b. Schälchen. — Grimmlinghausen.

a. ∴OF·LC·VIRIL·∴
b. ·:OFLC VIRILI:·

Of(ficina) L. C. . . . . Virili(s). Vgl. C. I. L. VII. 1336, 346. Vgl. No. 362 dieser Sammlung.

45. Flacher Teller. — Andernach.

C·AESI *Caesi*

Von C ist bloss der obere Theil zum Vorschein gekommen. Nach I scheint noch ein Buchstabe gestanden zu haben. CAESTI las Koenen, B. Jahrb. LXXXVI, S. 161.

46. Teller. — Bonn.

OFCA

Der Rest des Stempels nicht ausgeprägt.

47. Teller. — Bonn.

OF CAI *Of(ficina) Cai.*

48. Teller. — Billig.

CAL/////

Der Schluss des Stempels ist abgebrochen.

49. Teller. — Bonn.

CALAVA·F *Calava f(ecit)*

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 208. Schuermans, Sigles n. 981.

50. Schälchen. — Bonn.

CALVINVS·F *Calvinus f(ecit)*

51. a. Schälchen. — Bonn.
b. Verzierte Schale. — Bonn.
c. Teller. — Bonn.
d. Teller. — Bonn.
e. Schälchen. — Grimmlinghausen.
f. Teller. — Bonn.
g. Teller. — Kreuznach.
h. Schälchen. — Bonn.
i. Schälchen. — Grimmlinghausen.
k. Teller. — „
l. Schälchen. — „

a. CALVI·
b. i. CALVI·/ } *Calvi m(anu)*
l. CALVI·/

c. d. e. OF CALVI
f. OF CALVI
g. OF·CALVI } *Of(ficina) Calvi*
k. OF·CALV////
h. //// CALVI

b. i. der Rest des M ist nicht zum Ausdruck gelangt. Buecheler, B. Jahrb. LX, S. 83.

d. Auswärts hart am Rande CAFATI eingeritzt.

h. Der Anfang des Stempels fehlt.

i. Auswärts am Boden VRBANI eingeritzt.

k. Nach V der Stempel abgebrochen.

l. A mit schiefem von links nach rechts aufsteigendem Querstrich.

52. Schälchen. — Bonn.

CAMVLLIXVS *Camullixus*

Vgl. Schuermans, Sigles n. 1029.

53. Schälchen. — Bonn.

OFSEXCN *Of(ficina) Sex. Can(i?)*

54. Teller. — Andernach.

CANLOſ

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 167, Taf. V, 50.

S am Ende mit cursivem Charakter. — Koenen hat SOINVO gelesen, jedenfalls unrichtig.

55. Schälchen. — Bonn.

CAPITO *Capito*

56. Flacher Teller. — Unbekannten Fundorts.

CARIIVII· Ob *Carini?*

Vielleicht gehört der Verticalstrich nach dem 4. Buchstaben zum folgenden Buchstaben, so dass er für N anzusehen ist.

57. Schälchen. — Bonn.

CARISIO *Carisi o(fficina)*

58. a. Teller. — Bonn.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Schälchen. — Bonn.

a. CASSI *Cassi*
b. CASSIVS F } *Cassius f(ecit)*
c. CASSIV///// }

59. a. Grosse Schüssel. — Kreuznach.
b. Grosse flache Schüssel. — Mehrum bei Voerde.

a. CASTVSF *Castus f(ecit)*
b. OFFCASTI *Off(icina) Casti*

60. Schälchen. — Bonn.

ꓘCATo *[O]f(ficina) Cato(nis)*

Das erste Zeichen scheint ein rückläufiges F zu sein.

61. Schälchen. — Bonn.

–CATVSF *Catus f(ecit)*

Vor dem C in der Mitte des Buchstabens ein horizontaler Strich.

62. Schale. — Bonn.

CATVSVALISF *Catusualis f(ecit)*

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 476. Schuermans n. 1181.

63. Teller. — Bonn.

ΓEIS//N/// Ob *Cels[i]n[us]?*

64. a. Teller. — Bonn.
b. Kumpiger Teller. — Asberg bei Moers.

a. CI LSINVSF *Celsinus f(ecit)*
b. CELSINV *Celsinu(s) m(anu)*
W

a. Ob der zweite Buchstabe E oder I war, ist nicht sicher.
b. Der ganze Stempel sehr abgerieben.

65. Schälchen. — Bonn.

OF C·EN

Von den Buchstaben OF sind bloss die unteren Hälften erhalten. — Vgl. Schuermans, n. 1242.

66. Teller. — „Am guten Mann" bei Urmitz.

OF·C·N·CEI *Of(ficina) Cn.... Ce[lsi]?*

Vgl. Schuermans n. 1229.

67. Schale. — Fundort unbekannt.

CEN////////////

Der Rest des Stempels mit dem hinteren Verticalstrich des N abgebrochen.

68. a. Teller. — Unbekannten Fundortes.
b. Teller. — Billig.
a. OF CEN
b. OF CEN
b. Bei E fehlt der mittlere Querstrich.

69. a. Teller. — Köln.
b. Teller. — Bonn.
c. Teller. — Grimmlinghausen.
a. b. OF CENS *Of(ficina) Cens(orini)*
c. OF CENS Aussen BA eingeritzt.
c. Die untere Hälfte der Buchstaben OF CE fehlt jetzt.

70. Schälchen. — Bonn.

OFIC CER

71. Tasse. — Trier.

CERDO *Cerdo*

Die Querstriche des E durch zwei übereinandergesetzte kleine vertikale Striche neben der Hasta des Buchstabens angedeutet. Das Rund des R bildet eine gerade Linie.

72. Schälchen. — Grimmlinghausen.

M·CERE *M. Cere(alis?)*

M hat das Aussehen von zwei neben einander gestellten unten offenen O. — Der Rest des Stempels nicht ausgeprägt.

73. Teller. — Remagen.

CERIALI M *Ceriali(s) ma(nu)*

74. Schälchen. — Remagen.

CI////K I K

CI und das erste K deutlich, alles Uebrige zweifelhaft.

75. Grosse flache Schüssel. — Trier.

CIC A RV *Cicaru(s)*

Der Stempel ist dreimal eingedrückt.

76. Flache Schüssel. — Unbekannten Fundortes.

CINT//////

Die Hasta des T unten abgebrochen mit dem Schluss des Stempels.

77. Schale. — Gellep.

CINTVGNATV *Cintugnatu(s)*

W. Schmitz, Bonn. Jahrb. XXXVIII, S. 167 n. 11.

78. Flache Schüssel. — Bonn.

CIRRVS F *Cirrus f(ecit)*

79. Grosse flache Schüssel. — Andernach.

CIRVCA dreimal wiederholt *Ciruca*

CA sehr nahe an einander gerückt. Koenen, Bonn. Jahrb. LXXXVI, S. 155 Taf. V, 14 u. S. 160.

80. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Bonn.

a. CKEMENS F
b. ////LEMENS///
} *Clemens f(ecit)*

b. Der Stempel ist vorne und am Schluss verstümmelt.

81. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Tasse. — Bonn.

a. b. c. COCVS F *Cocus f(ecit)*

82. Flache Schale. — Bonn.

////OCCV F */C/occus f(ecit)*

83. a. Schale. — Grimmlinghausen.
b. Schälchen. — Bonn.

a. b. OF COELI *Of(ficina) Coeli*

84. Schälchen. — Bonn.

COMIIIA *Comi[t]ia(lis)*

I nach M kleiner gebildet; der Horizontalstrich des T nicht zu erkennen.

85. a. Schälchen. — Bonn.
b. Teller. — Andernach.
c. Schüssel. — Bonn.

a. COMVSΓ
b. :COMMVSF:
c. COMMVSF

Commus f(ecit)

c. Buecheler, Bonn. Jahrb. LX, S. 80.

86. Schälchen. — Bonn.

CORISO·F////// *Coriso f(ecit)*

Vgl. Kamp, Die epigr. Anticaglien in Köln, S. 5 n. 31.

87. a. Schale. — Bonn.
b. Teller. — Grimmlinghausen.

a. OF CO·IVc
b. OF CO·IV///

a. C am Ende des Wortes kleiner gebildet als die übrigen Buchstaben.

b. Auswärts unter dem Boden eingeritzt: VALIINTIS MATRI

88. Schälchen. — Bonn.

COS/////

Buecheler, Bonn. Jahrb. LX S. 77, welcher an *Cos[ilus]* dachte.

89. Schälchen. — Bonn.

OF COS//////

90. Schale. — Bonn.

///Γ·COSIΛI

S rückläufig gebildet. — Der Stempel scheint unvollständig zu sein. Ob *Cosinii?*

91. Flache Schale mit Lotosblattverzierung am Rande. — Bonn.

COSTVTVS *Costutus*

Buecheler, Bonn. Jahrb. LX S. 85.

92. Teller. — Bonn.

COSIVTIΛEM *Costutiae m(anu)*

Die oberen Theile des Zeichens hinter S sowie des A und E sind nicht ausgeprägt. Von C ist bloss die untere Rundung erhalten; S ist kleiner als die übrigen Buchstaben. Das darauf folgende Zeichen, welches nicht ganz ausgeprägt ist, scheint T zu sein.

93. Schälchen. — Bonn.

COTTI *Cotti*

94. Tasse. — Bonn.

CRACVNAE *Cracunae*

95. Teller. — Bonn.

OF CRE//////////

Das Ende des Stempels ist abgebrochen.

96. a. Teller. — Bonn.
b. Teller. — Bonn.
c. Schälchen. — Grimmlinghausen.
a. CRES‹
b. OF·CRES
c. ///F CRE? in rückwärts laufender Schrift.

c. Von F sind bloss die beiden Horizontalstriche erhalten. — S schlecht ausgeprägt.

97. Schälchen. — Bonn.

OF CREST *Of(ficina) Crest(i)*

Die beiden letzten Buchstaben sind nicht ganz deutlich erkennbar.

98. Schälchen. — Bonn.

CRESTI *Cresti*

99. a. Schale. — Bonn.
b. Schale. — Grimmlinghausen.

OF CRESTIO
ƆF CRESTIO } *Of(ficina) Crestio(nis)*

100. Tellerchen. — Bonn.

CRISPI·MA· *Crispi ma(nu)*

101. Schälchen. — Bonn.

CRA in rückläufiger Schrift.

102. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OF CVI

Der Rest des Stempels ist nicht ausgedrückt.

103. Schale. — Bonn.

OF CVMNI·M *Of(ficina) Cum[a]ni m . . . .*

Ob in beiden M zugleich A ausgedrückt ist, ist nicht ganz sicher zu entscheiden.

104. a. Schälchen. — Billig.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Schälchen. — Bonn.
a. b. CVPITVS *Cupitus*
c. CVPITVSF *Cupitus f(ecit)*

c. Der Buchstabe S ist rückläufig gebildet. — Auswärts P eingeritzt.

105. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OHIDA *Of[f]i(cina) Da . . . . .*

Die beiden ersten Buchstaben nahe zusammengerückt. Der Rest des Stempels ist nicht ausgeprägt. Der zweite Buchstabe scheint ein rückläufiges F zu sein.

106. a. Grosse flache Schüssel. — Andernach.

b. Desgleichen.

a. b. DACCVS *Daccus*

Beide Stempel dreimal wiederholt; in beiden ist S rückläufig gebildet.

a. Koenen, Bonn. Jahrb. LXXXVI S. 165.

b. Koenen a. a. O. S. 166.

107. Flache Schale. — Bonn.

DAGOMARVS F *Dagomarus f(ecit)*

Buecheler, Bonn. Jahrb. LX S. 85.

108. Mit Delphinen verzierte Schale. — Bonn.

Auf der Wandung:

///DEXTRI *Dextri*

In rückläufiger vertiefter Schrift. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 80.

109. Flacher Teller. — Andernach.

D///\MIO *Dami (?) o(fficina)*

Das Rund des D ist von der Hasta losgelöst. Das folgende Zeichen, von dem jetzt bloss ein von rechts nach links hinabgehender schräger Strich sichtbar ist, scheint A zu sein. Also wohl DAMI O*(fficina)?*

110. Tasse. — Bonn.

DLMIOF

Das erste Zeichen scheint der Rest eines D zu sein, das zweite ist vielleicht ein verstümmeltes E.

111. Kleine Schale. — Andernach.

DISETVSF *Disetus f(ecit)*

Derselbe Stempel bei Duncker, Das Römercastell bei Rückingen, Hanau 1873, S. 36, 12.

112. Flache Schüssel. — Andernach.

DIAXTVI dreimal wiederholt

Div[i]xtu[s] f(ecit)?

113. Schälchen. — Bonn, Münsterplatz.

DOCCALI *Doccali*

114. a. Schälchen.
b. Schälchen.
c. Schälchen.
d. Schälchen.
} Bonn.

a. OF DONTI *Of(ficina) Donti*

b. DONTIOIIIC
c. d. DONTIOIIICI } *Donti offici(na)*

a. I kleiner als die übrigen Buchstaben. Auf der Aussenseite ⋋ eingeritzt.

115. Kumpiger Teller. — Heddesdorf bei Neuwied.

DRAPPVSI *Drappus f(ecit)*

116. Schälchen. — Bonn.

IIKIVI///

117. Kleiner Teller. — Bonn.

ERDICOF *Erdico f(ecit)*

Buecheler, Bonn. Jahrb. LX S. 77.

118. Schälchen. — Bonn.

OF·FACER *Of(ficina) Facer(i?)*

119. Kumpiger Teller. — Bei Engers.

OF·FAGE· *Of(ficina) Fage(ri?)*

Auswärts × X eingeritzt.

120. Schälchen. — Bonn.

oFEL *O(fficina Fel(icis)?*

O kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet.

121. a. Teller. — Bonn.
b. Teller. — Remagen.
c. Schälchen. — Bonn.
d. Flacher Teller. — Unbekannten Fundortes.

a. FELICIOH
b. FELICIOY } *Felicion(is)*

c. FELICIO·F
d. FELICIoFE } *Felicio fe(cit)*

a. N rückläufig gebildet, ebenso im Exemplar b, wo die zweite Hasta jetzt fehlt.

d. O kleiner als die übrigen Buchstaben.

122. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OFFEICIS *Of(ficina) Felicis*

E und L scheinen zu einem Zeichen verbunden zu sein. Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 452 a.

123. Schälchen. — Grimmlinghausen.

FELIX·SE· *Felix Sev. . . . .*

V ist kleiner als die übrigen Buchstaben. Vgl. C. I. L. XII, 5686, 359.

124. Schale. — Bonn.

ⅎIISIV//// *Festu(s)*

F in cursiver Schrift durch einen gekrümmten Seitenstrich neben der Hasta bezeichnet.

125. Schälchen. — Bonn.

}~STVS·F

Der eben sichtbare Rest eines Buchstabens scheint zu einem E gehört zu haben. Daher vielleicht *[Fe]stus f(ecit)* zu lesen ist.

126. Schälchen. — Bonn.

›FIC///oIVS‹

O kleiner. — Von den beiden auf O folgenden Buchstaben ist die obere Hälfte nicht ausgedrückt.

127. Schale. — Bonn.

ⅎIRMINVS‹ⅎE *Firminus fe(cit)*

Der untere Theil der Hasta des ersten F fehlt, ebenso der mittlere Querstrich bei beiden F. S ist rückläufig gebildet.

128. Schälchen. — Grimmlinghausen.

ⅎIRMO *Firmo*

Der oberste Horizontalstrich des F nicht vorhanden. Vgl. C. I. L. VII, 1336, 459. XII, 5686, 363.

129. Teller. — Grimmlinghausen.

OFIRMONS *O(fficina) Firmonis*

130. Kumpige Schüssel. — Bonn.

FLoRE//////NVSF *Flore[nti]nus f(ecit)*

131. Flacher Teller. — Andernach.

P·FLOS *P. Flos*

Der Stempel ist in einem Kreise, in dessen Mitte ein starker Punkt sich befindet, geschrieben.

132. a. Tiefer Teller. — Grimmlinghausen.
b. Teller. — Bonn.
c. Schälchen. — Bonn.
d. Schälchen. — Bonn.
e. Teller. — Remagen.

f. Teller. — Bonn.

g. Schüssel. — Grimmlinghausen.

a. (F)FRONTN
g. (F)FRONTNI
b. OFR∘NTNI
c.)I////)NTINOO
d.)FRONTII
e. (F)FRONTIN
} *O(fficina) Frontini*

f.)FRONTI Auswärts ein Stern eingeritzt.

b. Das zweite O ist nur durch einen starken Punkt dargestellt, I nach T fehlt.

c. Die vordere Hälfte des O ebenso wie zu Anfang bei d und f nicht ausgeprägt. — Die Querstriche von F sowie R und die vordere Hälfte des folgenden O durch ein Loch im Boden zerstört.

d. Vom zweiten N ist bloss die erste Hasta ausgedrückt.

f. I am Schlusse ist kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet.

133. Schälchen. — Bonn.

////RONI//////

Der vorne und am Schluss unvollständige Stempel kann sowohl *f*RONT*inus* als auch *f*RONTO sein.

134. a. Schälchen. — Bonn.

b. Schälchen. — Bonn.

c. Ornamentirte Schale. — Bonn.

a. FRONTO
b. FRONTO
} *Fronto*

c. OF·FRNTONIS *Of(ficina) Frontonis*

b. Die untere Schleife des R ist sehr stark an die Hasta des Buchstabens gedrückt. — Auswärts V eingekratzt.

c. O nach R nicht vorhanden; N, welches kaum sichtbar ist, scheint mit T ligirt zu sein.

135. a. Schälchen. — Bonn.

b. Schälchen. — Bonn.

a. FVSCI
b. FVSC////
} *Fusci*

b. Auswärts ist χ eingeritzt.

136. Schälchen. — Kaerlich.

GABRILLVS *Gabrillus*

137. Schälchen. — Bonn.

GFMINV *Geminu(s)*

Auswärts AIIKI = *Aeli*, darüber zwei X eingekratzt. Der unterste Horizontalstrich des E fehlt jetzt.

138. Teller. — Bonn, Coblenzer Strasse.

CENIA in rückläufiger Schrift, *Genia(lis)?*

139. Teller. — Bonn.

CENIAFF *Genia(lis?) fe(cit)*

140. Schale. — Bonn.

GIINITORF *Genitor f(ecit)*

Klein, Bonn. Winkelmannsprogr. 1888 S. 40.

141. a. Teller. — Bonn.
b. Teller. — Grimmlinghausen.
c. Schälchen. } Bonn.
d. Schälchen.
e. Schälchen.

a. CERMANI auswärts X eingekratzt.
b. GERMAN
c. CERMAN
d. CERMAN
e. CERM } *Germani*

Bei a. c. d. e. scheint das erste Zeichen eher C als G zu sein.

142. a. Tasse, oben ausladend. — Köln.
b. Teller. — Bonn.
c. Teller. } Asberg bei Moers.
d. Tasse, oben ausladend.

a. b. GIAMAT·F *Giamatus f(ecit)*
c. GIAMA//////
d. CI//////////OF *Gi[amati] of(ficina)*

b. Klein, a. a. O. S. 40. d. Der mittlere Theil des Stempels abgeblättert.

143. Schälchen. — Bonn.

GNATI *Gnati*

144. Schälchen. — Bonn.

GIIAT

Der zweite Buchstabe scheint N zu sein. Ob *Gnat(i)?*

145. Schälchen. — Grimmlinghausen.

IANV

Der Stempel scheint nicht vollständig zum Abdruck gelangt zu sein. Wohl *Ianu[arii?)*

146. a. Teller. } Bonn, am Viehweg.
b. Teller.

a. IANVARIV//// *Ianuariu[s]*
b. //ANVARIVS·F *Ianuarius f(ecit)*

a. Der Buchstabe am Schlusse abgebrochen.
b. I am Anfang des Stempels ausgebrochen.

147. Grosse flache Schüssel. — Andernach.

IMOV dreimal. Ob *Nonni?*

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 166.

148. a. Flacher Teller. } Andernach, Martinsberg.
b. Flacher Teller.
c. Tasse.

a. b. IND } in rückläufiger Schrift.
VIFC
c. IND
DIIV die zweite Zeile in rückläufiger Schrift.

a. b. Das N ist aufgelöst in Λ und I, die am Fusse etwas von einander abstehen. — Der Horizontalstrich des T ist bei beiden Exemplaren nicht erkennbar. — *Indut(us) f(e)c(it).*

149. Flacher Teller. — Andernach.

DVRV
ⱣΛVOI

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 171.

Die Zeichen zu Anfang der 2. Zeile scheinen O und V in Ligatur zu sein.

150. Schälchen. — Grimmlinghausen.

IſΛΛ

Der Stempel ist nicht ganz ausgedrückt, S hat cursive Form.

151. a. Schälchen. } Bonn.
b. Schälchen.
c. Schälchen.
d. Teller.
e. Schale.
f. Schälchen.
g. Teller.
h. Schälchen.
i. Schälchen.

k. Schälchen. } Bonn.
l. Schälchen.
m. Schälchen. } Grimmlinghausen.
n. Schälchen.
o. Schälchen.
p. Teller.

a. IVCVNDI } *Iucundi*
n. IVCVND
b. //VCVND·
c. ///VCVND
o. IVCVN//////

d. -OFIVCVNDI- } auswärts X eingeritzt.
e. OFIVC///NDI
f. CIVCVND
g.—l. OF·IVCVN } *Of(ficina) Iucundi*
p. ƆFIVCVN } auswärts IA eingekratzt.
m. OFIVCVND

d. u. e. Auswärts X eingekratzt.

e. C ist nur sehr schwach, das folgende V gar nicht zum Vorschein gekommen.

p. Die vordere Hälfte der Rundung des O ist nicht ausgeprägt, ebenso der Rest des Stempels.

152. Teller. — Bonn.

IVI///IVSFE *Iulius fe(cit)*

153. Schälchen. — Andernach.

///IBIVIR/TIG

Der Stempel ist vorne zerstört. Der Querstrich des 5. Buchstaben L ist nicht zu erkennen. Ob *[T]ib(erii) Iul(ii) Rutic(i)?*

154. Schälchen. — Köln.

IVLIVSTΓ *Iulius fe(cit)*

155. Schälchen. — Unbekannten Fundorts.

IVIOI Ob *Iul(i) of(ficina)?*

Auswärts V eingeritzt.

156. Teller. — Grimmlinghausen.

IVNIII

157. Tellerchen. — Unbekannten Fundortes.

IVC///AS

Ob der dritte Buchstabe, dessen untere Hälfte undeutlich ist,

C oder S ist, lässt sich nicht entscheiden, ebenso nicht, ob das erste Zeichen I oder L ist.

158. Schale. — Grimmlinghausen.

IVSTVS ∃ *Iustus f(ecit)*

Auswärts X eingeritzt.

159. Schälchen. — Bonn.

IVS·TI'

Ob *Iust(us) f(ecit)?* F hat cursive Bildung durch Seitenstrich neben der Hasta. — Oben im V sowie zwischen S und T ein deutlicher Punkt.

160. Teller. — Grimmlinghausen.

IVSTI *Iusti*

161. Schale. — Bonn.

IVVIINIS *Iuvenis*

162. a. Schälchen. b. Teller. } Bonn.

a. LABI *Labeo*

b. ////// ⊃EOFIIC *[La]beo fec(it)*

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 77.

163. Teller. — Grimmlinghausen.

OFLABIO *Of(ficina) Labionis*

164. Schale. — Bonn.

LATINA

Der Querstrich des T ausnehmend klein. Ob *Latinu[s]?*

165. a. Schale. b. Schälchen. } Bonn.

c. Schälchen. — Grimmlinghausen.

a. ///LENTVLI
b. LENTVII
c. ////NTVLI } *Lentuli*

c. Die vordere Hälfte des Stempels abgebrochen, I schwach erkennbar.

166. a. Schälchen. b. Teller. } Bonn.

a. LIINTVIIIII

b. /////NTVLIIII Auf der Rückseite des Bodens SIIVIIRI VI////// eingeritzt.

Wohl *Lentuli m(anu)?*

167. Schälchen. — Bonn.

LIPVCA *Lipuca*

168. Schale. — Bonn.

LITVCIINI *Litugeni*

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 77.

169. a. Teller. — Beulich, Kr. St. Goar.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Teller. — Grimmlinghausen.
a. LOGIRNI *Logirni*
b. LGIRN *L(o)girn(i)*
c. LOGI///NM *Logirn(i) m(anu)*

c. Von I ist nur die untere Hälfte erhalten, R durch Bruch ganz zerstört.

170. Schale. — Bonn.

LOLLIVSF *Lollius f(ecit)*

Auswärts X eingekratzt.

171. a. Schälchen. } Bonn.
b. Teller. }
c. Tasse. — Andernach.
a. LOSSAE }
b. LOSSAFEC } *Lossa fe(cit)*
c. IOSS/ }

a. E am Schlusse scheint mit F ligirt zu sein.
b. Ob A einen Qerstrich hat, ist nicht ganz sicher.
c. Der Horizontalstrich des L nicht erkennbar; — der zweite Schenkel des A ist nicht zum Ausdruck gelangt.

172. Flaches Schälchen. — Bonn.

OF·LVCCEI *Of(ficina) Luccei*

Buecheler, Bonn. Jahrb. LX S. 77.

I kommt nur schwach zum Vorschein und scheint kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet zu sein.

173. Schälchen. — Grimmlinghausen.

LVCICF *Luci of(ficina)*

174. a. Schale. — Bonn.
b. Teller? — Grimmlinghausen.
a. b. LVCIVſ *Lucius*

S hat eine cursive Form.

175. Modelschüssel einer Schale mit Stempelbildern. — Köln.
An der Seite zwischen den Verzierungen

LVPVSFE *Lupus fe(cit)*

Düntzer, B. Jahrb. XXXV S. 45; Kamp a. a. O. S. 6 n. 62.

176. Teller. — Grimmlinghausen.

LVSCIOF *Luscio f(ecit)*

Der Stempel ist in rückläufiger Schrift eingedrückt.

177. a. Schälchen. } Bonn.
b. Schälchen.

a. OF·MA
b. OF MA } *Of(ficina) Ma . . . .*

Beide Stempel sind nicht vollständig zum Abdruck gelangt.
a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 77.

178. a. Teller. } Grimmlinghausen.
b. Teller.

a. MACCARVSF
b. MACCARV//F } *Maccarus f(ecit)*

b. S vor F verwischt.

179. Teller. — Andernach.

MACCARI *Maccari*

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 165 Taf. VII, 43. Beide A ohne Querstrich.

180. a. Teller. — Köln.
b. Schüssel. — Bonn.

a. OFICMACCAR
b. OF·MACCAI///// } *Offi(cina) Maccar(i)*

a. Das zweite A ist kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet. — Auswärts TV eingekratzt.

b. Am Schlusse ist von R bloss der Verticalstrich theilweise noch erhalten.

181. Ornamentirte Schale. — Köln.

MAC·RI·M/ *Macri ma(nu)*

Der zweite Schenkel des A am Ende des Stempels ist nicht ausgeprägt.

182. a. Teller. — Grimmlinghausen.
b. Schale. } Bonn.
c. Teller.

a. MAGNVSF *Magnus f(ecit)*

b. MAGNI·F
c. MAGNIF } *Magni f(abrica)*

In den beiden ersten Exemplaren entbehren die A deutlich des Querstriches.

183. a. Schale.
b. Teller.
c. Teller.
d. Teller.
} Bonn.
e. Teller. — Andernach.

a. MAIANVSF
b. MAIANVSE
c. MAIANVSFE
d. MAIANVS/////
e. ////IAIM ?
} *Maianus fe(cit)*

a. b. d. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 77.

e. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 164 Taf. VII, 41.

a. Bei den Exemplaren a. und d. sind MA und AN in Ligatur, MA auch bei den drei anderen.

b. N und S sind rückläufig gebildet.

c. Dieser Stempel scheint ebenfalls ein verstümmeltes MAIANVS in rückläufiger Schrift zu sein.

184. Teller. — Grimmlinghausen.

MAI·IANVS *Maiianus*

Die hintere Hasta des N fehlt durch mangelhaften Abdruck.

185. Schälchen. — Bonn.

MAININAF *Mainina f(ecit)*

Die untere Hälfte des 3. und 4. Buchstabens ist nicht deutlich ausgeprägt.

186. Teller. — Bonn.

MAIOR·E *Maior fe(cit)*

E mit F ligirt.

187. Teller. — Bonn.

MALL·EE

Das zweite L nicht ganz zweifellos. — Ob *Mall(us) fe(cit)?*

188. Schale. — Bonn.

MARCELLINVS *Marcellinus*

M, A und L haben cursive Form, I ist kleiner gebildet und in L eingeschrieben.

189. a. Teller. — Grimmlinghausen.
b. Teller. — Neuss, Bahnhof.
c. Schälchen. — Bonn.

d. Schälchen. } Bonn.
e. Teller. }
f. Schälchen. — Remagen.
g. Schälchen. }
h. Schälchen. } Bonn.
i. Schüssel. }
k. Teller. }
l. Schale. — Grimmlinghausen.

a. MARTIALIS *Martialis*
b. MARTIALISF }
c. //MARTIALISF }
d. :MARTALFE }
e. MARTALFE } *Martialis fe(cit)*
l. ·MARTIALFE }
f. ////////RTAL·FE }
g. h. MARTAFE }
i. MARTIALSVA *Martialis Va . . . . .*
k. MART//////

a. Die Buchstaben des Stempels sehr durch Krätze zerstört.
c. Der vordere Theil von M nicht ganz ausgeprägt.
f. Der Anfang des Stempels abgebrochen.
i. Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 549e. Schuermans a. a. O. n. 3349.
k. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 77. — Der Rest des Stempels abgebrochen.

190. Schälchen. — Bonn.
MARCVSF *Marcus f(ecit)*

191. Näpfchen. — Bonn.
MASCI *Masci?*

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78. M und A ligirt. Nahe liegt *Mascl[i]*. Vgl. jedoch C. I. L. XII n. 5686, 557.

192. Teller. — Bonn.
//////SCLI *[Ma]scli*

Der erste Theil des Stempels ist nicht ausgeprägt.

193. Teller. — Bonn.
///OFMASCLIN *Of(ficina) Masclin(i)*

194. Schale. — Bonn.
OFMSCVI *Of(ficina) Mascu[l[i*

Bonn. Winkelmannsprogr. 1888 S. 40, 12. M und A in einem Zeichen verbunden. — Auswärts VIIRI eingekratzt. Vgl. Schuermans a. a. O. n. 3393. C. I. L. VII n. 1336, 672a.

195. Schälchen. — Bonn, Münsterplatz.

MSVE *Ma[n]suet(i)*

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 673. XII n. 5686, 564.

196. Schale. — Bonn.

MATTIM *Matti m(anu)*

197. Schälchen. — Grimmlinghausen.

·IVAM

In rückläufiger Schrift; die vordere Hälfte des M unvollständig ausgeprägt. Ob *Mavi?*

198. Flache Schale. — Pommern an der Mosel.

///AECCO FEC *Mecco fe(cit)*

Vgl. Schuermans a. a. O. n. 3470—3471.

199. Näpfchen. — Bonn.

MIICo////// *Meco*

O kleiner gebildet als die übrigen Buchstaben. — Vgl. Bonn. Jahrb. XXIX/XXX S. 216.

200. Schälchen. — Bonn.

MEB//////// Auswärts V eingekratzt.

Der Rest des Stempels ist abgebrochen.

201. Teller. — Pommern an der Mosel.

MEBBICVS im Kreise geschrieben.

202. a. Teller. — Bonn.

b. Schälchen. — Grimmlinghausen.

c. Schälchen.
d. Schälchen.
e. Schälchen.
f. Schälchen.
} Bonn.

g. Tasse. — Grimmlinghausen.

a. b. MEBBICF
c. d. MEBBICFC
e. MEBBICFL
f. MEBBICFI
g. MEBBIC////
} *Meddic(us) fec(it)*

e. u. f. E am Ende ist unvollständig ausgedrückt. Alle B sind gestrichen.

g. Der Rest des Stempels ist abgebrochen.

203. Ornamentirte Schale. — Grimmlinghausen.

MEΦILLV//// *Medillu[s]*

Vgl. C. I. L. VII, n. 1336, 690a. XII n. 5686, 576.

204. Teller. — Bonn.

MEDDIRIVS F *Meddirius f(ecit)*

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78.

Beide D gestrichen. Auf der Rückseite ×× XK also XX und XL eingekratzt.

205. a. Schälchen.
b. Schälchen.
c. Schälchen.
} Bonn.

a. MEDDVIF
b. MEDDVIE////
c. MEDDVEE
} *Meddul(us) fe(cit)*

a. Die sämmtlichen D der drei Stempel sind gestrichen.

b. E am Ende scheint mit F ligirt zu sein.

c. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 83. F auf den Kopf gestellt.

206. Teller. — Bonn.

MEDIVS F *Medius f(ecit)*

207. Schälchen. — Unbekannter Herkunft, wahrscheinlich vom Niederrhein.

MELAVSVSF *Melausus f(ecit)*

Aus der Sammlung Eberle; Katalog No. 1371. — Vgl. Schuermans, a. a. O. n. 3492.

208. Teller. — Bonn.

MILISSVS *Melissus*

209. Teller. — Billig bei Euskirchen.

MELISSVSF *Melissus f(ecit)*

210. a. Teller. — Grimmlinghausen.
b. Schale. — Bonn.
c. Näpfchen. — Grimmlinghausen.
d. Teller. — Bonn.

a. MEMORISM
b. //MMORM
c. //EMORM
d. MMORM
} *Memoris m(anu)*

b. Der erste Schenkel des M am Anfange des Wortes nicht ausgeprägt.

c. E kaum erkennbar, M vor E gar nicht.

d. Das erste M nur schwach erkennbar. — Vom letzten M ist die letzte Hasta nicht ausgeprägt.

211. Schale. — Unbekannter Herkunft.

MEMO *Memo(r)*

Der Stempel ist nicht vollständig ausgeprägt.

212. Näpfchen. — Grimmlinghausen.

MIIVI *Mevi*

I am Ende des Wortes ist nur halb ausgedrückt.

213. Teller. — Bonn.

OFAAI

M ist in zwei A zerlegt; der Stempel ist unvollständig ausgeprägt.

214. Teller. — Bonn.

///MIC///

Ob vor M noch ein Buchstabe gestanden hat, ist unsicher. Das Ende des Stempels ist zerstört; er scheint MICCIOF gelautet zu haben.

215. a. Schälchen.
b. Schälchen. } Bonn.

a. b. MICCIO *Miccio*

216. a. Teller. — Bonn.
b. Teller. — Wahrscheinlich Bonn.
c. Schälchen. — Bonn.
d. Teller. — Grimmlinghausen.
e. Teller. — Billig bei Euskirchen.

a. b. MICCIFEC
c. MICCIO·F
d. MICCIOF
e. MICCIOF } *Miccio fec(it)*

a. u. b. sind in rückläufiger Schrift eingedrückt.
c. Quer durch O geht ein Bruch.

217. Napf. — Grimmlinghausen.

MICCOF *Micco f(ecit)*

Im Rande des Fusses ist M eingeritzt.

218. Schälchen. — Bonn.

MICIO *Micio*

219. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OFMI·VGI

Derselbe Stempel C. I. L. VII n. 1336, 717. Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 596.

220. Schälchen. — „Am guten Mann" bei Urmitz.

MINVSOF *Minuso f(ecit)*

Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 594.

221. Schälchen. — Bonn.

MHA

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 84. N rückläufig gebildet. Das letzte Zeichen hält Buecheler für ein rückläufiges F.

222. a. Schälchen. — Trier.
b. Schälchen. — Bonn.
a. OFMO
b. OF·MO

223. a. Schälchen. } Bonn.
b. Schälchen. }
c. Schälchen. — Grimmlinghausen.
a. OFMOI
b. ɔFMOI
c. ///ɔFMOI

b. u. c. O im Anfang ist nicht ganz ausgeprägt.

224. a. Teller. } Bonn.
b. Schale. }
a. OFMODEST } *Of(ficina) Modesti*
b. //ɔFMODES }

225. Teller. — Neuss, Bahnhof.

MODEST·F *Modest(us) f(ecit)*

226. Schälchen. — Bonn.

MONIAN *Montan(i)*

Von T ist der Horizontalstrich nicht ausgeprägt.

227. Schälchen. — Andernach.

MONTANVS *Montanus*

228. Schälchen. — Bonn.

OFMONTA *Of(ficina) Montu(ni)*

229. a. Teller. } Bonn.
b. Schälchen. }
c. Teller. }
d. Schälchen. — Grimmlinghausen.

a. OFMONT·C
b. d. OFMONT·CI
c. OFMONT·CR

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78. Dass Schluss-C könnte auch für O gelten.

c. Von OF ist die obere Hälfte nicht zum Ausdruck gelangt.

230. a. Teller. — Grimmlinghausen.
b. Schälchen. — Bonn.
a. OFMONTO
b. OFMONT·OI

231. Schälchen. — Bonn.
MVIA

Der Stempel ist ziemlich undeutlich ausgeprägt. Ob *Mu-[r]a[ni]?*

232. Schälchen. — Bonn.
OFMVRAI *Of(ficina) Murani*

MV und AN sind ligirt.

233. Verzierte Schale. — Bonn.
N//////////

Der Rest des Stempels abgebrochen.

234. Schälchen — Bonn.
NACCAE *Nacca fe(cit)*

Am Schluss F und E ligirt. Vgl. Schuermans, Sigles figulins n. 3789.

235. Schälchen. — Bonn.
NAS

Der Rest des Stempels fehlt.

236. Schälchen. — Köln.
NASSIS Auswärts CVP eingeritzt.

Ein ähnlicher Stempel aus Oberwinterthur bei Schürmans Sigles fig. 3804. — Das letzte Zeichen scheint ein Compendium für SF zu sein.

237. a. Schälchen. — Neuss, Bahnhof.
b. Schälchen. — Unbekannten Fundorts.
c. Schälchen. } Bonn.
d. Schale. } Bonn.
e. Tasse. } Bonn.
f. Schälchen. — Köln.

g. Schälchen. } Bonn.
h. Tasse.

a. NASSO *Nasso*
b. NASSOF *Nasso f(ecit)*
c. e. NASSO·I·S·F
d. NASSO·I·S·F
f. NASSO·I·S·F *Nasso i . . . s . . . . . f(ecit)*
g. NASSO//////////
h. ///ASSO·I·S·F

c. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78. Für die Siglen I·S· ist noch keine genügende Erklärung gefunden.

d. Buecheler a. a. O. Das erste S, welches grösser als die übrigen Buchstaben ist und etwas höher steht, scheint hinein corrigirt zu sein.

e. NA nur schwach in diesem Exemplar erkennbar.

f. Der obere Theil des ersten S nicht ausgedrückt.

h. Der erste Buchstabe des Stempels abgebrochen. — S vor F nicht deutlich erkennbar.

238. Teller. — Grimmlinghausen.

NA//SOFEC *Na[s]so fec(it)*

Das erste der beiden S durch Bruch zerstört.

239. Schälchen. — Bonn.

NATALIS· *Natalis*

240. Schälchen. — Bonn.

OFNCIFNCI

241. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Unbekannter Herkunft.
c. Schälchen. — Bonn.
d. Schälchen. — Grimmlinghausen.

a. NEQVRES
b. NEQ////////// *Nequr(us) fec(it)?*
c. d. ///EQVRI

a. E und S enger zusammengerückt; S deutlich.

b. der Rest des Stempels ist abgebrochen.

c. d. Das erste jetzt schwach hervortretende Zeichen scheint ein mit dem folgenden E ligirtes N zu sein, dessen Hasta nicht ausgedrückt ist.

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 754.

242. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OFNI *Of(ficina) Ni . . . . .*

Der Rest des Stempels ist nicht ausgeprägt.

243. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OFF·NI////////

Das Ende des Stempels ist abgebrochen.

244. Schälchen. — Bonn.

OFNGRI *Of(ficina) Nigri*

N scheint mit I ligirt zu sein. Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 639.

245. Schälchen. — Grimmlinghausen.

NIA

N rückläufig gebildet.

246. Schälchen. — Andernach.

NILVSF *Nilus f(ecit)*

N nur schwach erkennbar.

247. Schälchen. — Bonn.

III NIN III Auswärts X eingeritzt

Die 3 Striche zu Anfang und am Schluss des Stempels scheinen Ornamente zu sein; das Schluss-N ist rückläufig gebildet.

248. Schälchen. — Bonn.

NO////////

Der Stempel unvollständig ausgedrückt.

249. Teller. — Bonn.

NOMOI

Die beiden zwischen N und M und M und I stehenden Zeichen scheinen blosse Interpunktionszeichen zu sein.

250. Teller. — Andernach.

NONICO *Noni Co . . . . .*

251. Teller. — Bonn.

NOTVSF *Notus f(ecit)*

252. Teller. — Bonn.

OFO////////

Der Rest des Stempels nicht ausgeprägt.

253. Teller. — Bonn.

OCISOF *Ociso f(ecit)?*

Vgl. Schuermans a. a. O. n. 3968.

254. a. Schälchen. } Bonn.
b. Schälchen. }

a. OECVS *Oecus*
b. ///FOECI *[O]f(ficina) Oeci*

a. Der oberste Querstrich des E nicht erkennbar.
b. Der Buchstabe vor F verwischt.

255. Schälchen. — Bonn.

ICOPPI

Das erste Zeichen nicht ganz sicher.

256. Näpfchen. — Bonn.

PAKMA

Sämmtliche Buchstaben dieses Stempels sind rückläufig gebildet. Vielleicht *Palma?*

257. Teller. — Bonn.

PARANVS FE *Paranus fe(cit)*

Bonn. Winkelmannsprogr. 1888 S. 40, 12, dessen Lesung hiernach zu berichtigen ist. — Unter dem Worte ist ein auf den Kopf gestelltes F eingeschnitten. Auswärts eingeritzt:

BASSIA
ALA
AUG·CO////

258. Teller. — Bonn.

PASSFI///// *Passen(i)*

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 83. Der unterste Querstrich des E fehlt, von dem folgenden N bloss die erste Hasta erhalten, hinter der der Stempel abgebrochen ist.

259. Teller. — Bonn.

PASSENI·M *Passeni m(anu)*

A ohne Querstrich.

260. a. Teller. — „Am guten Mann" bei Urmitz.
b. Schale. — Bonn.

a. OF·PASSEN
b. //FPASSENI } *Of(ficina) Passeni*

a. E und N sind ligirt.
b. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78. — A ohne Querstrich; beide S linksläufig gebildet.

261. Schälchen. — Bonn.

PASSIEF *Passie(nus) f(ecit)*

A ohne Querstrich; beide SS sind mangelhaft ausgeprägt.

262. Schüssel. — Bonn.

OF·PASSIEN *Of(ficina) Passien(i)*

A ohne Querstrich; N nur schwach durchschimmernd.

263. a. Schälchen. — Andernach.
b. Schälchen.
c. Teller.
d. Teller.
e. Schälchen.
f. Schälchen. } Bonn.
g. Schälchen.
h. Schälchen.
i. Schälchen.
k. Schälchen. } Grimmlinghausen.

a. i. OFPATRICI
k. OF·PATRICI
b. OFPATRICI
c. OFPATRC
d. OFPATRC
g. h. OFPATRC
e. OFPATRC
f. OF·PATR } *Of(ficina) Patrici*

e. Auswärts ANTHI eingekratzt.
h. Auswärts N eingeritzt.

264. Schale mit Lotosblättern auf dem Rande. — Köln.
PATRVINVSF *Patruinus f(ecit)*
Vom letzten Buchstaben nur der untere Theil der Hasta erhalten.

265. Schälchen. — Bonn.
PAV/////N *Pau[li]n(us)?*
Stempel sehr abgerieben.

266. Schälchen. — Bonn.
///PAVLLVS *Paullus*
Die Hasta von P nicht ausgedrückt.

267. Schale. — Bonn.
///FPAVLI *[O]f(ficina) Pauli*
O vor F nicht ausgeprägt; von der Hasta des F fehlt der untere Theil.

268. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Ravensbeuren auf dem Hunsrücken.
c. Schälchen.
d. Schälchen. } Bonn.

a. PIICVKIARPE
b. PECVKIAFE
c. PECVLIAF////
d. ///////VKIAF///
} *Peculiar(is) fe(cit)*

b. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXII S. 185.

d. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 79, der an *[I]ulia[nus] f(ecit)* dachte.

269. Verzierte Schale. — Planig bei Kreuznach.

PE/////G//RIV

Das letzte Zeichen sieht aus wie LI. Ob *Pe[re]gri[nus]?*

270. Schälchen. — Bonn.

PERRVSF *Perrus f(ecit)*

271. Teller. — Bonn.

OF·PETICI *Of(ficina) Petici*

Die beiden letzten Buchstaben sind kleiner als die übrigen. — Auswärts die Inschrift AMI eingekratzt, deren Anfang abgebrochen ist.

272. a. Schälchen.
b. Schale.
c. Schale.
} Bonn.

a. PETRVLLVSFX
b. PETRVLLVSI///
c. ///ETRVLLVSI///
} *Petrullus f(ecit)*

b. Von F sind am Schlusse der beiden Exemplare b. und c. nur noch Reste der Hasta vorhanden.

c. Der Anfang des Stempels abgebrochen.

273. Schälchen. — Bonn.

PIPERI *Piperi*

Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 692.

274. a. Verzierte flache Schale.
b. Schälchen.
} Bonn.

c. Schale. — Grimmlinghausen.

a. //DFPONTI
b. O////PONT
c. OF.PONTI///
} *Of(ficina) Ponti*

b. F ist beim Abdruck nicht zum Vorschein gekommen.

c. Im ersten O ein Punkt. — Der Punkt nach F steht ziemlich tief.

275. Teller. — Bonn.

PRIMAN *Primani*

Klein, Bonn. Winckelmannsprogr. 1888 S. 40, 12.

276. Teller. — Grimmlinghausen.

OF·PRM·SCI *Of(ficina) Primisci*

Auswärts ⅄ eingeritzt. — Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 866.

277. Teller. — Grimmlinghausen.

PRIMVLI *Primuli*

278. Teller. — Grimmlinghausen.

OFPRIMVLI *Of(ficina) Primuli*

MV in einem Zeichen; L vor I auf den Kopf gestellt.

279. Flacher Teller. — Asberg bei Moers.

PRIMIF

M stark abgerieben und daher schlecht erkennbar.

280. Flache Schüssel. — Neuss, Bahnhof.

PRIMI·MA/// *Primi ma(nu)*

Hinter MA ist unmittelbar der Stempel abgebrochen, so dass auch MAN da gestanden haben kann.

281. a. Teller. — Remagen.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Teller. — Kreuznach.

a. OF·PRIMI
c. //ƆFPRIMI } *Of(ficina) Primi*
b. OFPRIM

a. Das Schluss-I ist kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet.

c. Der vordere Theil der Rundung des O ist nicht ausgeprägt.

282. a. Teller. } Bonn.
b. Teller.

a. b. PRIMVS *Primus*

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 84. Die Buchstaben RIM sind sehr verkratzt. Auf der Aussenseite des Bodens SIMP eingeritzt, dann durch Striche getilgt und darunter seitwärts SIMPKII mit X über beiden II eingekratzt, ferner auf der Wandung ΛΛΛ und I>I.

283. Kleine Schale. — Bonn.

PRIMVSF *Primus f(ecit)*

284. Schale. — „Am guten Mann" bei Urmitz.

OFꟻ///ICIINI

Der Stempel ist nicht deutlich ausgeprägt, in der Mitte fehlt ein Buchstabe ganz. N ist rückläufig gebildet.

285. Schale. — Grimmlinghausen.

ROPVSFE *Ropus fe(cit)*

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 931.

286. Teller. — Grimmlinghausen.

RVFINI *Rufini*

287. Teller. — Bonn.

RVFINIM *Rufini m(anu)*

288. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OF·RVFIN *Of(ficina) Rufin(i)*

289. Napf. — Grimmlinghausen.

OFRVFI *Of(ficina) Rufi*

O ist kleiner als die übrigen Buchstaben gebildet.

290. Schälchen. — Planig bei Kreuznach.

RVTAEN// *Rutaen(i)*

A ohne Querstrich; die zweite Hasta des N nicht ausgeprägt. — Vgl. Becker, Die röm. Inschriften von Mainz S. 107 n. 187. C. I. L. XII n. 5686, 769.

291. a. Schälchen. — Billig.
b. Schälchen. — Bingerbrück.
c. Schälchen. — Engers.
d. Schälchen. — Bonn.
e. Teller. — Unbekannter Provenienz.
f. Schälchen. — Niederrhein.

a.—c. SJ·O
d. SJO·
e. ·SIO·
f. ·SJO·
} in rückläufiger Schrift.

Das erste Zeichen hat in allen Exemplaren eine krumme, sehr dem S ähnelnde Gestalt, so dass es wohl eher für S als für I anzusehen ist.

c. Der Querstrich am L nicht sichtbar.

O(fficina) L. S....? Vgl. Becker, die röm. Inschr. von Mainz S. 108 n. 204. Buecheler, B. Jahrb. LIX S. 43.

292. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Unbekannten Fundorts.

a. OFS
b. ·OFS·

b. Stammt aus der Sammlung Eberle.

293. Teller. — Bonn.

OFSAB *Of(ficina) Sab* . . . . . .

Der Rest des Stempels ist nicht ausgedrückt.

294. Teller. — Grimmlinghausen.

OFSABINIAM *Of(ficina) Sabiniani*

Am Schlusse des Wortes sind die Buchstaben ANI zu einem Zeichen verbunden.

295. a. Flache Schüssel.
b. Teller.
c. Teller.
d. Schale. } Bonn.
e. Näpfchen.
f. Teller. } Grimmlinghausen.
g. Schälchen. — Unbekannten Fundortes.

a.—f. SABINVS
g. SABINVS } *Sabinus*

e. Der Stempel ist auf diesem Exemplar mangelhaft ausgeprägt.

f. Die untere Hälfte der Buchstaben BI ist zerstört.

g. Die Buchstaben VS sind nur schwach erkennbar.

296. Schale. — Bonn.

SABINI *Sabini*

A ohne Querstrich; die punktirten Theile der Buchstaben B und N nicht mehr deutlich.

297. Schälchen. — Grimmlinghausen.

ABINIO *[S]abini o(fficina)*

Der Anfang des Stempels nicht vollständig ausgedrückt. — A ohne Querstrich.

298. a. Schälchen. — Asberg bei Moers.
b. Teller. — Billig bei Euskirchen.

SACIIR *Sacer*

299. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Billig.

a. //SACER·E////
b. SACIIRF } *Sacer f(ecit)*

a. Der Anfang und der Schluss dieses Stempels sind abgebrochen.

300. Teller. — Bonn.

SACIROF *Sac[e]r(i) of(ficina)*

A ohne Querstrich. — Auswärts VI eingeritzt.

301. Teller. — Bonn.

SACIANTR

Der Stempel ist mir nicht verständlich.

302. Kleiner Napf. — Bonn.

ACRAPV *[S]acrapu[s]?*

Das zweite A ohne Querstrich. Der folgende Buchstabe nicht ganz deutlich; ist eher P als T. Der Stempel scheint eigentlich breiter und sein Anfang und Ende nicht ganz ausgeprägt zu sein. Vielleicht ist er *[S]acrapu[s]* zu ergänzen. Vgl. Roulez, Bonn. Jahrb. XI S. 37. Schürmans, Sigles figulins n. 4863—4866.

303. a. Schälchen. — Bonn.
b. Teller. — Köln.

a. SALVE
b. SALVE } *Salve?*

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78.

304. Schälchen. — Bonn.

SALVETV//// Ob *Salve tu?*

Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 780.

305. Schälchen. — Bonn.

L·SAI·S *L. Sani S.....*

Auswärts X eingeritzt. — Vgl. Schuermans, Sigles figulins n. 4917.

306. Teller. — Bonn.

SARINVSF *Sarinus f(ecit)*

307. Napf. — Bonn.

OFSARINI *Of(ficina) Sarini*

308. Teller. — Grimmlinghausen.

OF·SARR/T *Of(ficina) Sarrut(i)*

309. Schale mit Reliefdarstellungen. — Andernach.

In cursiver rückläufiger Schrift ist zwischen den Ornamenten von unten nach oben eingeprägt:

SATTOFE *Satto fe(cit)*

A undeutlich ausgeprägt; das erste T abgerieben.

310. a. Teller.
b. Schälchen. } Bonn.

a. SCOTTIOF
b. SCOTTI·ΘF } *Scotti of(ficina)*

a. Beide T haben einen gemeinsamen Horizontalstrich.
b. Im zweiten O ein Punkt.

311. Teller. — Bonn.
SECVN·F *Secun(dus? dinus?) f(ecit)*

312. Schälchen. — Pommern an der Mosel.
SECVNDINV/// *Secundinu[s]*

Der Stempel ist nach dem zweiten V abgebrochen.

313. Teller. — Bonn.
SECVNDINI *Secundini*

314. a. Schälchen. — Bonn.
b. Schälchen. — Grimmlinghausen.
c. Schälchen.
d. Schälchen.
e. Schälchen.
f. Schälchen. } Bonn.

a. SECVNDI
b. SECVNDI } *Secundi*
c. SECVNDI
d. SECVNDIM
e. SECVNDIM } *Secundi m(anu)*
f. SECVNDIOF *Secundi of(ficina)*

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78.
b. Das Schluss-I kleiner gebildet.
f. S nur zum Theil ausgeprägt.

315. Schälchen. — Grimmlinghausen.
SECVNDVS *Secundus*

316. Schälchen. — Bonn.
SECVRI *Securi*

S mangelhaft ausgedrückt.

317. Schälchen. — Bonn.
SENNI// *Senni*

Die zweite Hasta des zweiten N ist kaum erkennbar. — Vgl. Schuermans a. a. O. n. 5099—5101.

318. Schälchen. — Bonn.
SENOM *Senom . . . . .*

EN sind mit einander ligirt. — Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 815.

319. Flacher Teller. — Unbekannten Fundortes.

C·SENT *C. Sent(ii)*

ENT am Schlusse in einem Zeichen verbunden. Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 818. — Auswärts LEGTRA eingekratzt.

320. a. Schälchen.
b. Schale. } Bonn.

a. SERVAF *Serva . . . . f(ecit)*
b. SERVAOF *Serva . . . . of(ficina)*

321. Schälchen. — Bonn.

SEVERI *Severi*

S im Anfang des Wortes schlecht erhalten.

322. a. Schale.
b. Schälchen.
c. Schälchen.
d. Schälchen. } Bonn.

a. OF·SEVER+
b. OF SEVERI
c. OFSEVEI
d. /////EVERI } *Of(ficina) Severi*

a. Das Schluss-I hat einen Querstrich in der Mitte.

b. F ist cursiv gebildet durch kleineren Strich neben der Hasta; VER sind mit einander ligirt.

c. Das letzte Zeichen des unvollständig ausgeprägten und linksläufigen Stempels ist jedenfalls R gewesen. — Auswärts am Rande ist A eingeritzt.

d. Der vordere Theil des rückläufigen Stempels jetzt abgebrochen.

323. Teller. — Grimmlinghausen.

OSEVERI *O(fficina) Severi*

324. Näpfchen. — Grube Silbersand bei Mayen.

SILVAN *Silvan(i)*

325. Flache Schale. — Pommern an der Mosel.

ЄSILV///// *O(fficina) Silv . . . .*

Das erste Zeichen scheint ein verdorbenes O zu sein.

326. Schale. — Grimmlinghausen.

SILVINI *Silvini*

S rückläufig gebildet.

327. a. Schälchen. — Grimmlinghausen.
b. Näpfchen. — Bonn.

a. b. OFSILVINI *Of(ficina) Silvini*

328. Schälchen. — Bonn.

OF·SILVI *Of(ficina) Silvi*

V in L eingefügt. — Auswärts ⅄ eingeritzt.

329. Teller. — Bonn.

SILVI·OF *Silvi of(ficina)*

330. Flacher Teller. — Trier.

SOLLI *Solli(i)*

331. Schüssel. — Grimmlinghausen.

SVLPICI
darüber: SVLPICI
SVLPICI *Sulpici(i)*

332. Teller. — Beim Eisenbahnbau bei Engers.

SVRDIKKVSFE *Surdillus fe(cit)*

333. Schale. — Andernach.

I·ƎR·SECVN *L. Ter(entii) Secun(di)*

Von dem ersten Buchstaben, welcher nach Ausweis anderer Exemplare L war, ist bloss die verticale Hasta vorhanden. Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 1113. XII n. 5686, 869. — Im zweiten Worte sind TER mit einander ligirt.

334. a. Schälchen.
b. Näpfchen. } Bonn.

a. RTIVSI///
b. ////ƎRTIVSF } *[T]ertius f(ecit)*

a. Der Anfang des Stempels nicht ausgeprägt.

b. Im Anfang des Stempels ist T und der Verticalstrich des E abgebrochen.

335. Schälchen. — Bonn.

TITVLVSF *Titulus f(ecit)*

Der Stempel ist in rückläufiger Schrift eingedrückt.

336. Kleine Tasse. — Andernach.

L†I† *L. Titi*

Beide Male ist die Hasta des T durch den Horizontalstrich durchgezogen.

337. a. Schälchen. — Köln, Appellhof.
b. Teller. — „Am guten Mann“ bei Urmitz.
c. Tasse. — Köln.
d. Schale. — Bonn.
e. Schälchen. — Köln.

a. TOCCA
b. TOCCA
} *Tocca*

c. TOCCAF
d. TOCCA FEC
e. TOCCAFX
} *Tocca fec(it)*

d. Dieser Stempel ist im Kreise eingedrückt.

338. a. Teller.
b. Schälchen.
} Bonn.

c. Teller. — Heddesdorf bei Neuwied.

a. b. TRITVSI
c. TRITVSF

Vor dem Anfang-T auf allen drei Exemplaren ein horizontaler Strich.

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 80. — Das Schluss-F hat cursive Form.

c. Der mittlere Querstrich des F ist weit herausgezogen. — Aussen auf der Wandung ist eingekratzt: ADIVTORIS.

339. a. Schüssel. — Neuss, Bahnhof.

b. Schälchen. — Bonn.

a. VRBANVSF
b. VRBAN////
} *Urbanus f(ecit)*

b. Der Stempel hinter N abgebrochen, von dessen zweiter Hasta der obere Theil ebenfalls fehlt.

340. Teller. — Andernach.

VRITVES

Die Horizontalstriche des E sind auffallend fein und kurz.

341. Kleine Tasse. — Andernach.

UXI

Die Lesung ist nicht ganz sicher, die einzelnen Zeichen sind schlecht erkennbar.

342. Schälchen. — Billig.

OFV *Of(ficina) V . . . . . .*

Der Rest des Stempels ist nicht ausgedrückt.

343. Ornamentirte Schale. — Grimmlinghausen.

V . . . AI

Der Stempel ist sehr mangelhaft ausgeprägt. Zwischen V und dem letzten Zeichen, welches sowohl AI als N sein kann, ist ein Raum für drei Buchstaben.

344. a. Schälchen. } Bonn.
b. Teller.

VACRI *Vacri*

345. Schälchen. — Bonn.

VAP

Das letzte Zeichen, welches sehr undeutlich ausgedrückt ist, kann sowohl für D als auch für R gelten. *Vad . . . .? Var . . . .?* Vgl. Becker, Die röm. Inschriften von Mainz S. 108 n. 215.

346. Tasse. — Andernach.

VAHI

Der dritte Buchstabe des Namens ist nicht ganz deutlich. — Ob *Vani?*

347. a. Teller. — Andernach.
b. Schälchen. — Grimmlinghausen.

a. OVARII } *Of(ficina) Varii?*
b. OVARI

b. Im V ein Punkt.

348. Tasse. — Andernach.

VT *Vati?*

V und A mit einander ligirt. — Das letzte Zeichen, über dessen Horizontalstrich die Hasta etwas herausragt, scheint TI zu sein.

349. a. Kleine Tasse. } Andernach.
b. Kleine Tasse.
c. Kleine Tasse.
d. Kleine Tasse. — Trier.

a.—d. V·A·T·O·

Die einzelnen Buchstaben des Stempels sind zwischen ins Kreuz gestellten Linien vertheilt.

a.—c. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 160. 162. 168, wo ATVI gelesen wird. Ob *Vato?*

350. a. Schälchen. — Andernach.
b. Schälchen. — Bonn.
c. Tasse. — Neuwied.

a. ///ENICARVS } *Venicarus*
b. VENICA//////
c. VENICA//////

Der erste Stempel ist im Anfange, die beiden anderen am Ende verstümmelt.

351. a. Teller. — Asberg bei Moers.
b. Schale. — Bonn.
c. Teller. — Asberg bei Moers.
d. Teller. } Bonn.
e. Schälchen. }

a. VƎRECVNDVS
b. VƎRECVNDVS
c. VƎRECVDV } *Verecundus*
d. VƎRECVDV
e. VERECV

a. Im ersten E, welches mit R verbunden ist, fehlt der mittlere Querstrich.

c.—e. Diese drei Stempel sind nicht vollständig beim Abdruck zum Vorschein gekommen. Bei den Exemplaren c. und d. sind VND ligirt.

d. Auswärts ist auf der einen Seite eingekratzt: VALC, auf der anderen Seite ИVNEC.

352. a. Oblonge Schüssel. — Köln.
b. Schale. — Bonn.

a. VERVS-E } *Verus fe(cit)*
b. VE///VS-E }

a. Kamp a. a. O. S. 7 n. 122. Vgl. Klein, B. Jahrb. LXXXIV S. 108 f. Taf. II Fig. 1.

Am Schlusse beider Stempel FE ligirt.

353. Schälchen. — Bonn.
VESPO-F/// *Vespo fe(cit)*

Der obere Theil von F ist nicht ausgeprägt.

354. Schälchen. — Bonn.
VEV

Der Rest des Stempels ist unausgeprägt geblieben.

355. Unbestimmt. — Bonn.
OF·VI//////

356. Schälchen. — Grimmlinghausen.
CV·I·A·/////

Der Stempel ist am Schlusse abgebrochen.

357. Schale. — Andernach.
OFVIA *Of(ficina) Via* . . . . .

Der Rest des Stempels blieb unausgeprägt.

358. Schälchen. — Bonn.
OF·VICT///// *Of(ficina) Vict* . . . .

Der Stempel ist unmittelbar hinter T abgebrochen.

359. Schälchen. — Bonn.

VICTOP||| *Victor*

O kleiner, die Schleife des R fehlt.

360. Ornamentirte Schale. — Bonn.

Zwischen den Ornamenten von oben nach unten laufend in rückläufiger Schrift:

VICTORINVS *Victorinus*

361. Teller. — Saarlouis?

VIMPVS *Vimpus*

Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 1177. Becker, die röm. Inschr. von Mainz S. 108 n. 230.

362. a. Teller. } Bonn.
b. Teller. }

a. VINDVS F
b. VINDVS F· } *Vindus f(ecit)*

b. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78. Auf der Aussenseite des Bodens im Kreise eingekratzt: A·IVLVENVSTI, ferner unter dem A in gleicher Linie mit dem Schluss-I von VENVSTI nochmals A.

363. a. Schälchen. }
b. Teller. } Bonn.
c. Teller. }
d. Schälchen. }

a. //DFICVIRIL·::
b. OFICVIR
c. OFVIRIL } *Of(ficina) Viril(is)*
d. OFVIRII///

a. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 83. Das verstümmelte Zeichen im Anfang scheint eher ein O als ein F zu sein.

c. Der obere Querstrich des F ist nicht zum Ausdruck gelangt. — Auswärts ist V eingeritzt.

d. L hinter I ist mangelhaft ausgeprägt.

Vgl. N. 44 dieser Sammlung.

364. Schälchen. — Bonn.

VIRIVIS *Vir[t]u[ti]s?*

Die obere Rundung des R und die Schenkel des V unten sind nicht geschlossen; T von I nicht zu unterscheiden. — Auswärts ist VX eingeritzt.

365. Teller. — Bonn.

VIRTVSFE *Virtus fe(cit)*

366. Teller. — Grimmlinghausen.

VIRTVTIS *Virtutis*

Vor dem Anfang-V ein horizontaler Strich zur Einführung des Namens.

367. Schälchen. — Grimmlinghausen.

VITA *Vita(lis)?*

Der Rest des Stempels ist unausgeprägt geblieben.

368. Teller. — Grimmlinghausen.

VITALI *Vitali(s)*

A ohne Querstrich. — Auswärts AMANDI X eingekratzt.

369. a. Teller. — Unbekannten Fundortes.
b. Schälchen. } Grimmlinghausen.
c. Schälchen.
a. VITAL
b. ·VITA } *Vital(is)*
c. VITA

c. Der Horizontalstrich am Fusse des A zur Bezeichnung des L ist auffallend kurz.

370. Teller. — Andernach.

VITALISFE *Vitalis fe(cit)*

371. a. Grosse Schüssel.
b. Schale. } Bonn.
c. Teller.
d. Schüssel. — Billig.
e. Teller.
f. Schälchen.
g. Schälchen. } Bonn.
h. Schälchen.
i. Teller.
k. Teller. — Remagen.
a. OFVITALIS·P
b. OFVITALS
c. OFVITAL
d. OF·VITA } *Of(ficina) Vitalis*
e. OFVITA
f. OFVITA
g. h. OF·VITA

i. ΘF·VITA
k. OF·VITA } *Of(ficina) Vitalis*

a. Was P hinter dem Namen bezeichnet, ist mir nicht klar.

c. Der Horizontalstrich des A ist schräg von der Rechten zur Linken herabgehend gebildet. — Auswärts X eingekratzt.

h. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78.

i. Buecheler a. a. O. — Im O ein Punkt; die untere Hälfte des A nicht ausgeprägt.

k. Vor O ein horizontaler Strich. — Mit A scheint ein zweites T ligirt zu sein.

372. Teller. — Bonn.

VITALIS·OF *Vitalis of(ficina)*

Auswärts eingekratzt: LA////.

373. Teller. — Bonn.

UOCUTOSUS *Vocutosus*

In rückläufiger Schrift. Sämmtliche V unten abgerundet.

374. a. Teller.
b. Teller. } Andernach.
c. Teller.

d. Schälchen.
e. Teller. } Bonn.

a. XATH *Ate(i) Xanth(i)*

b. ·X·ATN
c. ·X·ATN } *Xanthi*

d. XAN *Xan(ti)*

e. —XſANI *Xsanti*

a. Koenen B. Jahrb. LXXXVI S. 164 Taf. VII, 21. — Auswärts RVS eingeritzt.

b. c. Koenen a. a. O. S. 161. In beiden Exemplaren sind die Buchstaben ANTH durch eine Ligatur ausgedrückt, welche sich typographisch nicht entsprechend wiedergeben lässt.

d. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 158 Taf. V, 44. N rückläufig gebildet.

e. Buecheler, B. Jahrb. LX S. 78. Vor X ein horizontaler Strich zur Einführung des Namens.

Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 85. Schuermans a. a. O. n. 541.

375. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OΓCXA

Ob *Of(i)c(ina) Xa[nthi]?*

376. Schälchen. — Neuss, Bahnhof.

XIIX

377. Schälchen. — Grimmlinghausen.

XII≍II

Das unvollständig ausgeprägte Zeichen war X.

Verstümmelte oder unleserliche Stempel.

1. Tasse. — Asberg bei Moers.

ⱭMI///c

Das zweitletzte Zeichen scheint A zu sein. Von dem letzten Zeichen ist bloss eine kleine Rundung vorhanden.

2. Schälchen. — Grimmlinghausen.

AJVO

Vielleicht *[C]alv(i) o(fficina)?*

3. Schale. — Köln.

/////NSTVSJ

Der schräge Strich vor S scheint von einem A herzurühren.

4. Teller. — Andernach.

//////ANVS

Zwei Buchstaben fehlen. Ob [MI]ANVS?

5. Teller. — Bonn.

/////ANVSS

N und die beiden S sind rückläufig gebildet.

6. Schälchen. — Bonn.

/////ⱢPV

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 79. — Der erste Buchstabe scheint A oder M gewesen zu sein.

7. Schälchen. — Grimmlinghausen.

/////ARRAF

Ob *[S]arra f(ecit)?* Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 785.

8. Teller. — Unbestimmten Fundorts.

///^IVSF

Das erste Zeichen scheint eher C als S zu sein.

9. Teller. — Asberg bei Moers.

C/////////AV

Zwischen C und den beiden letzten Buchstaben eine Lücke von 4 Buchstaben.

10. Schälchen. — Billig.

////ILI

Das erste erhaltene Zeichen kann C oder auch F sein.

11. Teller. — Bonn.

//////CV///E

12. Tasse. — Andernach.

////ILNI

13. Flacher Teller. — Unbekannten Fundorts.

ICIANVS

Der Anfang des Stempels scheint nicht ausgeprägt zu sein.

14. Schälchen. — Bonn.

/////IMIFI

15. Schale. — Bonn.

/////INI·M

Klein, Bonn. Winckelmannsprogr. 1888 S. 40 n. 12.

16. Schälchen. — Bonn.

ILV////N

Ob [S]ILV[I]N[I]?

17. Teller. — Billig.

/////IAΓ

18. Tasse. — Bonn.

///ITVS

Buecheler, B. Jahrb. LX, 79, welcher beispielsweise *Avitus* ergänzte.

19. Schälchen. — Bonn.

IVID

Das letzte Zeichen kann D sein.

20. Schälchen. — Bonn.

///LBVIA

21. Teller. — Bonn.

//////LL·F

Klein, Bonn. Winckelmannsprogr. 1888 S. 40 n. 12.

22. Schale. — Grimmlinghausen.

////MI////VBIK

23. Teller. — Bonn.

////MAR//////

Zu Anfang fehlt 1, höchstens 2 Buchstaben; der durch Krätze zerstörte Stempel scheint *Mar[tialis]* gelautet zu haben.

24. Schälchen. — Bonn.

//////////NI

25. Teller. — Pommern an der Mosel.

//////////NF

Der obere Horizontalstrich von F nur schwach erkennbar.

26. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OF···M·

Ob *Of(ficina) [Pri]m[i]?*

27. Teller. — Grimmlinghausen.

////////NVSN

28. Teller. — Andernach.

////RICI·M

29. Schälchen. — Bonn.

////RICI·M

30. Schälchen. — Bonn.

//////RETOΓ

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 84, welcher IITOF las.

31. Schälchen. — Köln.

//////RIIVS////

32. Tasse. — Bonn.

/////SSIVSEIGAN

Der Anfang des Stempels nicht ausgeprägt, ebenso das Ende. — V unten nicht geschlossen, der unterste Horizontalstrich des E ist herausgezogen und sehr nahe an die folgende Hasta gerückt, das drittletzte Zeichen kann sowohl G als CI sein.

Wohl: . . . *ssius Eugam(us)?*

33. Schälchen. — Bonn.

S//////TIF

Die zwischen S und T liegenden Zeichen nicht ausgeprägt.

34. Teller. — Bonn.

//////SF·

Buecheler, B. Jahrb. LX S. 79.

35. Teller. — Bonn.

////////STI Auswärts eingekratzt //////IVT

36. Schale. — Grimmlinghausen.

////////STOFI

37. Schälchen. — Grimmlinghausen.

VC·ISFII

38. Schälchen. — Bonn.

////VDIVS

39. Teller. — Pommern an der Mosel.

////VRVSF

Stempel vorne abgebrochen.

40. Schälchen. — Bonn, Heerstrasse.

Völlig abgeriebener Stempel in 2 Zeilen von je 3—4 Buchstaben. Auswärts IVC eingeritzt.

IX. Gefässe aus Terra nigra mit Inschriften.

1. a. Grosse runde flache Schüssel. — Andernach.
b. Flacher Teller. — Andernach.

a. ACVTO
b. ACVTO } *Acut(i) o(fficina)*

Beide Stempel sind viermal wiederholt.

b. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 157 u. 164. Taf. V, 35.

2. Tellerchen. — Andernach.

ACVTI
OSAVO

In der zweiten Zeile S rückläufig gebildet; die Querstriche des A schief von der Rechten zur Linken hinabgehend. — Ob *Acuti o(fficina) vaso(rum)?*

3. Teller. — Andernach.

AGIVIO *Agili(s) o(fficina)*

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 156, der OCITIO gelesen hat. — Die Buchstaben rückläufig gebildet.

4. Teller. — Kreuznach.

ANDRO *Andr . . . . . o(fficina)*

5. Teller. — Andernach.

ATTAF *Atta f(ecit)*

Das letzte Zeichen scheint ein mit A ligirtes F zu sein.

6. Grosse Schüssel. — Andernach.

CALAV dreimal wiederholt

Calav(a). Vgl. C. I. L. XII n. 1336, 208.

7. Teller. — Kreuznach.

CANDECO

C im Anfang des Stempels nur schwach ausgeprägt.

8. Teller. — Kreuznach.

CANICOI

Ob das letzte Zeichen I oder S ist, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

9. Teller. — Andernach.

CARISSO
RITVSCIA

Der Stempel ist mir nicht verständlich.

10. Schälchen. — Andernach.

OFCATI *Of(ficina) Cati*

11. Schälchen. — Andernach.

CERIALI·MA *Ceriali(s) ma(nu)*

12. Schälchen von dunkelbraunem Thon. — Heddesdorf bei Neuwied.

COCVSF *Cocus f(ecit)*

Auf dem äusseren Rande ///MAIANI eingeritzt.

13. Teller. — Andernach.

COMVN//// *Com[m]un[is]*

M ist so gebildet, dass die Enden der einzelnen Striche nicht zusammenstossen. — Der Schluss des Stempels abgebrochen.

14. Flache Schüssel. — Unbekannten Fundorts.

COSIIDO *Cosedi(i) o(fficina)?*

Der Stempel ist dreimal wiederholt. Vgl. Kamp, Die epigr. Anticaglien in Köln S. 7 n. 106.

15. Teller von grauem Thon. — Fundort: unbekannt.

DACORII *Daco[r]ii*

Ob das fünfte Zeichen R oder B ist, ist nicht bestimmt zu unterscheiden.

16. a. Teller. } Andernach.
b. Tasse. }

a. b. DOE

17. Grosse Schüssel. — Andernach.

EMMA

Das zweite Zeichen könnte ein in zwei Theile zerlegtes M sein.

18. Teller. — Andernach.

IIOCIO

Der Stempel scheint nicht vollständig ausgeprägt zu sein.

19. Becher oder Urne. — Grimmlinghausen.

Unter dem Boden:

GIIKKIVS *Gellius*

S hat cursive Form.

20. Teller. — Köln.

I///AL///II

21. Teller. — Bonn.

IANVARIVS·F *Ianuarius f(ecit)*

22. Flache Schüssel. — Köln.

ILLVSVS dreimal wiederholt

S cursiv gebildet. — *Illusus.*

23. Flache Schale. — Andernach.

INDVTIO *Induti o(fficina)*

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 157 Taf. V, 18, nicht ganz genau; besser S. 163.

24. Kleine Tasse. — Andernach.

IO

O fast gebildet wie ein griechisches Δ.

25. a. Teller. — Köln.
b. Teller. — Unbekannten Fundorts.

a. IOCARAF
b. IOCARAF } *Iocara f(ecit)*

b. Der Anfang dieses Stempels ist mangelhaft ausgeprägt.

26. Teller. — Andernach.

OF·IVCVN *Of(ficina) Iucun(di)*

27. Teller. — Andernach.

IV.L·IOS *Iulios*

L hat oben rechts und unten links einen Punkt.

O kleiner als die übrigen Buchstaben. — Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 522.

28. Schüssel. — Andernach.

IVLIVS *Iulius*

Der Stempel dreimal wiederholt. — Beide V unten nicht ganz geschlossen.

29. Teller. — Unbekannten Fundorts.

LII

30. a. Tasse.
b. Tasse. } Andernach.

a. b. M

b. Bei diesem Exemplar der Stempel zum Theil zerstört.

31. Teller. — Andernach.

M///SCLH

Die in der Mitte fehlenden Buchstabenreste mit der Glasur abgesprungen. Wohl *M[a]scli(nus?) f(ecit).*

32. Schälchen. — Andernach.

MEDDICF *Meddic(us) f(ecit)*

33. Kleine Tasse. — Andernach.

MIN *Min . . . . .*

Der Stempel ist unvollständig ausgeprägt; vor dem M noch eine schwache Spur eines vertikalen Striches, der indessen kein Buchstabenrest zu sein scheint.

34. Gefäss aus schwarzbraun glasirtem Thon. — Bonn.

MONTANI *Montani*

Das erste N rückläufig gebildet. — Auswärts BAIBIVT eingeritzt. Bonn. Winckelmannsprogr. 1888, S. 40.

35. Teller. — Bonn.

NERTVS

Vielleicht ist der Stempel vorne unvollständig. Nahe liegt: *Cob]nertus, Ma]nertus* u. s. w.

36. Tasse. — Andernach.

NON

Beide N sind rückläufig gebildet. — Vgl. Schuermans a. a. O. n. 3922.

37. Napf. — Andernach.

NONII//I

Koenen, B. Jahrb. LXXXVI, S. 166. Die erste Hasta des N ist nicht ausgeprägt. — Das Zeichen nach O kann sowohl für V als für ein mit O ligirtes N gelten, da es sehr nahe an O gerückt ist.

38. Teller. — Andernach.

OIIIΓVS

Die Lesung ist nicht ganz zweifellos.

39. Schale. — Andernach.

PHISCVS *Priscus?*

Die Lesung des Stempels ist nicht ganz sicher. P ist durch Querstrich neben der Hasta bezeichnet. Von R fehlt die Rundung. C ist fast wie O gebildet. — Auswärts ist X eingekratzt.

40. Teller. — Unbekannten Fundorts.

PVCCAII

P ist zweifellos; V scheint aus O corrigirt zu sein. Die Lesung TOCCA scheint ausgeschlossen.

41. Gefässdeckel. — Wahrscheinlich Köln.

DIVRIIS
DIVRIIS } *Servi o(fficina)*

Die Hälfte des O ist unausgeprägt geblieben. Derselbe Stempel bei Kamp a. a. O. S. 6 n. 57.

42. Teller. — Unbekannten Fundorts.

SICN *S[e]c[u]n(dus)?*

N rückläufig gebildet und vielleicht mit V ligirt.

43. Urne. — Planig bei Kreuznach.

TASCO unter dem Boden

Ob *Tasc(i)* oder *Tasc(illi) o(fficina)?* Vgl. Schuermans a. a. O. n. 5378—5383. C. I. L. VII n. 1336, 1103.

44. Teller. — Andernach.

ΓORNO *Torno(s).*

Die vordere Hälfte des Querstrichs von T nicht ausgedrückt.

45. a. Teller.
b. Kleine Tasse. } Andernach.

a. TORNOS
VOCARI
b. IORNOS
VOCARI } *Tornos Vocari*

a. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 165.

b. Der ganze Stempel ist sehr undeutlich ausgeprägt. Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 1135. Schuermans a. a. O. n. 2689.

46. Teller. — Unbekannten Fundorts.

V/Λ

Das mittlere Zeichen kann entweder für ein gestrecktes S gelten, oder es gehört zum folgenden Zeichen und ist der Vorderschenkel eines mangelhaft ausgeprägten M.

47. Kumpiger Teller. — Unbekannten Fundorts.

VΛIIVS *Vanus.*

Der Mittelstrich des N nicht ganz deutlich; das S hat eine etwas gestreckte Form.

48. Kumpige Schüssel. — Andernach.

VΛRVS *Varus*

Mit rückläufiger Schrift.

49. Kumpiger Teller. — Köln, Severinsthor.

VIIA

Der Stempel ist unvollständig ausgeprägt; das letzte Zeichen, von dem noch zwei Schrägstriche sichtbar sind, kann A sein.

50. Tiefe Schüssel. — Remagen.

VIA

Der Rest des Stempels ist unausgeprägt geblieben.

51. Kumpiger Teller. — Unbekannten Fundorts.

XIA

Ein ähnlicher Stempel, welcher ebenfalls unvollständig zu sein scheint, bei Kamp a. a. O. S. 8 n. 130.

Hierzu kommt noch eine beträchtliche Anzahl kaum oder gar nicht leserlicher Stempel. Von ihrer Mittheilung habe ich hier um so mehr Abstand nehmen zu müssen geglaubt, als für eine getreue Wiedergabe der graphischen Form durch den Druck, welche allein die richtige Entzifferung ermöglichen kann, die Mittel fehlten.

Nachträge.

a) Zu den Geschirren aus Terra sigillata.

Nachdem das vorstehende Verzeichniss bereits abgeschlossen und dem Drucke übergeben worden war, sind noch die nachstehenden Gefässreste aus Terra sigillata mit Stempelinschriften in das hiesige Provinzial-Museum gelangt. Sie stammen sämmtlich mit Ausnahme der unter No. 1 und 25 aufgeführten Stücke, welche in einem Grabe unweit des von Morshausen (Hunsrück, Kr. St. Goar) nach Burgen an der Mosel führenden Gemeindeweges gefunden und No. 8, 15 und 18, welche zu Merkenich unweit Köln unlängst ausgegraben worden sind, aus dem römischen Lager bei Grimmlinghausen oberhalb Neuss.

1. Schälchen. — AM////////// *Am . . . . . .*
   Das zweite Zeichen ist M gewesen.
2. Schälchen. — AQVITAN *Aquitan(i)*
3. Teller. — OFAQVIT/ *Of(ficina) Aquitani*
4. Flacher Teller. — BASSI *Bassi*
5. Schälchen. — OFBASSI } *Of(ficina) Bassi*
5a. Teller. — OFBASSI }

6. Napf. — OFCAIVI

Die untere Hälfte der drei letzten Buchstaben ist nicht ausgeprägt. Höchst wahrscheinlich *Of(ficina) Calvi*

7. Teller. — C^NAVI/// *Canavi?*

Der zweite Buchstabe ist nicht deutlich ausgeprägt.

8. Kumpiger Teller. — CAPRASIVS *Caprasius*

Der dritte und vierte Buchstabe ist mit der Glasur theilweise zerstört. — Vgl. C. I. L. VII n. 1336, 230. Schuermans a. a. O. n. 1063.

9. Teller. — CERMANI *Germani*

Der erste Buchstabe ist ein deutliches C.

10. Schälchen. — SEXIV/////// *Sex(ti) Iu . . . . . .*

Der Rest des Stempels ist abgebrochen.

11. Näpfchen. — INGENV/// *Ingenu(i)*

Das letzte Zeichen, welches sehr mangelhaft beim Abdruck zum Vorschein gekommen ist, ist V.

12. Schale. — OFIVCVNDI *Of(ficina) Iucundi*

13. Schälchen. — OFIVCVN

Die beiden letzten Buchstaben des Stempels sind nur schwach zum Vorschein gekommen; es lässt sich daher auch nicht entscheiden, ob N mit D in einem Zeichen ligirt war.

14. Teller. — OF·LABIO *Of(ficina) Labio(nis)*

Die untere Hälfte des Schluss-O ist abgebrochen.

15. Kumpiger Teller. — LVCIVSI// *Lucius f(ecit)*

Das letzte Zeichen, welches F war, ist mangelhaft ausgeprägt. — Vgl. Schuermans a. a. O. n. 3056.

16. Teller. — OF·MACCAR *Of(ficina) Maccar(i)*

Der Punkt nach F ist, was sich durch den Druck nicht wiedergeben lässt, unter den unteren Horizontalstrich des F gesetzt.

17. Tasse. — MEDDIRIVSF *Meddirius f(ecit)*

Beide D sind gestrichen.

18. Schale. — MINVTVS *Minutus*

S ist rückläufig gebildet.

19. Teller. — ƆFMVRR//////

Die untere Hälfte der vier ersten Buchstaben ist jetzt ausgebrochen, ferner sind die beiden ersten Zeichen OF sehr undeutlich ausgeprägt.

20. Teller. — OF·PRIM *Of(ficina) Prim(i)*

21. Ornamentirte Schale. — ///FPRIMI *[O]f(ficina) Primi*

22. Teller. — ///ARTVSF *[Q]uartus f(ecit)*

Von Q ist bloss ein Rest des Schwanzes sowie von dem darauf folgenden mit A ligirten V der untere Theil des ersten Schenkels erhalten; das Uebrige abgebrochen.

23. Tasse. — QVI//N *Quin[ti?]*

Zwischen I und N ist ein grösserer Zwischenraum als zwischen den übrigen Buchstaben; indessen scheint nichts zu fehlen. — I ist nur sehr schwach erkennbar.

24. Schälchen. — SALVETV *Salve tu?*

Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 780. Schuermans, Sigles fig. n. 4895.

25. Teller. — SVCCESSI *Successi*

Vgl. Jahresbericht der Gesellsch. f. nützl. Forschung. zu Trier 1863/64 S. 36.

26. Ornamentirte tiefe Schale. — OF·VITA·

Der Horizontalstrich des T ist sehr kurz gebildet; A hat keinen Querstrich.

27. Teller. — XCATHI Rosette *Xsanthi*

Der Stempel hat die Gestalt eines rechten Fusses, dessen Zehen die Rosette bedeckt. — Die Buchstaben ANTH sind in einem Zeichen verbunden.

b) Zu den Thongefässen mit eingekratzten Inschriften.

Für die in diesen Jahrbüchern Heft LXXXVII S. 80 f. veröffentlichte Inschrift, deren Züge freilich nicht genau typographisch wiedergegeben sind, hat mir kürzlich Herr Dr. Bone in Düsseldorf eine Deutung mitgetheilt, welche ich mit seiner gütigen Erlaubniss hier gebe, nämlich

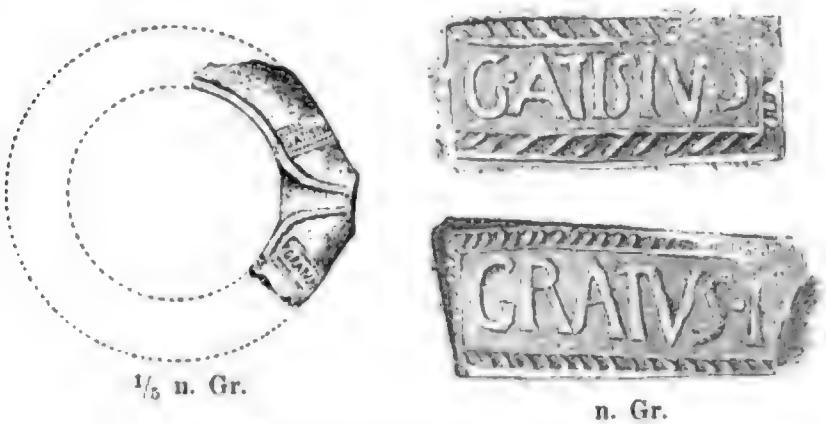
Ung(uentum) Luximi.

Nach nochmaliger Besichtigung des Originals kann ich diese Lesung bestätigen; nur scheinen mir die Zeichen am Schluss des zweiten Wortes nicht sowohl ein einfaches I als vielmehr U oder L mit herabgezogenem Horizontalstrich und folgendem I zu sein.

c) Zu sonstigen Thongefässen mit Inschrift.

Unter dem neuesten Zuwachs, welchen das hiesige Provinzialmuseum durch die Ausgrabungen im Römerlager bei Grimmlinghausen erhalten hat, befindet sich unter Anderem auch ein Bruchstück einer jener Tigel aus weissem Thon mit umfallendem Rande

und Ausguss an der einen Seite, welche man vielfach für Mörser erklärt hat. Vgl. C. I. L. X p. 864. Zu beiden Seiten des Ausgusses findet sich, wie die nachstehende Abbildung zeigt, der Name des Fabrikanten



1/5 n. Gr. n. Gr.

G·ATISIVS ‖ GRATVS·I///

also *C. Atisius Gratus f(ecit)*, in sehr schönen Zügen eingedrückt. Dieser Fabrikant ist schon durch ähnliche Geschirre aus dem Narbonensischen Gallien bekannt (C. I. L. XII n. 5685, 3), durch welche zugleich erhärtet wird, dass das nach *Gratus* auf unserem Exemplar unvollständig ausgeprägte Zeichen F = *f(ecit)* ist.

2. Zwei römische Bronzefunde aus Köln.

Von

H. Schaaffhausen.

Hierzu Tafel I.

Beide Gegenstände, die Statuette eines Mannes in der Tunika und eine Bronzeplatte mit der Darstellung eines Triton gehören der Sammlung des Herrn Regierungs-Baumeisters W. Forst in Köln an und wurden bei der Bonner Winckelmannsfeier am 9. December 1889 vorgezeigt.

1. Die 13 cm hohe, in Köln gefundene Bronzestatuette zeigt einen bärtigen Mann, der einen unter der Brust gegürteten Mantel mit Armlöchern trägt; er hat keine Kopfbedeckung, seine Füsse sind mit vorn zugeschnürten Stiefeln bekleidet. Sein rechter Arm war, wie der über der Mitte abgebrochene Vorderarm erkennen lässt, gehoben, sein linker hängt herab und hat in der geschlossenen Hand einen Gegenstand gehalten. Schon der Besitzer der Statuette, Herr Forst, sprach die Vermuthung aus, der Mann sei ein Ackerer, der hinter dem Pfluge stehe und in der linken Hand die Zügel der vorgespannten Thiere halte. Die Wahrscheinlichkeit dieser Deutung wird sich ergeben, wenn wir unsere Bronzefigur mit den Darstellungen eines Pflügers auf Denkmälern des Alterthums vergleichen. Es sind uns deren mehrere erhalten. O. Jahn[1]) beschreibt solche auf einem griechischen Vasenbilde des Berliner Museums und auf einer jetzt im Louvre aufbewahrten griechischen Schale. Auf dem ersten sind 3 Pflüger dargestellt, dieselben haben zweimal die Pflugsterze in der rechten Hand, um den Pflug niederzudrücken, aber einer hält den wagerecht gestellten Sterz des Pfluges in der linken, in der andern halten sie den Stab zum Antreiben der Rinder. Auf der Schale im Louvre ist auf der einen Seite ein mit zwei Maulthieren bespannter Pflug

1) Ber. der K. sächs. Ges. d. W. 1867. Taf. I, 1 und 2. Vgl. Baumeister, Denkmäler des klassischen Alterthums. München u. Leipzig 1885. I. Taf. I, 12a, 12b und 13a, 13b.

dargestellt, auf der andern ist es ein Stiergespann. In beiden Bildern ist es die rechte Hand des Pflügers, die den Pflug gefasst hat. Die griechischen Pflüger sind nackt, wie es Hesiod opp. 388 vorschreibt. Hesiod beschreibt auch schon den griechischen Pflug, opp. 427. Auf dem Schilde des Achilles, den Homer Il. XVIII 541 beschreibt, war das Pflügen des Ackers dargestellt und in der Odyssee, XVII 298 schildert er die Düngerhaufen, die vor den Thoren des königlichen Hofes auf Ithaka aufgehäuft waren.

Auf etruskischen Denkmälern ist die Darstellung des Pfluges häufig, namentlich auf Urnen. Dütschke[1]) erwähnt eine etruskische Aschenkiste, auf der ein Mann mit einem Pfluge einen auf das Knie gesunkenen Krieger angreift. Winckelmann III S. 182 sieht in dieser öfter vorkommenden Darstellung den Echelius, der bei Marathon mit einem Pfluge gegen die Perser stritt. Man erkennt den einfachen Hackenpflug. Auf einer etruskischen Bronze aus Arezzo, die Baumeister[2]) nach Micali abbildet, steht der Pflüger hinter den im Joch gehenden Rindern, in der linken hält er den Stab, die rechte Hand ist in der Höhe des Pflugsterzes gehalten, berührt diesen aber noch nicht. Auch die Rinder sind mehr stehend als schreitend dargestellt. Auf dem römischen Relief aus Arlon in Luxemburg, welches Baumeister nach Prat mittheilt[3]) sind zwei Stiere dem Pfluge vorgespannt und dieser ist aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Auch hier drückt der Pflüger mit der rechten Hand den Pflug in den Boden, die Linke hält den Stab.

Im Museum des Lateran befinden sich zwei Bilder des Pflügers auf römischen Sarkophagen[4]). Nr. 227 ist ein stark beschädigtes Relief, man erkennt noch zwei zusammengespannte Rinder mit dem Rest eines Pfluges und an demselben das Stück eines darauf gesetzten Fusses und einer Hand, die den Pflug gelenkt zu haben scheint. Nr. 488 zeigt im obern Felde der Vorderseite des an der via Appia gefundenen Sarkophags einen mit gegürteter langärmeliger Tunika bekleideten Mann, der nach rechts stark ausschreitet, mit der linken Hand den Griff des sichelförmigen Sterzes eines Pfluges

1) Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien II, Leipz. 1875, S. 460.
2) a. a. O. I, S. 13. Nr. 15.
3) a. a. O. Nr. 16. Vgl. G. F. Prat, Histoire d'Arlon, 1873, Pl. 64.
4) Benndorf und Schöne, Bildwerke des lateranensischen Museums. Leipzig 1867. Nr. 227 und 488, abgebildet von Garucci, Mus. Lateran. 42. 3. p. 79 und 32. 1. p. 53.

erfasst und mit einem Stab in der Rechten zwei vorgespannte Ochsen anstachelt.

Dr. L. von Rau[1]), dem wir eine sehr werthvolle und ausführliche Untersuchung über die Geschichte des Pfluges verdanken (Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. 1882 S. 134), fand im Berliner Museum eine 53 cm hohe Marmorgruppe, die einen römischen Pflüger vorstellt. C. Friedrichs erwähnt sie nicht in seinem Werke: Berliner antike Kunstwerke, Düsseldorf 1868. Erst auf von Rau's Veranlassung wurde durch Vermittlung des Herrn Directors Dr. Bode eine Photographie der Marmorgruppe angefertigt. In dem Verzeichniss der alten Skulpturen der Königlichen Museen, Berlin 1885, ist die Gruppe auf S. 90 unter Nr. 490 F. aufgeführt: Pflügender Mann. Ergänzt die ganze Figur des Mannes bis auf die Füsse, die Köpfe beider Stiere u. A., 1833 aus Rom. Rau beschreibt dieselbe wie folgt: „Sie stellt einen baarhäuptigen bärtigen Mann dar, welcher mit zwei Ochsen pflügt. Er schreitet kräftig aus; der zurückstehende linke Fuss ruht auf dem Boden, das rechte im Knie gebogene Bein tritt auf einen Seitenwulst am Pflug, um diesen durch das Körpergewicht des Pflügers in den Boden zu drücken. Der Pflug steckt mit dem Schar im Boden. Der deichselartige Pflugbaum ist ein vierkantig zugehauener geschweifter Balken, der von hinten und unten zwischen den Zugthieren nach vorn und oben hinauläuft nach dem Doppeljoch, das auf dem Nacken der Thiere aufliegt und dort mittelst breiter Halsriemen festgehalten wird. Der Pflugbaum ist durch ein viereckiges Loch im Nackenjoch hindurchgesteckt, kommt zwischen den Köpfen der Ochsen zum Vorschein, wo er frei emporragend endigt. Die Rechte des Pflügers fasst an seinem obersten Ende den senkrecht stehenden einfachen Pflugsterz, um den Pflug zu führen, während die Linke hinter dem Sterz offenbar die Seile oder Zügel gefasst hat, um die Ochsen zu leiten. Die linke Hand ist zwar leer, allein die Zügel sieht man zu beiden Seiten des Pflugbaums aus den seitlichen Erhöhungen des geschweiften Nackenjochs aus Oeffnungen hervortreten und nach hinten bis in die Kreuzgegend der Ochsen verlaufen, wo sie endigen. Man wird sie als anfangs breite Lederriemen zu betrachten haben, die von der linken Hand gefasst waren.“ Rau bemerkt, dass diese Darstellung eines Pflügers als Marmorrundbild einzig

1) Ein römischer Pflüger, Vortrag von Dr. L. von Rau. Frankfurt a. M. 1888.

dastehe. Die erneuten Theile des Bildwerkes sind aus einem mehr grobkörnigen Marmor und mit minderer Geschicklichkeit und Sorgsamkeit angefertigt als die alten. Es ist nicht zu läugnen, dass die Gruppe in ihren ursprünglichen Theilen einen antiken Eindruck

Die hier stehende Zeichnung der Berliner Marmorgruppe ist nach der von Rau gegebenen Photographie in verkleinertem Maasse gefertigt.

macht. Als einen Grund dafür, dass die Gruppe nicht etwa ein Werk der Renaissance ist, führt Rau das Missverhältniss der Grösse des Pfluges und der der Zugochsen an, womit, wie er glaubt, die Person des Pflügers in ein helleres Licht gestellt werden sollte. Das kann nicht ein Einfall des ergänzenden Künstlers gewesen sein, da durch die Erhaltung des untersten Theils der Füsse des Pflügers die Grössenverhältnisse seiner Gestalt gegeben waren. Auf einem römischen Sarkophag, der zum Grabmal eines Ehepaares gehörte, ist in halberhabener Arbeit ein Pflüger ausgehauen, bei welchem das gerügte Missverhältniss noch stärker hervortritt (Spon, Miscell. erud. antiq. IX. p. 1263). Das Doppeljoch und die Pflügung mit zwei Stieren waren im alten Rom und selbst noch in der ältesten

christlichen Zeit (Grabstein des Pontis in Louis Peret's Catacombes de Rome. Paris 1851. Vol. V. Pl. XII. 3) Wahrzeichen der Leiden und Freuden des ehelichen Lebens. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch die Berliner Marmorgruppe dem gleichen Zwecke diente. Der Verfasser schliesst auf das hohe Alter der Berliner Marmorgruppe wegen der sorgfältigen Wiedergabe des altrömischen Nackenjoches. Nirgends ist diese Einrichtung so klar und deutlich wiedergegeben. Der vierkantige Pflugbaum, durch die entsprechende Oeffnung durchgesteckt, liegt darin unbeweglich, während später der runde Pflugbalken, durch ein rundes Loch am Joch gesteckt, eine Drehung des Pfluges nach den Seiten zuliess.

Keiner der römischen Schriftsteller, weder Cato, Varro, Columella, Palladius, Plinius, noch Virgil beschreibt die Pflugbefestigung am Nackenjoch, wie wir sie am Berliner Rundbild sehen. Demnach muss der unbewegliche Pflug vor ihrer Zeit in Gebrauch gewesen sein. Cato, der früheste dieser Schriftsteller, starb 149 v. Chr.; der Pflug der Berliner Gruppe dürfte daher etwa um 200 v. Chr. üblich gewesen sein. Er gestattete, wenn die Arbeit gethan war, den Pflug umgekehrt durch das viereckige Loch zu stecken, so dass dessen unterster Theil, nachdem das Schar abgenommen war, über den Köpfen der Ochsen schwebte und das Ende des Pflugbaums zwischen den Hinterfüssen der Thiere auf dem Boden nachschleifte. Das ist das Aratrum suspensum, womit die Ackergespanne vom Felde heimkehrten. Auf Münzen der Familie Cassia (106—16 v. Chr.) sieht man die Handhabe des Pflugs in der Luft schweben. Die Leitseile oder Lederzügel deuten auf dieselbe Zeit. Sie sind auf dem oben erwähnten Sarkophage des Ehepaares dargestellt und finden sich mehrfach auf Münzen der Gens Iulia (106 v. Chr. bis 41 n. Chr.).

Spätere Schriftsteller verwerfen die Zügel, Columella verlangt das Lenken der Zugthiere durch Zuruf. Weder griechische noch etruskische noch umbrische Pfluggespanne zeigen die Anwesenheit der Zügel, welche zuerst auf Consularmünzen erscheinen und bis zum Beginne unserer Zeitrechnung in Rom allgemein üblich gewesen zu sein scheinen. Auch die Bauart des Pfluges ist eine sehr alte Form desselben, wobei es nöthig war, dass der Pflüger mit seinem Gewicht das Geräthe in den Boden drückte. So ein etrurischer, aus Erz gegossen, in Arezzo gefunden, ist im Kircher'schen Museum zu Rom. Auf einer weissen Marmorplatte im Palast der

Portii ist ein Pflüger mit einem Gespann dargestellt, er ist abgebildet bei Lucas Paetus (De mensuris et ponderibus romanis et graecis in Graevii Thesaur. Antiq. Rom. Lugd. Bat 1699). Während der Pflüger mit der Linken den Pflug führt, tritt er mit dem linken Fusse auf denselben. Dieser besteht aus einem einzigen hackenförmig gewachsenen Holze. Auch auf antiken geschnittenen Steinen und Consularmünzen der Gens Maria kommen ähnliche alterthümliche Formen vor. Rau sagt, dass man einen Pflug aus der nächsten Umgebung der Stadt Rom vor sich habe, das gehe aus seiner Bauart und Bespannung hervor. Er tadelt es, das Schwartz ihn als einen kampanischen bezeichnet habe. In Campanien gebrauchte man ein dem mürben Boden entsprechendes kleines Geräthe, während in dem schweren Boden der römischen Campagna schwere Pflüge und starke Zugthiere erforderlich waren und es noch heute sind. Dieser Anforderung entspricht das Berliner Rundbild vollständig. Da die Gestalt des Pflügers in demselben zum grössten Theil ergänzt ist, so kann sie, streng genommen, gar nicht mit einer andern antiken Darstellung in Vergleich gebracht oder zur Erklärung derselben benutzt werden. Aber es ist möglich, dass das Berliner Rundbild schon im Alterthum ergänzt worden ist, oder, wenn auch in späterer Zeit, doch nach einem antiken Vorbild. Da man diese Möglichkeit nicht bestreiten kann, seien einige Bemerkungen gestattet. Der römische Pflüger und die Kölner Statuette tragen eine Tunika, die bei jenem, einem warmen Himmelsstrich entsprechend, kürzer und von dünnem Stoffe ist, die Aermel sind hochaufgeschürzt, der Ackerer der römischen Campagna trägt im Rücken seinen Sommerhut. Der römische Bauer von Köln hat einen mantelartigen Rock von dickem Tuch, wie man aus den groben Falten schliessen kann, und am Halse sieht man, dass er unter dieser Tunika noch ein Hemd oder ein Unterkleid hat. Beide Männer tragen Stiefel, beide haben lockiges Haar und Bart. Wenn die Kölner Statuette wirklich einen Ackerer darstellt, so ist er nach Gesichtsbildung und Haar eher ein Römer, der den rheinischen Acker baut, als ein Germane oder Gallier. Da die Kleidung dem rheinischen Klima entsprechend ist, wird das kleine Bildwerk auch wohl am Rhein gefertigt sein. Dieser Mann ist mehr stehend als schreitend dargestellt; auf der Bronze von Arezzo steht der Pflüger ebenfalls hinter dem Pfluge. Der herabgelassene linke Arm unserer Figur, die in der geschlossenen linken Hand etwas gefasst hat, gleicht in seiner Hal-

tung genau dem des römischen Pflügers der Berliner Gruppe, der mit der linken Hand die Zügel gefasst hatte. Aber diese Hand kann auch einen wagerecht gestellten Pflugsterz zu fassen im Begriffe sein. Der rechte Arm ist zu sehr gehoben, um den Pflug zu fassen, doch könnte die rechte Hand den Stab gehalten haben, um die Thiere anzutreiben.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass gegen die zunächst aus der Kleidung hergenommene Deutung, die Kölner Statuette stelle einen Pflüger dar, der Umstand von grossem Gewichte ist, dass für die ursprüngliche Verbindung der Figur mit einem Pfluggespann kein sicheres Merkmal vorhanden ist; man kann nur zugeben, dass die linke geschlossene Hand die Zügel eines Gespanns oder die Handhabe eines Pfluges gefasst haben kann. Die Deutung der Figur als Pflüger ist keineswegs sicher, diese könnte auch einen Fuhrmann darstellen, der in der einen Hand die Zügel eines Gespanns, in der andern die Peitsche hielt. Aber eine so inhaltlose Darstellung entspricht nicht dem Geiste der antiken Kunst.

Auf Tafel I, Figur 1 ist die Statuette in natürlicher Grösse dargestellt.

2. Der zweite Fund, der vor dem Weiherthore von Köln an der Nordseite der Luxemburger Strasse gemacht worden ist, besteht in einer ovalen Bronzeplatte mit dem Gesichte eines Triton. Diese Maske ist zuerst gegossen und dann ciselirt, sie ist 205 mm lang und 110 mm breit und wiegt 510 gr. Sie ist an den dickeren Stellen etwas stärker als 3 mm und nimmt nach den Rändern bis etwas unter 2 mm ab. Die untere Spitze des Kinnbartes ist abgebrochen, anscheinend auf eine Länge von 1,5 cm. Ebenso ist die Haarlocke neben dem linken Ohr der Maske auf 1,3 cm Breite abgebrochen, sonst würde sie an dieser Stelle 120 mm breit sein. Der Triton ist als Faun mit gespitzten Ohren dargestellt. Die schöne regelmässige und fein ausgearbeitete Gesichtsbildung deutet auf die beste Zeit der römischen Kunstthätigkeit. Der Ausdruck der Züge ist nicht der eines Faun, sondern mehr der des Neptun, der durch die freundlichere Miene, wie schon Winckelmann hervorhob, sich vom Jupiter unterscheidet, dem er durch das üppige Lockenhaar gleicht. Die Pupillen beider Augen sind ausgeschnitten und war vielleicht an ihrer Stelle ein anderes Metall oder ein Edelstein eingesetzt. Die Haarlocken des Triton hängen herab wie vom Wasser triefend, im Barte steckt jederseits ein kleiner Delphin, dessen Kopf

unten, dessen Schwanzflosse oben zwischen den Haaren hervorblickt, Aus der Stirne und aus beiden Wangen wächst eine Fischflosse hervor; aus dem Haupte sieht man oben zwei Krebsscheeren hervortreten. Ein ähnliches Bild eines Triton auf einem in England gefundenen Mosaik findet sich bei Duruy[1]) dargestellt. Krebsscheeren finden sich auch am Haupte der Amphitrite[2]). Auch Flussgötter werden am Haupte mit Krebsscheeren dargestellt. Auch führt Winckelmann[3]) bei den kolossalen Tritonenköpfen der Villa Albani Flossfedern an, die über den Augen, auf den Backen, auf der Nase und um das Kinn herum hervorwachsen. Von vorzüglicher Kunst ist ein kolossaler Kopf des Triton in der Villa Medici[4]). Er hat Flossfedern statt der Augenbrauen, dieselben laufen ihm quer über die Backen und die Nase und drehen sich dann zum Kinn.

Meyer erwähnt daselbst (IV, S. 138) in einer Note eine Herme des Vatikanischen Museums, die man des edlen würdigen Ausdrucks wegen Anfangs für ein Bild des Okeanos hielt, Mus. Pio-Clem. VI p. 5—7. Dagegen ist der edle Kopf mit Krebsscheeren auf einer Ara der Villa Borghese, über dem sich die Köpfe der Diana und des Hesperus befinden, wohl mit Winckelmann (Monum. ant. inedit. Nr. 21) für den des Okeanus zu halten. Meyer gedenkt ferner eines Triton im Museo Capitolino, den man der spitzen Ohren wegen für einen Faun gehalten hatte. An einer Doppelherme daselbst sind die Flossfedern um die Augen besonders deutlich. In der Gruppe eines Triton mit einer Nymphe und zwei Amoretten (Mus. Pio-Clement. I, Tav. 34) hat der erste zwei Krebsscheeren auf dem Kopfe und die Ohren eines Faun, in der Linken hält er ein Horn, sein Leib geht in einen Fischleib mit zweigetheiltem Schwanze über. Sein Gesichtsausdruck ist schwermüthig. Ebendaselbst ist auf Tav. 35 ein bei Tivoli gefundener Triton in halber Figur mit Blattpflanzen um Hals und Schulter abgebildet. Auf Tav. 33 des Bandes IV sind Tritonen mit Nereiden dargestellt, die sich auf einem Sarkophage befinden. Im Bande VII, Tav. 46 desselben Werkes ist ein Mosaik mit Tritonen, Nymphen

---

1) Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreichs, deutsch von G. Hertzberg. Leipzig 1889. S. 498.

2) Winckelmann, Ges. Werke. Donaueschingen 1825. IX, S. 84.

3) a. a. O. IV. S. 138.

4) Winckelmann, Monum. ant. inedit. Roma 1767 Nr. 35 und Ges. Werke VII, S. 373.

und Meerungeheuern abgebildet und beschrieben, das bei Otricoli gefunden wurde und wahrscheinlich den Saal einer Therme geschmückt hat. Häufig sind die Darstellungen von Tritonen allein oder mit Nereiden auf geschnittenen Steinen. Winckelmann, a. a. O. IX. S. 382, beschreibt deren fünfzehn. Er führt ebendaselbst, S. 178 an, dass man einen Triton oder Meergott auf dem Helme einer Pallas auf Silbermünzen der Stadt Thurium sehe, was auf den Beinamen dieser Göttin Tritonia abziele. Es giebt eine Statue des Poseidon in der Villa Medici, die einzige, welche Winckelmann kannte, neben deren rechtem Beine bis zum Knie reichend sich der Torso eines Triton befindet [1]). Tritonen mit grossen Muscheln sind auf der Stoa des pergamenischen Altars dargestellt. Auch das Britische Museum besitzt einen schönen Triton von Delos, der von einem Friesrelief zu stammen scheint [2]).

Triton ist der Sohn des Poseidon und der Amphitrite und wohnt mit diesen im goldnen Palaste auf dem Grunde des Meeres [3]). Er gebraucht eine Muschel als Trompete und bläst sie auf Befehl des Poseidon, um die empörten Wogen des Meeres zu besänftigen oder um die Giganten in Schrecken zu setzen. Ovid, Metam. I 333, schildert, wie auf sein Blasen die Wasser sich zurückzogen, welche zur Zeit der Deukalionischen Fluth die Erde bedeckten. In der alten Kunst werden häufig mehrere Tritonen dargestellt, wie auch Pan, Silen und Priapus in der Mehrzahl genannt werden. Pausanias (IX, 21. 1) sagt von ihnen: sie haben grünes Haupthaar, feine harte Schuppen, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nase, breiten Mund mit Thierzähnen, meergrüne Augen, ihre Hände, Finger und Nägel sind rauh wie die Oberfläche der Muscheln, statt der Füsse haben sie einen Schweif wie die Delphine. Sie waren nach Pausanias (II, 1. 7) dargestellt im Tempel des Poseidon auf dem korinthischen Isthmus, ferner im Tempel des Dionysos zu Tanagra und am Giebel des Saturntempels in Rom [4]).

Mancherlei Sagen knüpfen sich an den Triton. Nach Plinius H. N. IX, 4 wurde dem Kaiser Tiberius von Olysippo (Lissabon)

1) Archäolog. Zeit. 1885, S. 283.

2) Archäol. Zeit. 1882, S. 344 u. 365.

3) Homer, Il. XIII, 20; Hesiod, Theog. 931; Herodot IV, 179.

4) Macrobius Sat. I, 8. Vgl. Winckelmann, Monum. ant. inedit. p. 137 und Nr. 102.

berichtet, dass man einen Triton von der bekannten Gestalt gesehen und in einer Höhle auf der Muschel habe blasen hören. Pausanias erzählt (IX, 20. 4), dass die Weiber von Tanagra in Böotien nach den bacchischen Orgien zur Reinigung im Meere badeten und da habe ihnen der Triton im Wasser nachgestellt. Sie hätten den Dionysos angerufen, ihnen zu Hülfe zu kommen; der habe sie erhört und den Triton im Kampfe überwältigt. Nach einer andern Sage habe der Triton, so oft Viehheerden an das Meer getrieben wurden, einige Thiere geraubt. Die Tanagräer hätten ihn einst mit einem Becher Wein trunken gemacht und einer von ihnen hätte ihm den Kopf abgeschlagen. Weil sie ihn betrunken fanden, meinten sie, Dionysos habe ihn getödtet. Pausanias sagt auch, dass der Triton im Tempel des Dionysos von Tanagra noch wunderbarer sei, als das dort befindliche Bildwerk des Dionysos von Tanagra, welches Kalamis fertigte, der in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. lebte. Auf einer von Imhoof-Blumer veröffentlichten Münze von Tanagra[1]) ist ein Dionysos dargestellt, zu dessen Füssen ein Triton am Boden liegt. Zwei besser erhaltene Münzen derselben Art befinden sich im britischen Museum und in Berlin. Wohl mit Recht vermuthet Wolters[2]), dass der Dionysos der Münze auf das von Pausanias erwähnte Tempelbild zurückweise; der Stempelschneider hat aber den Kopf dem Triton wiedergegeben, der überhaupt nicht ein Kunstwerk, sondern ein Naturwunder gewesen zu sein scheine. Pausanias fügt bei jener Stelle noch hinzu, dass er einen andern Triton unter den Sehenswürdigkeiten zu Rom bemerkt habe und giebt darauf eine naturgetreue Beschreibung der Tritonen. Auch zählt er noch eine ganze Reihe merkwürdiger Thiere auf. Aelian berichtet, dass Demostratus in Tanagra einen einbalsamirten Triton gesehen habe, ohne Kopf, der durch die Zeit zerstört war. Es ist bekannt, dass im Alterthum in den Tempeln Naturmerkwürdigkeiten aufbewahrt wurden, wie im Mittelalter in den Kirchen. Friedländer[3]) führt zahlreiche Beispiele der Art auf. Plinius sagt, die grössten Elephantenzähne sehe man in den Tempeln; im Isistempel zu Caesarea bewahrte man ein Krokodil. Im Tempel der Juno-Astarte zu Carthago waren drei Felle behaarter wilder Weiber

1) Archäol. Zeit. 1885, S. 255.
2) P. Wolters, Archäol. Zeit. 1885, S. 263.
3) Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 1881. II, S. 156.

aufgehängt [1]), welche die Carthager an der Westküste Afrikas erbeutet hatten. Es waren Gorillas.

Die bekannte Tritonenbildung giebt auch Aeschylus seinem Meerglaukos. Die Stelle lautet nach Droysens Uebersetzung und Ergänzung:

Und schon naht er und taucht
aus der Fluth empor — „ein menschgestaltig Wunderbild,
von Wasser triefend",
— „der Lippe dicht und dicht der hohlen Wange Saum
bartüberschattet",
in seinem verschlissenen Fischleib sind „Meerschnecken, Muscheln, Seetang" eingewachsen.

Nach Winckelmann (VII. S. 373) beschreibt auch Philostratus (II Icon. 15, p. 833) ein Gemälde, welches den Glaukos darstellt mit Fischflossen statt der Augenbrauen.

Wozu die Bronzeplatte mit dem Tritonenbild gedient hat, darüber lässt sich kaum eine Vermuthung äussern. Sie ist zu schwer, als dass sie ein Theil einer Rüstung gewesen wäre. Sie muss zur Verzierung irgend eines Gegenstandes gedient haben, vielleicht an einer Bronzethüre, an einem Prunkschilde, an einer Kiste. Es ist an ihr nichts vorhanden, woraus auf die Art ihrer Befestigung geschlossen werden könnte. Vielleicht war sie aufgelöthet und die Löthmasse ist, wie es häufig beobachtet wird, durch Oxydation spurlos verschwunden.

Auf Tafel I, Figur 2 ist die Tritonmaske in $^2/_3$ Grösse dargestellt.

Als der Druck dieses Aufsatzes beendet war, wurde in Köln, als ein Fund bei St. Gereon, eine mit der hier beschriebenen genau übereinstimmende Bronzemaske gefunden, die sich auf den ersten Blick als aus derselben Form herrührend erkennen liess, bei näherer Besichtigung aber, die ich mit Herrn Prof. Klein vornahm, als ein Abguss der im Besitze des Herrn Forst befindlichen ergab. Auch Professor Löschke hatte die Fälschung erkannt. Es ist lehrreich, die Merkmale und Verschiedenheiten anzugeben, die sich als Beweise der Fälschung an dem Nachguss erkennen liessen.

Die lebhafte blaugrüne Färbung der matten Patina an dieser gleicht dem Oxyd, welches sich mit Säuren an Bronzen hervorbringen

1) Hanno, Peripl. 18. Plinius, H. nat. VI. 36.

lässt. An der Originalplatte ist unten ein Stück abgebrochen, man sieht den Bruchrand, am Abguss fehlt dasselbe Stück, aber die Bruchfläche ist nicht erkennbar. Jene hat am linken Rande oben einen klaffenden Riss und unten einen feineren, der Abguss zeigt an beiden Stellen eine Rinne, die Risse sind zugelöthet, an der oberen sind die auseinandergebogenen Ränder des Risses wieder zusammengehämmert; in Folge dessen ist hier ein Stück der Bronze abgebrochen. Der Abguss gleicht einem Gusse aus derselben Form, der gar nicht ciselirt ist. Alle feinere Ausarbeitung fehlt, was sich zumal an den Köpfen der im Bart steckenden kleinen Delphine zeigt. Auch fehlt die feine Zeichnung auf der Wangenflosse des Triton und auf dem Tritonschwanze. An beiden Platten ist der Seitenrand unten abgeflacht, nur am Originale sieht man mit der Lupe hier den Feilstrich. Am linken Ohr hat der Abguss einen Ausbruch, so dass etwas von der Ohrleiste fehlt, auch fehlt ihm die Haarlocke unter der linken Krebsscheere, am Grunde derselben hängt eine Bronzemasse an; die Pupillen sind weniger ausgebohrt. Das Original ist eine gerade, fast concave Platte, der Abguss ist im umgekehrten Sinne gekrümmt, an diesem stehen die Krebsscheeren mehr nach vorn und die linke ist am Ende weniger geöffnet. Diese Verbiegungen können dadurch hervorgebracht sein, dass über das Original zuerst eine Gelatine-Form gemacht wurde und mittels dieser ein Gypsmodell, das zum Bronzeguss in Sand geformt wurde. Auf dem linken Rande des Abgusses zeigt die Bronze gelbliche Messingfarbe, am rechten ist sie röthlich wie am Originale.

3. Sommerlager des Varus in Deutschland 9 nach Chr.

Von

Dr. Aug. Deppe.

Die bisherigen Darstellungen der Varusschlacht und die Beschreibungen des Schlachtfeldes setzen irgend einen Punkt an der Weser oder westlich von diesem Flusse voraus, wo Varus im Sommerlager gestanden habe, und nehmen dann irgend eine Richtung an, in der die Römer von dort zum Rheine hin abmarschirt seien. So lässt die neuste Schrift von Dr. E. Dünzelmann S. 17 das Heer von Felstehausen bei Diepholz nach Hunteburg ziehen, die alte von Clostermeier S. 82—114 von Petershagen über Detmold nach Neuhaus, Mommsen von Minden nach Bramsche, Knoke von Rheine nach Iburg, v. Wersebe von Vlotho nach Elsen, Müller von Varenholz über Melle nach der Barenau, v. Abendroth von Rinteln über Lemgo nach der Dörenschlucht, F. K. von der Varenburg auf dem Rintelschen Hagen über Blomberg nach Paderborn, Fein von Ohsen bei Hameln über Pyrmont nach dem Winfelde oberhalb Heiligenkirchen, Böttger von Herford durch die Dörenschlucht nach Beckum, Höfer von Schötmar nach Oerlinghausen, Schierenberg von Horn nach Ringboke, v. Zuydtwyck von Stadtberge an der Dimel über Driburg nach Bielefeld, Giefers von Elsen durch die Dörenschlucht nach Salzufeln, v. Stamfort von Lippspringe nach Bergheim. So lange wir unsere Darstellung mit einer Annahme beginnen, und unsern Beweis mit Wenn anfangen, fällt das Ergebniss in den Bereich der Vermuthungen, und kann von einer strengen Geschichtsforschung weder als Thatsache angenommen, noch weiter als solche verwerthet werden. Es sei mir deshalb hier der Versuch gestattet, ob es nicht möglich ist, mit den uns bis jetzt zu Gebote stehenden Mitteln, nämlich den überlieferten Geschichtsquellen und gefundenen Inschriften, sowie den gemachten Ortsuntersuchungen,

die Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, wo Varus vor der Schlacht gestanden habe, wie seine Truppenstellung gewesen sei, und nach welcher Richtung er abgezogen.

Was die uns erhaltene Ueberlieferung betrifft, so hat in diesen Jahrbüchern Heft 85 Asbach eingehend davon gehandelt, und ich kann insbesondere die Angaben über Florus auf S. 37—44 durch weitere Gründe unterstützen. Der scheinbare Widerspruch jedoch zwischen diesem Geschichtschreiber und Dio verschwindet, wenn man sieht, wie der Letztere eben den Zug des Varus, auf den Florus nur kurz mit den Worten „nihil illa caede per paludes perque silvas cruentius" hinweist, durch eine umständliche Beschreibung in drei Kapiteln darstellt. Mommsen sagt in seiner Römischen Geschichte V². 41: „Der dionische Bericht, der einzige, der diese Katastrophe in einigem Zusammenhange überliefert, erklärt den Verlauf derselben in genügender Weise", was sich auch in dieser Abhandlung als richtig ergeben wird; dennoch ist es ein Glück, dass wir zur Vergleichung und Bestätigung und damit zum vollen Verständniss und Beweise auch die übrigen Quellen besitzen.

Es sei mir erlaubt, einige Bemerkungen über den Werth beizufügen, den diese Quellen für die gegenwärtige Abhandlung haben. Florus sagt II, 30 ed. Halm am Ende: „Die Feldzeichen und zwei Adler besitzen die Barbaren noch jetzt; den dritten brach der Fahnenträger ab, damit er nicht in die Hände der Feinde käme, trug ihn versteckt in seiner Gürteltasche, und verbarg ihn so im blutigen Sumpfe." Nun aber wurde der erste von diesen Adlern nach Tac. Ann. I, 60 im Sommer 15 n. Chr. wieder erobert, und es ist somit das „Bellum Germanicum" vor diesem Jahre geschrieben. Der Ausdruck „adhuc barbari possident" setzt aber zugleich voraus, dass schon eine gewisse Zeit nach der Varusschlacht verflossen war, während welcher man das Verlorene wieder zu gewinnen gehofft hatte. Es sind dieses die drei Jahre 10—12, in denen nach Vell. II, 121 Tiberius zunächst die Rheingrenze durch Verstärkung der Festungen sicherte, dann auch durch Verwüstung des jenseitigen Ufers die Germanen vom Uebergange abschreckte, sowie das gleichfalls unruhig gewordene Gallien niederhielt. Wenn Florus mit den Worten schliesst: „Durch diese Niederlage ist es geschehen, dass die römische Herrschaft, die am Gestade des Ozeans nicht stehen geblieben war, am Ufer des Rheines still stand", so finden wir dieses

genau entsprechend der Sachlage im Anfange des Jahres 13 n. Chr., als Tiberius seinen Siegeseinzug feierte. Man hatte sich zu Rom überzeugt, dass dieser Feldherr nicht entschlossen war, Germanien jenseits des Rheines wieder zu erobern. Er selbst theilt auch diese Absicht drei Jahre später dem Germanikus brieflich mit, nach Tac. Ann. II, 26: „Man könne die Cherusken und übrigen aufständischen Stämme, weil der römischen Rache genügt sei, ihren inneren Zwistigkeiten überlassen.“ Doch Augustus war nicht derselben Meinung; er wollte seinen dreissig Jahre verfolgten Plan, Deutschland zur Provinz zu machen, nicht mit diesem Misserfolge scheitern sehen, nahm deshalb seinen Enkel Germanikus für das Jahr 12 n. Chr. zum Konsul neben sich, berieth mit ihm einen neuen Feldzug, und machte den jungen Brausekopf zum Oberfeldherr am Rhein. In Rom theilten sich die Ansichten dafür und dawider; doch war man im Allgemeinen gegen den Krieg (Tac. Ann. I, 3 „plures bellum paveseere, alii cupere“), und insbesondere wurden auch die Soldaten unzufrieden (Tac. Ann. I, 16—49). Diese Stimmung drückt der Verfasser des Bellum Germanicum aus, indem er beginnt; „Hätte doch Augustus es nicht für so viel werth gehalten, auch Germanien zu besiegen; es ist mehr schändlich verloren, als rühmlich erworben.“ Für das folgende Jahr 14 n. Chr., in welchem Germanikus von Neuem erobernd den Rhein überschritt, passt schon der Anfang und Schluss dieses Abschnittes nicht mehr.

Strabo sagt p. 207 von den Rätern und Vindelikern, den Bewohnern der tiroler und bairischen Alpen: „Ihnen allen legte Tiberius und dessen Bruder Drusus in einem einzigen Sommer die Freibeuterei, so dass es schon das dreiunddreissigste Jahr ist, seit sie sich ruhig verhalten, und regelmässig ihre Abgaben bezahlen.“ Es war 15 v. Chr., als Rätien und Vindelicien erobert wurden; Strabo schrieb diese Stelle also 18 n. Chr., und zwar in Rom. Somit hat er den grossen Siegeseinzug des Germanikus am 26. Mai 17 n. Chr. vor Augen gehabt, und er zählt auch p. 292 sämmtliche Stämme auf, über die wegen der Varusschlacht triumphirt wurde, nennt zugleich die vornehmsten Gefangenen, die man im Zuge aufführte.

Vellejus ist, wenn auch nicht für die Varusschlacht selbst, so doch für Alles, was seitens der Römer unmittelbar vor und nach der Niederlage in Germanien geschah, Augenzeuge. Er ging nämlich 4 nach Chr. mit Tiberius zur Rheinarmee ab, wo er in die Stelle seines Vaters als Reiteroberst eintrat, und machte 5 n. Chr.

den Feldzug zur Elbe mit (Vell. II, 104—106). Mit dem Jahre 6 n. Chr. wurde er Prätor in Rom, führte aber schon in demselben Sommer die neu ausgehobene andere Hälfte der XX. Legion dem Tiberius nach Ungarn zu, wo der Aufstand ausgebrochen war (Vell. II, 111. 112). Dann trat er als Legat dort ein für die Zeit 7—9 n. Chr.; sein Bruder wurde im letztgenannten Jahre ebenfalls Legat (Vell. 113. 115). Beide eilten dann mit Tiberius, als die Schreckensbotschaft von der Varusniederlage eintraf, über Rom, wo Augustus rasch die Anfänge der XXI. Legion zusammengetrieben hatte, an den Rhein (Vell. II, 121; Dio LVI, 23; Tac. Ann. I, 31); sie standen daselbst während der Jahre 9—12 n. Chr., und machten zu Anfang 13 n. Chr. als Unterfeldherren auch den Siegeseinzug mit (Vell. II, 121). Es stimmt also, wenn Vellejus II, 104 sagt, er habe vom Jahre 4 n. Chr. an „neun Jahre ununterbrochen dem Tiberius als Präfekt oder Legat" gedient. Sein kleines Geschichtswerk hat er 31 n. Chr. geschrieben; denn er bemerkt II, 103, dass von der Adoption des Tiberius bis dahin 27 Jahre verflossen seien. Was er uns von der Varusniederlage mittheilt, z. B. über das Verhalten der Lagerpräfekten L. Eggius und Cejonius, über die Flucht des Legaten Vala Numonius mit der Reiterei, über den Befehlshaber von Aliso L. Caedicius, hörte er am Rheine aus dem Munde derjenigen Soldaten, die der Varusschlacht glücklich entronnen waren. Dieselben „cladis eius superstites, pugnam aut vincula elapsi" (Tac. Ann. I, 61) zeigten später auch dem Germanikus die beiden Lager und das Schlachtfeld, sowie die Stellen, wo die Legaten gefallen, die Adler geraubt seien, wo Varus seine erste Wunde erhalten und wo er sich getödtet habe.

Tacitus schöpfte seine Nachrichten über die Zeit des Tiberius schon aus Schriftquellen, die ihm damals allerdings noch reichlich zu Gebote standen. Er nennt z. B. in den Ann. I, 69 den „C. Plinius, Germanorum bellorum scriptor", und erwähnt II, 88 daneben die Senatsbeschlüsse („reperio apud scriptores senatoresque"). Aus der Stelle Ann. II, 61: „Darauf kam Germanikus bis Elephantine und Syene, ehemals verschlossen für die römische Herrschaft, die jetzt aber bis zum Rothen Meere reicht", entnehmen wir, da nach Dio LXVIII, 21 Trajan 114 n. Chr. das römische Reich bis dahin erweiterte, dass Tacitus seine Annalen um 115 n. Chr. geschrieben hat.

Auch Dio schöpfte noch aus guten Quellen, und zwar hatte er für die Varusschlacht eine sehr ausführliche Darstellung vor sich.

Wenn Höfer, Varusschlacht S. 231—236, auf die Aehnlichkeit zwischen Caes. B. G. V, 26—37 und Dio LVI, 18—23 hinweist, und die Frage anregt, ob nicht die Erzählung des Dio frei nach jenem Vorbilde entworfen sei, so habe ich durch eingehende Vergleichung beider Berichte trotzdem, dass ähnliche Vorfälle auch ähnliche Beschreibungen bedingen, dennoch so viel Verschiedenes und Eigenthümliches bei Dio gefunden, dass ich eine blosse Nachahmung durch Ausmalung und Dichtung nicht annehmen kann.

Damit will ich durchaus nicht die schwachen Seiten der Dionischen Geschichtschreibung in Schutz nehmen, die hier und da vorkommende Oberflächlichkeit, wo eingehende Geschichtsquellen gefehlt haben, z. B. LV, 28 über die Tiberiuszüge, LVII, 18 über die Germanikuszüge in Deutschland, das Zudecken und Verschweigen, wo es die römische Ehre gebot. In LVI, 22: „So wurde nun schonungslos alles niedergehauen, Mann und Ross", haben wir nur die gewöhnliche Redensart für eine gänzliche Niederlage vor uns; die nöthige Einschränkung und Berichtigung folgt unmittelbar, und gegen Ende des Kapitels heisst es: „Und nachher wurden auch Einige der Gefangenen von ihren Verwandten losgekauft, und wieder zurück gebracht. Dies war jedoch nur unter der Bedingung erlaubt worden, dass dieselben ausserhalb Italiens lebten."

Gehen wir nach diesen Vorbemerkungen näher auf den Gegenstand unserer Untersuchung ein, so ist es zunächst nothwendig, dass wir uns die geschichtliche Sachlage vergegenwärtigen, in der Varus seine germanische Statthalterschaft übernahm. Im Jahre 4 n. Chr. hatte Tiberius das nordwestliche Deutschland bis zur Weser, 5 n. Chr. bis zur Elbe erobert; 6 n. Chr. sollte auch das südöstliche Deutschland (Böhmen, Mähren, Schlesien, Sachsen), welches von Marobod beherrscht wurde, unterworfen werden. Der Angriff geschah von zwei Seiten; vom Rheine her rückte Saturninus am Main aufwärts und Eger abwärts in Böhmen ein; von der Donau her schritt Tiberius durch Mähren an der March hinauf. Beide Heere waren nur noch fünf Tagemärsche von einander und von dem Feinde entfernt, als im Rücken des Tiberius das ganze Pannonien nebst Dalmatien sich empörte. Schleunigst wurde mit Marobod ein Frieden vereinbart, und die Truppen eilten nach beiden Seiten zurück. Welcher Art der Friedensschluss mit Marobod war, sagen uns zwei Stellen in Tac. Ann.; die erste II, 26 theilt aus jenem Briefe des Tiberius an Germanikus vom Jahre 16 n. Chr. Folgendes mit: „Er selbst

neunmal vom göttlichen Augustus nach Germanien gesandt, habe mehr durch Klugheit als Gewalt ausgeführt. So habe er die sich unterwerfenden Sugambern aufgenommen, so die Sueben und den König Marobod durch einen Frieden gebunden." Die zweite II, 46 enthält eine Anrede des Marobod an seine Krieger im Jahre 17 n. Chr., worin es heisst: „Er hingegen von zwölf Legionen unter Anführung des Tiberius angegriffen, habe den Ruhm der Germanen unverletzt erhalten; darauf sei man unter gleichen Bedingungen abgezogen; und es gereue ihn nicht, dass es noch in ihrer Hand liege, ob sie erneuten Krieg gegen die Römer wollten, oder unblutigen Frieden vorzögen." Wir ersehen zugleich aus letzter Stelle für unsern Zweck, dass zwölf Legionen, also etwa sechs von der Rheinseite her, sechs von der Donauseite (Rätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien), den Marobod bedrohten [1]).

Augustus berief den Saturninus, nachdem er ihn mit den Siegeszeichen bedacht hatte, gegen Ende dieses Jahres 6 n. Chr. zur Hauptstadt, wo er in der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung, die der ungarische Aufstand verursachte, dieses erprobten und erfahrenen Mannes selbst bedurfte [2]). Vellejus war schon mit dem Jahresanfange, wie ich oben bemerkte, in Rom Quästor geworden, und er beschreibt uns die Lage dort, wie folgt: II, 110: „Es war der Schrecken dieses Aufstandes so gross, dass sogar der durch die Erfahrung in grossen Kriegen beständige und gediegene Geist des Kaisers Augustus sich entsetzte und zitterte. Truppenaushebungen wurden deshalb vorgenommen, zurückgerufen von allen Seiten die Veteranen; Männer und Frauen aus der Klasse der Freigelassenen

---

1) Vell. II, 109. Jedes der vorrückenden Heere wird, wie es damals Gebrauch war, aus drei Legionen bestanden haben, so dass westlich vom Rheine und südlich von der Donau je drei Legionen als Ersatz zurückblieben. In älteren Zeiten, wo noch die Legionen stärker waren, hielt man zwei Legionen für einen Heereszug genügend (vgl. Veget. II, 4).

2) Dio LV, 28. Der erste bei Dio erwähnte Friedensabschluss geschah durch Tiberius im Jahre 8 v. Chr.; Augustus nannte sich in Folge dessen Imperator XVI und den Tiberius Imp. II. Aber schon 1 v. Chr. standen alle germanischen Stämme unter L. Domitius wieder in hellem Aufruhre. Zum zweiten Male unterwarf und beruhigte Tiberius die rechtsrheinische Provinz durch Waffen und Bündnisse während der Jahre 4—6 n. Chr., und Augustus nannte sich, durch den Erfolg erfreut, Imp. XVII und den Tiberius Imp. III. Doch wiederum „kurz war das Vergnügen", sagt Flor. II, 30.

mussten Soldaten stellen. Man hörte im Senate am zehnten Tage das Wort des Kaisers, wenn nicht gesorgt würde, könne der Feind in den Anblick der Stadt kommen. Es wurden die Leistungen der römischen Senatoren und Ritter aufgeboten, und auch willig zugesagt."

Zum Nachfolger des Saturninus in Germanien machte Augustus den P. Quintilius Varus, welcher seit dem Jahre 5 v. Chr. Syrien verwaltet, bald nach seiner Ankunft daselbst einen Judenaufstand mit blutiger Strenge gedämpft, auch nachher den Zaum der römischen Herrschaft dort fest in Händen gehalten, und nebenbei sich selbst einen königlichen Reichthum erworben hatte. Für das geldarme aber freiheitlustige Germanien schien dieser Feldherr jetzt der rechte Mann zu sein, nicht allein fähig, etwaige Empörungen sofort unerbittlich zu unterdrücken, sondern auch im Stande, als Anverwandter des Kaisers für diesen den Sold an die germanischen Legionen auszulegen (vgl. Dio LV, 23. 25. 31. 32; Plin. Nat. Hist. VII, 149 „inopia stipendii"; Vell. II, 110: „Senatorum equitumque Romanorum exactae ad id bellum operae").

Was am Rheine von Veteranen, was von Hülfskohorten abkommen konnte, das marschirte auf der damals schon bestehenden Militärstrasse, Mainz, Miltenberg, Günzburg, Augsburg, Passau, Wien[1]),

1) Florus sagt II, 30 von Drusus: „Invisum atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit." Dahinter gehören die Worte: „Nam Marcomannorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit." Dies war im Jahre 9 v. Chr., in welchem nach Dio LV, 1 Drusus auch die mit den Markomannen verbündeten Sueben besiegte. Nach Strabo p. 290, Vell. II, 108, Tac. Germ. 42 mussten die Markomannen sich damals aus Nordbaiern bis Böhmen zurückziehen, und Augustus gab ihnen den jungen Marobod zum Könige; von den Sueben aber liess er sich einen etwa drei Meilen breiten Landstrich zwischen dem Main und der Donau zur Anlage einer Militärstrasse von Mainz nach Augsburg abtreten, und wies den Betreffenden neue Wohnsitze am linken Rheinufer an (Sueton Oct. 21 und Tib. 9). Den von den Sueben geräumten Landstrich vertheilte Augustus an Gallier; denn da seine römischen Soldaten nach beendigter Dienstzeit seit dem Jahre 13 v. Chr. ein Kapital erhielten (Dio LIV, 25; dazu Mommsen, Res gest. divi Aug., II. edit. p. LXXXVI und 66), so rief er jetzt die Ausgedienten der gallischen Kohorten zum Empfange von Land auf; wer sich dazu meldete, erhielt ein Stück unter der Bedingung, den Zehnten des Ertrages (davon „decumas ager") an die Wegkastelle abzuliefern, welche auf diese Weise versorgt wurden. Daher schreibt auch Tac. Germ. 29: „Levissimus quisque Gallorum et inopia

nach dem Kriegsschauplatze in Ungarn ab. Dass die Veteranen von allen Seiten herbeigezogen wurden, bezeugt Vell. II, 111: „revocati undique et omnes veterani", und II, 113: „contractisque in una

---

audax dubiae possessionis solum occupavere; mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur." Die hier erwähnte Abgrenzung und Besetzung des Landstrichs geschah durch Tiberius im Jahre 7 v. Chr. (Dio LV, 8; Vell. II, 97). So ist auch die Nachricht des Orosius VII, 32 § 12 ed. Zangemeister zu verstehen: „Burgundionum quoque novorum hostium novum nomen, qui plus quam octoginta milia, ut ferunt, armatorum ripae Rheni fluminis insederunt. Hos quondam subacta interiore Germania a Druso et Tiberio, adoptivis filiis Caesaris, per castra dispositos in magnam coaluisse gentem atque ita etiam nomen ex opere praesumpsisse, quia crebra per limitem habitacula constituta burgos vulgo vocant." Die in dieser Stelle so genannten Burgunder sind wohl zu unterscheiden von jenen „Βουγουντοι" bei Ptol. II, 11, 8—10, den Bewohnern der mittleren Weichsel und des in dieselbe einmündenden Bug in Polen, so wie auch von den bei Ptol. III, 5, 8 erwähnten „Φρουγουδίωνες" oder „Burgodiones" in Plin. Nat. Hist. IV § 99, den Bewohnern der Berge und Burgen von Siebenbürgen. Dass aber die römischen Kastelle und Wachthäuser am Neckar-Limes wirklich bei den Sueben „Burgen" hiessen, bezeugen Ortsnamen wie Neckarburken und Osterburken, und eine von Geh. Hofrath Dr. E. Wagner bei Schlossau gefundene Inschrift mit den Worten „ob burg. explic." (Korrespondenzbl. der Westd. Zeitschrift vom 1. Juli 1884, Trier). Dieser Landstrich von Miltenberg bis Günzburg ist auch im Laterc. Veron. gemeint, wo es heisst: „Trans castellum Mogontiacense LXXX leugas trans Renum Romani possederunt. Istae civitates sub Gallieno imperatore (259—268 n. Chr.) a barbaris occupatae sunt (Notit. Dignit. ed. Seeck, Berl. 1876, p. 253). Und Eumenius sagt im Paneg. Constantino dictus 321 n. Chr. lobend, dass durch denselben „Alemanien von der Rheinbrücke bis zur Donaufurt bei Guntia verwüstet und gründlich ausgesogen sei."

Dasselbe aber, was von Tiberius 7 v. Chr. hier zwischen dem Main und der Donau geschah, um eine Verbindung zwischen Mainz und Augsburg zu bekommen, wurde von ihm noch in demselben Jahre auch an der Lippe begonnen, nämlich die Abgrenzung und Befestigung eines Landstriches zwischen Vetera castra am Rheine und dem von Drusus 11 v. Chr. in der Weser- und Emsgegend angelegten Kastelle Aliso. Er versetzte nämlich vom Südufer der Lippe die zunächst wohnenden Sygambern an die linke Rheinseite (Strabo p. 90; Sueton. Tib. 9; Dio LV, 6) in die Haidegegend von Goch (daher in Tac. Hist. IV, 26 und V, 16. 18 später „Gugerni" genannt); er drängte vom Nordufer die Usipeten, Marsen, Brukteren landeinwärts (Strabo p. 290; Tac. Ann. XIII, 55), und begann den beiderseitigen Uferstrich der Lippe als römisches Eigenthum abzugrenzen (Tac. Ann. I, 50 „limitemque a Tiberio coeptum), welches Werk dann L. Domitius während der Jahre

castra decem legionibus, septuaginta amplius cohortibus, decem alis et pluribus quam decem veteranorum milibus, ad hoc magno voluntariorum numero frequentique equite regio." Dass auch Germanen im Pannonischen und Dalmatischen Kriege dienten, geht aus zwei andern Stellen hervor; Dio LVI, 11 erzählt von der Belagerung der Festung Splaunum in Dalmatien durch Germanikus: „Pusio, ein deutscher Reiter, warf einen Stein gegen die Mauer, und erschütterte die Brustwehr dermassen, dass sie sofort herabstürzte, und auch einen Mann, der sich an sie lehnte, mitriss. So wie dies geschah, verliessen auch die Andern erschreckt und in Furcht jene Mauer und liefen in die Burg, übergaben darauf auch diese und sich selbst." Tacitus theilt in den Ann. II, 9 aus dem Jahre 16 n. Chr. von dem Bruder des Arminius mit: „Dieser war in dem Heere mit dem Beinamen Flavus, von ausgezeichneter Treue, und hatte wenige Jahre zuvor unter dem Feldherrn Tiberius durch Verwundung ein Auge verloren", weiter unten: „Wie jener den Ort und das Treffen angibt, fragt ihn Arminius, welche Belohnung er empfangen habe. Flavus führt erhöhten Sold, die Halskette und den Ehrenkranz, sowie andere kriegerische Gaben an." Der hier erwähnte „Krieg vor wenigen Jahren unter Tiberius", in welchem dieses geschah, kann nur der Pannonische sein.

Immerhin verblieb dem Varus am Rheine eine ansehnliche Heeresmacht, die wir jetzt etwas näher ins Auge fassen müssen, da weiterhin über deren Vertheilung geredet werden soll. Man unterschied damals am Rheine das untere und obere Heer (Tac. Ann. I, 31); erstes hatte seinen Feldherrnsitz in Köln und als Hauptfestung Vetera zu besetzen (Tac. Ann. I, 39. 45); für letztes war

---

6—1 v. Chr., sowohl am Neckar als auch an der Lippe, weiter ausführte (Dio LV, 11; Tac. Ann. I, 63 und IV, 44).

Es war für unsere Untersuchung nöthig, auf diesen römischen Besitz an der rechten Rheinseite, nämlich eines Landstrichs von Mainz zur Donau und eines Landstrichs von Wesel zur Weser hin, wozu noch einige unten zu erwähnende Kastelle kommen, aufmerksam zu machen. Auch Dio schickt seiner Beschreibung der Varusschlacht eine ähnliche Bemerkung voraus, LVI, 18: „Die Römer besassen im Keltenlande einige Gegenden, nicht beisammen, sondern wie sie gerade erobert worden waren, weshalb deren in der Geschichte auch nicht Erwähnung geschieht. Ihre Soldaten überwinterten dort, und Städte wurden gegründet. In die Ordnung der Römer bequemten sich die Barbaren; sie gewöhnten sich an Märkte, und unterhielten mit jenen einen friedlichen Verkehr."

der Feldherrnsitz in Trier und die grösste Festung desselben Mainz. Dies lässt sich aus Tac. Ann. I, 40—43 darthun: es wird nämlich dem Germanikus in Köln verdacht, „quod non ad superiorem exercitum pergeret", oder wenigstens seine Gemahlin mit ihrem Söhnchen dahin schicke, bald sehen die Soldaten den traurigen Zug der Frauen „pergere ad Treviros et externam fidem" nämlich in den Schutz des C. Silius, und halten sie zurück; worauf dann Germanikus unter anderem in einer Anrede sagt, es sei eine Schande für das untere Heer, wenn dem oberen es vergönnt sein werde, in Betreff der Varusniederlage die Ehre des römischen Namens in Germanien zu retten. Dem unteren Heere, im engeren Sinne das germanische genannt, stand Varus selbst vor; seine Residenz war mithin in Köln. Zum Legaten des oberen Heeres war sein Schwestersohn L. Nonius Asprenas ernannt.

Betrachten wir nun jedes Heer für sich, so finden wir, dass das untere wahrscheinlich aus vier Legionen bestand; denn wenn Varus mit drei den Rhein überschritt, so musste, da die Veteranen nach Pannonien abgezogen waren, wenigstens eine zur Besatzung von Köln und Vetera, sowie der übrigen Niederrheinkastelle zurückbleiben, und es lässt sich diese vierte Legion auch mit ziemlicher Sicherheit nachweisen (vgl. Mommsen, Res gest. divi Aug., S. 68 Anm. 1). Ausdrücklich genannt sind von dem Heere des Varus nur die XIX., nämlich in Tac. Ann. I, 60, und die XVIII., nämlich auf einem Grabsteine im Bonner Museum vaterl. Alterth. (Hettner, Nr. 82). Da dieser Gedenkstein bei Xanten gefunden ist, so lässt sich daraus schliessen, dass beide Legionen ihr Standlager bei Vetera gehabt haben. Was nun die XIX. Legion insbesondere betrifft, so muss sie schon vor dem Jahre 6 n. Chr. ausgehoben und eingeübt sein, weil zu dieser Zeit in Rom die XX. vollzählig gemacht wurde (Vell. II, 111. 112). Tiberius wird sie demnach selbst 4 n. Chr. an den Rhein geführt haben, als er dort den Oberbefehl von Neuem antrat. Ebenso ist die XVIII. Legion wahrscheinlich als Nachschub unter Marcus Vinicius 1 n. Chr. zur Rheinarmee abgezogen, weil diese nicht stark genug war, den unter L. Domitius ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen (Vell. II, 104; Dio LV, 10). Als dritte mit Varus umgekommene Legion nimmt man allgemein die XVII. an, und das mit Recht; denn sie wird nachher nirgends genannt (Mommsen, Res gest. divi Aug., p. 69 Anm. 3). Wir finden dieselbe freilich auch vorher nirgends erwähnt, obgleich sie

doch bestanden haben muss; ich vermuthe deshalb, dass es die XVII. Classica gewesen sei, eine von den sechs Legionen des Antonius, die Augustus, weil sie sich ihm ergaben, nach der Schlacht bei Actium unter ihrem alten Namen fortbestehen liess, und die er dann aus dem Mittelmeere unter Drusus auf die Rheinflotte versetzte, weil er Landsoldaten für diesen Zweck nicht gebrauchen konnte. Als Standorte der Rheinflotte werden uns Bonn und Köln genannt (Flor. II, 30 und Tac. Ann. I, 45) [1]). Da die Rheinflotte

1) Der Rhein war also doppelt befestigt, durch mehr als fünfzig Kastelle am Ufer (Flor. II, 30), und dazu auf dem Strome selbst durch Schiffe, die ein feindliches Uebersetzen von der germanischen Seite zwischen den einzelnen Kastellen hinderten. Von Bonn über die Brücke daselbst an der Sieg hinauf in das Chattenland, und von Köln hinüber zu den Sugambern führten zwei Strassen nach Germanien hinein. Die Benutzung der Brücken von Seiten der Germanen in feindlicher Absicht musste daher unbedingt durch zwei Kastelle als Brückenköpfe abgeschnitten werden (Veget. III, 7); und es haben sich auch bereits die Spuren einer solchen Brückenfestung gegenüber von Bonn in Schwarzrheindorf, und gegenüber von Köln zu Deutz selbst die Grundmauern des Brückenkastells gefunden (Bonn. Jahrb. 78, S. 34—88 und Winckelmanns-Festschrift, Bonn 1888, S. 25—27). Dass ausserdem für die beiden Militärstrassen Mainz—Augsburg und Vetera—Aliso zwei Brücken über den Rhein führten, und durch rechtsrheinische Brückenköpfe gedeckt wurden, ist in der Sache selbst begründet (vgl. auch Tac. Ann. I, 69). Uebrigens sind diese beiden Hauptfestungen und deren Brücken nicht mit „Borma et Caesoriacum" gemeint, da sie schon früher von Augustus selbst während der Jahre 16—13 v. Chr. als die passendsten Ausgangs- und Uebergangspunkte für die Eroberung Germaniens angelegt wurden, nachdem er mit den Batavern einerseits und mit den Mattiaken anderseits in Betreff der Anlage jene Verträge und Bündnisse geschlossen hatte, deren Inhalt und Wortlaut noch aus Tac. Germ. 29 und Tac. Hist. IV, 12. 16. 23 ersichtlich ist. Die Einrichtung der Rheinflotte durch Drusus, die Hinführung der XVII. Legion, die Anlage der beiden Brücken bei Bonn und Köln fällt am wahrscheinlichsten in das Jahr 10 v. Chr., weil die verbündeten Sugambern und Chatten gegen den Rhein vordrängten, und daher eine Sicherung des Stromes gegen die feindliche Ueberschreitung nothwendig wurde (Dio LIV, 36; Liv. Per. 141). Indem die Römer über die Kölner Brücke gegen die Sugambern und über die Bonner Brücke gegen die Chatten zugleich ausrückten, fassten sie die Feinde von zwei Seiten, und zogen sie auseinander; Augustus selbst stand damals hinter der Rheinarmee im Hauptquartiere zu Lyon (Sueton. Claud. 2).

Was die Konstruktion der vier römischen Rheinbrücken zu jener Zeit betrifft, so wissen wir von derjenigen bei Vetera, dass sie 15 n. Chr. eine Schiffbrücke war, die man verbinden und lösen konnte; dies

unter Varus still lag, so durfte er diese Legion mit den beiden andern in das Sommerlager abführen, um den Unterhalt derselben wenigstens für einige Monate den Germanen aufzuhalsen. Die vierte Legion im unteren Heere des Varus muss die V. Alauda gewesen sein; denn wir finden sie vor der Varusschlacht unter Lollius 17 v. Chr. in Köln, und unter Cäcina 14 n. Chr. in Vetera (Dio LIV, 20; Vell. II, 97; Tac. Ann. I, 45).

Das obere Heer unter Aspernas bestand aus nur zwei Legionen, die ebenfalls nicht benannt sind, sich jedoch auch mit ziemlicher Sicherheit herausfinden lassen. Zu Mainz lag am frühesten, wie uns die dort gefundenen Ziegelstempel lehren, die XIV. Legion (gemina Martia victrix), und sie ist noch für das Jahr 14 n. Chr. als zum oberen Heere gehörig in Tac. Ann. I, 37 aufgeführt. Die andere scheint die I. Minervia gewesen zu sein, und ebenfalls zu den von Antonius herüber genommenen gehört zu haben. Dieselbe erhielt nach Tac. Ann. I, 42 ihre neuen Feldzeichen von Tiberius, wahrscheinlich 8 v. Chr., als nach dem Tode des Drusus neue Truppenverstärkung in Germanien nöthig wurde (Dio LV, 6).

Dies ist es etwa, was mit mehr oder weniger Gewissheit über die Legionsnummern des Varianischen Heeres gesagt werden kann; die Legionsstärke und Truppeneintheilung lässt sich aus Tac. Ann. I und II der Jahre 14—16 n. Chr. berechnen, da in so kurzer Zeit sich Zahl und Ordnung nicht wesentlich verändert haben wird. Nach Tac. Ann. I, 49 betrug die Summe der Soldaten in den vier Legionen des unteren Heeres „duodecim milia"; es kamen also auf die Legion 3000 Mann. Nach Tac. Ann. I, 60 rückte Cäcina als Befehlshaber desselben unteren Heeres „cum quadraginta cohortibus" aus; eine Legion zerfällt also in zehn Kohorten mit je 300 Mann. Nach Tac. Ann. I, 32 prügelten jedesmal sechzig aufständische Soldaten ihren Centurio („sexageni singulos, ut numerum centurionum adaequarent"); eine Kohorte besteht also aus fünf Centurien von je 60 Mann. Nach Tac. Ann. I, 65 gehörte jedem Manipel ein Zelt (tentoria manipulis), und dies sind nach Veg. II, 13 je 10 Mann. Der gemeine Soldat heisst deshalb auch in Tac. Ann. I, 20

---

lässt sich aus Tac. Ann. I, 49 „junctoque ponte" und 69 „pontem solvi" schliessen. So werden damals auch die drei andern, bei Köln, bei Bonn und Mainz, Schiffbrücken gewesen sein. War der Brückenkopf vom Feinde überrumpelt, so liess sich vor demselben die Brücke rasch auflösen; feste Brücken hätten auch dem Gegner gedient.

und II, 38 „manipularis.“ Zehn manipulares hatten unter sich einen decanus als Zeltvorsteher, sechzig mit einem Fähnlein (vexillum) an ihrer Spitze einen centurio, dreihundert mit einem Drachen (draco) als Feldzeichen einen praefectus cohortis, sechshundert fasst ein tribunus zusammen, und ein legatus die ganze Legion mit einem Adler (aquila) als oberstem Feldzeichen (vgl. Veget. II, 8—13). Ein munipularis konnte zum decanus, centurio, praefectus cohortis und endlich zum praefectus castrorum, das ist zum Befehlshaber der Lagerwache aufsteigen (Tac. Ann. I, 20); solche praef. castr. waren L. Eggius und Ceionius im Sommerlager des Varus, und auch L. Caedicius im Kastell Aliso an der Lippe (Vell. II, 119. 120). Zu jeder Legion gehörte eine ala Reiterei von 300 leichten Reitern, nach Tac. Ann. II, 25 „cum triginta peditum tribus equitum milibus“ und II, 8 „cum equite levi.“ Ausserdem hatte in jeder Legion die erste oder Adlerkohorte eine geharnischte Reiterschaar als Garde für den Feldherrn (equites loricatos Veget. II, 6); diese schwere Legionsreiterei wird auch in der Varusschlacht beim letzten Ringen am zweiten Tage noch von Dio LVI, 21 erwähnt, als Numonius Vala mit den drei Reiterflügeln längst das Weite gesucht hatte (Vell. II, 119) [1].

Ueber die Kriegstüchtigkeit des Varianischen Heeres stellt Vellejus demselben ein sehr lobendes Zeugniss aus; seine Worte lauten II, 119: „Das tapferste aller Heere, das beste durch Mannszucht und Uebung und Kriegserfahrenheit unter den römischen Soldaten“; und im folgenden Kapitel 120: „Hieraus erhellt, dass Varus, gewiss ein ernster Mann von gutem Willen, mehr weil es ihm an Feldherrnklugheit fehlte, als weil ihn die Tapferkeit der Soldaten verliess, sich und das schönste Heer ins Verderben brachte.“ Wir brauchen an der Richtigkeit dieses Urtheils nicht zu zweifeln; denn Vellejus hatte selbst in diesem Heere als praefectus equitum unter Tiberius 4 und 5 n. Chr. die Züge bis zur Weser und bis zur Elbe mitgemacht; er kannte also die Haltung und Leistung der Soldaten aus eigener Erfahrung. Auch Flor. II, 30 erwähnt die „Treue der Soldaten“, die mitten im Schlachtgewühle des zweiten Tages, als

1) Auch hier ist der Widerspruch zwischen Dio und Vellejus nur scheinbar; denn Vala führte die Alen, also die leichte Reiterei, und schlug den geradesten Weg zum Rheine ein, als er noch freies Feld hatte; die schwere Gardereiterei dagegen stand bei den Legionssoldaten noch im letzten Treffen fest.

bereits Alles verloren war, „selbst den Leichnam ihres Feldherrn noch beerdigten"; er erwähnt die kaltblütige Tapferkeit eines Fähnrichs, „der einen Adler, bevor derselbe in die Hände der Feinde fiel, von der Stange brach, in der Gürteltasche verbarg, und damit in den blutigen Sumpf niedersank." Einen andern Fall besingt der Dichter Krinagoras von Mytilene auf Lesbos, welcher unter Augustus und vorzugsweise in Rom lebte, Anth. Graec. VII, 741, von Mommsen, Oertlichkeit der Varusschlacht S. 63 ins Deutsche übertragen, wie folgt: „Spartas herrliche Söhne und Salamis mächtige Streiter, alle die Tapfersten rings rufen wir kühn zum Vergleich. Als am Gestade des Rheines jüngsthin ein italischer Kriegsmann, niedergesunken im Streit, blutend von manchem Geschoss, sah von den Feinden gefasst den Adler des eigenen Heeres, sprang von dem Schlachtfeld er unter den Leichen empor, streckte zu Boden den Träger und brachte den Adler den Führern: einzig er fand so unüberwundenen Tod." Es war also auch in Rom der Muth und die Verzweiflung bekannt geworden, mit der sich die Varianischen Soldaten geschlagen hatten. Dass die gänzliche Niederlage des ungeachtet erfolgte, daran war die eigensinnige Sicherheit des Varus schuld, mit der er sich stolz über den Rath seiner Offiziere erhob, so dass er sogar deren aus eigenem Antriebe getroffenen Vorsichtsmaassregeln schalt und bestrafte (Vell. II, 19 „castigatis etiam quibusdam gravi poena, quia Romanis et armis et animis usi fuissent"). Nach Sueton. Tib. 18 sprach sich dahin auch Tiberius über die Niederlage aus: „quum animadverteret, Varianam cladem teneritate et negligentia ducis accidisse." Freilich muss bemerkt werden, da uns jetzt der verhängnissvolle Tag der Varusschlacht bekannt ist, dass es sogar alten und sonst tüchtigen Soldaten, wenn sie einen Kaisertag (1. August) durchjubelt und eine Festnacht durchschwärmt haben, folgenden Tages, unverhofft und unvorbereitet in einen mörderlichen Kampf verwickelt, ebenso viel an Kraft und Feuer fehlen muss, als es etwa Rekruten an Erfahrung und Ruhe gemangelt haben würde. Allein eben diesen ungünstigen Umstand zu verhüten, lag in der Hand und war die Pflicht des Feldherrn.

Varus fühlte seine Stärke auch weniger in kriegerischen Thaten, als in einem nachdrücklichen Festhalten und in einer durchgreifenden Verwaltung der eroberten Provinz. Diese in Betreff Germaniens von Augustus ihm gewordene Aufgabe fasste er deshalb von Anfang an wohl ins Auge, indem er während der Jahre 7 und 8 n. Chr. in

allen Stellungen, sowohl an der linken wie auch an der rechten Rheinseite, feste Wacht und sorgsame Umschau hielt. Im linksrheinischen Germanien war weniger zu befürchten, im rechtsrheinischen dagegen wurde es immer schwieriger, den römischen Besitz und die römische Herrschaft zu behaupten. Denn wenn auch die jenseitigen Mattiaken und Bataver durch Waffenbrüderschaft treu mit den Römern verbunden waren (Tac. Germ. 29; dazu Korrespondenzbl. d. Westd. Zeitschr. Trier 1887, Aug. 119); im Süden die Sueben durch eine Militärstrasse zwischen Mainz und Augsburg, im Norden die Kanninefaten, Tubanten, Friesen, Chauken durch die Nordseeflotte mit den beiden Seestationen Flevum und Amisia (jetzt wahrscheinlich Vlieland und Emden, vgl. Tac. Ann. I, 38; II, 8; IV, 72) im Zaume gehalten wurden; wenn auch bei den unruhigen Chatten das Taunuskastell (jetzt wahrscheinlich Heddernheim an der Nidda), bei den unbeugsamen Brukteren das Kastell Aliso (jetzt wahrscheinlich Neuhaus an der Lippe), bei den freiheitsliebenden Marsen und Chamaven ein Sommerlager (wahrscheinlich das jetzige Borken an der Aa) angelegt war; sogar schon sichere Strassen zwischen Aliso und der Ems (die pontes longi des L. Domitius in Tac. Ann. I, 63), und wieder zwischen dem Taunuskastell und Aliso (vgl. Valer. Max. V, 5, 3) bestanden[1]); wenn auch

1) Das von Drusus 11 v. Chr. „ἐν Χάττοις παρ' αὐτῷ τῷ Ῥήνῳ" angelegte, von Germanikus 15 n. Chr. „super vestigia paterni praesidii in monte Tauno" wieder hergestellte Kastell (Dio LIV, 33; Tac. Ann. I, 56) ist das bereits durch Ausgrabungen und Funde als einstmalige römische Festung bekannte Heddernheim an der Nidda bei Frankfurt; denn alle drei Ortsbestimmungen treffen auf dieses zu (vgl. auch Tac. Ann. XII, 28); es liegt am Taunusgebirge, auf der alten mattiakisch-chattischen Grenze, und in der Nähe des Rheines (A. von Cohausen, der röm. Grenzwall in Deutschl., Wiesbaden 1884, S. 131—137). Mit den Worten des Dio „παρ' αὐτῷ τῷ Ῥήνῳ" kann keiner der vier Brückenköpfe bei Mainz, Bonn, Köln, Wesel gemeint sein; denn sonst würde dastehen „πρὸς αὐτῷ τῷ Ῥήνῳ", wie in Dio LV, 1.

Als Drusus im Jahre 9 n. Chr. durch die Besiegung der Markomanen und Sueben zuerst südwärts eine Militärstrasse durch den Hercynischen Wald eröffnet hatte, wandte er sich in demselben Sommer auch noch vom Main nordwärts zu den Cherusken an der Weser, wodurch eine Verbindung zwischen Moguntiacum und Aliso hergestellt wurde, indem er sogleich im Rücken des Heeres, an der Nidda aufwärts durch die Wetterau und an der Schwalm abwärts auf Fritzlar und Warburg hin, eine fahrbare Strasse mit Haltpunkten anlegen liess (Dio LV, 1; vgl. Tac.

weiterhin die Cherusken und andere Völkerschaften an der Weser (Vell. II, 105), die Semnonen, Teutonen, Charuden, Kimbern

---

Ann. I, 56). Auf diesem Wege eilte ihm, als die Kunde von seinem unglücklichen Sturze mit dem Pferde zwischen der Saale und Weser (Strabo p. 291) und seiner Krankheit im Sommerlager (Sueton. Claud. 1) nach Ticinum kam, sein Bruder Tiberius nach. Valer. Max. V, 5, 3 schreibt: „Alpes Rhenumque transgressus die ac nocte, mutato subinde equo, ducenta milia passuum, per modo devictam barbariem, Antabagio duce solo comite contentus, evasit." Auch Plin. Nat. Hist. VII, § 84 erwähnt die Schnelligkeit dieser Reise mit den Worten: si quis nocte ac die longissimum iter vehiculis tribus Neronem emensum festinantem ad Drusum fratrem aegrotum in Germaniam; ea fuerunt cc passuum." Beide Stellen stehen in keinem Widerspruche zu einander; „denn mutato subinde equo ducenta milia passuum per modo devictam barbariem" bei Valer. Max. bedeutet weiter nichts als „vom Rheine an mit Pferdewechsel 200 röm. Meilen durch das eben besiegte Chattenland", und Plinius sagt genauer, dass „dreimal ein Wagen mit frischen Pferden bereit stand", wobei zur grösseren Sicherheit Antabagius als ortskundiger Führer und Begleiter diente. Mit 200 röm. oder 40 deutschen Meilen kommen wir von Mainz, wenn man die Wegkrümmungen mit in Anschlag bringt, bis in die Gegend zwischen Karlshafen und Paderborn, wo also das Sommerlager des Drusus zu suchen ist.

Für die Lage des Lippekastells Aliso gibt bis jetzt den sichersten Anhalt der Name des uralten Elsen. In diese Gemeinde gehörte früher auch Neuhaus, der Platz des römischen Kastells. Es fliesst daselbst die Alme in die Lippe, welch erstere freilich Dio LIV, 33 „Ἐλίσων" nennt. Dies hat nichts Befremdendes, wenn man sieht, wie oft die Flüsse oben von ihrem Quellorte, unten von ihrer Mündungsstelle benannt werden, und wie umgekehrt oft wieder von den Flüssen daran liegende Ortschaften den Namen erhalten. Im Lippischen z. B. heisst und kömmt die Eller von Alverdissen, das ist Adalbertshagen urkundlich 1370 Alverdessen; denselben Bach nennt man aber zu Rintelen an der Weser bei seiner Mündung die Exster, von einem uralten eine halbe Wegstunde oberhalb gelegenen Dorfe Exten, das ist Eckhartshagen urkundlich 896 Eckersten und Achriste (vgl. O. Preuss, Lipp. Familiennamen, Detmold 1887, S. 44. 46. 78. 85; O. Preuss und A. Falkmann, Lippische Regesten, Lemgo und Detmold 1860, Nr. 5. 1210). So lag es auch den Römern am nächsten, den durch die Gemeinde Elsen (urkundlich 1036 Elesen) zu ihnen herabkommenden Fluss einfach den Elsener (Alisonius, griech. Ἐλίσων) zu nennen, unbekümmert darum, ob er weiter oben anders hiess. Der Ortsname Elsen kann übrigens selbst wieder, und zwar schon zur Römerzeit, aus Almishagun zusammengegangen sein. Für alle drei Stellen, nämlich Vell. II, 120; Tac. Ann. II, 7; Dio LIV, 33, passt der Platz von Neuhaus am Besten.

Es wird in Tac. Ann. I, 63 ein „angustus trames vastas inter paludes

jenseits der Elbe (Monum. Ancyr. V, 16—18), die Hermunduren zwischen dem Main und der Donau (Tac. Ann. II, 26. 46) mit den

---

et quondam a L. Domitio aggeratus" erwähnt, die sogenannten „pontes longi", auf welche im Jahre 15 n. Chr. Cäcina traf, als er von der oberen Ems her in die Lippestrasse einlenkte, um „notis itineribus" nach Vetera zurück zu marschiren (Tac. Ann. I, 69). Diese pontes longi bildeten also eine Verbindungslinie zwischen der Lippe und Ems, und zwar in der Nähe des Cheruskenlandes; denn die Cherusken waren dem römischen Heere auf Richtwegen an die „langen Brücken" vorangeeilt, und hatten die waldigen Höhen zu beiden Seiten besetzt. Demnach führte die Römerstrasse von Neuhaus an der Lippe über Delbrück nach Rietberg an die Ems. Auf dem Grundstücke Wasmanshof bei Delbrück sind jüngst auch die Spuren derselben als „cervi" oder „cervioli" aus dem Boden zu Tage gekommen (Correspondenzbl. für Archäologie, München 1889, Nr. 1). Der Weg war ein Aufwurf (trames aggeratus), der aber statt der ganzen Manipelbreite von 30 Fuss (Veget. III, 15) wahrscheinlich nur die halbe (für fünf Mann hoch) hatte, daher „angustus is trames." Er führte „vastas inter paludes"; und diese sind noch jetzt bei Delbrück zu finden; in früheren Zeiten waren sie nicht durchwatbar, wie aus dem Einfalle der Kölner am 18. Dez. 1410 ersichtlich ist (G. J. Bessen, Geschichte des Bisth. Paderborn, 1820. Bd. I, S. 272). Den agger (Strassendamm) suchten die Römer im sandigen Moorschlamm durch Baumstümpfe mit abgestutzten Aesten zu befestigen; Veget. III, 8 „interpositis stipitibus ramisque arborum, ne terra facile dilabatur, agger erigitur"; Hygin. nennt dieselben „cervoli" und erklärt „trunci ramosi"; Caes. B. G. VII, 72 „cervi." Wo die Strasse aber über Lachen und Bäche führte, waren Holzbrücken angebracht, die freilich nach den etwa zwanzig Jahren ihres Bestehens (6 vor bis 15 nach Chr.) schon „rupti vetustate pontes" waren. Diese Ueberlieferung passt nicht auf die Bohlwege in den norddeutschen Sumpfgegenden, von denen die ältesten, wie die dabei gefundenen spätrömischen Münzen lehren, wahrscheinlich aus der Frankenzeit stammen, indem sie damals theils als Heerwege, theils als Verbindungen der neu angelegten Bisthümer Osnabrück, Bremen, Minden, Hamburg, Verden und deren Kirchspiele gedient haben.

In ähnlicher Weise, wie Drusus 11 v. Chr. von Mainz aus das Kastell Heddernheim gegen die Chatten anlegte, schob Tiberius 4 n. Chr. von Wesel aus ein Lager auf der rechten Rheinseite gegen die Marsen vor; er liess dasselbe sogleich auch für den kommenden Winter einrichten und mit allem Bedarf versorgen. Es ist nach den Ortsforschungen des Gen. v. Veith in den Bonn. Jahrb. 84 S. 1—27 das jetzige Borken an der Aa und die durch alte Wälle befestigte Umgegend. Vell. II, 105 gibt den Ort an, wie folgt: „in Germaniae mediis finibus ad caput Iuliae fluminis." Der Flussname Julia ist bezeugt durch die Amerbachische Handschrift und die frühsten aus dem Cod. Murbac. geschöpften Ausgaben; fassen wir ihn als einen niederdeutschen Wortlaut auf, so ist „iuli-a" die alte

Markomanen an der Moldau, March und Oder (Tac. Ann. II, 26. 46) mit den Römern ein Freundschaftsbündniss geschlossen hatten: so wehte doch seit dem Ausbruche des Aufstandes in Ungarn durch Deutschland wieder ein Freiheitshauch, der zunächst die Gemüther der den Römern feindlichen Stämme gegen die den Römern freundlichen aufbrachte, bald eine gegenseitige Befehdung hervor rief, und schliesslich den Varus nöthigte zur Ruhestiftung einzuschreiten. Florus sagt II, 30: „Quippe Germani victi magis quam domiti erant"; und ganz dem entsprechend Dio LVI, 18.

Es ist für unsere Untersuchung nothwendig, die damaligen Römerfreunde und Römerfeinde in Deutschland genauer kennen zu lernen und von einander zu unterscheiden. Hier gibt Auskunft Vell. II, 105 vom Jahre 4 n. Chr.: „Sogleich rückte man in Germanien ein; es unterwarfen sich die Kamaver, bezwungen wurden die Marsen und Brukteren; aufgenommen die Kerusken, und auch weniger durch unsere baldige Niederlage berühmte Völker [1]." In

---

Aa, bei deren Quelle dann das Lager gelegen haben würde, und das wäre die Gegend von Borken (urkundlich 1200 villa Burken). Was diesen Ortsnamen betrifft, so kömmt er mehrfach als Bezeichnung römischer Befestigungen vor, z. B. hier am badischen Limes einander gegenüber Neckarburken und Osterburken. Nach der Varusschlacht setzte sich Tiberius sofort wieder in den Besitz jenes Lagers, indem er seine Legionen den Sommeraufenthalt der Jahre 10. 11. 12 n. Chr. dort nehmen liess (Vell. II, 121; Sueton. Tib. 17—20; Dio LVI, 23—28); er trennte dadurch die aufständischen Marsen und Brukteren von den ruhig gebliebenen Chamaven, Tubanten, Friesen, Kanninefaten. Sein Nachfolger im Oberbefehle, Germanikus, der schon 11 n. Chr. mit ihm als Legat in diesem Lager geweilt hatte, machte 14 n. Chr. von da aus seinen ersten Ausfall in das Marsenland; Tac. Ann. I, 50: „agmine propero silvam Caesiam limitemque a Tiberio coeptum scindit." Die hier genannte „silva Caesia" ist ohne Zweifel der Wald „in monte Coesio" nach einer Urkunde zu Nottuln von 834 über die Schlacht gegen Karl den Grossen 779 bei Bocholt und Darup (Bonn. Jahrb. 84, S. 6), also der Koesfelder Wald.

1) Vell. II, 105 in der Amerbachischen Handschrift: „Intrata protinus Germania subacta cam ui faciat ruari Bruoteri recepti cerussi gentis et inamminus mox nostra clade nobilis." In cam ui fehlt nur das a, also Camavi. Das hier unverständliche faciat hat sechs Buchstaben; ich verändere das eine a in r und erhalte fracti, was Vellejus in gleicher Verbindung auch Cap. 116 gebraucht, nämlich „fracti Langobardi." Das folgende ruari hat fünf Buchstaben; ich verändere davon r und u in s und m, und erhalte die Zeichen für Marsi. Nur diese Völkerschaft kann zwischen den Camavern und Bructeren stehen; denn Tiberius musste, um

dieser Stelle wird die Aufnahme der Cherusken in die römische Bundesgenossenschaft ausdrücklich hervorgehoben, und weiter gesagt, dass noch einige andere Völker dem Bündnisse beigetreten seien. Zu diesen gehörten, wie sich aus Tac. Ann. XIII, 55 nachweisen lässt, die Amsibaren; und auch die Angrivaren dürfen wir hinzu zählen, da sie nach Tac. Ann. II, 8. 19. 22. 24 in der Idistavisusschlacht sich zu den Cherusken hielten, und II, 41 neben die Cherusken und Chatten gestellt werden als solche, über welche Germanikus in Betreff der Varusniederlage triumphirte.

Als den Römern feindliche Völkerschaften, die sich nur der Waffengewalt gefügt hatten, lernen wir aus obiger Stelle Vell. II, 105 dem Rheine zunächst die Marsen und Brukteren kennen, und aus Strabo p. 292 die Chatten und Chattuaren. Diese traf daher auch zuerst in den Jahren 14 und 15 n. Chr. durch Germanikus die römische Rache in grausamster Weise. Tac. Ann. I, 51 „non sexus non aetas miserationem attulit; profana simul et sacra solo aequantur." Tac. Ann. I, 56 „imbecillum aetate ac sexu statim captum aut trucidatum; incenso Mattio (id genti caput) aperta populatus." Tac. Ann. I, 60 „quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum."

Aber auch jenseits der Weser gab es Freunde und Feinde der Römer. Zu den erstgenannten gehörten seit 5 n. Chr. die Chauken; es heisst von ihnen in Vell. II, 106: „Receptae Chaucorum nationes; omnis eorum iuventus infinita numero, immensa corporibus, situ locorum tutissima traditis armis una cum ducibus suis, septa fulgenti

---

von jenen zu diesen zu kommen, durch die Marsen marschiren. Ich muss hier bemerken, dass ich auf die Lesart „subacti Camavi, fracti Marsi Bructeri" durch die oben erwähnten Ortsforschungen des Gen. v. Veith „Röm. Grenzwall an der Lippe" in den Bonn. Jahrb. 84, S. 1—27 geführt worden bin.

Diese richtige Lesung des Schlusses: „gentes etiam minus mox nostra clade nobiles" verdanken wir Paul Höfer in seinem Werke „Die Varusschlacht, Leipz. 1888, S. 182. 240. Es ist in „gentis et i(n)amminus mox nostra clade nobilis" nur ein n gestrichen, und wir können aus II, 8 zum Vergleich daneben setzen: „Tum Cimbri et Teutoni transcendere Rhenum, multis mox nostris suisque cladibus nobiles." Die lange Pluralendung is statt ēs, alt eis, hier in gentis und nobilis, gebraucht Vell. oft z. B. II, 15 „per omnis annos." Die bis jetzt als beste vorgeschlagene Lesart: „gentis eius Arminus mox nostra clade nobilis" ist nicht so annehmbar, weil Vellejus erst in Cap. 118 den „Arminius", als noch nicht bekannt und genannt, förmlich einführt.

armatoque militum nostrorum agmine ante imperatoris procubuit tribunal." Nothgedrungen streckten sie ihre Waffen, weil gegen sie nicht allein die Römer, sondern auch die mit denselben verbündeten Cherusken, Angrivaren, Amsibaren dastanden. Sie vergalten es diesen aber wieder, indem sie ihnen gegen Varus nicht halfen, auch ruhig die Römer bei sich im Lager (wahrscheinlich zu Emden) stehen liessen (Tac. Ann. I, 38 vom Jahre 14 n. Chr. „at in Chaucis praesidium agitantes vexillarii"). Dem Germanikus boten sie sogar 15 n. Chr. gegen die Cherusken ihre Hülfe an (Tac. Ann. I, 60 „Chauci cum auxilia pollicerentur in commilitium adsciti sunt"; und folgenden Jahres in der Idistavisusschlacht standen sie bei den Römern, wenn auch im hintersten Treffen. s. Tac. Ann. II, 17 „a Chaucis inter auxilia Romana agentibus"). Wegen dieser ruhigen und römerfreundlichen Haltung lobt sie auch Tac. in der Germ. 35 als „populus inter Germanos nobilissimus", während er Cap. 33 wegen der Niederlage, welche die Brukteren um 98 n. Chr. durch die Angrivaren und Chamaren erlitten, den Göttern dankt („favore quodam erga nos deorum), und sich Cap. 36 freut, dass die faulen und dummen Cherusken von den Chatten besiegt worden waren („Cherusci, nunc inertes et stulti vocantur, Chattis victoribus").

Entschiedene Römerfeinde waren jenseits der Weser die Longobarden, von denen Vell. II, 106 sagt: „Fracti Longobardi gens etiam Germana feritate ferocior", und weiter unten: „magna cum clade hostium fraude eorum tentato exercitu"; dazu Tac. Germ. 40 „proeliis et periclitando tuti sunt." Neben ihnen standen auf der rechten Weserseite gleichfalls als Römerfeinde die östlichen Cherusken unter ihrem alten Fürsten Inguiomarus, dem Oheim des Arminius, aus älterer Zeit schon, wahrscheinlich aus der Schlacht bei Arbalo gegen Drusus 11 v. Chr., den Römern als tapferer Haudegen bekannt (Tac. Ann. I, 60 „Arminii patruus, vetere apud Romanos auctoritate; unde maior Caesari vetus." Flor. II, 30 „Cheruscos Suebosque et Sicambros pariter adgressus est, qui viginti centurionibus incrematis hoc velut sacramentum sumpserunt bellum").

Angesichts jener Volkserhebung in Pannonien, und des Stillliegens der römischen Legionen in den Festungen am Rheine, während der Jahre 7 und 8 n. Chr., mussten es die Cherusken, Angrivaren, Amsibaren jetzt ihrer Römerfreundschaft zuschreiben, dass die Chatten und Chattuaren, Marsen und Brukteren, Chauken und Langobarden, ja selbst ihre eigenen Stammesgenossen auf der rechten Weserseite,

sich ringsum gegen sie erhoben. Mit den siegenden Römern waren sie einst unter Tiberius oben auf gekommen, und hatten reichliche Beute erhalten; zwei ihrer Fürsten, Segestes und Arminius, waren mit dem römischen Bürgerrechte, der Sohn des ersten mit der Priesterwürde am Kölner Augustusaltare beehrt worden, andere wie Boiokalus und Flavus, der Bruder des Arminius, standen in römischem Solde (Vell. III, 118; Tac. Ann. I, 57. 58; II, 9; XIII, 55); jetzt drohte der Umschlag, eine allseitige Vergeltung; die Lage wurde immer gefährlicher, so dass ihnen nichts übrig blieb, als sich nach dem Rheine hinzuwenden und dort römische Hülfe in Anspruch zu nehmen. So kamen zum Statthalter Varus im Frühlinge des Jahres 9 n. Chr. Gesandte der Cherusken und ihrer Verbündeten, und baten ihn, zu ihrem Schutze das Sommerlager bei ihnen zu beziehen. Varus sagte dieses zu, indem er einen Landtag ankündigte, auf welchem alle Streitigkeiten geschlichtet werden sollten.

Dass die cheruskischen Gesandten und ihre Genossen alles versprachen, was Varus verlangte, sagt Dio LVI, 18 ausdrücklich: „Bereit den Varus aufzunehmen, als würden sie alles ihnen Auferlegte thun, zogen sie ihn vom Rheine weit hinweg in das Cheruskenland und gegen die Weser. In diesen Worten haben wir den ersten Anhalt für unsere Frage, wo Varus vor der Schlacht gestanden habe. Strabo schreibt in seiner Geographie p. 291: „Gegen solche ist Misstrauen von grossem Nutzen; denn diejenigen, denen man traute, haben das grösste Unglück verursacht; so nämlich die Cherusken und die ihnen Untergebenen, bei welchen drei Legionen der Römer mit dem Feldherrn Varus Quintilius, bundbrüchig hintergangen, durch Ueberfall umgekommen sind.“ Also in das Cheruskenland rückte Varus mit seinem Heere ein, und gegen die Weser hin (nach Dio); bei den Cherusken kam er um, und deren Untergebenen (nach Strabo), das heisst, bei den Cherusken und denen, die sich mit ihnen durch eine Verschwörung verbündet und unter die Leitung des Arminius gestellt hatten. Beide Stellen decken sich; und es wohnten demnach diese mit den Cherusken damals Verbündeten und mit den Römern gleichfalls Befreundeten weiter gegen die Weser hin. Da nun das Gebiet der Cherusken selbst schon an die Weser stiess, weiter an diesem Flusse hinauf aber die feindlich gesinnten Chatten wohnten, so kann mit den Worten bei Dio „und gegen die Weser“ nur das weiter an der Weser hinunter liegende Land der Angrivaren bezeichnet sein,

welches auch wirklich etwas entfernter ist von dem Ausgangspunkte des Varus, nämlich von Köln, als das Cheruskenland. Der Ausdruck „πρὸς τὸν Οὐίσουργον" gibt zugleich das Ziel des Hinmarsches an, welches erreicht wurde, nämlich das linke Weserufer; auf das rechte zu den östlichen Cherusken und östlichen Angrivaren ist Varus nicht gekommen[1]).

Jetzt kömmt Alles darauf an, ob wir das Gebiet der westlichen Cherusken und Angrivaren an der linken Weserseite, in welches Varus seine Truppen legte, mit Bestimmtheit nachweisen können; und das ist allerdings möglich; denn nach Tac. Ann. I, 60—63 rückte Germanikus 15 n. Chr. zwischen den Quellen der Lippe und Ems in das Cheruskische ein, also zwischen Paderborn und Bielefeld. Nach Dio LIV, 33 betrat Drusus 11 v. Chr. zwischen den Quellen der Lippe und dem Weserflusse das Cheruskenland, also zwischen Paderborn und Karlshafen. Nach Tac. Ann. II, 8. 9 durchschreitet Germanikus 16 n. Chr. zwischen den Quellen der Ems und dem Weserflusse zuerst das Land der Angrivaren, und erreicht dann dasjenige der Cherusken, also zwischen Bielefeld und Minden. Ein Grenzwall trennte nach Tac. Ann. II, 19 die Cherusken von den Angrivaren; derselbe bestand nach Urkunden auch im Mittelalter zwischen der Grafschaft Lippe und der Herrschaft Enger (O. Preuss und A. Falkmann, Lipp. Regesten, Detmold 1868, Nr. 2772. 2976. 2989. 3255. 3289); und er zieht noch heute, in längeren Abschnitten und kürzeren Ueberbleibseln erkennbar, aus dem Osninggebirge bei Oerlinghausen nordwärts in die Gegend von Herford, von da ostwärts mehr oder weniger gekrümmt an die hessisch-schaumburgische Grenze bei Goldbeck, und mit dieser

1) Die östlichen Angrivaren auf der rechten Weserseite erwähnt Ptol. II, 11, 9 und setzt sie mit den Langobarden und Dulguminern zwischen die grossen Chauken und Sueben. Die östlichen Cherusken reichen nach Ptol. II, 11, 10 bis an das Melibokusgebirge (wahrscheinlich der Harz). Wir finden nach 800 Jahren diese Stämme noch in denselben Sitzen; denn als König Ludwig 852 von Minden bis Erfurt, also östlich an der Weser und Werra aufwärts reiste, durchzog er zuerst die Angern (Angrivarii Angrarii Engern, etwa von Minden bis Hameln), dann die Haruden (Charudes Cherusci Harzer, etwa von Hameln bis Karlshafen), darauf die Suaben (Suebi, Schwaben, Nordschwaben, etwa zwischen Karlshafen und Witzenhausen), weiter die Hohsingen (Chatti Hessen, etwa zwischen Witzenhausen und Waufried), und betrat schliesslich Thüringen (Pertz I, S. 368, Ann. Fuldens.).

auf die Weser nach Fischbeck hin, von da weiter an das Ende des Ostsüntelgebirges nach Kleinsüntel[1]). Varus rückte demnach an der westlichen Weserseite in die Gegend zwischen Karlshafen, Paderborn, Bielefeld, Minden ein.

---

1) Das Süntelgebirge ist die alte Grenze des Angrivarenlandes gegen Norden. Der Ostsüntel nämlich, von der Hamel bis zur Weser bei Hausberge, schied die Angrivaren von den Dulgibinern, den späteren Schaumburgern. In Tac. Germ. 34 ist der zusammengeschobene Satz: „Angrivarios et Chamavos a tergo Dulgibini et Chasuarii cludunt" richtig, wenn wir ihn auseinanderziehen und verstehen wie folgt: „Angrivarios a tergo Dulgibini, et Chamavos a tergo Chasuarii cludunt." Die Dulgibiner grenzten ihrerseits wieder nördlich an die Langobarden, und es zieht sich auch die alte Langobardenlandwehr von der Leine zum Steinhudermeere, und von da halbwegs zur Weser hin.

Der Westsüntel aber, von der Weser bis nach Bramsche an der Hase, schied die Angrivaren von den Chauken (Tac. Germ. 29). „Süntel" bedeutet eben „Scheide", und stellt sich als Nebenform zu „Sunder", welches Wort in Urkunden als Bezeichnung für Berge, Wälder, Felder, Höfe, die auf der Grenze liegen, häufig vorkömmt (Lipp. Reg. 81. 92. 655. 898. 1432. 3255); das nordische „Sund" bedeutet eine zwei Länder trennende Meerenge; niederdeutsches „iutsünnern" oder „iutsünneln" ist aussondern, beides steht nebeneinander, wie hochdeutsches „wandern" und „wandeln"; nhd. sonder ist ahd. suntar; in der Vita Meinwerci bei Pertz XIII p. 121 Nr. 45 aus den Jahren 1015—1036 heisst jenes Gebirge „Suntal." Der merkwürdige Süntelstein im Walde oberhalb Venne ist demnach ohne Zweifel ein uralter Grenzstein (Herm. Hartmann, Wanderungen durch das Wiehengebirge, Preuss. Oldendorf 1876, S. 75). Die Hunte hat in ihrem oberen Laufe urkundlich 1279 den Namen „Angelbeke", weil sie von der Südseite des Süntels aus dem Angerlande herkömmt. Der alte Hauptort Enger (1009 Angeri) des Landes der Angrarii oder Angrivarii besteht noch jetzt; er liegt eine Meile westlich von Herford. Im östlichen Engerlande jenseits der Weser hat das Dorf Engern, gegenüber Rinteln, den alten Volksnamen bewahrt.

Die südwestliche Grenze sowohl des Angrivaren-, wie auch des Cheruskenlandes bildet das Osninggebirge, und zwar hier wahrscheinlich gegen die Amsibaren. Zur Bestimmung des Wohnsitzes dieser Völkerschaft haben wir freilich nur drei schwache Anhalte; erstens im Namen selbst, welcher Emsbewohner bedeutet; zweitens in Tac. Ann. XIII, 55. 56, wo gesagt wird, dass ihr Fürst Boiocalus als Römerfreund während der Varusschlacht gefesselt worden, und dass ihm deshalb auch 58 n. Chr. von den Römern auf sein Nachsuchen eine neue Heimath und Land zugesagt worden sei, aber nicht seinen Leuten, die sich demnach als Nachbaren der Angrivaren und Cherusken an der Varusniederlage betheiligt hatten; drittens in Tac. Germ. 35. 36, wo von den Chauken bemerkt

Der Weg vom Rheine in diese mittlere Wesergegend führte von Vetera für die XVIII. und XIX. Legion an der Lippe hinauf, von Köln für die XVII. über Lüdenscheid und Arensberg. Es lässt sich nicht annehmen, dass die beiden Legionen von Vetera den Umweg über Köln, oder die eine von Köln den Umweg über Vetera gemacht hätte. Beide Strassen, sowohl die Lippestrasse als auch die Kölner Strasse, kamen in Aliso (Neuhaus) zusammen, von wo aus Varus dann die Wesergegend besetzte. Die ganze Truppenmasse lässt sich auf 18000 Mann und 5000 Pferde anschlagen; nämlich 9000 Legionssoldaten mit 300 geharnischten Reitern, 6000 Mann Hülfstruppen und 900 Mann leichte Reiterei, dazu etwa 300 Offiziere, 300 Techniker und Werkleute, und schliesslich ein Tross von 1200 Maulthiertreibern, Pferdeknechten, Dienern, Marketenderinnen.

Da keine Schlacht bevorstand, so hatte Varus nicht Ursache, das Heer in einem grossen Lager zu vereinigen; es würde ihm auch die Verpflegung desselben in dieser Weise nur für wenige Tage möglich gewesen sein. Er vertheilte daher die Truppen auf das befreundete Gebiet der Cherusken und Angrivaren, nach Dio LVI, 18 und Strabo p. 291. Wollte Varus auch nur vier Wochen im Sommerlager verweilen, so brauchte er zur Unterbringung und Versorgung des Heeres wenigstens 50 □ M., nämlich den Kreis Höxter, das Fürstenthum Lippe, und die Kreise Herfort, Minden, Melle, Osnabrück; dies lässt sich geschichtlich nachweisen (vgl. darüber A. Falkmann, Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe aus archivalischen Quellen, 1. Heft. Lemgo und Detmold 1847, S. 35—66; die Münstersche Invasion 1675; O. Preuss, Picks Monatsschrift, II. S. 389—408; O. Weerth, Die Grafschaft Lippe und der siebenjährige Krieg, Detmold 1888, S. 116—123, 164—168, 178—180).

Hiermit beginnen wir die Beantwortung unserer zweiten Frage, wie nämlich die Truppenstellung des Varus vor der Schlacht gewesen sei. Dass er sein Heer vertheilt habe, sagt Dio LVI, 18 ausdrücklich: „So hielt denn Varus seine Legionen nicht zusammen, wie es sich in Feindeslande geziemt hätte,

---

wird, dass sie, nachdem nämlich die Amsibaren von ihnen vertrieben waren, nun an der Seite der Angrivaren und Cherusken hin bis zu den Chatten gereicht hätten. Demnach müssen die Amsibaren zur Zeit der Varusschlacht zwischen dem Osning und der Ems, in den späteren Herrschaften Tecklenburg, Ravensberg, Rietberg gesessen haben.

sondern gab davon den Schwächern, die darum baten, ganze Schaaren ab, entweder zur Bewachung gewisser Plätze, oder zum Einfangen von Freibeutern, sowie auch zur Begleitung von Zufuhren." Man wählte die besten Lagen für die verschiedenen Heeresabtheilungen aus; die Bewohner der Gegend nahmen die Truppen willig auf, und bemühten sich, die ihnen vorgeschriebenen Lieferungen und Leistungen für die Soldaten genügend zu gewähren. Es war zwischen Varus und den germanischen Fürsten anfangs ein friedlicher und freundlicher Verkehr, so dass er sie oft zur Tafel einlud. Auch dies bezeugt Dio LVI, 18: „Und da sie auch dort auf das friedlichste und freundlichste mit ihm verkehrten, brachten sie ihn zu dem Glauben, auch ohne Soldaten würden sie sklavisch gehorchen." Und weiter unten Cap. 19: „Arminius und Segimerus waren immer um ihn, und speisten oft bei ihm" [1]).

Als erste Hauptsache erschien es nun dem römischen Statthalter, einen Landtag abzuhalten („agere conventum"), die schon ausgebrochenen Befehdungen und Raubeinfälle zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden Völkerschaften sofort durch ein Machtgebot zu untersagen („violentiam barbarorum inhibere"), und mit Waffengewalt zu hemmen. Für diesen Zweck musste das wirksamste Mittel eine Besetzung der Grenzen sein, also der Weser im Osten, des Westsüntelgebirges im Norden, und des Osninggebirges im Westen und Süden, insbesondere an den durch den Fluss gehenden Furten, und den über das Gebirge führenden Strassen („ἐπὶ φυλακῇ χωρίων τινῶν"). Schon aus eigenem Antriebe wurde von den am meisten

1) Dio sowohl als auch Strabo lassen durchblicken, dass die Cherusken und ihre Verbündeten schon, als sie den Varus vom Rheine in ihr Land abriefen, die Absicht gehabt hätten, ihn zu vernichten. Dies ist jedoch römischerseits eine grundlose Anschuldigung, der die Thatsache widerspricht, dass die Germanen erst nach länger erduldeten Drangsalen zur Abwehr schritten. Die Noth hatte sie veranlasst, den Varus vom Rheine zu rufen; die Noth zwang sie auch, ihn wieder abzuwerfen: der gemachte Fehler lag in der unter Tiberius eingegangenen Römerfreundschaft. Sowohl Vell. II, 118 als auch Flor. II, 30 sagen aus, dass erst durch das unsinnige Verfahren des Varus schliesslich eine Verschwörung und Empörung der Landesbewohner entstanden sei.

Der in obiger Stelle genannte Segimer ist nicht der Vater des Arminius, sondern der Bruder des Segestes; denn ersterer gleiches Namens war bereits zwei Jahre zuvor gestorben, wie aus Tac. Ann. II, 88 hervorgeht.

Bedrohten und den feindlichen Einfällen zunächst Ausgesetzten der römische Feldherr auf die wichtigsten Plätze aufmerksam gemacht, und um Besatzungen für dieselben gebeten („αἰτοῦσι τοῖς ἀδυνάτοις"). Gewöhnlich benutzten die Römer zum ersten Vorschub gegen die Feinde ihre Hülfskohorten und die leichte Reiterei (vgl. Liv. Per. 141; Vell. II, 107; Tac. Ann. I, 51. 56. 60. 63; II, 8. 11. 16; XII, 27; Hist. III, 21); auch Varus wird diese in die schwierigsten und fernsten Stellungen einquartiert haben. So konnte man die von den feindlichen Gebieten her einfallenden Schaaren leicht von Lager zu Lager abschneiden, gefangen nehmen und in das Hauptquartier des Varus abliefern („λῃστῶν συλλήψεσι"). Hier vor dem Richterstuhle des Statthalters wurden sie dann nicht als Kriegsgefangene nach Kriegsrecht genommen, sondern nach bürgerlichem Rechte als Unruhstifter und Räuber abgeurtheilt; es kamen in leichteren Fällen die Ruthen, in schwereren die Beile der Scharfrichter zur Anwendung (vgl. Tac. Ann. I, 59; auch Vell. II, 118).

Eine zweite Hauptsache blieb für den römischen Feldherrn immer die Versorgung des grossen Heeres mit Lebensmitteln. Denn wenn auch in den fruchtbarsten Niederungen der Cherusken und Angrivaren die Truppenabtheilungen an Gras, Getreide, Schlachtvieh keinen Mangel litten, so mussten doch für die Lager im Gebirge sogleich Zufuhren aus dem angrenzenden Gebiete der Chauken, Amsibaren, Brukteren, Chatten nicht allein verlangt, sondern auch zusammengetrieben, und mit starker Bedeckung herbeigeschafft werden, zu welchem Zwecke dann fortwährend beträchtliche Mannschaften unterwegs waren („παραπομπαῖς τέ τισι τῶν ἐπιτηδείων").

So lagen die Römer in ihren Quartieren etwa sechs Wochen still[1]), nämlich von der Mitte des Juni bis zum 2. August (West-

---

1) Ammian. XVII, 8: „operiensque Iulium mensem, unde sumunt Galliemi procinctus exordia." Auch Tiberius begann seinen Feldzug 4 n. Chr. in Deutschland kurze Zeit nach seiner Adoption 26./27 Juni, also Anfangs Juli; im folgenden Jahre 5 n. Chr. brach er früher auf (veris initio), um für den grösseren Feldzug längere Zeit vor der Hand zu haben, versorgte nun aber sein Heer an der Elbe selbst mit Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen aller Art (cum abundantissima rerum omnium copia) durch die in den Strom einlaufende Nordseeflotte (Vell. II, 104—106).

Zum 2. August als dem Abzugstage des Varianischen Heeres passt auch die Stelle im Dio LVI, 24: „Μέλλισσαί τε περὶ τοὺς βωμοὺς αὐτῶν κηρία ἀνέπλασσον." Das Hauptquartier des Varus scheint an einer Haidegegend

deutsche Zeitschr. 1887, S. 239—243; Correspondenzbl. für Anthropologie, München 1889, Nr. 8), was für die Leistungsfähigkeit dieser Gegenden in damaliger Zeit jedenfalls zu lange war (vgl. Tac. Germ. 5. 15. 25. 26), und auch von Vellejus entschieden getadelt wird („vir otio magis castrorum quam bellicae adsuetus militiae", „trahebat aestiva", „ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio, in quantum voluerant, data esset immunis"). Die Lage der von der Einquartierung betroffenen Cherusken und Angrivaren wurde, da Varus schonungslos verfuhr (Flor. II, 30 „superbia et saevitia") von Woche zu Woche verzweifelter, so dass ihnen als einzige Rettung nur eine Verschwörung und Empörung übrig blieb, deren Urheber und Führer der Cheruskenfürst Arminius war, und in die derselbe weiter auch die westlich benachbarten Ansibaren und Brukteren und die südlich angrenzenden Chatten und Chattuaren mit hineinzog (Strabo p. 293). Die letztgenannten beiden Völkerschaften begannen, wie ich weiter unten zeigen werde, der Verabredung gemäss, als die Entfernteren den Aufstand, weil dort im Gebirgslande dem Varus am leichtesten beizukommen war (Dio LVI, 19), und zwar auf den 1. August, an welchem die römischen Soldaten ihr Kaiserfest feierten, und für den Kampf am wenigsten vorbereitet waren (Bonner Jahrb. 88, S. 53—59).

Damit sind wir zur Beantwortung unserer letzten Frage gekommen, nämlich nach welcher Richtung hin Varus abgezogen sei. Hier liefert uns den Hauptbeweis Tacitus Ann. I, 60. 61: „Von da wurde das Heer zu den Entferntesten der Brukteren geführt, und was zwischen den Flüssen Ems und Lippe ist, verwüstet, nicht weit vom Teutoburger Walde, in welchem die Ueberreste der Legionen und des Varus, wie erzählt wurde, noch unbestattet lagen." „Sie betreten die traurigen Oerter, schrecklich für den Anblick und die Erinnerung. Des Varus erstes Lager zeigte in seinem weiten Umfange und abgemessenen Feldherrnplatze die Arbeit von drei Legionen; hierauf erkannte man an dem halb eingestürzten Walle, dem seichten Graben, dass sich die schon geschlagenen Ueberreste gesetzt hatten." Von diesem zweiten Lager, welches am Abend des ersten Schlachttages die Römer bezogen, sagt Dio LVI, 21, dass es „an einem waldigen Berge" gelegen habe. Nehmen wir nun die

gestanden zu haben, in der die Bienen zur Zeit der Haideblüthe, gegen Ende Juli und Anfang August, noch einmal abschwärmen und bauen.

Karte zur Hand, so finden wir, dass Germanikus an der linken Emsseite herauf von Nordwesten an das Osninggebirge in die Gegend von Bielefeld kam. Daselbst im Teutoburger Walde fand er das Hauptquartier des Varus, aus welchem dieser am 2. August 9 n. Chr. abgezogen war. Von dort gegen das Cheruskenland fortschreitend, also in südöstlicher Richtung, trifft Germanikus auf das zweite Lager des Varus, nach Dio auch noch im waldigen Gebirge. Varus ist demnach aus der Gegend von Bielefeld am ersten Schlachttage, und zwar längs der cheruskischen Seite des Osninggebirges, in die Gegend von Detmold vorgerückt. Zwischen diesen beiden Lagern liegt, da der Angriff von Seiten der Cherusken nach Flor. II, 30 und Vell. II, 119 schon bei dem Hauptquartiere begann, das erste Schlachtfeld, und die Längsrichtung desselben schaut mithin gegen Südosten. Die westliche, südwestliche und südliche Richtung ist dadurch ausgeschlossen, dass Germanikus, zwischen der Ems und der Lippe heraufkommend („Amisiam et Lupiam amnes inter"), doch nicht zuerst auf das zweite Lager traf[1]).

Einen weiteren Beleg für die Richtung des Varianischen Rückzuges gibt Dio LVI, 29 durch die Mittheilung, dass Varus mit seinem ganzen Gepäck aufgebrochen sei. Er schreibt: „Sie führten auch viele Wagen und Lastthiere mit sich, wie im Frieden; überdies waren der Kinder und Weiber nicht wenige, sowie eine zahlreiche Dienerschaft bei ihnen, so dass sie schon um deswillen zerstreut marschirten." Es ging also der Weg nicht allein gegen den aufrührerischen Feind, sondern zugleich auch zum Rheine hin zurück. Damit ist aber eine östliche oder nordöstliche und nördliche Richtung des Zuges ausgeschlossen. Es bleibt als einzige Möglichkeit die Rückzugslinie gegen die Chatten hin, das ist von Bielefeld über Nieheim auf Warburg. Nur diese Zugsrichtung

1) Von einem dritten und vierten Lager des Varus wissen die Geschichtsquellen nichts; solche waren bisher nur ein Nothbehelf des Missverständnisses. — Am zweiten Schlachttage ist Varus vor dem Hellwerden aufgebrochen, hat eine waldlose Stelle zur Aufstellung der Schlachtreihe erreicht, geräth im Fortschreiten jedoch in eine Schlucht und ins Walddickicht; mit Tagesanbruch setzt wieder ein heftiger Regenwind ein, und so hilft Alles, die Römer vollends zu vernichten. Den dritten und vierten Tag der Varusschlacht hat dichterische Verherrlichung des denkwürdigen Ereignisses hinzugethan; in Wahrheit begann die Schlacht am 2. August, und endigte mit dem folgenden Tage. Dies hat schon richtig Heinr. Büttger, Hermann der Cheruskerfürst, Hannover 1874, S. 55.

stimmt auch zu den Worten bei Dio „weil er durch Freundesland hinmarschirte"; denn so blieben die römischen Truppenzüge aus sämmtlichen Quartieren auf dem befreundeten Gebiete der Angrivaren und Cherusken bis zur hessischen und waldeckischen Grenze an der Dimel. Schon zu Detmold und Horn konnte Varus das Gepäck für die XIX. und XVIII. Legion auf zwei fahrbaren Wegen über das Osninggebirge zur Lippestrasse nach Aliso und Vetera abschwenken lassen; zu Warburg weiter das Gepäck der XVII. Legion über Arensberg auf die Kölner Strasse abgeben; und dann mit seinem Kriegsvolke durch die Chatten gegen Mainz hinmarschiren.

Hier ist schliesslich zu zeigen, dass die Chatten sammt den Chattuaren sich wirklich an der Varusschlacht betheiligt haben, und das wird nicht schwer fallen. Im Frühlinge des Jahres 15 n. Chr. fand Germanikus das Taunuskastell (Heddernheim) zerstört (Tac. Ann. I, 56). Dies kann nur von den Chatten und zwar während der Varusschlacht geschehen sein; denn hätten sie es in dem ersten germanischen Aufstande unter Domitius und Vinicius gethan, so würde sie schon Tiberius 4 n. Chr. dafür gezüchtigt, und das Kastell wieder aufgebaut haben. — Im Jahre 50 n. Chr. befreite Pomponius durch eine Verfolgung der Chatten vom Taunusgebirge her noch Gefangene aus der Varusniederlage (Tac. Ann. XII, 27). Diese hatten die Chatten sicherlich nicht von den Cherusken gekauft, sondern bei der Eroberung des Kastells Heddernheim selbst gemacht. — Es traf sie denn auch durch Germanikus, als zweite nach den Marsen, die blutigste Vergeltung, und im folgenden Frühlinge 16 n. Chr. durch Silius eine neue Auflage dieser Rache (Tac. Ann. I, 56; II, 7). — Schliesslich im Jahre 17 n. Chr. am 26. Mai stellte man beim Siegeseinzuge des Germanikus in Rom das gestrafte Chattenvolk in der Gestalt ihres gefangenen Priesters „Libes" dar (Tac. Ann. II, 41; Strabo p. 292). — Zu den Chatten setzt Strabo ebendaselbst als mitbestrafte Völkerschaft die Chattuaren; diese wohnten damals im Waldeckischen und in den Kreisen Warburg, Büren, Brilon. — Es hatten also die Chatten und Chattuaren bei der Verschwörung den Cherusken treu ihr Wort gehalten; am festgesetzten Tage, dem 1. August hatten sie alle bei ihnen befindlichen Römer gefangen, niedergemacht, verjagt, das Taunuskastell überrumpelt und eingeäschert, und waren auf die Brückenthore von Mainz und Bonn und Köln losgegangen. Das musste allerdings den Statthalter jäh aus seiner Gemüthlichkeit im Sommerlager aufrütteln, und ihn

zum schleunigsten Aufbruche veranlassen (Vell. II, 117 „segnitia ducis"; Cap. 118 „marcore ducis"; Sueton. Tib. 18 „negligentia").

Aber auch die Cherusken und deren Mitverschworene hielten den Chatten und Chattuaren ihr gegebenes Wort, sie liessen den Varus nicht bis in den Rücken derselben kommen. Bei ihnen half am 2. August jeder waffenfähige Mann, unter Leitung des ihm bewussten Führers, zuerst die ihm am nächsten stehenden Soldaten niedermachen; und nachdem dies geschehen war, eilten alle denjenigen zu Hülfe, welche die Aufgabe hatten, das Hauptquartier des Varus anzugreifen und seinen Zug zu bewältigen. Dementsprechend sagt Dio LVI, 19: „Nachdem sie die bei ihnen befindlichen Soldaten, die ein Jeder sich früher erbeten, getödtet hatten, gingen sie auf den Varus selbst los, als dieser schon in Wäldern steckte, aus denen schwer zu entkommen war." Mit diesem kurzen Satze thut der Geschichtsschreiber den Bericht über das Schicksal aller von Varus auf die verschiedenen Plätze vertheilten Truppen zuvor ab, und erzählt dann im Weiteren ausführlich den Untergang des Hauptquartieres, des Varus und seiner höchsten Offiziere und derjenigen Kohorten, die er als Leibwache zu Fuss und zu Pferd bei sich hatte. Wie gern man auch den Kampf in jedem einzelnen Lager und in jedem einzelnen Quartiere dargestellt sehen möchte, um die Betheiligung der Cherusken und Angrivaren, der Amsibaren, Brukteren, Marsen, der Chatten und Chattuaren, am Freiheitswerke richtig zu würdigen, so muss man es dem Dio doch nur danken, dass er es nicht vergessen hat, auch den Untergang der vertheilten Heeresabtheilungen wenigstens zu erwähnen. Es ist übrigens in den angeführten Worten die Einnahme sämmtlicher Lagerplätze von Seiten der Germanen ausgesprochen, wenn auch nicht als Hauptsache betont, da Varus selbst den Ausmarsch befohlen hatte[1]).

Die Varusschlacht ergibt sich uns demnach als eine unerwartete Erhebung sämmtlicher Bewohner der mit Einquartierung belegten Gegenden gegen ihre ausländischen Unterdrücker, und wir finden den Schauplatz derselben an der linken Weserseite zwischen dem Osninggebirge und dem

1) Dio LVI, 19: „Im Einklange hiermit werden wir jetzt Flor. II, 30: „Castra rapiuntur, tres legiones opprimuntur", da der Wortlaut es nicht hindert, verstehen und übersetzen: „Die Lager werden genommen, drei Legionen unterdrückt."

Westsüntel. Doch weiterhin tobte der Aufruhr an der Lippe hinunter bei allen dortigen Marschlagern bis zu der Hauptfestung Vetera am Rheine, und durch das ganze Hessenland hin bis vor die Thore von Mainz, Bonn und Köln.

Es ist jetzt Sache der geschichtlichen Ortsforschung, in diesem von den Geschichtsquellen bezeichneten Gebiete die verschiedenen Lagerplätze der Römer und die einzelnen Schlachtorte durch die daselbst gemachten Funde nachzuweisen; und bereits zeigten sich auch an vielen Stellen unzweifelhafte Spuren der Varusniederlage. Noch jüngst hat Mommsen auf Grund der Münzfunde zu Barenau am Westsüntel uns zugerufen: Hier die Varusschlacht! Und wirklich brauchen wir nur neun Wegstunden rückwärts zur Weser hinzugehen, um auf dem Mehner Berge das merkwürdige Lager, die Babilonje genannt, aufzufinden, in welchem sehr wahrscheinlich diejenige Heeresabtheilung gestanden hat, die auf dieser Strecke zu Grunde gegangen ist. Zwischen dem Hauptwalle und dem vor zwanzig Jahren grösstentheils weggeräumten Vorwalle, welcher Raum die untere Burg genannt wird, sind damals an sieben Centner Pferdeknochen vermischt mit Menschenknochen aufgehoben worden; vor ungefähr vierzig Jahren fand ein Landmann in der Babilonje 72 wohl erhaltene Goldstücke (Hartmann, Wanderungen durch das Wiehengebirge, S. 118—128; Höfer, Feldzug des Germanicus, S. 88). Auf dem Gute Krebsburg bei Osterkappeln wurde ein bronzenes Pferdegeschirr ausgepflügt; bei Niewedde kamen verrostete Hufeisen, Ketten und ähnliches Eisengeräth zu Tage; aus einem Hügel bei Kalkriese spülte der vorbeifliessende Bach Pferdezähne los, und nahebei in einem Acker fand man einen bronzenen Feldkessel (Mommsen, Varusschlacht, S. 31. 33. 47). Trügen nicht die Anzeichen, so hat Vala Numonius (Vell. II, 119) auf diesem nördlichen Punkte in der Babilonje mit der leichten Reiterei gestanden. Anstatt durch die Holzhauser Schlucht auf Bünde, Herford, Detmold vorzudringen, und den abziehenden Legionen den Rücken zu decken, strebte er mit den Alen, beim Auszuge von allen Seiten angegriffen, auf dem offenen und gradesten Wege über Bramsche nach dem Rheine, wurde aber von den Angrivaren und Amsibaren nicht durchgelassen.

Schon 1838 hat der Oberstlieutenant F. W. Schmidt das Römerlager auf dem Annenberge bei Haltern an der Lippe untersucht, und auf Grund des Sachbefundes die Ansicht ausgesprochen, dass es während der Varusschlacht zerstört worden sei. Er schreibt:

„Hinter der gegen Norden gerichteten Walllinie wurden die meisten Waffen ausgegraben, und zwar gegen die Mitte hin, wo die porta principalis sinistra gelegen haben muss, in grosser Anzahl. Hier lagen Schwerdter und Dolche, Spitzen von Lanzen und Wurfspiessen und vieles Eisengeräth (der Beschreibung nach Ueberreste von Helmen und Rüstungen) durcheinander. Hinter der östlichen Front und in der Verlängerung der Wolfsgruben wurden eine grosse Anzahl bleierner Schleuderkugeln (glandes plumbatae) beisammen liegend gefunden, von denen allein 25 Pfund für altes Blei an einen Krämer in Haltern verhandelt wurden. Sie sind $1^1/_4$ Zoll lang, von elliptischer, nach beiden Seiten spitz zulaufender Form, und wiegen 3 bis $3^1/_2$ Loth. An den Stellen, wo der Wall durchwühlt worden ist, fanden sich in demselben viele eiserne, hohle, unten spitz zulaufende Kegel von 6 bis 8 Zoll Länge und $2^1/_2$ bis 3 Zoll oberer Oeffnung. Offenbar sind dieses die eisernen Schuhe der Pallisaden, womit der Wall besetzt war, und welche von den Legionssoldaten auf Märschen getragen werden mussten.“ — Major E. Schmidt, der Bruder des erstgenannten, bemerkt weiter: „Es ergab sich, dass wohl die Hälfte der hier gefundenen Münzen aus Consular-Münzen besteht, an welche sich einige Denare von Julius Cäsar und Markus Antonius, und endlich eine grosse Anzahl von Münzen aus Gold, Silber und Erz von Augustus anreihen. Unter den noch vorhandenen befand sich keine Münze von Tiberius“ (Zeitschr. für vaterl. Geschichte und Alterthumsk. Westfalens, Münster 1859, X. Bd. S. 264. 266). An der Eroberung dieses Kastells bei Haltern werden sich vorzugsweise die Marsen betheiligt haben, die von hier aus ihrem Gebiete durch die Römer verdrängt waren (Strabo p. 290).

Im Fürstenthum Lippe zieht Horn in neuester Zeit unser Augenmerk auf sich; beim Haus- und Kanalbau fand man dort römische Hufeisen neben Pferdezähnen, Wagenlünsen und Zangen, auch römische Münzen, unter anderen 1860 eine Silbermünze der gens Pompeja. Es hat vielleicht an dem Platze der jetzigen Stadt, vor diesem bequemsten und nächsten Gebirgsdurchgange auf Neuhaus hin, das schwere Kriegsgeräth des Varus unter einem praefectus fabrum gelagert (Lipp. Landeszeit. 1885, Nr. 175). Nur diese drei Beispiele will ich hier anführen, um zu zeigen, dass die Lokalforschung da weitere Aufschlüsse bringen kann, wo uns die Geschichtsquellen verlassen.

Wir wenden uns nun zum Rheine zurück, von wo wir aus-

gingen. Dass der Aufstand sich nicht auf die linke Rheinseite fortpflanzte, dass die Chatten, Chattuaren, Marsen und hintendrein die andern Stämme, nicht über den Rhein vordrangen, verdankte Augustus dem raschen, umsichtigen und kräftigen Einschreiten des Legaten L. Asprenas. Auf die Schreckensnachricht rief dieser schleunigst aus Gallien die nächststehende II. Legion (Augusta) nach Trier [1]. Von da eilte er mit der I. Legion (Minervia) nach Köln und Bonn hinunter, den Chatten entgegen, die eben das Kastell am Taunus (Heddernheim) erobert hatten und zerstörten. Aus Köln aber schob er die V. Legion (Alauda) nach Vetera vor (Tac. Ann. I. 37). So waren die Hauptfestungen und Rheinbrücken für den Augenblick gesichert, bis Tiberius mit der rasch in Rom zusammengetriebenen XXI. Legion (Rapax) Vetera weiter verstärkte (Dio LVI, 23; Tac. Ann. I, 31. 37. 45; Vell. II, 121), und auch Cäcina mit der XX. (Valeria victrix) aus Pannonien herbei kam, um in Köln einzuziehen (Vell. II, 112; Tac. Ann. I, 37. 42). Mainz erhielt wahrscheinlich von Augsburg her Zuzug durch die XIII. Legion (Gemina) und Trier von Gallien her durch die XVI. (Gallica). Diese acht finden wir nämlich 14 n. Chr. in den genannten Plätzen am Rheine, als Germanikus dort den Oberbefehl übernahm (Tac. Ann. I, 31. 37. 45).

---

1) Vgl. Tac. Ann. IV, 5: „Sed praecipuum robur Rhenum iuxta, commune in Germanos Gallosque subsidium, octo legiones erant"; und Tac. Ann. I, 37.

4. Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen.

Von

Joseph Klinkenberg.

2. Historische Würdigung der Clematianischen Inschrift.

Fassen wir nunmehr den historischen Gehalt der Clematianischen Inschrift ins Auge, so gestaltet sich derselbe nach unsern Darlegungen in mehrern wesentlichen Punkten anders, wie bisheran angenommen wurde. Die Inschrift bezeugt zunächst ein heldenmüthiges Jungfrauenmartyrium an der Stelle der spätern Basilika und der gegenwärtigen Ursulakirche; sie berichtet ferner, dass diese Jungfrauen für den Glauben ihr Blut vergossen haben, dass sie auf der Stätte ihres Martyriums beigesetzt worden sind und dass sich über ihren Gräbern eine Basilika erhoben hat; sie sagt endlich, dass der vir clarissimus Clematius infolge eines Gelübdes an der Stelle der ersten Basilika, welche jedenfalls der Zerstörung anheimgefallen war, auf seine Kosten einen vollständigen Neubau errichtet und ihn ausschliesslich zur Begräbnisskirche der heiligen Märterinnen bestimmt habe.

Was zuerst die Thatsache eines Jungfrauenmartyriums an der genannten Stelle angeht, so kann dieselbe nach dem alten, inschriftlichen Zeugnisse, das für sie ein gebildeter und hochstehender Mann ablegt, nicht bezweifelt werden, zumal da auch kein Grund vorliegt, der den Werth dieses Zeugnisses zu beinträchtigen oder dasselbe gar zu entkräften im Stande wäre. So kommt es, dass das Martyrium als solches im Allgemeinen als historische Thatsache festgehalten worden ist[1]). Erst Düntzer (Jahrb. 55/56, S. 143) und in jüngster

1) Selbst Rettberg (Kirchengeschichte Deutschlands I. S. 123) und Schade (Die Sage von der hl. Ursula S. 127), welche beide mit den wichtigsten Quellen, vor allem mit der Clematianischen Inschrift ganz unbekannt sind und ihre sämmtlichen Hypothesen auf dem schwankenden Boden der später zu behandelnden Kölner Legende aufbauen, lassen

Zeit Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands I S. 24 Anm. 1), welcher, ohne jenen zu erwähnen, das Hauptargument mit demselben gemeinsam hat, sprechen den Nachrichten über die Kölnischen Märterinnen jede historische Grundlage ab. Da die Ausführungen des letztern die neuesten und zugleich die eingehendsten über den genannten Gegenstand sind, so soll die Hauptstelle aus denselben hier Platz finden. Anknüpfend an Friedrich (Kirchengeschichte Deutschlands I S. 141 ff.), welcher die durch die Clematianische Inschrift bezeugten Thatsachen als historisch festhält, fährt Hauck fort: „Die Echtheit der Inschrift bezweifele ich nicht; ich nehme an, dass sie kurze Zeit vor der fränkischen Eroberung der Stadt, also am Ende des 4. oder Anfang des 5. Jhs. gesetzt ist. Gleichwohl komme ich zu einem von dem Friedrich's verschiedenen Resultate. Denn es scheint mir, dass er den Inhalt der Inschrift keineswegs vollständig erhoben hat. Sie bezeugt folgende Thatsachen: 1) Es gab damals in Köln eine baufällige Basilika; 2) dieselbe war nicht Gemeinde-, sondern Privateigenthum; 3) sie befand sich auf einem Begräbnissplatze; 4) Clematius sah sich durch häufige Gesichte aufgefordert, sie wiederherzustellen; 5) in denselben erschienen ihm himmlische Jungfrauen, die sich als die Märtyrerinnen zu erkennen gaben, zu deren Ehren einst die Basilika erbaut war; 6) er restaurirte die Basilika und bestimmte sie zum Begräbnissplatz für Jungfrauen. Hieraus folgt, dass vor Clematius diese Märtyrerinnen in Köln unbekannt waren. Wie hätte man sonst ihre Basilika verfallen lassen können? Dann aber ist das Martyrium der Kölnischen Jungfrauen nur getragen durch die häufigen Visionen des Clematius. . . . Die Möglichkeit, dass in den rheinischen Gemeinden einzelne Christen um ihres Glaubens willen litten, will ich dadurch nicht bestreiten. Ich kann nur nicht sehen, dass man bis jetzt über diese Möglichkeit herausgekommen ist. Die Kölnische Inschrift bei Le Blant 354 wäre ein Beweis, wenn seine Ergänzung der letzten Zeile SOCI . . A M · S sociata martyribus mehr

---

noch als „historischen Gehalt" der letztern „die Lokalsage von einigen in der Nähe der Stadt auf der Pilgerfahrt (!) erschlagenen Jungfrauen" bezw. „kleinere Massaker der Hunnen bei Köln" gelten. Für unsere weitern Ausführungen kommen die beiden genannten Werke wegen der erwähnten mangelhaften Quellenkenntniss nicht weiter in Betracht, das letztere um so weniger, weil es mehr einen tendenziösen als einen wissenschaftlichen Charakter an sich trägt.

wäre als eine Möglichkeit; Lersch ergänzte: Socinia mater sepelivit.“ Wenn erstlich Hauck die Thatsächlichkeit eines Martyriums in Köln überhaupt von der Lesung der Schlusszeile auf der Grabinschrift der Rudufula — so lautet der von Le Blant und Düntzer[1]) nicht entzifferte Namen der Bestatteten — abhängig macht, so darf er dieselbe gegenwärtig nicht mehr bestreiten, da SOCI . TA durchaus sicher ist[2]) und auch die Spuren des A noch erkennbar sind[3]); übrigens wird kein Kenner der altchristlichen Epigraphik heutzutage noch die Conjektur Lersch's als eine mögliche Ergänzung der angeführten Buchstabenreste betrachten. Was dann die sechs Thesen Hauck's bezüglich des Inhaltes der Clematianischen Inschrift angeht, so sind sie sämmtlich mehr oder minder unrichtig mit Ausnahme der am wenigsten bedeutsamen vierten. Die zweite und sechste These beruhen auf landläufigen falschen Erklärungen einzelner Stellen der Inschrift und erledigen sich durch die Ausführungen des ersten Theiles. Dass sich die älteste Basilika auf einem Begräbnissplatze befand, steht in der Inschrift nicht, wenngleich die Möglichkeit nicht geleugnet werden kann, dass Christen den Platz um dieselbe wegen der Nähe der Märtyrergräber zu ihrer letzten Ruhestätte gewählt haben. Ganz aus der Luft gegriffen ist die Behauptung Hauck's, dass die erste Basilika zur Zeit des Clematius baufällig gewesen sei; kann nicht mit demselben, ja noch mit grösserm Rechte angenommen werden, dass gewaltsame Zerstörung durch Feindeshand den Neubau der vor den Mauern der Stadt liegenden Martyrerkirche nothwendig machte? Und doch gründet Hauck auf eine so willkürliche Annahme die Behauptung, dass die Märterinnen vor Clematius in Köln unbekannt gewesen seien! Eine vollständige Verkehrung des offenkundigen Inhaltes der Inschrift enthält die fünfte These. In derselben gibt Hauck nach dem Vorgange Düntzer's zu verstehen, dass die Märterinnen sich erst durch die Visionen dem Clematius als die auf der Stelle der Basilika gemarterten hl. Jungfrauen zu erkennen gegeben hätten, dass also vorher weder er

1) Verzeichniss der Röm. Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln II 231.

2) So schon Düntzer a. a. O.

3) Im Sommer 1887 unternahm Gymnasiallehrer Dr. Stephan gemeinschaftlich mit dem Verfasser eine neue Untersuchung der altchristlichen Grabinschriften Kölns, deren Resultate bis jetzt noch nicht veröffentlicht werden konnten.

selbst noch sonst jemand etwas von ihnen und ihrem Martyrium gewusst habe. Und doch genügt schon eine unbefangene Betrachtung des ersten Satzes der Inschrift, um jeden zu überzeugen, dass die Visionen sich lediglich auf die Erneuerung des Basilikenbaues beziehen, dagegen mit einer Belehrung des Clematius über die Existenz bisheran unbekannter Märterinnen, wie sie etwa in dem (später verfassten) Schlussabschnitte der Kölnischen Legende der Nonne Helintrud von der hl. Cordula zu Theil wird [1]), nichts zu thun haben. Zum Ueberfluss gibt Clematius in dem zweiten Satze, in welchem von Visionen überhaupt keine Rede ist, seiner anderweitigen Kenntniss dieser Jungfrauen, ihres Martyriums und ihrer Marter- und Begräbnissstätte mit den Worten 'super tantam maiestatem huius basilicae, ubi sanctae virgines pro nomine Christi sanguinem suum fuderunt' klaren und bestimmten Ausdruck. — Soviel ist also für jeden vorurtheilslosen Beurtheiler gewiss, dass mit Düntzer's und Hauck's Gründen die durch die Clematianische Inschrift bezeugten Thatsachen nicht erschüttert werden können.

Ueber Namen und Zahl der Kölnischen Märterinnen gibt die Clematianische Inschrift keinen Aufschluss. Nur das eine lässt sich aus derselben mit Bestimmtheit erschliessen, dass die Anzahl der Märterinnen eine sehr mässige gewesen sein muss, eine Thatsache, auf welche Stein [2]) zuerst hingewiesen hat. Die Inschrift bezeichnet ausdrücklich die Basilika, welche zweifelsohne nur den Kern der jetzigen Ursulakirche bildete, als Marter- und Begräbnissstätte dieser Jungfrauen; das könnte sie nicht sein, wenn es sich um eine nach Hunderten oder gar Tausenden zählende Martyrerschaar handelte. Eine mächtige Stütze findet dieser Schluss in einer Stelle der vita s. Cuniberti [3]) (Bischof von Köln c. 623—663), welche sicher vor der Mitte des 9. Jhs. verfasst ist [4]). In derselben heisst es: 'Quadam die, dum singulare redemptionis nostrae mysterium et solum infirmitatis nostrae remedium plenus deo super mensam dominicam in basilica sanctarum virginum immolaret, adstans clerus et populus vidit columbam splendidissimam primum hac et illac per omnem eccle-

1) Vgl. z. B. Acta Sanct. Oct. IX p. 162. Kessel, St. Ursula und ihre Gesellschaft S. 191 ff.

2) Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein 26. u. 27. Heft, S. 126. Die hl. Ursula und ihre Gesellschaft S. 29.

3) Vgl. Surius, vitae Sanctorum Nov. p. 275.

4) Vgl. Acta Sanct. Oct. IX p. 212.

siam circumvolitando vagari, deinde pontificis insidere capiti, mox deinde reversam et iuxta tumulum cuiusdam virginis stupentibus simul et mirantibus universis qui aderant ab omnium oculis elapsam'. Der Verfasser der vita weiss also von äusserlich sichtbaren Grabmälern in der Basilika, in welchen man je eine der heiligen Jungfrauen beigesetzt glaubte; diese können aber wegen des geringen Umfanges der Basilika selbst nicht bedeutend an Zahl gewesen sein.

Für die Zeitbestimmung des Martyriums gibt die Inschrift nur eine sehr schwache Andeutung: der Ausdruck 'pro nomine Christi sanguinem suum fuderunt' versetzt dasselbe ohne Zweifel in die Periode der römischen Christenverfolgungen. Allein wir sind im Stande, durch Abstraktion auch eine genauere Zeitbestimmung, wenn nicht mit Sicherheit, so doch mit grosser Wahrscheinlichkeit zu ermitteln.

Schon um die Wende des 2. und 3. Jhs. gab es in dem römischen Germanien, das stets politisch als ein Theil Galliens betrachtet wurde, christliche Gemeinden, eine Thatsache, welche durch das ausdrückliche Zeugniss des Zeitgenossen Irenäus, Bischofs von Lyon 177—202, über allen Zweifel erhaben ist [1]). Während aber Gallia Narbonensis, insbesondere die Städte Vienne und Lyon, bereits unter Marc Aurel die erste [2]) und zugleich ungemein heftige Verfolgung [3]) zu bestehen hatte, hören wir von Angriffen auf das Christenthum in den nördlicher gelegenen Gegenden Galliens, insbesondere auch im römischen Germanien, um diese Zeit noch nichts, jedenfalls, weil die

---

1) Iren. contra omnes haeres. I 10, 2: Καὶ γὰρ αἱ κατὰ τὸν κόσμον διάλεκτοι ἀνόμοιαι, ἀλλ' ἡ δύναμις τῆς παραδόσεως μία καὶ ἡ αὐτή. Καὶ οὔτε αἱ ἐν Γερμανίαις ἱδρυμέναι ἐκκλησίαι ἄλλως πεπιστεύκασιν ἢ ἄλλως παραδιδόασιν οὔτε ἐν ταῖς Ἰβηρίαις οὔτε ἐν Κελτοῖς οὔτε κατὰ τὰς ἀνατολὰς οὔτε ἐν Λιβύῃ οὔτε αἱ κατὰ μέσα τοῦ κόσμου ἱδρυμέναι. Vgl. zu dieser Stelle Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I S. 70. Mit Recht betont Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands I S. 83, dass Irenaeus seiner Sache geschadet haben würde, wenn er auf Kirchen hingewiesen hätte, die nicht existirten.

2) Sulp. Sev. II 32, 1 (ed. Halm. p. 86): Sub Aurelio deinde, Antonini filio, persecutio quinta agitata. Ac tum primum intra Gallias martyria visa.

3) Vgl. den ausführlichen Bericht über diese Verfolgung in dem Briefe der Christen von Vienne und Lyon an die Christengemeinden in Asien und Phrygien bei Euseb. hist. eccl. V 2.

Christen zu unbedeutend an Zahl waren und zu wenig in die Oeffentlichkeit traten, um ein Vorgehen des Volkes oder der Behörden gegen sie zu veranlassen. Auch im 3. Jh. scheint bis in die letzten Jahrzehnte hinein das Schwert des Verfolgers die genannten Gegenden nicht erreicht zu haben: aus der Zeit des Decius und Valerian verlautet von Martyrien im belgischen Gallien nichts[1]). Ganz anders aber gestaltet sich die Sache unter der Regierung Diokletians und Maximians (284 bezw. 285 bis 1. Mai 305): eine Reihe von Berichten liegt vor, welche von Martyrien im belgischen Gallien und im benachbarten Germanien um diese Zeit reden, und zwar überragen sie an Zahl die Akten über Martyrien aus andern Theilen Galliens[2]). Nun ist es allerdings sicher, dass ein Massenmartyrium wie das Trierer, welches nach der Darstellung der Gesta Trevirorum[3]) der Präfekt Riccius Varus[4]) an drei aufeinanderfolgenden Tagen verübt haben soll, unter Diokletian und Maximian in Gallien unmöglich war; denn in den ersten Regierungsjahren der genannten Kaiser, in welche die Trierer Traditon dasselbe versetzt, findet es wegen des Friedens, den damals die Kirche genoss, keinen Raum, und von den Jahren der Verfolgung 303—305 schliessen es die

1) Im südlichen Gallien gehört in diese Epoche das Martyrium des hl. Sebastianus, Bischofs von Toulouse, aus dessen Vita Gregor von Tours hist. Franc. I, 30 eine Stelle anführt. Auch Dionysius, Bischof von Paris, litt um diese Zeit für den Glauben, entging jedoch der Hinrichtung durch seinen Tod. Vgl. Greg. Turon. a. a. O.: De his vero beatus Dionisius, Parisiorum episcopus, diversis pro Christi nomine adfectus poenis praesentem vitam gladio imminente finivit.

2) Ausser den Martyrien von Abtheilungen der Thebäischen Legion zu Trier, Bonn, Köln und Xanten habe ich folgende Einzelmartyrien, wie ich glaube, mit erschöpfender Vollständigkeit zusammengestellt: zu Amiens starb Bischof Firminus (Acta Sanct. Boll. XL p. 54 sq.), sowie Victorius, Fuscianus und Gentianus (Bosquet, historia ecclesiae Gallicanae II p. 156 sq. und Ghesquière, Acta Sanct. Belgii I p. 166 sq.), zu Soissons die Brüder Crispinus und Crispinianus (Acta Sanct. Boll. Oct. XI p. 535 sq.), zu Augusta Viromanduorum Quintinus (Surius, vitae Sanct. V p. 982 sq.), zu Tournay der Priester Piaton oder Piatus (Act. Sanct. Boll. Oct. I p. 22 sq.), bei Rheims Valerius und Rufinus (Acta Sanct. Boll. XX p. 796) und die Jungfrau Macra (Acta Sanct. Boll. I p. 325), zu Beauvais der Knabe Iustus (Acta Sanct. Boll. Oct. VIII p. 338 sq.).

3) Pertz, Monumenta Germaniae hist. VIII p. 150.

4) So ist der Name nach C. I. L. XII 2583 und 2615 richtig zu schreiben. Die Formen Rictius Varus und noch mehr Rictiovarus sind mittelalterliche Depravationen.

bestimmte Angabe des Eusebius und Lactantius aus, dass der Cäsar Constantius infolge seiner dem Christenthum wohlwollenden Gesinnung an der Christenhetze keinen Antheil nahm und seinen Verwaltungsbezirk vor schwerern Heimsuchungen schützte[1]). Hinrichtungen einzelner Christen waren dagegen in beiden Epochen christenfeindlichen Beamten sehr wohl möglich; in der ersten, weil die gegen das Christenthum gerichteten Gesetze noch immer fortbestanden, in der zweiten, weil Constantius nicht verhindern konnte, dass Beamte in einzelnen Fällen die Verfolgungsdekrete der Augusti zur Ausführung brachten. Wir sind aber dabei nicht lediglich auf Vermuthungen angewiesen. Eusebius berichtet ausdrücklich, dass schon lange vor dem Ausbruche des eigentlichen Sturmes Christenblut geflossen sei und dass man zunächst die christlichen Soldaten zum Abfalle zu bringen versucht habe[2]); von Maximians mit Blut bezeichneter Regierung in Gallien, besonders also in Belgien und Germanien, wo er sich bis 292 fast ausschliesslich aufhielt[3]), spricht Eutropius, wenn er auch die Gründe für dieses Blutvergiessen nicht angibt[4]), und das

---

1) Vgl. Euseb. hist. eccl. VIII 13, 13. Lactant. de mort. pers. 8. 15.

2) Euseb. hist. eccl. VIII 4, 1: Μυρίους μὲν γὰρ ἱστορήσαι ἄ τις θαυμαστὴν ὑπὲρ εὐσεβείας τοῦ θεοῦ τῶν ὅλων ἐνδεδειγμένους προθυμίαν, οὐκ ἐξότουπερ μόνον ὁ κατὰ πάντων ἀνεκινήθη διωγμός, πολὺ πρότερον δέ, καθ' ὃν ἔτι τὰ τῆς εἰρήνης συνεκροτεῖτο. 2. οὐκ ἀθρόως τε τῷ καθ' ἡμῶν ἐπαπυδυομένου πολέμῳ, ἀλλ' ἔτι τῶν κατὰ τὰ στρατόπεδα μόνων ἀποπειρωμένου. 4. ἤδη δὲ σπανίως τούτων (sc. τῶν στρατιωτῶν) εἴς που καὶ δεύτερος οὐ μόνον τῆς ἀξίας τὴν ἀποβολήν, ἀλλὰ καὶ θάνατον τῆς εὐσεβοῦς ἐνστάσεως ἀντικατηλλάττοντο.

3) Am 21. Juni 286 ist er in Mainz zum Schutze Galliens gegen die andringenden Alemannen, Burgunder, Heruler und Chaibonen. Im Jahre 287 siegt er bei Trier über Germanen, welche das Land zwischen Mosel und Rhein überfallen hatten. Im Frühjahr 288 geht er über den Rhein; später leitet er an den Mündungen der gallischen Flüsse den Bau der Schiffe und die Ausbildung der Soldaten gegen den Usurpator Carausius. Noch 291 kämpft er gegen Franken, von denen er viele im Gebiete der Nervier und Trevirer ansiedelt; am 18. Februar ist er in Durocortorum (Rheims). Nachrichten über seinen Aufenthalt in den folgenden Jahren fehlen leider vollständig (vgl. Schiller, Gesch. des röm. Kaiserreiches II S. 124 ff.).

4) Eutr. X 1 sagt von Constantius Chorus: Hic non modo amabilis, sed etiam venerabilis Gallis fuit, praecipue quod Diocletiani suspectam prudentiam et Maximiani sanguinariam temeritatem imperio eius evaserant.

durchaus verbürgte Martyrium des hl. Albanus in Britannien[1]) bezeugt eine wenn auch auf einzelne Personen beschränkte Verfolgung in den Provinzen des Constantius während der Jahre 303—305. Mögen daher auch die oben erwähnten Akten über Einzelmartyrien im belgischen Gallien, welche zum grössten Theil auf den Anfang der Regierung Maximians hinweisen, und die Nachrichten über Martyrien in Germanien vielfach überarbeitet und entstellt sein, so wird dadurch doch die auch anderweitig gestützte Thatsache, dass das nördliche Gallien grade zur Zeit Maximians eine Anzahl Martyrer aufzuweisen hat, nicht berührt[2]).

Wenn wir nun die Ergebnisse der gesammten vorhergehenden Untersuchung zusammenfassen, wird es dann nicht gerechtfertigt sein, auch das Kölner Jungfrauenmartyrium der Epoche Maximians zuzuweisen? Die Fassung der Clematianischen Inschrift selbst begünstigt diese Annahme sehr. Sie spricht von dem Martyrium und seinen Umständen als etwas durchaus Bekanntem, indem sie auf die virtus und maiestas desselben hinweist, und, was vielleicht sonst nirgends mehr vorkommt, die Märterinnen kurzweg als die sanctae virgines bezeichnet, ohne einen Namen derselben zu nennen. Das alles ist nur erklärlich unter der Voraussetzung, dass zwischen der

---

1) Venant. Fort. VIII 3, 155: egregium Albanum fecunda Britannia profert. Beda Hist. Angl. I 7.

2) Eine gründliche Untersuchung der genannten Akten ist bis jetzt nicht angestellt. Görres leugnet in seiner Abhandlung „Rictius Varus, der berüchtigte mythische Verfolger der Gallischen und zumal der Trierischen Kirche" in der Westd. Zeitschr. VII S. 23 ff. einerseits die Existenz dieses Präfekten, andererseits erklärt er alle martyrologischen Berichte für unächt, in denen der Name desselben vorkommt, beides ohne zureichende Gründe. Wenn Riccius Varus auch der Massenmörder der Christen nicht sein kann, als welchen ihn die aus dem 12. Jh. stammenden Gesta Trevirorum darstellen, so kann er doch sehr wohl als der schlimmste Christenfeind in Belgien die Martyrien verschuldet haben, die ihm in den sechs Akten, in denen sein Name genannt wird, zur Last gelegt werden. Neben ihm treten in den Actis s. Firmini Longulus und Sebastianus als Christenverfolger in Belgien auf. Die Behauptung, Riccius Varus sei eine Nachbildung des Dacianus, ist durch nichts begründet; woher sollte die spätere Fiktion, um von anderm zu schweigen, schon zu einem so exquisiten Namen kommen? Was endlich die Authenticität der von Görres verworfenen Martyrerakten angeht, so ist wenigstens bei denen der hl. Valerius und Rufinus trotz der zahlreichen Verderbnisse an derselben nicht zu zweifeln.

Abfassung der Inschrift und dem Martyrium selbst kein allzu grosser Zeitraum verflossen ist[1]). Gehört aber das Martyrium wirklich der diokletianisch-maximianischen Epoche an, so liegt darin eine neue Stütze für die oben mit andern Gründen belegte Behauptung, dass dasselbe sich auf eine geringe Anzahl von Personen beschränkt habe.

3. Der Sermo in natali.

Nach der Zeit des Clematius fehlt es uns mehrere Jahrhunderte lang an jeder Nachricht über die Kölner Märterinnen: es sind die traurigen Jahrhunderte der Völkerwanderung, welche hier wie auf so vielen andern geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Gebieten eine vollständige Unterbrechung der historischen Tradition darstellen. Erst nachdem die Zeiten ruhiger geworden waren, beginnen die Quellen wieder zu fliessen. Die erste und für die Geschichte des Kölner Jungfrauenmartyriums nach der Clematianischen Inschrift bedeutsamste Urkunde ist der schon mehrfach erwähnte Sermo in natali, eine am Gedächtnisstage dieser Jungfrauen in ihrer Basilika von einem Kölner Geistlichen gehaltene Rede. Mit Recht ist dieselbe von De Buck[2]) in das Zeitalter Karls des Grossen, genauer in die Jahre 731—834 gesetzt worden; denn einerseits ist Sermo in natali 10 geschöpft aus Beda hist. eccl. Angl. I 4, welche mit 731 abschliesst, andererseits setzt Sermo in natali 9 (gegen Ende) die Blüthe Bataviens voraus, welche durch die 834 beginnenden Einfälle der Normannen ein Ende nahm[3]). Auch der Umstand ist bedeutungsvoll, dass an derselben Stelle Batavien eine vom Rheine umflossene Insel genannt wird, während es um 839 infolge der damals in den Mündungsverhältnissen des Rheines eingetretenen Aenderungen eine solche zu sein aufhörte[4]).

---

1) Dass auch der Verfasser des Sermo in natali das Martyrium in dieselbe Zeit verlegt, ist von keinem Belang, da derselbe bei seiner Datirung von ganz unrichtigen Voraussetzungen ausgeht.

2) Acta Sanct. Oct. IX p. 78 sq.

3) Vgl. Ann. Xant. z. J. 834 bei Pertz, Mon. Germ. II p. 226: Interea dum haec agerentur, inruerunt pagani in vicum nominatissimum Dorestatum (d. i. Wyk te Duerstede am Rhein, südöstl. von Utrecht) eumque immani crudelitate vastaverunt; et eo tempore regnum Francorum infra semetipsum valde desolatum est et infelicitas hominum multipliciter cotidie augebatur. Aehnliche Verwüstungen werden berichtet zu den Jahren 835, 836, 837, 845, 847, 848, 849.

4) Wenn Düntzer in Picks Monatsschrift für die Geschichte West-

Unsere Rede wurde zuerst nur theilweise veröffentlicht: Surius gibt in seinen Vitae Sanctorum V p. 331 die Kapitel 5 und 6 derselben „nach einer alten Handschrift"; ein Abdruck aus Surius steht in Segers Viridarium Ursulanum p. 334 ff. Die vollständige Herausgabe verdanken wir dem Jesuiten Crombach in seinem Werke S. Ursula vindicata p. 989 ff. Er bediente sich bei derselben eines Kölner und eines Lütticher Codex, von denen jener der Bibliothek des dortigen Karthäuserklosters gehörte. Die Herausgeber der Rede in unserm Jahrhundert, De Buck, Acta Sanctorum Oct. IX p. 154 sq., Kessel, St. Ursula und ihre Gesellschaft S. 156 ff. und Stein, Die hl. Ursula und ihre Gesellschaft S. 97 ff. vermochten weder die genannten noch andere Handschriften ausfindig zu machen und mussten sich deshalb auf den Abdruck des Crombach'schen Textes beschränken. Auch meine Nachforschungen nach dem Kölner und Lütticher Codex waren erfolglos; dieselben scheinen demnach unwiederbringlich verloren zu sein; dagegen war ich in der glücklichen Lage festzustellen, dass der codex latinus 18897 der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München unsere Rede enthält[1]). Eine Collation desselben wurde mir durch den Kgl. Direktor der genannten Bibliothek, Herrn Dr. Laubmann, dem auch an dieser Stelle der gebührende Dank für seine bereitwillige Förderung meiner Studien abgestattet werden soll, in zuvorkommendster Weise erlaubt.

Der Codex Monacensis latinus 18897 ist eine hagiologische Pergamenthandschrift in Oktavformat, welche einschliesslich des nachträglich eingefügten ersten und letzten Blattes (Palimpseste desselben Buches) 306 Seiten stark ist. Er besteht aus mehreren von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten geschriebenen

---

deutschlands VI S. 50 das Jahr 834 als terminus ante quem einigermassen in Frage stellt, weil die auf Holland bezügliche Stelle später eingeschoben sein könnte, um der Rede den Anstrich eines höhern Alters zu geben, so muthet er damit dem Mittelalter eine Raffinirtheit in der Fälschung von Urkunden zu, welche demselben durchaus fern lag und nach seinem Bildungsgrade fern liegen musste. Uebrigens wird sich im folgenden Abschnitte zeigen, in welch innigem Zusammenhange grade diese Stelle mit andern Bemerkungen der Rede steht.

1) Damit fällt ohne weiteres die von Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I⁴ S. 34 Anm. 2 ausgesprochene Verdächtigung unserer Rede als einer „nach Form und Inhalt modernen Predigt." Die betreffende Note fehlt allerdings aus mir unbekannten Gründen in der 5. Auflage vollständig.

Theilen. Die erste Seite des ersten (Einsatz-)Blattes, welches mit dem ersten Blatte des ältesten Bestandtheiles des Codex zusammengeklebt ist, enthält von einer Hand des ausgehenden XIV. Jahrhunderts die Angabe der Herkunft und des Inhaltes desselben, welcher dem heutigen entspricht. Mit Auflösung der Abkürzungen, Vermeidung der orthographischen Eigenthümlichkeiten und Hinzufügung der Vertheilung der einzelnen Stücke auf die Seiten des Codex lautet dieselbe folgendermassen:

Iste liber attinet venerabili monasterio sancti Quirini martyris in Tegernsee. In quo continentur legendae hic infra:	
Vita sanctae Leobae virginis.	p. 3—84.
Vita sanctae Konigundae virginis.	p. 89—118[1]).
Vita sancti Fortunatae virginis.	p. 121—152.
Passio sanctae Theodotae martyris.	p. 153—177.
Vita sanctae Soli abbatis et confessoris	p. 177—191[2]). p. 192—229.
✓ó [3]) Sermo in natali sanctarum Coloniensium virginum.	p. 230—249.
Legenda seu passio undecim milium virginum.	p. 252—282, p. 283—288[4]).
Passio sancti Adalperti martyris.	p. 289—300.
Historia de praedicatione in Pruscia sancti Brunonis episcopi cum suis capellanis et de martyrio eorum.	p. 300—304.
Officium missae et historia antiphonarum et responsoriorum sanctae Kunigundae virginis et reginae.	p. 110—118.

Auf p. 2 steht eine ältere Inhaltsangabe, welche dem allmählichen Anwachsen des Codex entsprechend durch Zu- und Zwischenschreiben fortwährend vermehrt und endlich zur Bezeichnung der

1) Der Vita sanctae Konigundae ist das an letzter Stelle genannte officium etc. unmittelbar angefügt (p. 110—118).

2) Diese Seiten enthalten eine epistula Erminrichi diaconi ad Gundrammum diaconum de vita s. Soli confessoris atque abbatis.

3) = nota, um auf die Wichtigkeit dieses Stückes aufmerksam zu machen.

4) Die Legende zerfällt in zwei zu verschiedenen Zeiten geschriebene Theile, von denen in dem bezüglichen Abschnitte genauer gehandelt werden wird.

im Codex vorliegenden Reihenfolge der einzelnen Stücke auf dem linken Rande mit den Buchstaben a, b u. s. w. versehen ist. Wahrscheinlich bei der Anfertigung der neuen Inhaltsangabe auf p. 1 ist der Versuch gemacht worden, dieselbe auszuradiren, und sie ist daher nicht mehr vollständig lesbar. Indessen ergibt sich als ihr ältester Bestandtheil, geschrieben im XII. Jahrhundert, und damit zugleich als ältester Bestand des Codex selbst folgendes:

Vita sanctae Leobae virg. IIII. kl. octr.
Vita sanctae Fortunatae virg. II. id. octr.
Passio sanctae Theodotae virg.
cum trib. filiis, quod est III. n. aug.
Vita sancti Soli confess. [1])
Sermo in natali sanctarum Colo-
niensium virginuum XII. kl. nov.

Der Sermo in natali ist im Monacensis von einer Hand des XII. Jahrhunderts (M^1) schön und sorgfältig geschrieben [2]). Bedauerlicher Weise hat jedoch ein dem ersten Schreiber bald nachfolgender Correktor (M^2) an solchen Stellen, die er nicht verstand oder die ihm nicht klar genug vorkamen, sowie an einer, deren Inhalt ihm missfiel [3]), nach eigenem Ermessen den Text theils interpolirt, theils vollständig umgestaltet. Letzteres ist zum Glück nur im ersten Satze der Rede, bei der Anführung der Clematianischen Inschrift (Cap. 6) und an der in Anmerk. 3 genannten Stelle der Fall. Dieser Mangel wird jedoch durch den Umstand ausgeglichen, dass mehrfach unter der zweiten Hand noch die erste zu erkennen oder

1) Zwischen dieser und der folgenden Zeile liegen im Codex noch zwei Zeilen, auf denen gegenwärtig nach Entfernung der ursprünglichen Schrift die ⟨vita s.⟩ Kunigundis und die leg⟨enda seu passio XI mi⟩lium virginum vermerkt sind. Jedenfalls enthalten sie Zusätze zur vita s. Soli, insbesondere seinen Gedächtnisstag. Dass kein Vermerk eines Stückes des ältesten Codex weggefallen ist, beweist dieser selbst.

2) Auffallenderweise rührt p. 242 von einem andern Schreiber her, wie die ganze übrige Rede. Dieselbe zeigt eine ausserordentlich verschnörkelte Schrift.

3) Cap. 10, 8 hat Crombach und hatte zweifellos auch M^1 constantiam deinde resumens. Diese Anspielung auf die Sage von dem Abfalle des Papstes Marcellinus während der Diokletianischen Christenverfolgung (vgl. Döllinger, Papstfabeln des Mittelalters S. 48ff.; Jaffé, Regesta Pontificum I p. 25) sagte M^2 nicht zu, und er setzte daher an die Stelle: constantiam de fide scā sumens.

doch durch Heranziehung des Crombach'schen Textes (*C*) und Vergleichung mit dem vorhandenen Raum festzustellen ist.

Der Text der ersten Hand bietet, abgesehen von einigen mit *C* gemeinschaftlichen und einigen ihm eigenthümlichen Fehlern, eine verhältnissmässig grosse Anzahl neuer trefflicher Lesarten. Das Verhältniss von M^1 zu *C* erhellt aus folgender Zusammenstellung:

Gute M^1 eigenthümliche Lesarten.	Bemerkenswerthe Fehler von M^1. a) M^1 eigenthümliche.	b) Mit *C* gemeinschaftl.
Cap. 2, 5 eis		
„ 2, 9 potissimum		
„ „ 18		et hoc quoque modo
„ 4, 4	ut profectuum	
„ „ 5 quod voluit		
„ 5, 10	liberator	
„ „ 13	non debeat	
„ 6, 12		ut virtutis
„ „ 14 quod debebat		
„ 7, 6 pio proposito		
„ „ 7		Nulla ergo
„ „ 12 actitari		
„ 8, 7	Maximianum	
„ 10, 2 Eleuthero		
„ „ 7	Marcellus	
„ „ 9	designabatur	
„ „ 10 sine mora		
„ „ 14		longitudine atque in latitudine
„ „ 21		in omnibus
„ „ 25 praeripere		
„ 11, 5 cognovimus		
„ „ 12 quod occurrente		

Ausserdem hat der Schreiber von *M* an einer Stelle (Cap. 6, 1) aus Versehen eine Zeile seiner Vorlage überschlagen[1]); dagegen bietet er Cap. 5, 18 ff. eine grössere Interpolation, wie das unmittelbar an religiosa anschliessende nihilominus zeigt. Eine andere merk-

1) Diese Stelle liefert den schlagendsten Beweis für die oben aufgestellte Behauptung, dass M^2 seine Aenderungen nach eigenem Ermessen, nicht auf Grund einer Vorlage vorgenommen hat.

würdiger Weise noch nicht beobachtete Interpolation ist *M* mit *C* gemeinsam: die Worte Cap. 6, 10 ff. 'quae et huic operi (!) verbis eisdem putavimus inserenda' mit dem nachfolgenden Texte der Clematianischen Inschrift hat ihr Autor selbst durch den gewählten Ausdruck als spätern Zusatz bezeichnet[1]).

In dem nun folgenden Abdruck des Sermo in natali ist M^1 zu Grunde gelegt. M^2 ist vollständig nur im ersten Satze und in der Clematianischen Inschrift, sonst nur insoweit berücksichtigt, als M^2 die Lesart von M^1 wegradirt und durch eine neue ersetzt hat. Die Abweichungen von *C* und von *S(urius)* in dem bezüglichen Abschnitte sind ausser den orthographischen sämmtlich angegeben; eigene Verbesserungen des Verfassers sind mit *K* bezeichnet. Die den Text begleitenden litterarischen Nachweise ermöglichen ein Urtheil über das sprachliche und geschichtliche Rüstzeug des Redners.

Sermo in natali sanctarum Coloniensium virginum.

1 Sanctarum Coloniensium virginum agmina — inde eas enim p. 230.
rectius cognominamus, ubi vitae instantis quam ubi mortis futurae
diem habuere natalitium — nobis hodie sunt non minus admiranda
quam veneranda; quibus non suffecerat in orbe suo domini spon-
5 sique sui mancipari[2]) praeconio, nisi etiam cum carnis affectibus,
quos olim amore ipsius spreverant, renuntiarent simul omnibus,
quae possederant, nec patres nec matres nec propinquos alios nec
ipsam in qua natae sunt patriam carnaliter cognoscentes, in causa
dei, cui coeperant spiritualiter adhaerere, fidelissimi devotione pro-
10 positi | currendo, et ita dilectum suum candidum et rubicundum, p. 231.
electum ex milibus[3]) iugiter inclamando: Trahe me post te, cur-
remus in odorem unguentorum tuorum[4]). In harum ergo festivi-
tate nobis omni tempore celeberrima quod meritum earum primum,

Ueberschrift nach den beiden Inhaltsangaben von M. Ueber der Rede fehlt dieselbe von M^1 und M^2; eine Hand des XVI. Jahrhunderts gibt: Sermo in festo XI milium virginum. *C las im cod. Col.:* Sermo in natali ss. virginum undecim milium; *im cod. Leod.:* In festivitate beatissimae societatis XI milium virginum.

1 *1* Sancta *C.* Coloniensium *C;* Colonensium *M.* enim eas *C.* 2 finem M^2 *über* vitae. quam *C und zweifellos M^1; Rasur M^2.* *6* eius *C.* 7 Hae patres M^2. *8* cognoscentes carnaliter *C.* *9* adesse M^2 *über* coeperant. adhaerere M^1 *C;* adhaesere M^2. propositi devotione *C.* *12* odore *C.*

---

1) Im Verfolg dieser Interpolation hat *M* das jetzt unpassend gewordene istic vor servantur ausgelassen.

2) Tac. hist. II 71. 3) Cant. cant. V 10. 4) Cant. cant. I 3.

quod dicamus ultimum, ignoramus; nullum enim in eis nisi maximum scimus. 15

Neque ab re esse [1]) putandum est, quod earum conversatio 2
vel prima vel media nobis nota non est, videlicet ut de his ea tantum a fidelibus recolantur, quibus maiora nulla alia esse non dubitantur. Potuit quippe fieri, ut in tanto earum numero coniu-
p. 232. gata quaelibet esset aut vidua, quibus, | licet centesimus eis fructus, 5
ut puta virginitati specialiter deditus, ante martyrium negaretur, sexagesimus tamen et trigesimus [2]) per rectissimam deoque acceptissimam suo loco huiusmodi conversationem, ipse etiam maximus per martyrii gradum, humanis meritis potissimum, redderetur. Nam quis unquam omnium mulierum, non dicimus tantum modo virgi- 10
num, multitudinem tantam sine sexus alterius intermixtione crederet convenisse? Nec enim, quod de Amazonibus legitur, huic sanctae spiritualis cunei virtuti comparandum esse putamus: illae namque caedendo ut ductor suus, istae moriendo ut sponsus suus victoriam
p. 233. quaesierunt. | Possibile autem et omnino facile fuit illi, qui creden- 15
tibus etiam omnia possibilia fore et promisit et dedit, ut hoc quoque modo in solis virginibus, si vellet, mirabilis cunctis gentibus et populis innotesceret. Nam qui humanitatis fragilitate circumdatus plus quam XII legiones angelorum exhibendas sibi a patre potuit obtinere [3]), regnans in eiusdem carnis aeterna maiestate cum 20
patre ad sequendum se agnum immaculatum minus quam XII milia virginum non potuit exhibere?

Ad nos ergo maiorum nostrorum studio de sanctis his virgi- 3
nibus ea sunt tantum perducta, quae maxima neque singularia fuerunt, sed multiplicia. Nam virginitati soli per se in humilitatis
p. 234. custodia | fine tenus excellenti nemo culmen aliud facile iudicaret 5
acquari. De contemptu vero atque amissione parentum et posses-
sionum omnium abnegationeque sui ipsaque peregrinatione pro testamenti domini veritate assumpta quid dicemus, cum ipsa veritas iuveni evangelico de sola rerum possessarum venditione et eleemosynarum largitione, si se tandem sequeretur, perfectionem promiserit et apostolis pro hoc merito etiam potestatem in die iudicii 10
alios iudicandi condonaverit? Illi bona sua opera protestanti excellentiorem viam demonstrans: Si vis perfectus esse, vende omnia,

2 *1* abs *C.* *3* esse alia *C.* *4* dubitatur *C.* *5* eius *C.* *9* potissimus M^2 *auf Rasur, unter der noch* potissimum M^1 *erkenntlich;* purissimum *C.* *16* ut *K;* E thoc *(sic!) M;* et hoc *C.* *18* qui *fehlt in C.*
3 *1* vos *C.* *4* iudicar.. M^1*;* iudicaret *C;* iudicat M^2 *auf Rasur; darauf Raum für zwei Buchstaben.* *11* condonarit *C.* opera sua *C.* *12* excellentionem M^1*;* excellentiorem M^2 *C.*

---

1) Plaut. Asin. I 3 71 (224). Liv. VIII 11 1. Suet. Aug. 94. Gell. XVIII 14 6. 2) Matth. XIII 8. 3) Matth. XXVI 53.

quae habes, et da pauperibus, et habes thesaurum in caelo, et veni, sequere me[1]). Istis vero eiusdem perfectionis praemium spondens: Amen, dico vobis, inquit, quod vos, qui reliquistis omnia et secuti estis me, | in regeneratione, cum sederit filius hominis in sede ma- p. 235. iestatis suae, sedebitis et vos super sedes XII iudicantes XII tribus Israel[2]). Martyrium autem quantae dignitatis existat, nemo fere est qui nesciat, in cuius cottidiana memoria tanta per universum mundum frequentantur ubique tripudia.

4 His procul dubio meritorum gradibus vel potius aequalitatibus ad se suas virgines virgo virginis filius hortando perduxit, remunerando suscepit, beatificando in aeterna gloria sublimavit. Gradus autem et profectuum ordines, quibus ad hanc arcem de virtute in virtutem ascendendo pervenerant, secreto, quod voluit, a nobis | nunc usque celavit: quos laudibus non solum triplicis earum supra p. 236. memoratae perfectionis, sed et simplicis unius cuiuslibet impares novit. O beatus et sacer ille virginum chorus, perfectissimus merito, nullis numero comparandus, qui martyrum innocentum lacteuti agmini iunctus non illud tantum admirabile cum omni terra canticum novum[3]), sed et illud carmen speciale concelebrat, quod sequens agnum quocunque ierit sola multitudo virginum cantat[4]).

5 Non autem praetereundum nec silentio supprimendum esse videtur, quod in ore nostratum tenaci memoria semper omnino diligentissime servatum religiosis frequenter colloquiis volvitur, p. 237. credibile etiam et aut verum aut veri simillimum non negatur. Denique plurima per opinionis coniecturam probantur esse conscripta, quibus tamen nulla unquam auctoritas refragata est. Mendacii notam namque recte nequaquam incurrit, qui veritatis indagini ex maiorum horumque admodum religiosorum traditione convenientissimoque rationis iudicio sedulus cautusque quantum ad se librator insistit. Nam cur caelestis huius exercitus a principio gesta simul et proelia non scriberentur, ut sic demum purius | et p. 238. lucidius ad aures posteritatis transmitterentur, quotus in omni gente mirari debeat, cum causam huius neglegentiae communis paene omnium populorum afflictio per barbaros his maxime regionibus

13 habebis thesaurum *C.*

4 *3* in *scheint von M¹ herzurühren, ist von M² nachgebessert, fehlt in C.* *4* et profectuum *C;* ut profectuum *M.* *5* quo *C.* *7* unius *zweimal M¹, das erste Mal getilgt von M².* *8* perfectissimus merito, nullis (s *M²*) merito, nullis numero *M¹ durch ein Versehen des Schreibers; die Lesart des Textes gibt C.* *11* speciale carmen *C.* sibi concelebrat *C.* *12* multitudo sola *C.*

5 *2* nostratium *SC.* *7* namque notam *SC.* *10* librator *SC;* liberator *M¹.* *13* mirari debeat *SC;* mirari non debeat *M.*

---

1) Matth. XIX 21. 2) Matth. XIX 28. 3) Ps. XCV 1.
4) Apocal. XIV 3. 4.

debacchantes inflicta perdoceat? Per quam etiam hoc factum est, 15
ut earundem sanctarum virginum memoria post incensam sanctorum
corporum custodem ecclesiam paulatim ab ore primum, deinde ab
ipso pectore religiosi dudum populi laberetur. [Nam et Israelitica
plebs Aegyptiorum oppressa barbarie domini, creatoris sui, oblita
fuisse memoratur, quoadusque Moysen apud cognatum suum id 20
p. 239. temporis exulantem per rubi | non combusti flammam divina pietas
advocaret, qui miraculis domini attestantibus eosdem errore devios
ad flatum fidei pristinum revocaret.]

Haec nihilominus neglegentia de honorandis thesauri pretio- 6
sissimi loculis in nostratibus adeo vehementer induruit, ut ex re-
motis valde orientalium regionum partibus Clematius quidam vir,
ut rerum exitus docuit, clarus simul et religiosus atque ad hono-
randas illustrandasque fama pariter et munere sanctarum virginum 5
sepulturas idoneus, crebris visionum prodigiis, terroribus et docu-
mentis Coloniam invitatus accederet et, quaecunque coactus in suo
p. 240. loco primum timore spoponderat, hic in re|dintegranda beatarum
virginum basilica religionis devotione perficeret. Cuius monumenta
lapidibus istic servantur incisa [quae et huic operi verbis eisdem 10
putavimus inserenda: Divinis flammeis visionibus frequenter admo-
nitus et virtutis magnae maiestatis martyrii caelestium virginum
imminentium ex partibus orientis exhibitus pro voto Clematius vir
consularis de proprio in loco suo hanc basilicam voto quod debebat
a fundamentis restituit]. Quod quia breviter designari veritas ipsa 15
poscebat, quosdam minus diligenter intendentes sensus eius verus
p. 241. et ad sententiae totius solu|tionem omnimodis aptus hucusque late-
bat. Unde propter id, quod Clematius de proprio a fundamentis
sanctarum virginum ecclesiam scribitur erexisse, putant eum pro-
prium hic praedium habuisse, in quo tandem reaedificaverit; quam 20
prius aedificatam fuisse, quamvis multo iam tempore destructam,
nemo fuit, qui vel hactenus dubitaverit. Sed ex proprio pecuniae
suae pretio melius eam aliunde veniens religiosus idem Clematius
creditur recuperasse, qui non solum in loco proprio pretiosorum
corporum venerationem debitam redintegravit et auxit, verum etiam 25
p. 242. in exteras provincias, unde venerat et per quas iter fecerat, | famam
tantam eundo et redeundo perduxit.

Propter hoc vero, quod ex orientis partibus per crebros di- 7
citur visionum terrores exhibitus, sanctas virgines ex oriente simi-
liter argumentantur adductas, quasi vel expeditionis obaedientia

18 [Nam — 23 revocaret] *fehlt in SC.*

6 *1* thesauri pretiosissimi loculis in *fehlt in M durch Abirren des Schreibers in die folgende Zeile seiner Vorlage.* *5* illustrandasque *SC;* illustrandas *M.* *8* reintegranda *SC.* *10* istic *fehlt in M.* [quae — 15 restituit] *athetiert K.* *12* et *K nach der Clemat. Inschr.;* ut *MSC.* virtutes M^2. testaretur *über* magnae M^2. *14* quo *SC.* *15* paginae veritas *S.* *20* eandem *SC.*

propter Romanae pacis [1]) custodiam cum martyribus sanctae The-
5 baeae societatis huc usque directae vel orandi gratia ad haec pa-
ganorum eo tempore loca pio proposito fuerint destinatae. Nulla
vero ratione credibile videtur, quod oriens eas transmiserit occi-
denti, cum et si religionem excellentiorem aut vitam quietiorem
appeterent, illuc potius, ubi vel vestigiorum domini passionisque
10 et sepulturae eius insignia vel totius esset fastigium ecclesiae, ten-
derent [1]). Quod et adhuc videlicet hic non minus quam ibi vulgata [2])
cernimus actitari, quando | illuc ex omnibus huius plagae partibus p. 243.
fideles studiis infatigabilibus euntes indeque redeuntes alloquimur.

8 Martyrii quoque gloriam si pro fide testimonioque Christi,
quod habebant, mori ardenti animo praeoptantes moraeque impa-
tientes desiderarent, — quod quidem eas ubicunque locorum ita quae-
sisse non ambigimus, sicut hic invenisse didicimus, credidimus,
5 amplexati fuimus et nunquam vita comite venerari cessabimus, — ibi
nimirum facilius hanc promereri potuissent, ubi Romani principem
imperii et Christiani persecutorem nominis solum aut maximum
citius offendissent; nam in his regionibus absque eiusdem decreto
pariter et edicto raro movebatur | ulla Christianorum persecutio. p. 244.

9 Plures autem quasi rubrica per unum oculum directa [3]), id
est rationis aequitate sagacissime historiarum et temporum ducatu
perspecta, vigilantius rerum ordinem intuentes, Britanniam insulam
credunt huius deo notae multitudinis genetricem et nutricem pariter
5 exstitisse; in qua sententia concordant procul dubio et hi, qui
sanctum agmen misisse dicuntur et qui se suscepisse magnopere
gratulantur. Horum etiam medii convenientissimis hoc ipsum ad-
struunt signorum indiciis; apud quos pleraque loca sanctis his cer-
nuntur honorata simul et illustrata reliquiis; nam et in Batavia,
10 quam Rhenus bicornis [4]) circumfluendo | insulam facit, sedem fun- p. 245.
dasse ibidemque aliquamdiu mansisse referuntur.

10 Siquidem temporibus Antonini et Commodi imperatorum Lu-
cius, rex Britannorum, ab Eleuthero, quarto decimo post beatum
Petrum apostolicae sedis pontifice, Christianae catholicaeque fidei
praedicatores obtinuit; quam susceptam idem Britanniae populus

7 *4* sanctae *fehlt in C.* *6* pro proposito *C.* Nulla ergo *MC* *(wahrscheinlich Verwechselung zwischen* v̊ *und* g̊*).* *8* quietionem *C* *(Druckfehler).* *10* eius et sepulturae *C.* *11* et *fehlt in C.* *12* accidere *C.* huius *über* his *M*[1].

8 *5* vite *M*[1], vita *M*[2]. *6* imperii principem *C.* *7* nominis persecutorem *C.* Maximum *C;* Maximianum *M.* *8* citius *vor* offendissent *fehlt in C.* *9* edicto *C;* dicto *M.*

9 *1* rubica *C.* *2* sagacissimae *C.* *4* tradunt *C.* *9* Patavia *M.*

10 *2* Eleutherio *C.*

---

1) pax = imperium Senec. de cl. I 1. 4. 8 u. a. Tacit. ann. XII 33.
2) Wohl = vulgo. 3) Pers. I 66. 4) Verg. Aen. VIII 727.

in omni religione et pacis tranquillitate inviolatam omnisque per- 5
secutionis ignaram usque ad tempora Diocletiani servavit [1]). Cuius
saevitia impellente Marcellinus etiam, Romanus pontifex, ordine a
primo vicesimus octavus, constantiam deinde resumens [2]) fortiter
p. 246. confligendo corona martyrii dignabatur. Post quem undantibus
sine mora per omnes terras persecutionum tempestatibus eadem 10
sedes, principalium utique principalis, septem annis et dimidio,
decem insuper diebus gubernaculo praesulis, ut chronographi as-
serunt, privabatur [3]). Quo tempore Britannia, transmarinarum par-
tium insula, longitudine atque latitudine vehementer extenta, tam
diuturnae pacis dudum otio feriata, atrocissima Christianorum per- 15
secutione iussu Maximiani concussa est; multique in ea martyrio
coronati, multi de ea in peregrinationem expulsi, multi sponte pro-
fecti multimodam patriae suae calamitatem in ecclesiarum et mo-
nasteriorum depraedatione, vastatione, destructione, concremationeque
p. 247. et civium nece sic quodammodo | felicius evaserunt [4]). Tunc 20
et istae beatae soli deo nominibus et meritis notae, nobis in per-
petuum venerandae virginum turmae caput sequentes unum omnium
sponsum suum Christum dominum nostrum unanimiter orientem
versus ad loca, unde et prius fidem receperant et tunc persecu-
tionem ortam fuisse didicerant, cupidae paratam sibi praeripere 25
gloriam contenderunt.

Inter quas inclita et insignis fuisse asseveratur regis Britan- 11
norum filia, ab illis Winnosa, a nostris Pinnosa nuncupata; hanc
omnes aliae in Christi caritate concatenatae sorores pari voto et
studio sequebantur. Quarum paucissimas nomine, omnes virtute et
p. 248. pietate | experimentis assiduis edocti cognovimus. In hoc procinctu 5
dominico ad acutissimum verae sapientiae intuitum corde etiam
corporeque directo quanta prudentiae viguisset sagacitas, iustitiae
aequitas, temperantiae veritas, fortitudinis animositas, illi tantum
feliciter et sobrie probare possunt, qui feliciter pro modo suo imi-
tari parati sunt. 10

Ceterum nos hodierna non solum laetitia, sed et omni tem-

7 Marcellinus *C;* Marcellus *M.* 8 deinde resumens *C;* de fide sancta sumens M^2 *auf Rasur.* 9 dignabatur *C;* designabatur *M.* 10 more *C.* 14 atque in latitudine *MC;* in *tilgt K.* 20 felicus M^1; felicius M^2. 21 nominibus *K;* in omnibus *MC.* 24 ad loca *fehlt in C.* 25 cupientes *C.* percipere *C.*

11 2 uuinnosa *M;* Vinnosa *C.* 5 cognoscimus *C.* 9 pro more *C.*

---

1) Beda hist. eccl. Angl. I 4.

2) Athan. lib. pontif. (ed. Mogunt. 1602) p. 13.

3) Im Liberianischen Papstkatalog (Mommsen, Abhdl. der sächs. Akad. der Wiss., phil.-hist. Cl. I S. 634—637) sind 7 Jahre, 6 Monate, 25 Tage angegeben.

4) Erinnert an Gildas de exc. Brit. 9 (vgl. S. 128 Anm. 1).

pore in hoc magnifice gloriamur, quod occurrente lictorum immanitate hanc Agrippinae Coloniae terram non ut hospitam solum modo praetereundo salutaverunt, sed hic martyrii victoria coro-
15 natae eam ut propriam effusione sancti sui sanguinis manendo decoraverunt nobisque in preti|osis suis corporibus tantum contulerunt p. 249.
patrocinii, quantum tot milia digne supplicantibus possunt impetrare remedii apud misericordiam nostri redemptoris, unici dei patris, qui se, quocumque ierit, sequentibus sanctarum virginum
20 agminibus [1]) et affectum pro nobis orandi benignus inspirat et effectum misericors praestat; qui cum ipso deo patre suo et amborum caritate spiritu sancto unus omnipotens deus vivit et regnat in saecula saeculorum. Amen.

12 quod *fehlt in C.* *14* pratrocinii *M.* *21* affectum *C.*

Der Sermo in natali zerfällt, von der panegyrischen Einleitung und dem ähnlich gehaltenen Schlusse abgesehen, in zwei Hauptabschnitte. In dem ersten behandelt der Redner die seiner Ansicht nach durchaus feststehenden Nachrichten über die Kölner Märterinnen. Als solche bezeichnet er zunächst ihre grosse Zahl und ihren Stand, dann ihre persönlichen Verdienste, welche in der Jungfrauschaft, der Verzichtleistung auf Vaterland, Eltern und Besitzthum und dem Martyrium bestehen. Um aber den Inhalt dieses Abschnittes vollständig aufzufassen, müssen zwei Fragen beantwortet werden: 1. Was lehrt der Sermo über die Zahl der Kölnischen Märterinnen? 2. Was lehrt er über ihren Stand?

Die erste Frage beantworten De Buck [2]), Kessel [3]) und etwas weniger zuversichtlich Stein [4]) dahin, dass der Sermo die Zahl von 11000 Kölnischen Märterinnen verbürge. Sie berufen sich dabei vornehmlich auf die Titel der Rede im Kölner und Lütticher Codex Crombachs, von denen man nicht behaupten könne, dass sie später von Abschreibern beigefügt worden seien. Der codex Monacensis widerlegt diese Ansicht auf das schlagendste: die Titel sind spätere Zusätze, und selbst unter ihnen weiss der älteste nichts von undecim milia virginum, sondern nur von virgines Colonienses [5]).

1) Apocal. XIV 4.
2) Acta Sanct. Oct. IX p. 146 C.
3) St. Ursula und ihre Gesellschaft S. 121 Anm. 2, 2.
4) Die hl. Ursula S. 24.
5) Vgl. den kritischen Apparat zur Ueberschrift der Rede S. 118.

Ausserdem zieht man das Enthymem Cap. 2, 18 ff. an, aus welchem hervorgehen soll, dass der Kölner Märterinnen etwas weniger als 12000 gewesen seien. Allein das Wort „etwas" steht im Original nicht, und mit ihm fällt die ganze Beweiskraft der Stelle. Oder müssen weniger als 12000 nothwendig 11000 sein? Ich bin gerne geneigt zu glauben, dass bei der Fixirung der letztgenannten Zahl unsere Stelle nicht ohne Einfluss gewesen ist, wie ganz augenscheinlich aus andern Stellen des Sermo Ansichten über die Geschichte der Kölner Märterinnen geflossen sind; aber sie ist viel zu allgemein gehalten, um aus ihr den Schluss zu ziehen, dass der Verfasser grade auf die Zahl 11000 habe hindeuten wollen. Sonst wird im Sermo nur im allgemeinen von einer grossen Zahl (virginum agmina, multitudo, turmae, exercitus, chorus u. s. w.), einmal von Tausenden gesprochen (Cap. 11, 17 tot milia); und wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Stetigkeit und Häufigkeit seit dem 10. Jahrhundert die Zahl der Kölner Märterinnen auf 11000 angegeben wird, so muss man nothwendig zu dem Schlusse kommen: der Verfasser des Sermo berechnet zwar die Zahl dieser Märterinnen auf Tausende, aber die Normirung dieser Zahl auf 11000 ist ihm noch unbekannt. Ein späterer Abschnitt der vorliegenden Abhandlung wird zeigen, wie trefflich sich dieses Resultat den übrigen Ergebnissen unserer Forschung über die Zahl der Kölner Märterinnen einreiht.

Mit wo möglich noch grösserer Zuversicht beantworten wir die zweite Frage in einem andern Sinne, als es bisheran geschehen ist. Crombach und seine sämmtlichen Nachfolger haben nämlich aus Sermo Cap. 2, 1 ff. geschlossen, die Kölner Märterinnen seien nicht lediglich Jungfrauen gewesen, sondern es hätten zu ihrer Schaar auch Frauen, Wittwen, ja selbst Männer gehört [1]). Diese Ansicht beruht auf einem mangelhaften Verständniss des lateinischen Textes. „Es wäre möglich gewesen, sagt der Redner, dass sich unter ihrer so grossen Anzahl manche Frau oder Wittwe befunden hätte. . . . Denn wer hätte es jemals glauben können, dass

1) Crombach, Sancta Ursula vindicata p. 989 not. 5; Acta Sanct. Oct. IX p. 143; Kessel, St. Ursula und ihre Gesellschaft S. 46 und besonders S. 157 (Uebersetzung); Stein, Die hl. Ursula S. 25; Düntzer in Picks Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands VI S. 50 ff., der sogar das 2. Kapitel des Sermo athetiren will, weil in ihm allein nicht von „wirklichen Jungfrauen" die Rede sei.

eine solche Schaar von weiblichen Personen, wir sagen nicht blos von Jungfrauen, ohne Vertretung des andern Geschlechtes zusammengekommen sei? . . . . Aber möglich, ja leicht war es für den, der selbst den Gläubigen das Versprechen und die Kraft gegeben hat, dass ihnen alles möglich sein soll, sich, wenn er wollte, auch auf diese Weise ausschliesslich in Jungfrauen allen Geschlechtern und Völkern wunderbar zu zeigen. Denn sollte er, der, mit der gebrechlichen menschlichen Natur umgeben, sich mehr als zwölf Legionen Engel vom Vater aufbringen lassen konnte, beim Vater in der ewigen Herrlichkeit derselben menschlichen Natur thronend nicht weniger als zwölftausend Jungfrauen aufbringen können, um ihm, dem unbefleckten Lamme nachzufolgen?" Es ist klar, dass der Redner an dieser Stelle mit Nachdruck die Ansicht vertritt, dass die grosse Schaar der Kölner Märterinnen lediglich aus Jungfrauen bestand, und dass er grade in diesem Umstande ein besonderes Walten der göttlichen Allmacht erblickt.

Der zweite Haupttheil des Sermo ist denjenigen Nachrichten über die Kölner Märterinnen gewidmet, welche auf der Tradition und der gelehrten Forschung beruhen. Dass man auch zu diesen Mitteln greifen müsse, um das Wissen über die genannten Heiligen zu ergänzen, dafür findet unser Redner den Grund in den auf ihren Martertod folgenden Zeiten allgemeiner Verwüstung und Barbarei, in denen eine Aufzeichnung ihrer Thaten und Kämpfe unterblieben sei [1]). Die unter diesen traurigen Verhältnissen zerstörte Kirche und den vernachlässigten Kult der heiligen Jungfrauen habe der Orientale Clematius, der also hier fälschlich nach der Völkerwanderung angesetzt wird, wiederhergestellt. Von nun an bildet die Clematianische Inschrift, auf die der Redner hinweist und deren Inhalt er umschreibt, die Grundlage für seine weitern Ausführungen. Diese zeigen uns zwar seine ausserordentliche Schwäche in der Kunst der Interpretation, liefern aber, wie sich später ergeben wird, ein treffliches Material für die Erkenntniss der Legendenbildung. Die verbreitete Ansicht, dass Clematius in Köln ein eigenes Gut gehabt habe, führt der Redner merkwürdig genug auf ein

1) Dagegen gehen De Buck a. a. O. p. 79 und Kessel a. a. O. S. 13 zu weit, wenn sie behaupten, vor dem Sermo habe es keine Schrift über die Geschichte der Kölner Märterinnen gegeben. Der Sermo sagt selbst Cap. 5, 5 ausdrücklich das Gegentheil: Plurima per opinionis coniecturam probantur esse conscripta.

Missverständniss des „de proprio" der Inschrift zurück, ohne zu sehen, dass dieselbe in dem Ausdruck „in loco suo" ihren Grund hat. Ebenso verkehrt beurtheilt er die noch zu seiner Zeit festgehaltene Meinung von der orientalischen Herkunft der Jungfrauen: weil Clematius aus dem Orient gekommen sei, sagt er, schliesse man, dass auch die Jungfrauen von dort stammen müssten. Und doch ist es klar, dass die Urheber dieser Ansicht dieselbe aus den Worten der Clematianischen Inschrift „virginum imminentium ex partibus orientis" herauslasen, die sie als „drohende Jungfrauen aus dem Orient" deuteten. Noch schwächer ist die vom Redner versuchte Widerlegung. Dieselbe richtet sich nicht gegen die Ansicht selbst, sondern gegen die von den Vertretern derselben aufgestellten Muthmassungen über die Veranlassung der Jungfrauen zur Wanderung aus dem Orient in unsere Gegenden. Im Gegensatze zu dieser von ihm bekämpften Ansicht entwickelt nun der Redner die Meinung der Mehrzahl der Kölner über den Ursprung der heiligen Jungfrauen, welche er auch selbst theilt: sie sollen nämlich aus Britannien stammen; denn Britannier und Kölner seien einmüthig in dieser Ansicht, und Batavien, das zwischen beiden liegt, bekunde ihre Anwesenheit durch höchst charakteristische Anzeichen (convenientissimis signorum indiciis). Wie aber die Vertheidiger der orientalischen Herkunft der Jungfrauen nach dem Grunde der Auswanderung derselben geforscht und diesen theils in dem Zuge der christlichen thebäischen Legion nach Gallien, unter deren Schutz die Jungfrauenschaar sich begeben haben soll, theils in einer Wallfahrt gefunden hatten [1]), so sucht auch der Verfasser des Sermo mit Hülfe von Beda's englischer Kirchengeschichte seine Meinung von der Herkunft der Jungfrauen aus Britannien in den Rahmen der allgemeinen Geschichte einzureihen und dadurch zu begründen. Den gewünschten Anhaltspunkt bietet ihm die englische Christenverfolgung unter Diokletian. Die bezügliche Stelle des Sermo (Cap. 10) war bisheran so dunkel, dass Stein a. a. O. S. 32 sich

1) Düntzer a. a. O. hat diese Stelle (Cap. 7) missverstanden. Propter Romanae pacis custodiam heisst: „wegen des Schutzes, den ihnen die Römische Macht bot"; im folgenden bezieht sich religionem excellentiorem auf die von einzelnen angenommene Wallfahrt der hl. Jungfrauen in unsere Gegenden, vitam quietiorem auf ihre Reise unter dem Schutze der Thebäer. Die Conjektur mentem für vitam ist demnach verfehlt.

veranlasst sah, dieselbe als ein Conglomerat nicht zusammengehöriger historischer Notizen aufzufassen. Erst die Lesart des Monacensis 'praeripere' statt der Crombach'schen 'percipere' hat so viel Licht in die Stelle gebracht, als bei ihrer falschen historischen Voraussetzung in dieselbe gebracht werden kann. Zu der Zeit, als die Diokletianische Christenverfolgung in Britannien wütete, — so meint der Redner — sind viele Britannier theils durch den Martertod im eigenen Lande, theils durch gezwungene oder freiwillige Auswanderung [1]) dem vielfachen Elend ihres Vaterlandes entgangen, ein Loos, welches gewissermassen glücklicher war als das Loos derjenigen, welche diese traurige Zeit in ihrem Vaterlande durchlebten. Zu den freiwilligen Auswanderern gehörten auch die heiligen Jungfrauen. Aber sie verliessen ihre Heimath nicht, um der Verfolgung zu entgehen, sondern um die Krone des Marterthums vorwegzunehmen, d. h. um dieselbe draussen eher zu erlangen, als es ihnen in ihrer Heimath gelungen wäre. Darum lenkten sie ihre Schritte gegen Osten den Gegenden zu, woher sie ehemals ihren Glauben empfangen hatten und wo jetzt der Herd der Verfolgung war; mit andern Worten: sie begaben sich auf den Weg nach Rom, fanden aber schon in Köln die Erfüllung ihres Herzenswunsches, indem ihnen dort die grausamen Liktoren entgegenkamen (Cap. 11, 12 occurrente lictorum immanitate). Mit der höchst bedeutsamen Bemerkung über die Namen der heiligen Jungfrauen schliessen die geschichtlichen Ausführungen des Sermo ab.

Unsere Betrachtungen über den Sermo setzen uns auch in den Stand, ein Urtheil über seinen Verfasser zu fällen. Wir können allerdings seine Leistungsfähigkeit auf exegetischem und historischem Gebiete nur als eine sehr geringe bezeichnen; dagegen müssen wir neben seiner noch eine gewisse Klassicität verrathenden Sprache insbesondere seiner Wahrhaftigkeit unsere unbedingte Anerkennung zollen.

---

1) Ueber eine Auswanderung aus Britannien während der Diokletianischen Verfolgung finde ich bei Gildas und Beda nichts. Ersterer sagt de excidio Brit. 11, dass die Ueberlebenden sich in Wäldern, Einöden und Höhlen verborgen hätten. An einer andern Stelle (9) erwähnt er allerdings Verbannungen während der Verfolgung, aber nur im allgemeinen, ohne Bezug auf Britannien (Permansere tunc quantae fugae, quantae strages, quantae diversarum mortium poenae, . . . ecclesiastica historia narrat). Letztere Stelle scheint unser Autor speziell auf Britannien angewandt zu haben.

Fern von aller dem Redner so nahe liegenden Uebertreibung giebt er genau die Ansichten seiner Zeit über die Kölner Märterinnen wieder. Seine Gewissenhaftigkeit erhellt in besonders charakteristischer Weise aus der Eintheilung der bezüglichen Ansichten in seiner Meinung nach unumstösslich richtige und wahrscheinliche, ferner aus der unumwundenen Erklärung, dass über die frühern Lebensschicksale dieser Märterinnen gar nichts, von ihren Namen nur sehr wenige bekannt sind und dass Marterakten derselben fehlen; endlich aus der Anwendung von Ausdrücken wie credunt, dicuntur, referuntur, asseveratur bei weniger verbürgten Nachrichten. Wir besitzen demnach im Sermo in natali ein Aktenstück, auf dem wir ein Urtheil über die Entwickelung der Geschichte des Kölner Jungfrauenmartyriums seit der Zeit des Clematius kühn aufbauen dürfen.

4. Historische Würdigung des Sermo in natali.

Eine historische Würdigung des Sermo in natali hat den geschichtlichen Gehalt desselben mit dem des ältesten Denkmals über das Kölner Jungfrauenmartyrium, der Clematianischen Inschrift, zu vergleichen sowie etwaige Ergänzungen zu ihren Angaben oder Abweichungen von denselben auf ihre Quelle zurückzuführen und dadurch in ihrem Werthe festzustellen. Bevor wir jedoch zur Lösung dieser Aufgabe übergehen, müssen wir bemerken, dass die im Sermo an zahlreichen Stellen mit der grössten Bestimmtheit auftretende Ansicht von einer sehr grossen Schaar von Märterinnen hier nicht geprüft werden kann, sondern eine zusammenhängende Behandlung unter Heranziehung der sämmtlichen bezüglichen Denkmäler erheischt, welche im folgenden Abschnitte dieser Studien gegeben werden soll.

Zunächst steht es fest, dass die Märterinnen, zu deren Verherrlichung der Sermo in natali gehalten ist, dieselben sind wie die in der Clematianischen Inschrift genannten. Das beweist insbesondere der Umstand, dass der Redner auf letztere hinweist, den Inhalt des ersten Theiles derselben umschreibt und ihn seinen Ausführungen zu Grunde legt. Wenn Stein a. a. O. S. 32 ff. die Vermischung verschiedenartiger historischer Angaben in Cap. 10, 13 ff. des Sermo annimmt und daraus auf ein doppeltes Jungfrauenmartyrium schliessen zu müssen glaubt, eines zur Zeit der Diokletianischen Christenverfolgung, ein anderes um das Jahr 450, so haben wir gegen Ende

des vorigen Abschnittes unter Verwerthung einer neuen Lesart des Monacensis den Zusammenhang unserer Stelle, die übrigens nichts anderes als ein unglücklicher historischer Versuch des Verfassers ist, aufgezeigt und damit dem zweiten Martyrium seine einzige scheinbare Stütze entzogen. Vollständig wird allerdings erst am Schlusse des gegenwärtigen Abschnittes die Beziehung sämmtlicher im Sermo enthaltenen historischen Nachrichten auf das eine sog. Ursulanische Martyrium zu Tage treten.

Beginnen wir unsere Untersuchung mit denjenigen Punkten, welche nach Angabe des Sermo im karolingischen Zeitalter zu Köln als sicher galten. Es sind mit Ausschluss des oben angeführten folgende: 1) Die sog. Ursulanischen Märterinnen bestehen lediglich aus Jungfrauen; 2) dieselben sind aus fremdem Lande hierher gewandert; 3) sie haben in der Verfolgung ihr Leben zu Köln für den Glauben geopfert.

Es springt sofort in die Augen, dass der erste und dritte dieser Punkte genau mit den Angaben der Clematianischen Inschrift übereinstimmt. Aber auch der zweite ist auf dieselbe zurückzuführen, allerdings auf eine falsche Interpretation. Wie wir gesehen haben, hatte man schon lange vor der Abfassung des Sermo aus dem Clematianischen Titel die orientalische Herkunft unserer Märterinnen herausgelesen; wir sagen: schon lange; denn sonst wäre es unerklärlich, wie der Verfasser des Sermo sich in der Quelle dieser Ansicht irren konnte. Allein letztere konnte sich unmöglich auf die Dauer behaupten. Denn einerseits fehlte es in der Geschichte an jedem Anhaltspunkte für eine Wanderung orientalischer Jungfrauen in unsere Gegenden, andererseits standen die Hypothesen zur Erklärung dieser Wanderung (Begleitung der Thebäer; Wallfahrt) auf gar zu schwachen Füssen. Auch die Clematianische Inschrift nöthigte nicht unbedingt zur Festhaltung jener Ansicht: man brauchte nur ex partibus orientis mit exsibitus zu verbinden, um statt der Jungfrauen den Clematius aus dem Orient kommen zu lassen. Da tauchte eine neue Ansicht auf, welche das schwierige Problem besser zu lösen schien: die Jungfrauen sollten aus Britannien stammen. Zu der Zeit, als der Sermo abgefasst wurde, bestanden zwar beide Meinungen noch neben einander, aber die neue zählte doch die meisten und die Gebildetsten zu ihren Anhängern. Nur in einem Punkte waren alle einig, dass die Jungfrauen aus der Fremde gekommen seien; mit Recht konnte daher der Verfasser des Sermo diesen als feststehend aufführen.

Worauf stützte sich aber jene Meinung von der britannischen Herkunft der Märterinnenschaar? Auch zur Lösung dieser Frage gibt uns der Sermo bedeutsame Fingerzeige. Wenn sein Verfasser ausdrücklich erklärt, dass die genannte Ansicht ebenso verbreitet in Britannien wie in Köln sei, wenn er als die Führerin der Schaar eine britische Königstochter bezeichnet und sogar die abweichende Form ihres Namens hier und dort hervorhebt, so liegen offenbar bestimmte britische Ueberlieferungen seiner Ansicht zu Grunde. Auch für uns sind dieselben noch erreichbar: sie sind vereinigt in der wälisch-bretonischen Sage von der grossen Frauenwanderung aus Britannien nach Armorika unter Kaiser Maximus, welche uns der freilich erst der ersten Hälfte des 12. Jahrh. angehörige Gottfried von Monmouth in seiner Historia regum Britanniae lib. V erhalten hat. Er erzählt nämlich, wie Maximus — von ihm stets Maximianus genannt — mit der Herrschaft über Britannien nicht zufrieden, über das Meer gefahren sei und zuerst Armorika unterjocht habe. Nach diesem glücklichen Erfolge habe er 100000 Ansiedler und 30000 Soldaten aus Britannien kommen lassen, um hier ein neues Britannien zu begründen. Während er selbst die Eroberung Galliens fortgesetzt habe, habe er Armorika seinem früheren Feinde und jetzigen Bundesgenossen, dem britischen Prinzen Conanus Meriadocus überlassen. Dann fährt er fort[1]):

Interea inquietabant Conanum Armoricosque Britones Galli 15
atque Aquitani crebrisque irruptionibus saepissime infestabant.
Quibus ipse resistens et mutuam cladem reddebat et commissam
sibi patriam viriliter defendebat. Cum autem ei cessisset victoria,
voluit commilitonibus suis coniuges dare, ut ex eis nascerentur 5
heredes, qui terram illam perpetuo possiderent. Et ut nullam
commixtionem cum Gallis facerent, decrevit, ut ex Britannia in-
sula mulieres venirent, quae ipsis maritarentur. Direxit itaque
nuntios in Britanniam insulam ad Dionotum, regem Cornubiae, qui
fratri suo Caradoco in regnum successerat, ut curam huius rei 10
susciperet. Erat ipse nobilis et praepotens et cui Maximianus in-
sulae principatum commendaverat, dum ipse praedictis negotiis
intenderet. Habebat autem filiam mirae pulchritudinis, cui nomen
Ursula; quam Conanus super omnia exoptaverat. Dionotus igitur 16
viso Conani nuntio volens mandatis eius parere collegit per diver-
sas provincias nobilium filias numero undecim milia, de ceteris ex
infima gente creatis sexaginta milia, et omnes intra urbem Lon-
doniae convenire praecepit, naves quoque ex diversis litoribus 5

1) Ich bediene mich der Ausgabe Gottfrieds von San-Marte.

iussit adduci, quibus ad praedictos coniuges transfretarent. Quod licet multis in tanto coetu placuisset, tamen pluribus displicebat, quae maiori affectu et parentes et patriam diligebant. Nec deerant forsitan aliquae, quae castitatem nuptiis praeferentes maluissent in
10 qualibet etiam natione vitam amittere quam hoc modo divitias exigere. Quippe diversas diversa iuvarent, si optatum suum ad effectum ducere quivissent. Parato autem navigio ingrediuntur mulieres naves et per Tamensem fluvium maria petunt. Postremo cum vela versus Armoricanos divertissent, insurrexerunt in classem
15 contrarii venti et in brevi totam dissipant societatem. Periclitabantur ergo naves intra maria, in maiori parte submersae: quae vero totum evaserunt periculum, appulsae sunt in barbaras insulas et ab ignota gente sive trucidatae sive mancipatae. Inciderant siquidem in nefandum exercitum Guanii et Melgae, qui iussu Gra-
20 tiani maritimorum nationes et Germaniae dira clade opprimebant. Erat autem Guanius Hunnorum rex, Melga vero Pictorum, quos asciverat sibi Gratianus miseratque in Germaniam, ut eos, qui Maximiano faverent, inquietarent. Per maritima ergo saevientes praedictis puellis obviarunt in partes illas appulsis. Inspicientes
25 igitur earum pulchritudinem lascivire cum eis voluerunt; sed cum abnegassent puellae, in eas ambrones irruerunt maximamque partem sine pietate trucidaverunt. Deinde nefandi Pictorum et Hunnorum duces Guanius et Melga, qui partibus Gratiani et Valentiniani favebant, cum insulam Britanniae didicissent ab omni armato
30 milite vacuatam, iter festinatum versus illam direxerunt associatisque sibi collateralibus insulis in Albaniam applicuerunt. Agmine igitur facto invaserunt regnum, quod rectore et defensore carebat, vulgus irrationabile caedentes.

Es genügt für unsere Zwecke, bis hierher den Text Gottfrieds mitzutheilen. Jedermann fällt auf den ersten Blick der tiefgreifende Unterschied auf, welcher zwischen seiner Darstellung des Jungfrauenzuges und der des Sermo obwaltet: hier eine heilige Schaar, welche von Glaubenseifer beseelt dem Martyrium entgegeneilt, dort ein Zug gewaltsam aufgetriebener Mädchen, die an Soldaten verheirathet werden sollen! Und doch sind beide Darstellungen identisch. Das beweist schlagend die bisheran unverstandene Stelle des Sermo Cap. 9, 7 ff. Kessel a. a. O. S. 29 deutet dieselbe dahin, dass schon vor dem 8. Jahrhundert Uebertragungen vieler Reliquien dieser Märterinnen nach Batavien stattgefunden hätten. Aber wie kann unter dieser Voraussetzung das Vorhandensein der Reliquien in Batavien etwas für die Richtung des Zuges der Jungfrauen beweisen? Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands I S. 155, glaubt mit Kessel an eine Reliquienübertragung, mit der sich später der

Gedanke verbunden habe, dass die Jungfrauen sich in Batavien aufgehalten hätten und einige von ihnen dort gestorben seien. Allein dass diese ganze Entwickelung sich schon vor dem 8. Jahrh. abgespielt haben soll, wo Reliquienübertragungen im Abendlande noch verpönt waren (vgl. Kraus, Real-Encycl. II S. 915), ist durchaus unglaublich. Den Schlüssel giebt Gottfried. Nach ihm sind die dem Sturme entgangenen Jungfrauen an „Inseln der Barbaren" verschlagen und dort von Hunnen und Pikten, welche von Gratian nach Germanien geschickt worden waren, um gegen die Anhänger des Maximus zu kämpfen, niedergemetzelt worden, worauf ihre Mörder nach Britannien übersetzten. Nach diesem Zusammenhange können jene Inseln der Barbaren nur die Inseln an der Mündung von Rhein und Schelde, also namentlich das im Sermo genannte Batavien gewesen sein. Während aber die wälische Sage nur von einem Blutbade in Batavien weiss, konnte ihr der Kölner Geistliche in diesem Punkte nicht folgen, weil er sonst den wohlbegründeten Anspruch Kölns, die Marterstätte der Jungfrauen zu sein, preisgegeben haben würde. Er lässt daher, der in Köln beliebten Umänderung der Sage folgend, nur einen Theil der Jungfrauen in Batavien sterben[1]) und dort begraben werden, die Hauptmasse dagegen in Köln den Martertod erleiden. Seine Unklarheit hat demnach ihren guten Grund in der schlecht gelungenen Verquickung der Kölner Ueberlieferung mit der wälischen Sage.

Es genügt einstweilen, den Beweis für die frühe Verschmelzung einer auf alten britischen Ueberlieferungen beruhenden Sage[2]) mit einer kölnischen Heiligengeschichte erbracht zu haben; der später stets zunehmende Einfluss der erstern auf letztere wird denselben allerdings erst als vollständig gelungen erscheinen lassen. Auch die noch nicht hervorgehobene Abweichung beider Urkunden bezüglich des Namens der fürstlichen Anführerin der Jungfrauenschaar wird an geeigneter Stelle gewürdigt werden. Hier sei vorläufig bemerkt, dass die Namen Pinnosa und Ursula in den ältesten Kölner Namensverzeichnissen unserer Märterinnen aus dem 9. Jahrhundert vorkommen, also der einheimischen Ueberlieferung angehören.

---

1) Ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes, sagt er nicht; indessen scheint die von ihm gebrauchte Wendung 'pleraque loca sanctis his cernuntur honorata simul et illustrata reliquiis' auf letzteres zu deuten.

2) Ueber die Entwickelung derselben wird in einem besondern Abschnitt gehandelt werden.

Wie wurde aber jene britische Sage den Kölnern bekannt, so dass diese sie in ihrer Ungewissheit über die Herkunft der Jungfrauen- und Märterinnenschaar als willkommene Lösung verwerthen konnten? Zweifelsohne waren die britischen und irischen, in England gebildeten Glaubensboten, welche seit dem 6. Jahrh. nach dem Frankenreiche strömten und von den fränkischen Königen gastlich aufgenommen wurden, die Ueberbringer ihrer heimischen Traditionen. Dass dieselben auch Köln besuchten, liegt schon in der Richtung ihres Zuges nach dem Oberrhein begründet, wird aber auch durch eine kölnische Ueberlieferung des 11. Jahrhunderts bestätigt. Der Schotte Tilmon, einer von den zahlreichen Missionaren, welche auf Veranlassung des angelsächsischen Mönches Egbert nach Deutschland kamen und zu denen auch die beiden später in Köln beigesetzten Brüder Ewald gehörten [1]), soll nämlich auf der Rheininsel in der Nähe der Römerbrücke im Jahre 690 eine Kapelle erbaut haben, bei welcher kurz nachher mit Hülfe Pipins und der Plectrudis eine Wohnung zur Aufnahme durchreisender „schottischer" Missionare entstanden sei [2]). Mag diese Ueberlieferung historisch sein oder nicht, sie zeigt jedenfalls, dass man noch mehrere Jahrhunderte später von dem Aufenthalte jener Missionare in Köln gewusst hat.

Wir sind am Schlusse unserer historischen Prüfung des Sermo in natali angelangt. Folgendes ist das Ergebniss derselben, an welchem die einstweilen aufgeschobene Untersuchung über die Zahl der Märterinnen nichts ändern wird:

1) Sämmtliche Quellen, aus denen das 8. Jahrhundert die Geschichte der Kölner Märterinnen geschöpft hat, sind auch für uns noch erkennbar.

2) Dieselben zerfallen in die Kölnischen Quellen (Clematianische Inschrift und Namensverzeichnisse der Märterinnen) und die angeführte britische Sage.

3) Letztere wurde im 7. oder 8. Jahrhundert zu Hülfe genommen, weil die Clematianische Inschrift trotz der mannigfaltigsten Deutungsversuche den Wunsch, Näheres über die Geschichte der hochverehrten Märterinnen zu erfahren, nicht befriedigte.

---

1) Beda hist. eccl. Angl. V 10.

2) Ennen, Geschichte der Stadt Köln I S. 144.

5. Eine römische Aedicula von Carden an der Mosel.

Von

H. Schaaffhausen.

Hierzu Tafel II.

Herr Antiquar Schmitz in Andernach hat im J. 1888 zu Carden am linken Moselufer ein römisches Grab aufgedeckt, in welchem aufrecht vor einer kleinen Aschenkiste aus Holz ein aus weissem Thon gebranntes Tempelchen stand. Von dem Holzkasten war nichts mehr vorhanden als vier rechtwinklig gebogene Bronzebleche, mit denen er an den Ecken beschlagen war, auch fand sich ein Bronzeblech mit Schlüsselloch und daneben ein bronzener Schlüssel, der aber zu dem Loche nicht passte. Auch einige eiserne Nägel lagen dabei. Unter den verbrannten Knochenresten fanden sich 3 durch das Feuer stark angegriffene mittelgrosse Kupfermünzen, von denen 2 dem Augustus und Tiberius angehören, die dritte unlesbar ist. Andere römische Gräber lagen neben diesem; in einem stand eine Thonvase mit Knochenresten, sie war mit Kornähren und Lotosblumen verziert und enthielt zwei römische Militärfibeln von der bekannten Form. Der Fundort lag auf dem hinter Carden aufsteigenden Bergabhang, auf dessen kleinen Terrassen schon mehr als 50 römische Gräber aufgedeckt worden sind. Eine halbe Stunde moselaufwärts liegt auf der Höhe die von Prof. Klein kürzlich aufgegrabene römische Ansiedelung bei Pommern. Es ist möglich, dass die Bewohner derselben hier bestattet worden sind, da Gräber auf der Höhe fehlen. Nur ein Steinsarg wurde bei Carden gefunden, er ist aus einem Inschriftstein gefertigt und befindet sich im Bonner Provinzialmuseum.

Die stehende Figur in der Nische des Altärchens, an diese mit Thon befestigt, ist für eine Venus zu halten, sie ist von schwärzlich gefärbtem Thon. Die rechte Hand ist an die auf die Schulter fallende rechte Haarlocke gelegt, die Hand des linken herabhängenden Armes hält das zur Seite der nackten Figur herab-

fallende Gewand. Man pflegt diese Figur als Venus Anadyomene zu bezeichnen. Eine Statue, der sie nachgebildet sein könnte, ist nicht bekannt, als Statuette kommt sie am Rhein und in Frankreich sehr häufig vor; Tudot meint, dass sie einem Gemälde von Apelles nachgebildet sei, welches sich im Tempel des Aesculap zu Cos befand, und von August nach Rom gebracht wurde. Hier drückte die Göttin die triefenden Haare mit der Hand aus. Vor diesem Venusbilde standen 2 Bronzeglöckchen in der Nische und rechts und links ausserhalb des Tempelchens noch zwei kleine Thonfiguren, die mit demselben keine Verbindung hatten, auf der rechten Seite ist es noch einmal dieselbe Venusstatuette, auf der linken eine etwas kleinere Minerva in alterthümlicher Darstellung mit Helm und Schild. Die zwei Venusfiguren stehen auf Halbkugeln. Die von dem Altar links stehende Venusfigur ist weiss, von Thon und der in der Nische so ähnlich, dass man glauben möchte, beide rührten aus derselben Form her, doch finden sich Unterschiede in den Gesichtszügen, dem Haar und den Gewandfalten, was sich wohl durch die Annahme erklären lässt, dass die aus derselben Form hergestellten Figuren von dem Künstler noch in einzelnen Theilen mit dem Grabstichel nachgearbeitet wurden.

Ich habe das Tempelchen bald nach dem Funde auf die von Hrn. Schmitz erfolgte Anzeige in Andernach gesehen. Es ist 33.2 cm hoch und 16.7 cm breit. Der Ankauf für das Bonner Provinzial-Museum zerschlug sich wegen des hohen Preises; dasselbe wurde im August 1889 an das Königl. Reichsmuseum der Alterthümer in Leiden für 550 Mark verkauft. Während die 3 Götterbilder genau denen glichen, die in grosser Zahl bei uns gefunden werden, sah die Aedicula selbst auffallend gut erhalten aus und man durfte bei der Seltenheit des Vorkommens dieser Tempelchen in unsern Gegenden, der sonderbaren Auffindung in einem Grabe und der ungewöhnlichen, in 3 Spitzen auslaufenden Bekrönung der Nische fragen, ob der Fund ächt sei. Doch hat sich kein Umstand ergeben, der einen solchen Verdacht bestätigen konnte und der Vergleich mit ähnlichen Funden löste manchen Zweifel in Bezug auf die eigenthümliche Zusammenstellung der Gegenstände bei diesem Grabfunde. Herr Schmitz hat selbst den ganzen Grabfund aus der Erde gehoben und steht für die Sicherheit seiner Angaben ein.

Die Hausaltärchen oder Tempelchen, sacella oder aediculae, waren bei den Römern allgemein in Gebrauch und wurden in die

christliche Zeit mit hinübergenommen. Das Tabernakel des christlichen Altars erinnert mit seiner Nische an die gewöhnliche Form der römischen Aedicula. Die Heiligenhäuschen an unseren Strassen sind daraus entstanden.

Die Aediculae waren Nischen an den Wänden der Tempel und Häuser, in welchen Standbilder aufgestellt wurden, die an den Häusern waren für die Penaten des Hauses, andere waren für die Schutzgöttinnen der Strasse bestimmt[1]). Auf pompejanischen Gemälden sind sie zahlreich abgebildet. In Pompeji wurde nach Tudot ein Lararium ähnlich dem von Vichy gefunden, es stützte sich gegen die Fassung einer Quelle[2]). In der Notitia dignitatum, einer alten Topographie Roms aus der Constantinischen Zeit, sind eben so viele Aediculae als Strassen und Gassen der Stadt aufgeführt, nämlich 424.

Die Funde dieser römischen Haustempelchen sind in den Rheingegenden auffallend selten, die Sammlungen von Bonn, Cöln, Trier, Mainz und Wiesbaden besitzen nichts der Art. Leiden hat nur das jetzt angekaufte von Carden. Im Katalog der grossen, jetzt in Brüssel aufgestellten Sammlung römischer Alterthümer von Meester de Ravestein ist keine Aedicula aufgeführt. Ein sehr bemerkenswerther Fund dieser Art ist der im Brohlthal gefundene, jetzt im Cölner Museum aufbewahrte Altar. Nur das Museum von Worms besitzt eine Aedicula. Cöln besitzt dagegen eine ganze Reihe jener Weihesteine, auf denen in einer Nische die 3 Matronen sitzend oder stehend dargestellt sind.

Im Jahre 1862 wurde in einem alten, unter Schutt begrabenen Tuffsteinbruche des Brohlthales, einige Minuten von Tönnisstein ein Altar des Hercules Saxanus gefunden, der aus 5 in die Tuffwand eingehauenen Nischen bestand, von denen die mittelste 3′ 3″ hoch, 2′ 2″ breit und 4′ tief war und den Weihealtar mit Inschrift enthielt[3]). Die mittelste Nische ist die grösste und von drei schlanken Obelisken überragt, die in eine Kugel endigen, neben dieser befinden sich in gleichen Abständen zwei kleinere Nischen und neben diesen noch zwei kleinere. Der Altar ist nach Osten gekehrt

---

1) Livius XXXV, 41. Plinius H. n. 35, 10 und 36, 4, 10.

2) Vgl. Overbeck, Pompeji, Leipzig 1884, S. 268.

3) J. Freudenberg, Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Winckelmannsschrift, Bonn 1862 S. 15.

und nach oben dachförmig gebildet, er wird von dem Verfasser mit Recht als Aedicula bezeichnet. Derselbe war mit gelb, roth, etwas grün und schwarz bemalt, wovon sich noch Spuren finden. Die obere Wölbung war mit abwechselnd grünen und rothen Rauten bemalt, die Seitennischen waren gelb, die darin stehenden Altäre hochroth. Am Sockel findet sich in der ganzen Breite des Altars eine schwarze franzenartige Verzierung. Das Denkmal befindet sich im Wallraff'schen Museum in Cöln und ist als Titelbild in der Abhandlung von Freudenberg farbig dargestellt. Nach der Inschrift ist der Altar dem Deo Invicto Herculi geweiht und von der Legio VI victrix Pia Fidelis, der Legio X Gemina, der Legio XXII Primigenia und den diesen Legionen zugetheilten Alae und Cohorten errichtet, wie der Verfasser schliesst, zwischen den Jahren 70 und 160 nach Christus. Freudenberg legt den drei Säulchen keine weitere Bedeutung bei, er will dieselben nicht auf den Herculescult beziehen und nicht etwa als Symbole der auflodernden Flamme betrachten, wie die Phönizier den Melkarth durch Spitzsäulen darstellten, sondern er hält dieselben für Andeutungen eines orientalischen und zwar phönizischen Baustils, von welchem der Plan des Tempels zu Paphos auf der Insel Cypern eine bestimmtere Anschauung gebe[1]). Der Mittelbau dieses kleinen Tempels zeigte an beiden Ecken obeliskenartige Pfeiler und die niedrigen Seitenaltäre derselben waren mit Säulen geschmückt.

Die Aedicula des Wormser Museums[2]) war nach Mittheilung des bei dem Funde persönlich anwesenden Herrn Dr. Köhl ebenfalls einem Brandgrabe beigegeben, sie hat wenigstens in unmittelbarer Nähe eines solchen gelegen. Alle Gräber an dieser Stelle waren durch Münzen und Gefässformen als frührömische gekennzeichnet. Der weisse Thon ist sehr weich, und fühlt sich fast seifig an, er scheint vom Niederrhein zu stammen. Dieses Tempelchen wurde im Juli 1885 bei Mariamünster gefunden, es war 24 cm hoch und 14 cm breit, jetzt ist die Giebelspitze abgebrochen, in der 6 cm hohen Nische steht im Relief das Bild der Minerva mit Schild und Speer. Der Giebel und die Kapitäle der äusseren Pilaster sind mit aufrechtstehenden Palmblättern verziert, die Pilaster selbst mit

1) Kugler, Kunstgeschichte, Stuttgart. 2. Aufl. S. 77.

2) A. Weckerling, Die röm. Abtheilung des Paulus-Museums in Worms II 1887, S. 77, Taf. VI.

4blätterigen Rosetten, der Architrav mit S-förmigen Zeichen, 5speichigen Rädern und kleinen Kugeln.

Im Museum zu Mainz befinden sich die Nachbildungen des Tempelchen von Worms und eines andern, das beim Eisenbahnbau an der Rumpfmühlstrasse bei Regensburg gefunden wurde und sich im Besitze des Herrn Eckart in München befindet. Es mag 17 cm hoch gewesen sein. In diesem sind die Säulen rechts angeschwärzt, auch zeigt das Götterbild, wie beim andern der Giebel schwarze Flecken, die von Lampenruss oder von Brand herzurühren scheinen. Das nicht freistehende, sondern in hohem Relief dargestellte Götterbild trägt auf dem Haupte einen kronenförmigen Aufsatz. Am Tempelchen von Carden sind Spuren von Rauch nicht vorhanden, aber die Figur der Venus ist gleichmässig schwarz, und muss so gefärbt gewesen sein. Herr Professor Lindenschmit hat mir gütigst die beiden Nachbildungen der Aediculae von Worms und Regensburg in Copieen eingesendet. Beide haben auf der Hinterseite über dem der Nische entsprechenden Vorsprunge die 3 symbolischen Strahlen, die hier sicher nicht zur Verstärkung der Giebelwand angebracht sind. Am Tempelchen von Worms hat der Boden der Nische von unten eine Höhlung, die auf einem Zapfen zur Drehung des Götterbildes gedient haben kann, eine Einrichtung, die man auch an Mithrasdenkmälern gefunden hat und die heute noch an dem sich drehenden Tabernakel des christlichen Altars in Gebrauch ist. Professor Lindenschmit theilte mir früher eine Zeichnung mit, welche ganz dieselbe Aedicula von Regensburg als im Museum von Douai bewahrt, darstellt. Die Figur II ist nach dieser Zeichnung angefertigt.

In Frankreich sind die Funde römischer Aediculae viel häufiger. Tudot[1]), auf dessen sehr selten gewordene Schrift mich Herr Dr. Ihm in Rom aufmerksam gemacht, hat deren mehrere abgebildet, die in dem an Resten gallo-römischer Töpfereien reichen Thal des Allier gefunden worden sind. Bei Moulins wurde eine ganze Fabrik von Thongeräthen mit Oefen, Statuetten, Formen, Schalen, Aschenurnen u. dgl. ausgegraben, und ähnliche Funde wurden an anderen Orten des Thales des Allier gemacht. Die

1) Edmont Tudot, Collection de figurines en argile de l'époque gallo-romaine avec 54 Pl. et fig. dans le texte. Moulins 1860 und Collection de figurines en argile, oeuvres premières de l'art gaulois. Paris, Rollin éd. 1860.

Funde bei dem Dorfe Toulon bei Moulins sur Allier begannen schon im Jahre 1856. Der Verfasser sagt, dass er auf 75 Tafeln diese Funde abgebildet habe. Sie gehen zurück in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und es wird Sache der Forschung sein, nachzuweisen, wie die Kunst der Etrusker in den aus Italien eingeführten Geräthen, die religiösen Vorstellungen der Druiden und die Religion der Germanen auf diese Darstellungen ihren Einfluss geübt haben. Daraus entwickelte sich eine gallische Kunst. Nach Lucian hatten die Bewohner von Marseille und die von Gallia narbonnensis keine Götterbilder, sondern sie beteten die Götter in heiligen Hainen an, wie es Tacitus von den Germanen berichtet. Homer besang schon die Töpfer von Samos. Doch soll auf Samos nur weisser Thon gefunden werden. Nach Plinius waren die Tyrrhenier schon in den ältesten Zeiten geschickt im Verfertigen von Thonsachen. Etrusker führten für Tarquinius Superbus das Viergespann in Thon aus, welches die Giebelfläche des Tempels des Jupiter Capitolinus schmückte. Es mögen die warmen Quellen im Thale des Allier schon frühe zu Ansiedelungen Veranlassung gegeben haben. Aquae Sextiae (Aix) in der Province wurde schon 124 vor Chr. gegründet. Die zahlreichen kleinen Götterbilder aus weissem Thon sind vorzugsweise in dem keltischen Gallien und den benachbarten Rheingegenden verbreitet, im mittleren Frankreich sind sie selten, ebenso in der Schweiz und in England. Solche Schutzgötter in den Wohnungen aufzustellen, war bei vielen alten Völkern Gebrauch. Aeneas rettet die Penaten beim Brande von Rom, die Genesis spricht von Hausgöttern der Rachel. Titus Livius hält das Wort lar, womit die Römer die Penaten bezeichneten, für etruskisch und sagt, dass man in Rom religiöse Gebräuche aus Etrurien angenommen habe. Zu Vichy zählte man 22 solcher Götterbilder unter den Trümmern eines Larariums, welches man in einen Brunnen geworfen hatte. Lampridius erzählt von Alexander Severus, dass er in seiner Hauskapelle die Bilder von Abraham, Orpheus, Achilles, Jupiter und Christus stehen hatte. An Festtagen (F. compitales) bekränzte man die Aediculae in den Strassen Roms mit Blumen und Früchten, wie es heute an den christlichen Heiligenbildern geschieht. Tudot meint, der häufige Fund dieser kleinen Götterbilder könne auch daher rühren, dass man sie durch Vergraben vor der Zerstörung durch die Christen habe schützen wollen. Die meisten Thonstatuetten, welche Tudot beschreibt, setzt er in das 1. und 2.

Jahrhundert. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, dass nach Tudots Beobachtung die weissen Thonfiguren und die reich verzierten rothen Schalen aus Terra sigillata aus derselben Zeit stammen und von denselben Künstlern gemacht worden sind, denn sie sind in denselben Oefen gefunden und es kommen dieselben Töpfernamen auf denselben vor. Man pflegt diese weissen mit geringer Kunst gefertigten Figürchen gewöhnlich in eine späte Zeit zu setzen, aber wir müssen annehmen, dass eine volksthümliche Kunstthätigkeit sich nach alten Mustern erhielt, während für andere Gegenstände schon eine höhere Kunstbildung sich entwickelt hatte. Die Angabe von Tudot, p. 74, wird mir von Herrn Bertrand, dem Vice-Präsidenten der Société d'Emulation de l'Allier, der die Aufgrabungen in jener Gegend fortgesetzt hat, bestätigt, doch hat er auch Töpfereien gefunden, wo man nur rothe Schalen fertigte.

Ursprünglich mögen etruskische Thonkünstler ihre Waare durch herumziehende Händler in Gallien und benachbarten Ländern verbreitet haben wie heute Gypshändler aus Toscana dies Geschäft fortsetzen, später wurden diese Gegenstände in Gallien selbst gefertigt. Der Töpfernamen Atilianus kommt auch an der Themsemündung vor und viele der in britischen Sammlungen befindlichen Stücke mögen aus Frankreich stammen. Eine Fabrik feiner Terrasigillatasachen ist nach Tudot in England noch nicht gefunden worden. Unter den von ihm zusammengestellten 228 Töpfernamen finden sich 20, darunter Biracer, Dagomarus, Divicetus, Iliomarus, Vidacus u. A., die gallischen Klang haben. Die einzigen römischen Gottheiten, die in diesen Figuren vorkommen, sind Venus, Apollo, Mercur, Minerva und Hercules. Die am meisten in Gallien verbreitete Göttergestalt ist die Venus Anadyomene, vielleicht nach dem Bilde des Apelles. Sie legt die rechte Hand an die Haarlocke derselben Seite, die linke herabhängende hält das Gewand. Schon der h. Augustinus hat diese Bemerkung in Bezug auf die Aediculae in seiner Civitas Dei gemacht. Auch die sitzende Göttin mit einem oder 2 Kindern ist sehr verbreitet, und wird als gallische Isis, die den Harpocrates und Horus nährt, bezeichnet. In den Inschriften Galliens wird Apollo häufiger genannt als Mercur. Tudot gibt als Erklärung für den Umstand, dass diese Götterbildchen, die den Todten mit in das Grab gegeben wurden, weiss sind, an, dass weiss die Trauerfarbe der Gallier war. Auch die Druiden waren weiss gekleidet, aber weil weiss die Farbe des Lichtes war. Die französischen Köni-

ginnen trugen bis in's Mittelalter weisse Trauerkleider. Nicht selten sind diese Figuren auffallend glänzend. Prudentius, der im 4. Jahrh. lebte, sagt, dass man die Laren mit Wachs überzogen habe, damit sie glänzten beim Scheine der Lampen. So fand man sie bei Clermont. In der viereckig ausgemauerten Aedicula von Chatelet, die Tudot in Fig. XI der Pariser Ausgabe abbildet, hängt von der geraden Decke eine Lampe herab, in der Nische befindet sich ein sitzender Mercur und eine auf einem Sockel stehende nackte männliche Figur. Vor der Nische steht in der Mitte ein Pfeiler, auf dessen Oberfläche ein Viereck mit 2 schiefen es durchkreuzenden Linien sich befindet, daneben stehen zwei beckenartig ausgehöhlte Steine. Montfaucon[1]) beschreibt eine Lampe, deren Inschrift nicht zweifeln lässt, dass sie in einem Lararium aufgestellt war. Athenagoras beschreibt einen Hausaltar, der oben ausgehöhlt war zur Aufnahme von Kohlen, auf denen man wohlriechende Substanzen verbrannte. Auch der Altar aus dem Brohlthal hat oben eine Aushöhlung.

Die Aedicula von Carden giebt zu folgenden Bemerkungen Veranlassung. Sie war einem Brandgrabe beigesetzt. Dieser Fall ist nicht vereinzelt, denn auch die von Worms wurde in einem Grabe gefunden. Die Münzen des Augustus und Tiberius lassen auf die erste Kaiserzeit schliessen. Dr. Köhl setzt den Wormser Fund in dieselbe frühe Zeit. Die Zusammenstellung der 3 Götterbildchen muss als eine zufällige betrachtet werden, was schon aus der zweimaligen Aufstellung der Venus hervorgeht. Der Aedicula wurden die zweite ganz ähnliche Venus und die Minerva in alterthümlicher Tracht hinzugefügt, weil sie die Angehörigen des Verstorbenen gerade zur Hand hatten. Die beiden Venusstatuetten stehen auf hohlen Halbkugeln. Tudot hält den glockenförmigen Fuss als bezeichnend für die gallischen Statuetten, er bildet zwölf von dieser Art ab, auch mehrere Thonbüsten haben denselben Fuss. Die Nische mit zwei Pfeilern und dem Rundbogen darüber ist die gewöhnliche Form der Aediculae. Die Rauten der Giebelfläche finden sich in der oberen Wölbung der mittelsten Nische des Altars aus dem Brohlthale wieder. Die neben den Rauten stehenden Vierecke mit schräg sich durchkreuzenden Linien sind gewiss symbolisch, denn ein solches findet sich oben auf dem Pfeiler des Lariums

1) Musée de Ravestein, Bruxelles 1880, p. 131.

von Chatelet. Dass an unserer Aedicula der Giebel in 3 Spitzen ausläuft, bezieht sich auf die göttliche Dreiheit, die ein Grundzug so vieler alter Religionen ist und auch in Gallien durch dreiköpfige Götterbilder zum Ausdruck kommt. Auch die von Tudot in Fig. II seiner Pariser Ausgabe abgebildete Aedicula von Néris trägt an der Spitze des Giebels einen dreizackigen Stern vor dem Akrotherion. Auf Pl. XVIII D und I sind die zwei Rückseiten der Nischen von Pl. XVI u. XVII dargestellt, deren obere Rundung in 3 Strahlen ausgeht, die wohl symbolisch sind und zugleich zur Verstärkung des über der Nische aufragenden Giebels angebracht sein mögen. Bei H auf derselben Tafel sind die Pilaster mit Rosetten verziert, die denen ähnlich sind, die sich an der Vorderseite der drei Spitzen des Cardener Tempelchens befinden. Auch die Aedicula Fig. XXXI hat auf der Vorderseite der Pilaster und des darüber stehenden Gewölbebogens Rosetten. Die auf Pl. XVIII abgebildeten Aediculae sind mit Ausnahme von B zu Lary bei Toulon gefunden. Keine der von Tudot abgebildeten Aediculae rührt, wie Herr Bertrand mir mittheilte, aus einem Grabe her.

Die gewöhnlichen Naturerscheinungen machten den Menschen auf eine Dreiheit aufmerksam. Die Sonne wie das menschliche Leben zeigen einen Aufgang, eine mittlere Höhe und einen Niedergang. Das Entstehen, Bestehen und Vergehen kann als ein Urbegriff des menschlichen Geistes bezeichnet werden. Der indische Wischnu ist dreigestaltig als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt. Die drei obersten Götter der Inder, Brahma, Wischnu und Schivas bilden die Trimurtis. Sie werden auch als Sonne, Wasser und Feuer gedacht. Ihr Symbol ist das Dreieck, dessen innerer Theil von einem Kreise ausgefüllt wird. In altindischen Bildwerken wird ein Wesen mit 3 Häuptern dargestellt. Auch die Japaner haben eine Dreieinigkeit von Göttern, deren Symbole Luft, Wasser und Feuer sind. Als thebanische Trias bezeichnet Meester de Ravestein 3 aegyptische Gottheiten in Bronze, die auf einem Sockel stehen, es sind Ammon, der Vater der Götter, seine Gemahlin Maut, die Mutter und der Sohn Khons. Ein solches Bild befindet sich auch im britischen Museum. Aus den alten Religionen ist die Lehre von der Dreieinigkeit auch in das christliche Dogma übergegangen.

Es gibt 3 Horen, den Jahreszeiten entsprechend, 3 Parzen, 3 Furien. Aphrodite wurde zu Knidos in 3 Heiligthümern ver-

ehrt. Auch die Kelten kannten eine göttliche Dreiheit, vgl. Jahrbuch LXXXVI 1888, S. 76. Auf gallischen Votivaltären kommt ein bärtiger Kopf mit 3 Gesichtern vor. Auf den Münzen der Remi stehen 3 Köpfe von gleichen Gesichtszügen und von gleichem Alter nebeneinander. Auf keltischen Münzen erscheinen 3 Doppelringe. In dem keltischen Matronendienst findet sich diese Vorstellung wieder[1]). Nach Ihm zeigen alle Reliefs, welche sich mit Sicherheit auf die Mütter beziehen lassen, 3 Göttinnen. Römische Soldaten haben den Cultus der 3 Mütter unmöglich verbreitet, er war ein Cultus druidischer Kreise. Mit den Parzen haben die 3 Mütter nach Ihm nichts gemein, wiewohl Menestrier dies annahm, nur jene werden mit Spindel und Spinnrocken dargestellt. Aber in einem schweizerischen Kinderreim kommen 3 Marien vor, die an die Parzen erinnern, die erste spinnt, die zweite schreibt, die dritte schneidet das Haberstroh. Auch im Wunderhorn ist ein Lied von 3 spinnenden Feen[2]).

In der deutschen Mythologie gab es ausser den lichten Elben andere, die schwarz waren[3]).

Dass die Venus der Cardener Aedicula schwarz ist, scheint nicht ohne Bedeutung zu sein. Auch unter den zahlreichen kleinen Götterbildchen aus weissem Thon im Bonner Provinzialmuseum befinden sich zwei schwarze Venusstatuetten No. 1199 und 1200. Pausanias führt dunkle Venusbilder bei Corinth, in Böotien sowie zu Phigalia in Elis an. Die Venus im Tempel bei Corinth nennt er Melaenis; ebenso eine in Arcadien und die in Böotien[4]). Auch eine Demeter Melaena führt er an[5]). Man hat, da bei Einführung des Christenthums heidnische Vorstellungen und Gebräuche in den neuen Glauben übergingen, nicht mit Unrecht die schwarzen Madonnenbilder mit den dunkeln Bildern der heidnischen Göttin in Verbindung gebracht. Man hat dieselben, da man in der h. Maria auch die höchste weibliche Schönheit hat darstellen wollen, aus einer Stelle des hohen Liedes (I. 4) erklären wollen, in der es heisst: „ich bin schwarz, aber schön.“ Damit ist aber, wie auch

1) Ihm, Der Mütter- und Matronen-Cultus und seine Denkmäler, Jahrb. LXXXIII 1887, 1.

2) J. Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen 1854, S. 388.

3) J. Grimm, a. a. O. S. 413.

4) Pausanias II 2. 4, VIII 6. 2 u. 42. 1, IX 27. 4.

5) Pausanias VIII 42, 1 u. 3.

Rösch[1]) behauptet, nur die dunkle Hautfarbe der Araber bezeichnet. Dass die dunklen Marienbilder aus Afrika stammen sollen, wo das Christenthum so frühe schon Verbreitung fand, dafür fehlt der Beweis, wiewohl es heute in Abessinien, wie bei den Negern Brasiliens schwarz gemalte Madonnen giebt. Da beim Concil von Ephesus im Jahre 431 nach Christus die Verehrung der h. Maria ein Gegenstand der Verhandlungen war und in derselben Stadt der Cultus der dunkeln Diana ganz besonders entwickelt war, so ist ein Einfluss der altheidnischen Ueberlieferung auf die christliche Darstellung der Gottesmutter nicht unwahrscheinlich. Gerade die Venusverehrung hat sich in christlicher Zeit lange erhalten. Gregor von Tours und Felix, Bischof von Nantes berichten, dass es in Gallien bis an das Ende des 6. Jahrhunderts noch Altäre der Venus gab. Plinius[2]) sagt über das Bild der Diana zu Ephesus: „über das Bild der Göttin ist man im Zweifel, nach der Behauptung einiger ist es aus Ebenholz, das durch viele Löcher mit Narde getränkt wird, um die Fugen zusammenzuhalten.“ Es ist gewiss, dass nicht alle schwarzen Madonnenbilder ursprünglich so dargestellt sind, manche Holzbilder mögen durch das Alter nachgedunkelt sein, auch silberne Gegenstände aus dem Alterthum sind meist schwarz geworden, wie es die silbernen Geräthe von Pompeji zeigen.

Auch die schwarze Madonna von Loreto, die aus dem Hause der h. Maria in Nazareth nach dem Walde der Laureta bei Recanati gebracht worden sein soll, ist von Silber und es ist gar nicht nöthig, dabei an den schwärzenden Lampenrauch zu denken. Von der Madonna im Kloster Einsiedeln in der Schweiz wird gesagt, dass sie aus schwarzem Holz geschnitzt sei. Dasselbe wird von dem alten Marienbild auf Montserrat behauptet. Alte Oelbilder der Madonna können wie die Schnitzbilder nur durch die Zeit nachgedunkelt sein. In der Kirche von St. Germain des Prés wurde eine schwarze Isisstatue lange als ein Madonnabild verehrt, bis sie entfernt wurde; gleich dem Hercules in einer Kapelle des Strassburger Domes, welcher bis 1825 dort stand und einem Bildwerk der 3 Mütter in Metz, die bis in's 18. Jahrh. als drei Marien galten[3]).

1) G. Rösch, Astarte-Maria, Theol. Studien und Kritiken, Göttingen 1888, S. 265.

2) Hist. nat. XVI, 79.

3) Ihm, a. a. O. S. 162.

Die Verehrung der Venus kam von Cypern, wo sie, wie im übrigen Phönizien, Astarte hiess. Sie war die Göttin des Lichtes, wie Persephone die der Finsterniss war, der Mond war ihr heilig. Sie wurde nach Winckelmann[1]) mit der Pflanze Persea auf dem Haupte dargestellt. Die Venus der Aedicula von Néris drückt mit der rechten Hand die Brust, wie es auf cyprischen Darstellungen vorkommt*). Als im römischen Reiche die Verehrung fremder Gottheiten eingeführt war, flossen die Begriffe, die man sich vom Wesen derselben machte, vielfach ineinander. Nach Grivaud de la Vincelle verehrten die Gallier vor der Venus die Cybele, Isis, Minerva und Diana. Das älteste Bild der phrygischen Göttermutter Cybele war ebenfalls ein schwarzer Stein[2]), der nach Herodian[3]) vom Himmel gefallen, also wohl ein Aerolith war, welcher der Stadt Pessinus in Phrygien den Namen gab. Tacitus[4]) sagt vom Bilde der Göttin im Tempel der Venus zu Paphos: „dasselbe ist nicht von Menschengestalt, sondern ein runder Körper von breiter Grundfläche und steigt verdünnt in Kegelform empor. Die Deutung ist im Dunkeln.“ Nach Pausanias[5]) war der älteste Tempel der Orchomenier den Chariten geweiht, sie wurden nur als Steine verehrt und die Orchomenier sagten, diese seien vom Himmel gefallen.

Mit Bezug auf solche Angaben bemerkt wohl Winckelmann[6]), dass man, ehe es Statuen der Götter gab, sie in Gestalt viereckiger Steine verehrte. Die Araber verehren in der Kaaba zu Mekka einen schwarzen Stein, der schon den heidnischen Arabern heilig war. Zu seinem Dienste sind 40 schwarze Beschnittene als Wächter angestellt. Schliemann berichtet, dass er auf der Insel Cythera, wo der älteste Tempel der Aphrodite stand, in einer dort befindlichen Kirche die Baustelle eines Tempels gefunden habe, dass die noch vorhandenen Säulen aber einem Tempelbau des 7. Jahrh. v. Chr. angehören, dessen Herodot erwähnt. Er bemerkt, dass, bevor man Tempel in Griechenland baute, die Verehrung der Götter an Altären stattfand. In Homers Gesängen werden nur 4 Tempel, aber 31 Altäre genannt. Von einem vorgeschichtlichen Denkmale

---

1) Gesammelte Werke IX, 396. *) vgl. Tudot, p. 29, Fig. XXXVIII.
2) Livius XXIX, 11.
3) Herodianus I, 11. Vgl. Arnob. Adv. gent. VII, 46.
4) Histor. II, 3.
5) Pausanias IX, 38, 1.
6) Gesammelte Werke VII, S. 45.

fand Schliemann auf Cythera keine Spur[1]). Es kann die Erinnerung an die ursprüngliche Farbe eines heiligen Steines sein, wenn man die Bilder gewisser Götter in dunklem Holze oder Steine darstellte, zumal wenn sie eine Beziehung zur Nacht oder zur Trauer hatten. Griechen und Römer[2]) trugen in alter Zeit bei Trauer schwarze Kleider, wie es bereits zu Homers Zeit Sitte war[3]). Unter den römischen Kaisern trauerten die Frauen in weiss, wie auch Plutarch von seiner Zeit anführt. Doch trauerte Hadrian über Trajan's Gemahlin in schwarzen Kleidern, ebenso beim Tode Maximinians dessen Gattin. Der Rechtsgelehrte Plautus verbot die weissen Kleider und sagte, dass besonders die Weiber schwarze Trauerkleider anzulegen hätten. Wenn Tudot glaubt, dass die Laren gerade desshalb weiss gewesen seien, weil sie als Grabfiguren gedient hätten, so darf man die schwarzen Venusstatuetten so deuten, als sei die Göttin auch mit unterirdischen Gottheiten in Verbindung gebracht worden. Venus war die Göttin der Zeugung und zugleich des Todes. Die Venus kann mit der Isis verglichen werden, beide waren Mondgöttinnen. Isis war ursprünglich die Erde, welche die Aegypter Mutter nennen, Osiris war der Nil, der die Erde befruchtet. Isis war aber auch Richterin der Todten, sie hatte den Schlüssel des Todtenreichs[4]). Sie kann mit Demeter verglichen werden und mit den Göttinnen der Unterwelt, Persephone und Hecate, die alle Mondgöttinnen waren. Demeter in ihrem Schmerze wird die Schwarze genannt[5]). Isis als trauernde heisst furva, Orpheus nennt sie melaniphora. Die Priester der Isis waren schwarz[6]). Beim Eintritt der langen Nächte warfen sie ein schwarzes Gewand auf den vergoldeten Ochsen, der ein Bild der Isis war[7]), die schwarze Kleidung war das Zeichen der Trauer beim abnehmenden Lichte des Mondes.

Die zwei vorn in der Nische stehenden Glocken aus Bronze haben jedenfalls eine gottesdienstliche Bedeutung. Der Gebrauch der Glocken,

---

1) Berliner Zeitschrift für Ethnol. 1888, Sitzb. S. 20.

2) Winckelmann a. a. O. IV, S. 332.

3) Ilias XXIV, 94.

4) J. L. Hug, Ueber den Mythos der berühmtesten Völker der alten Welt. Freiburg und Konstanz 1812.

5) Pausanias VIII, 42, 3.

6) Apulejus II, 40.

7) Plutarch de Isid. 39 und 52.

der aus dem Judenthum in das Christenthum überging, ist uralt. Im zweiten Buche Mosis, XXVIII v. 33—35, wo von dem Priesterkleide Arons die Rede ist, befiehlt Gott dem Moses, am Saume desselben Granatäpfel in Seide und zwischen denselben goldene Schellen anzubringen, dass man den Ton höre, wenn er in das Heiligthum gehe und wenn er heraus gehe. Auf einem Relief des vaticanischen Museums ist ein Mann dargestellt, dessen Tunica mit kleinen Glöckchen behangen ist. Er trägt eine Ziege unter dem Arm, wie die Bacchanten bei Euripides. Auf dem Esquilin zu Rom wurde 1876 ein goldenes Glöckchen gefunden mit der griechischen Inschrift, dass die Götter uns vor dem bösen Auge beschützen mögen. Auch in einigen andern Gräbern von Carden wurden nach Aussage von Hrn. Schmitz solche Glöckchen gefunden.

Wenn auch nicht an der Aedicula von Carden, so lässt sich doch an mehreren, die Tudot abbildet, in sehr bezeichnender Weise der Einfluss des gallischen oder keltischen Kunstornamentes erkennen. Unter den von ihm auf Taf. XVIII dargestellten Frag-

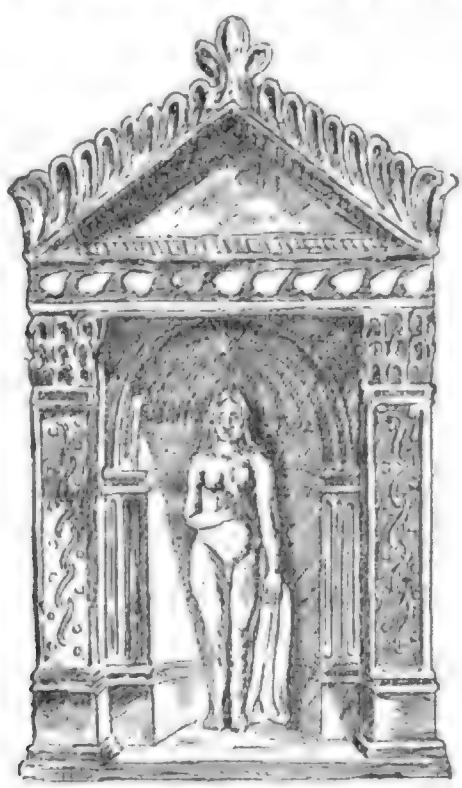


Fig. I, von Néris les Bains, Dep. Allier.

menten von Tempelchen ist das bei Vichy gefundene, B, auf der Vorderseite neben den Pilastern mit jenen Doppelringen verziert,

die wir, in eine Pyramide zusammengestellt, so häufig auf keltischen Münzen, aber auch auf oberbairischen Thongefässen finden. Bei G finden sich neben den Füssen der Göttin einfache kleine und grössere Doppelringe. Ebenso ist es bei den Fig. XLVII und XLVIII. Die Aedicula von Néris, welche in Fig. I hier wiedergegeben ist, stammt aus der Sammlung von L. Esmonnot, sie ist 23.9 cm hoch und hat einen spitzen Giebel, dessen Aussenrand mit hochstehenden Blättern verziert ist, die sich in 3 Reihen übereinander auch in den Capitälern der Pilaster finden. Auf der Vorderfläche derselben stehen als Zierrath die aus einer Doppelspirale entstandenen S-förmigen Zeichen und dazwischen kleine Kugeln, die auch neben der Wölbung der Nische angebracht sind. In der Nische steht die Venus, in der Rechten den Apfel, in der herabhängenden Linken das Gewand haltend. Das S-förmige Zeichen findet sich in dem Haarputz der Matrone Fig. XIII wieder und ist auf gallischen Münzen

Fig. II, von Douai, gefunden in Gien, Dep. Loiret.

häufig. Die hier in Fig. II wiederholte Aedicula steht im Museum von Douai[1]), sie ist 17 cm hoch und 10 breit. Ueber dem Gewölbebogen

1) Bull. de la Société nation. des Antiqu. de France, 1884, p. 145.

der Nische findet sich ein Halbkreis, der mit 26 aufrechtstehenden Doppelspiralen verziert ist. Das Fragment C auf Taf. XVIII von Lary zeigt nur den oberen Theil der Nische und den Kopf der Venus, deren rechte Hand an die Locke derselben Seite gelegt ist. Die Gesichtszüge sind so edel gehalten, dass man diese Aedicula als der besten Zeit römischer Kunstthätigkeit angehörig betrachten muss.

An der Aedicula von Regensburg, die mir in einer Nachbildung vorliegt, ist rechts die untere Ecke und die ganze Basis abgebrochen. Diese und die des Museums von Douai, von der ich hier eine Abbildung nach der an Lindenschmit gelangten und gewiss dem Bulletin entnommenen Zeichnung gebe, sind so vollständig übereinstimmend, dass man annehmen muss, sie seien aus derselben Form hergestellt. Es möchte für zwei so entfernte Orte der gleiche Ursprung einer römischen Terracotta noch nicht beobachtet worden sein. Nach den Forschungen des Herrn Pfarrers Dahlem war die Provinz Raetien bis zur Zeit M. Aurels nur von Auxiliartruppen besetzt, über welche das Weissenburger Militär-Diplom vom Jahre 107 und das Regensburger Diplom vom Jahre 166 Aufschluss geben. Ersteres nennt 4 Reiter-Alen und 11 Cohorten, unter diesen die C. IV Gallorum und die C. III Batavorum, das andere Diplom nennt gleichfalls die C. IV Gallorum und die C. IX Batavorum. Als Standquartier der Bataver gilt Passau, das der C. IV Gallorum ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Man wird zugeben, dass durch das römische Kriegsheer die Aedicula von Douai in der ersten Kaiserzeit aus Gallien leicht in die Gegend des heutigen Regensburg verschleppt worden sein kann. Bei Rumpfmühl ist sogar eine Coh. II Aquitanorum nachgewiesen. Auch Ohlenschlager hat die römische Besatzung Raetiens geschildert.

Das Denkmal aus dem Brohlthal zeigt in den 5 Nischen wohl noch die Form der Aediculae, ist aber ein dem Mithras geweihter Altar aus spätrömischer Zeit. Die Aedicula von Carden darf den von Tudot beschriebenen an die Seite gestellt werden, wenn sie auch gallischen Kunsteinfluss nur in minderem Grade erkennen lässt, die von Worms hat in ihren gallischen Ornamenten mit diesen die grösste Uebereinstimmung. Dieselben dürfen wie die von Douai und Regensburg der ersten römischen Kaiserzeit zugeschrieben werden, wohin auch die zugleich gefundenen, schön verzierten Terrasigillata-Schalen der Töpfereien des Thales des Allier unzweifelhaft gehören.

6. Die morgenländischen Märterinnen in Köln.

Von

H. Düntzer.

Die Legende von den gemarterten ausländischen Jungfrauen ist so merkwürdig und folgenreich, dass alles, was zu ihrer Aufklärung irgend geboten wird, sorgfältige Prüfung fordert. Das älteste Zeugniss derselben, die Clematianische Weiheinschrift, kommt dabei vor allem in Betracht, und da ist es denn gebührend anzuerkennen, dass die von den Herren Jörres und Klinkenberg in unsern Jahrbüchern LXXXVII, 192 f. LXXVIII, 79—95 gelieferten Beiträge zu ihrem Verständnisse jedenfalls die allseitige Auffassung gefördert und zu erneuerter Erwägung Veranlassung gegeben haben. Sehen wir, was wir uns davon aneignen können.

Vor allem darf man bei der Deutung der keineswegs einfach klar sich aussprechenden, sondern etwas gezierten und für uns dunkeln Inschrift nichts versuchen, was mit dem bestehenden Sprachgebrauch im Widerspruch steht, wenn anders eine diesem entsprechende Auffassung sich ergiebt. Bisher galt es für ein grosses Verdienst von Floss, dass er in dem unverständlichen *virtutis* einen Fehler des Steinmetzen für *virtutibus* erkannte, mochte man nun mit ihm glauben, es sei *virtutib.*, wie *visionib.*, *partib.*, *virginib.* und *ignib.* beabsichtigt gewesen, oder ein durch den folgenden Genetiv veranlasstes Versehen annehmen. Diese zutreffende Vermuthung soll sich nach Kl. als „durchaus hinfällig" erweisen, „bei dem öffentlichen Charakter unserer Urkunde, bei der hohen Stellung und Bildung ihres Verfassers, insbesondere aber bei der sorgfältigen Ausführung der Inschrift." Aber diese äusseren Gründe gegen die Annahme eines Buchstabenfehlers, der, da er erst nach Vollendung der Arbeit bemerkt worden, nicht verbessert werden konnte, sind ohne Bedeutung. Versehen der Steinmetzen finden sich selbst auf Staatsinschriften und öffentlichen Denkmälern. Das weiss jeder, der eine grössere Sammlung, wie z. B. die uns nahe liegende des Museums Wallraf-Richartz, sich darauf angesehen hat, wovon der

betreffende Katalog eine Reihe Beispiele aufweist, selbst eines an einem Mercurtempel unter Titus (II, 7). Die Stellung und Bildung des Verfassers konnte wohl einen Fehler in der Abfassung der Inschrift hindern, aber nicht ein Versehen des Steinmetzen. Was endlich die sorgfältige Ausführung betrifft, so zeugen davon nicht die Abkürzungen *admonit.* neben dem ausgeschriebenen *exsibitus*, *virgin.* zwischen *caelestium imminentium*, sowie die abweichend vom ersten Theile zahlreichen Ligaturen im zweiten, von denen Kl. selbst eine als eine spätere bezeichnet. Entscheidend würde es sein, wenn Kl. mit Recht behauptete, die Vermuthung sei unnöthig. Aber die neue zu deren Begründung unternommene Erklärung des Genetivs *virtutis* ist unhaltbar. Kl. verbindet *virtutis* mit *exsibitus* und übersetzt „vorgefordert in Sachen des heldenmüthigen hochhehren Martyriums" (*virtutis magnae maiestatis martyrii*). Nun werden freilich *arcessere* und *postulare* im Sinne der gerichtlichen Klage mit dem Genetiv verbunden, aber dieser Genetiv bezieht sich entweder auf die Schuld oder das verletzte Gesetz, nie auf eine Sache oder eine Person; und das mit gutem Rechte, weil ein *lege, crimine, nomine* dabei vorschwebt, das auch zuweilen neben dem Genetiv steht. Wollte man nun auch annehmen, *exhibere* könne, wie die gleichbedeutenden *arcessere* und *postulare*, mit dem Genetiv verbunden werden, was an sich möglich ist, aber doch, um sicher zu stehen, bei dem Eigensinn des Sprachgebrauchs erst erwiesen werden müsste, so wäre der Genetiv doch nur statthaft, wenn es ein *crimen* oder eine *lex martyrii* gäbe, auf welche die Klage sich bezöge. Die bei der versuchten Verbindung gebotene Deutung, Clematius sei „vorgefordert worden in Sachen des Martyriums", insofern die Märterinnen eine Forderung an ihn gestellt, widerspricht dem hier angenommenen juristischen Sprachgebrauche. Und wenn bei allen auf gerichtliche Klagen bezüglichen Ausdrücken ein Gericht gedacht wird, vor welchem sie stattfindet, welches Gericht ist hier gemeint? Kl. weicht dieser Frage, mit völliger Aufgabe des Bodens, auf den er den Ausdruck gestellt hat, dadurch aus, dass er der Klage etwas ganz anderes unterschiebt, eine ungerichtliche Verhandlung, die auf keinen Rechtstitel sich gründende Forderung einer Leistung. S. 84 lässt er die Jungfrauen den Clematius „in Sachen der Verherrlichung ihres Martyriums zur Verhandlung ziehen". S. 88 wird diese Verhandlung als eine „ausdrückliche Belehrung über die geforderte Leistung" bezeichnet. Aber *exhibere* kann nur heissen gerichtlich

belangen, nicht verhandeln über eine Leistung, die man ohne Rechtsanspruch fordert. Die Jungfrauen konnten ihn auffordern, aber nicht verklagen, da er den Boden rechtlich besass, sie konnten ihm drohen, aber nicht mit ihm verhandeln. Wenn Kl. vom heidnischen Charakter der Inschrift spricht, so ist dies doch weder römisch noch christlich, sondern ein logischer und deshalb sprachlicher Fehler zu Gunsten des unerklärlichen vom Steinmetzen verschuldeten Genetivs.

Aber dies ist nicht der einzige, obgleich schon allein entscheidende Grund gegen die neue Deutung. *Virtus magnae maiestatis martyrii* soll nach einer der spätern Latinität gangbaren Metonymie (die Römer nennen sie *denominatio*, aber dazu gehört nicht der hier vorliegende Fall) „das heldenmüthige, hochherzige Martyrium" bezeichnen. Nun ist freilich bekannt, dass die Römer das Abstractum mit einem Genetiv eines Gegenstandes statt einer adjektivischen Verbindung brauchen, wie *gentium varietas* für *variae gentes*, *miraculum magnitudinis* für das, was Cicero *magnitudo inusitata* nennt, und dieser Gebrauch ist bei *maiestas*, das sogar Titulatur wurde, nicht auffallend, wie denn selbst auf unserer Inschrift *tantam maiestatem huius basilicae* sich findet, aber dass *virtus martyrii* für *martyrium forte* und gar *virtus magnae maiestatis martyrii* für *martyrium forte magnanimum* gesagt werden könne, ist eine überkühne Annahme, zu welcher nur die Rettung des unglücklichen Versehens des Steinmetzen verleiten konnte. Kl. stellt es frei, *magnae maiestatis* auch als Genetiv der Art mit *martyrii* zu verbinden, aber diese Möglichkeit wird durch die Wortstellung abgeschnitten; denn in diesem Falle müsste *magnae maiestatis* nach *martyrii* stehen, sollte die Verbindung verständlich sein; steht ja das Attribut regelmässig hinter dem Nomen, nur aus besondern Gründen tritt die umgekehrte Folge ein, nie da, wo dadurch Undeutlichkeit entsteht. Auch würden wir bei *virtutis* vier Genetivi hintereinander in einer ganz unerträglichen Verbindung erhalten, von denen drei in ganz verschiedener Beziehung ständen.

Auch hiermit sind unsere Bedenken gegen *virtutis* noch nicht erschöpft. *Pro voto* ist nothwendig mit *exsibitus* zu verbinden; denn es widerspricht dem allgemeinen Sprachgebrauche, der hierbei durch das logische Verhältniss bestimmt wurde, dass eine zum Zeitworte als Prädikat gehörende nähere Bestimmung zwischen die vorangehenden participialen Bestimmungen des Subjekts und dieses

selbst tritt, wie es der Fall wäre, wenn das zwischen *exsibitus* und *Clematius* stehende *pro voto* nicht zu diesem, sondern zu dem Prädikat *restituit* gehörte. Freilich im Deutschen kann man die Ungehörigkeit dadurch vertuschen, dass man übersetzt „durch feurige Gesichte gemahnt und vorgefordert, hat seinem Gelübde gemäss Clematius . . . wiederhergestellt", aber das ist selbst im Deutschen fehlerhaft, auch hier muss „seinem Gelübde gemäss" erst auf „Clematius" folgen. Und es steht diese Erwähnung des Gelübdes schon in den Worten *voto, quod debebat* an der Stelle, wohin sie gehört, vor *a fundamentis restituit* — ein so schlagender Beweis, dass *pro voto* nicht im Sinne des *voto, quod debebat* zu *restituit* gehören kann, wie man ihn nur verlangen kann. Aber selbst diese Wiederholung, welche die grösste Vergesslichkeit voraussetzen würde, macht Kl. nicht stutzig; er findet sie „keineswegs müssig", da sie andeuten solle, „dass die Wiedererrichtung der Basilika *de proprio* und *in loco suo* ebenfalls Gegenstand des Gelübdes gewesen sei und dass er auch diesen Verpflichtungen Genüge geleistet habe". Aber ein *pro voto* im Sinne „dem Gelübde gemäss" bezöge sich nothwendig nicht auf das Zeitwort allein, sondern auch auf dessen sämmtliche ihm vorangehende nächste Bestimmungen. Und was gewinnt Kl. hierdurch? Die Erwähnung, dass die *restitutio* gemäss dem Gelübde geschehen sei, wäre entweder an erster oder an zweiter Stelle überflüssig. Auch aus diesem Grunde muss *pro voto* zu *exsibitus* gehören und etwas ganz anderes besagen als *voto, quod debebat*, was Kl. wieder durch seine Uebersetzung vertuscht, die letzteres ungenau wiedergiebt „wozu er durch sein Gelübde verpflichtet war." Durch die von uns erwiesene Nothwendigkeit, *pro voto* mit *exsibitus* zu verbinden, wird die von Kl. versuchte Deutung des letzten Wortes und damit die darauf gestützte Vertheidigung des Genetivs *virtutis* ausgeschlossen, so dass wir aus diesem Grunde und den beiden früher angeführten zu der von Floss begründeten Verbesserung *virtutibus* als dem einzigen Mittel einer verständigen Auslegung unsere Zuflucht nehmen müssen.

Seltsam ist der von Kl. erhobene Widerspruch gegen die von Floss gegebene Erklärung von *virtutes* als Wunder: diese Bedeutung sei biblisch und kirchlich, die Ausdrucksweise der Inschrift aber „nichts weniger als biblisch". Doch wohl christlich, und dass die Inschrift nur heidnischer Ausdrücke sich bediene, wird niemand ernstlich behaupten, da *martyrium, caelestes virgines, basilica* (für

Kirche) nicht heidnisch sind, um von *ubi sanctae virgines pro Christi nomine sanguinem suum fuderunt* und von Kl.s christlicher Auslegung der *partes Orientis*, auf die wir noch kommen werden, nicht zu reden. Und will Kl. etwa, der Verfasser der Inschrift hätte, wenn er von christlichen Wundern sprechen wollte, das heidnische *miracula* brauchen sollen? Wenn Floss *martyrium* von der Marterstätte verstand, während Kl., obgleich er selbst dagegen nur einen Grund anführen kann, den er aus der von ihm verworfenen Floss'schen Erklärung von *exsibitus ex partibus Orientis* hernimmt, bei der Deutung Marterthum bleibt, so glaube ich jetzt Floss in der früher von mir zweifelhaft gelassenen Erklärung Marterstätte entschieden beistimmen zu müssen; denn die Wunder hatten sich an der Marterstätte begeben, welche gerade dadurch diese Kraft erhalten hatte, dass hier, wie es später heisst, die heiligen Jungfrauen für ihr Bekenntniss des Glaubens an Christus ihr Blut vergossen hatten. Von der Erhaltung ihrer Gebeine und ihrer Bestattung in der Basilika ist gar nicht die Rede, und doch müssten gerade diese, nicht das Marterthum der Jungfrauen, bei der Bezeichnung Basilika erwähnt werden, hätte diese die heiligen Gebeine enthalten; denn *basilica* heisst jede christliche Kirche und auch eine *basilica martyrum*, wie die des Clematius war, setzt nicht nothwendig die Bestattung der Märterer in derselben voraus, sondern nur die Erbauung an der Marterstätte, wie die berühmte erste christliche Basilika *in loco Dominicae passionis et resurrectionis et ascensionis* erbaut war. Eine *basilica martyrum* braucht man sich auch nicht als eine grössere Kirche zu denken, jede Kirche, ja sogar die Kapellen einer Kirche heissen so.

Gegen meine Deutung des *pro voto* zum Gelübde bemerkt Kl.: *pro* komme in dieser Bedeutung nur im Vulgärlatein vor, von dem aber unsere Inschrift keine Spur aufweise. Aber wenn, wie er nicht bezweifelt, *pro* zur Zeit des Clematius diese Bedeutung hatte, so fällt es gar nicht auf, dass sich der Abfasser der Inschrift derselben auch zu seiner Bequemlichkeit bediente, und selbst *exsibitus* erscheint hier in einer Bedeutung, die es nur im Vulgärlatein gehabt haben kann. Diese Annahme ist keine willkürliche, sondern wird dadurch gefordert, dass *pro voto*, wie gezeigt, nothwendig mit *exsibitus* verbunden werden muss und jede sonstige Deutung ausgeschlossen scheint; einer anderen in den Zusammenhang passendern würde ich gern beistimmen, wenn man eine solche entdeckte. Die

Deutung von Floss hergeführt gemäss einem Gelübde ist, wie Kl. selbst bemerkt, ungehörig.

Entschieden wendet sich der neue Erklärer gegen meine Auffassung, *imminens* heisse „nach gangbarem Sprachgebrauch" nah. Er belehrt uns: „Wo *imminere* die Bedeutung der örtlichen Nähe hat, da ist dieselbe abgeleitet aus der Grundbedeutung überragen, hervorragen." Wäre das richtig, so würde es nichts gegen meine Erklärung besagen; denn die gangbaren abgeleiteten Bedeutungen sind für die Sprache von derselben, ja meist von grösserer Wichtigkeit als die ursprüngliche. Aber Kl. versteht unter abgeleitet etwas anderes; er meint, *imminere* stehe von nahen Gegenständen oder Personen nur da, wo diese überragten, hervorragten, *imminens* heisse überall eigentlich überragend, und nur insofern auch nah. Das ist eben entschieden falsch. Freilich erklärt man das *in* von *imminere, impendere, instare* als *supra*, aber dies ist eine der unmöglichen Erklärungen, an die leider noch immer von manchen geglaubt wird. *In* entspricht sowohl im einzelnen Gebrauch wie in der Zusammensetzung nicht bloss dem ἐν, sondern auch dem ἐπί, bedeutet in und bei, letzteres insofern die nächste Nähe gemeint ist, kann aber auch gebraucht werden, wo eine bestimmtere örtliche Beziehung vorhanden ist, nur ausdrücklich nicht bezeichnet ist, wonach man ihm denn verschiedene Bedeutungen zuschreibt, die aber nur in der Anwendung einzelner Komposita dazu gedacht werden. Es kommt eben darauf an, den bekanntlich sehr eigensinnigen Gebrauch bei der einzelnen Zusammensetzung genau zu verfolgen, was bisher viel zu wenig geschehen. *Instare* heisst stehen in (auf) oder bei, woraus sich auch die Bedeutung der Nähe erklärt, aus welcher die des Bedrängens, Bedrohens, eifrigen Betreibens u. a. folgen. Aehnlich verhält es sich mit *insistere* treten in (auf), bei. So heisst denn auch *imminere* eigentlich ragen in (auf), bei. *Carcer imminens foro* ist das dem Comitium nahe liegende Gefängniss, nicht das höher liegende, *imminentia muris aedificia* sind die den Mauern nahen Gebäude, wie die Griechen ἐπικείμενος brauchen von der geographischen Nähe. Diese Livianischen Ausdrücke[1]) genügen, um den gangbaren Sprachgebrauch nach-

1) Die Bedeutung ergiebt sich noch deutlicher aus dem Zusammenhange. In der erstern Stelle heisst es: *Carcer ad terrorem increscentis audaciae media urbe imminens foro aedificatur.* An der zweiten wird von

zuweisen, den denn auch die Dichter befolgten, wie Vergil *populus antro imminet*, Horaz *imminens villae pinus* braucht, wo nicht anzunehmen, dass die Bäume die Grotte, die Villa beschatten, sondern sie stehen dabei. Wenn Nigidius Fegulus *instantia atque imminentia fraudis* brauchte, so scheint hier *imminentia* auf eine grössere Nähe als *instantia* zu gehen [1]). Da nun *imminere*, wie *instare*, letzteres meist von der Zeit gebraucht, auf die Nähe deuten, so ist es kaum zu verwundern, dass der Abfasser der Inschrift *imminens* ohne Dativ in der Bedeutung nah braucht, da hier an die Marterstätte gedacht wird, auf der sie wunderthätig wirken, wenn man es nicht darauf beziehen will, dass diese der Wohnung des Clematius nahe lag, auf dessen Besitzthum sie sich fand, auch die Beziehung durch den Gegensatz *ex partibus Orientis*, wo der Gebrauch des *ex* ohne participiale Bestimmung von der Herkunft, selbst in bester Zeit sich findet, deutlich genug wird. Kl. fragt freilich, ob die Heimathsangabe in dieser allgemeinen Form angemessen oder auch nur denkbar sei. Ich meine, sogar nothwendig, wenn die Jungfrauen als Märterinnen aus dem Morgenland verehrt wurden, wie ja die Kirche auch die Weisen aus dem Morgenlande (ἀπὸ ἀνατολῶν) verehrt. Wenn die Inschrift nach der Bezeichnung der Jungfrauen als Himmelsbewohnerinnen hervorhebt, dass sie am Orte gegenwärtig, aber aus dem Orient gekommen seien, so passt dieses ganz zu ihrem pompösen Tone.

Aber für die Verbindung von *ex* mit *imminentium* hat ja Le Blant, dem Jörres und Kl. beifallen, eine Dichterstelle angeführt, die ihm Forcellini bot, die Worte des Valerius Flaccus VI, 681 f.: *Imminet e celsis audentius improba muris Virgo.* Keiner von den dreien scheint die Stelle nachgeschlagen zu haben, ganz gewiss haben sie ihren Zusammenhang und die dadurch bedingte Bedeutung nicht beachtet. Unmittelbar vorher wird erzählt, Juno, welche,

---

Coriolanus, der durch das Thor in die Stadt gedrungen ist und sich gegen die *proxima urbis* gewandt hat, *ignem imminentibus muro aedificiis iniecit* gesagt.

1) Wir leugnen nicht, dass *imminere* von Dichtern in der Bedeutung drüber stehen gebraucht wird, wie Horaz *imminente luna*, Ovid *imminet his aer* sagt. Dabei wirkt eben die eigentliche Bedeutung von *minere* mit, wie auch bei *impendere*, wogegen bei *instare, insistere* die Beziehung drüber sich nicht findet, wegen der Bedeutung von *stare, sistere*, dagegen das Bedrängen, Verfolgen nahe lag, wie umgekehrt bei *premere* aus dem Drücken sich die Beziehung des Nahen herausgebildet hat.

um die Medea zu berücken, die Gestalt ihrer Schwester angenommen, habe sie plötzlich verlassen, und auf die angeführten Worte folgt: *nec ablatam sequitur quaeritve sororem.* Daraus folgt, dass die als Beweismittel gebrauchte Stelle nur heissen kann: „Die leidenschaftliche Jungfrau bleibt kühner auf der hohen Mauer stehen.“ Juno hatte die Medea *ad summa moenia* geführt, um dem Kampfe zuzusehen (490); weiter hiess es: *illae murorum extrema capessunt* (503) und: *Ecce autem muris residens Medea paternis* (575). Medea sieht dem Kampfe des Jason, für welchen sie in Liebe entbrannt ist, mit Furcht und Sorgen zu, fragt dann die vermeinte Schwester, ob ihr Vater sie wohl mit dem ihr bestimmten Bräutigam vermählen werde, da ein diesen so weit übertreffender Grieche zu ihm gekommen, der leider für das ihm fremde Volk sich solchen Gefahren aussetze. Juno verschwindet, ohne diese Frage zu beantworten. *Imminere* steht also hier, wie sonst *instare, insistere,* die der Vers ausschloss, in der dem *in* gemässen Bedeutung vom Stehenbleiben. Von einem Herabschauen von der Mauer, wie in der bekannten Horazischen Stelle *ex moenibus prospiciens* steht, kann keine Rede sein, da *imminet* den Gegensatz zu *nec ablatam sequitur quaeritve sororem* bildet. Freilich *e* bleibt dabei höchst auffallend, da dies nicht auf das Vorbeugen mit dem Körper gehen kann, wonach statt *e celsis* wohl *excelsis* gelesen werden muss. Jedenfalls zeigt sich, dass die Stelle die Deutung von *imminentium ex Orientis partibus* erscheinend am östlichen Himmel nicht stützen kann. Auch an sich würde die dichterische Verbindung von *imminere* mit *ex,* wenn sie anders denkbar wäre, für eine prosaische Inschrift so später Zeit nichts beweisen.

Doch dieser Ablehnung der Stelle des Valerius Flaccus bedürfen wir gar nicht, da die Verbindung *imminentium ex partibus Orientis* dadurch unmöglich wird, dass *partes Orientis* nie die dabei vorausgesetzte Bedeutung des östlichen Himmels hat. Kl. macht sich die Sache sehr leicht. Dass darunter hier nicht die Gegend der Erde, sondern die des Himmels zu verstehen sei, werde durch *caelestium* und *imminentium* klar angedeutet. Nun weiss ich wohl, dass, wenn ein Wort in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, der Zusammenhang ergiebt, welche von diesen gemeint sei, aber dass man je eines in dem geradezu entgegengesetzten Sinne brauchen dürfe und den Leser aus dem dadurch entstehenden Unsinne errathen lasse, dieses sei in einem dem Sprach-

gebrauche widersprechenden Sinne zu nehmen, ist mir neu. Wirklich vorkommende Fälle solcher Verwechslung erklärt man sich als Schreib- oder Druckfehler, aber nie wird es einem halbverständigen Schriftsteller oder gar einem Verfasser einer auf allgemeines Verständniss berechneten Inschrift einfallen, Erde für Himmel zu brauchen. *Partes Orientis* heisst nie etwas anderes als Morgenland, da die Römer *partes*, wie die Griechen μέρη, regelmässig von den Ländern des *orbis terrarum* brauchen. Vom Himmel wird wohl *plaga*, aber nie *partes* gebraucht. Die Sache wird dadurch nicht gebessert, wenn man sich, wie Jörres, darauf beruft, dass Christus als aufgehende Sonne, als *Oriens*, als ἀνατολή gedacht wird. Wäre die Deutung „am östlichen Himmel erscheinend" sprachlich möglich, so würde man sich freilich denken können, es sollte damit auf eine höchst sonderbare Weise bezeichnet werden, dass die Jungfrauen mit Christus vereint seien, was doch jedenfalls deutlicher aus *caelestium* sich ergeben würde; aber *partes Orientis* heisst eben nur Morgenland, Länder des Aufgangs. Ebenso wenig hilft es, wenn Kl. daran erinnert, die frühesten Christen hätten sich das Paradies im Osten gedacht und als Sitz der Seligen, wonach es gleich *caelum* sei; denn dieses Paradies, von dem auch noch im Mittelalter die Rede ist, der Teufel noch im sechzehnten Jahrhundert dem Faust berichten muss, liegt östlich, doch über der Erde, aber nicht im Himmel, ist also eben so wenig Morgenland als von dorther die Jungfrauen dem Clematius am Himmel erscheinen könnten. Wollte man dagegen das Paradies in den Himmel setzen, so wäre nicht allein dessen Erwähnung neben *caelestium* und bei der stehenden Bedeutung von *partes Orientis* recht unmöglich.

Demnach kann der Anfang der Inschrift nur den Sinn haben: Clematius sei durch göttliche[1]) feurige Erscheinungen gemahnt und durch grosse Wunder auf der Marterstätte zum Gelübde bestimmt worden. Kaum wird man mit Kl. annehmen dürfen, die Erscheinungen hätten den Clematius nur auf eine von Gott ihm gestellte Aufgabe im Allgemeinen aufmerksam gemacht, seien blosse Wahrzeichen gewesen, dass Gott etwas von ihm verlange, erst später sei er durch die Wunder an der Marterstätte (denn das *virtutis exsibitus* haben wir abgethan) über das, was von ihm verlangt

1) Als Gegensatz von *divinus* schweben *daemoniacus, diabolicus* vor, da die Dämonen und der Teufel durch solche Erscheinungen täuschen, wie sie auch scheinbar Wunder wirken. Vgl. Augustin. de civit. Dei XXI, 6.

werde, hingewiesen worden; das Natürlichste scheint, dass die feurigen Erscheinungen ihn schon zur Herstellung der einst auf seinem Grund und Boden bestandenen Kirche aufforderten, und dann die auf diesem als der Marterstätte der Jungfrauen noch geschehenden Wunder ihn zum Gelübde bestimmten; zwischen beidem muss eine innere Verbindung bestanden haben. Was Kl. von der Aehnlichkeit unserer Weiheinschrift mit den römischen sagt, in denen von einer Mahnung im Traume, von einem Befehle einer Gottheit die Rede ist, will wenig bedeuten, da wir hier wirklichen Glauben an die Erscheinungen und an die Wunder annehmen müssen, der nicht durch heidnische Vorstellungen beeinflusst war. Die feurigen, göttlichen Gesichte waren bestimmter als das Erscheinen eines Gottes im Traume, sie drängten den Clematius zum Bau einer Kirche auf seinem Grund und Boden, was freilich nicht bestimmt ausgesprochen ist, sich aber aus dem vorangegangenen *exsibitus pro voto* und dem wirklich erfolgten Kirchenbau ergiebt; denn dass *in loco suo* nicht anders verstanden werden kann als auf seinem Eigenthum scheint mir trotz Kl. festzustehen. Dieser meint freilich, „die mittelalterliche Auffassung habe die richtige Auffassung nicht zum Durchbruch kommen lassen"; aber seine eigene „auf ihrem ursprünglichen Platze" ist schon nach der Wortstellung unmöglich, die er freilich in seiner Uebersetzung so ändert, wie seine Deutung sie erfordern würde. An und für sich wird man *de proprio in loco suo* zusammennehmen, da beides auf die eigene Verwendung (von Grund und Boden und von Geld) geht und unmittelbar nach *Clematius* folgt, worauf *suo* nothwendig bezogen werden muss. Logisch und sprachlich ist es unmöglich, dass *suo* auf einen noch gar nicht genannten Begriff, auf das erst nachfolgende *hanc basilicam* deute. Freilich findet Kl. kein Bedenken darin. Es sei so, wie wenn Livius XXIX, 1 sage: *Scipio suas res Syracusanis restituit.* So würde Livius gar nicht zu sprechen gewagt haben, wenn nicht vorher von Scipios Einzug in Syracus und von den Ansprüchen der Griechen auf die *res concessas sibi a senatu* die Rede gewesen wäre. Auch erkennt man den Grund, weshalb *Syracusanis* hier durch eine von der gewöhnlichen abweichende Wortstellung hervorgehoben wird. Dass die Wortstellung, da *hanc basilicam* vor *voto, quod debebat* stehe, deutlich zeige, es sei *in loco suo hanc basilicam* zu verbinden, leugnen wir auf das entschiedenste. Sprachlich müsste *in loco suo* nach *hanc basilicam* stehen, wenn *suo* auf *basilicam* ginge. Es

lässt sich auch nicht der geringste Scheingrund aufbringen, weshalb hier die richtige Wortstellung so verkehrt worden sein sollte. Dazu kommt, dass bei *a fundamentis restituit* das *in loco suo* im Sinne „auf ihrem ursprünglichen Platze“ völlig überflüssig, ja in der engen Verbindung mit *de proprio* störend wäre. Auffallend ist das zweimalige, auf die Kirche, welcher die Weiheinschrift angehörte, deutende *haec*, da in diesem Falle das hinweisende Fürwort gewöhnlich ganz fehlt, wie auch auf den am Schlusse von Kl. beigebrachten gleichzeitigen christlichen Weiheinschriften. Doch wir möchten daraus nicht den naheliegenden Schluss ziehen, dass die Inschrift erst später in der Kirche angebracht worden sei.

Grosse Mühe hat Kl. verwandt auf das durch einen Fluch bekräftigte schliessliche Verbot, an der heiligen Marterstätte jemand zu begraben mit Ausnahme der (vorhergenannten heiligen) Jungfrauen. Clematius soll das Begraben anderer an dieser Stätte für so sündhaft gehalten haben, wie das einer Leiche über einer andern. Davon sehe ich keine Spur. Clematius verbietet nur jemand im Kirchenraume zu begraben, weil dieser die Marterstätte ist, die dadurch entweiht würde. Seltsam dreht sich der Erklärer, um das ihm unbequeme *exceptis virginibus* zur Seite zu bringen. Dies soll heissen: „Nachdem die Jungfrauen (von dem vorher genannten Verbote der *depositio*) ausgenommen sind, d. h. „ausser den beigesetzten Jungfrauen“, da es doch einfach heisst „mit Ausnahme der Jungfrauen“. Davon, dass die Jungfrauen hier bestattet seien, spricht die Inschrift nicht, sie erwähnt nur, dass diese hier ihr Blut vergossen haben. Die Märterinnen haben nach der Legende den Clematius aufgefordert, ihnen zu Ehren an ihrer Marterstätte, wo früher ihre Kirche gestanden habe, eine neue zu bauen; wir hören weder, dass ihre Leiber früher dort geruht haben, noch dass jetzt ihre Gebeine dort aufbewahrt werden sollen, nur die künftige Bestattung derselben, wenn sie gefunden würden, wird in Aussicht genommen. Dies allein kann *exceptis virginibus* bedeuten.

Hiernach scheint uns der Sinn der Inschrift ganz unzweifelhaft, was deshalb von hohem Werthe, weil wir so die älteste Fassung der Legende sicher stellen können. Kl. bemerkt, wegen des Ausdrucks *basilica* könne man die Inschrift nicht vor die Mitte des vierten Jahrhunderts setzen, aber nach der „Markigkeit und Zierlichkeit der Buchstaben“ und der Eigenheit der Rechtschreibung gehöre sie nicht viel später, jedenfalls noch in den Verlauf

des vierten Jahrhunderts. Doch dürfte es sehr bedenklich sein, über die Bestimmung Ritschl's und de Rossi's hinauszugehen, sie falle nicht nach der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Dass das Jahr 401 eine so bedeutende Marke für den Wechsel in den Formen der Steinschrift gewesen, ist mir nicht bekannt, und so wäre es immer möglich, dass unsere Inschrift zwanzig Jahre später verfertigt worden. Noch weniger bietet zu einer so frühen Ansetzung die Darstellung einen Grund; denn Kl.'s Behauptung, diese habe im ersten Satze einen durchaus heidnischen Charakter, ist unbegründet. *Admonitus* kann für die Darstellung nichts beweisen, da diese Anmahnungen von der christlichen Legende überliefert waren. Auch sind die *divinae flammeae visiones* nichts weniger als heidnisch. Formelhafte Redeweisen können für die Zeit nichts beweisen, da selbst das echtheidnische D . M auf christlichen Inschriften, zuweilen noch nach Constantin, sich findet; entschieden heidnische Ausdrücke zeigt unsere Weiheinschrift nirgends.

Sie setzt voraus, dass die frühere Basilika der Märterinnen zerstört worden und niemand zur Zeit gewusst, dass auf der Stätte derselben die Jungfrauen aus dem Morgenlande als Bekennerinnen des Christenthums den Martertod erlitten hatten. Diese war in Privatbesitz übergegangen, so dass es der Erscheinungen bedurfte und der an dieser Stelle sich ereignenden Wunder, um den Clematius zu überzeugen, dass er eine heilige Stätte besitze und verpflichtet sei, den morgenländischen Jungfrauen eine neue Basilika zu erbauen. Dies liegt deutlich vor, ist auch keineswegs sinnlos, wie Kl. meint, der sich gegen die Möglichkeit sträubt, dass die Marterstätte später Privateigenthum geworden. War eine ältere Basilika wirklich zu Grunde gegangen, so kann dies nur bei der grossen Zerstörung der Stadt durch die Franken im Jahre 355 geschehen sein [1]). Dazu

1) Merkwürdig ist, dass in der Nähe von Gereon sich Grabstätten von Christen finden, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dort die Grabschrift eines Kindes gefunden, deren *sociata ms (martyribus)* darauf deutet, dass das Grab bei der Marterstätte war, also wohl bei Gereon, da die Gegend *ad martyres* hiess, wie die *basilica* selbst *sancti aurei*. Bei der Ursulakirche dagegen haben sich keine christlichen Inschriften aus der Römerzeit erhalten und selbst die kostbare christliche Schale, deren Reste sich dort gefunden, war in einer heidnischen Aschenkiste verschlossen. Das einzige christliche Denkmal unter den manchen dort gefundenen aus römischer Zeit ist die Weiheinschrift des Clematius.

aber, dass die Erinnerung an die Märterinnen aus dem Morgenlande und ihre Kirche ganz vergessen wurde, was die Inschrift besagt, bedurfte es wohl zweier Menschenalter, so dass auch in dieser Beziehung die Setzung der Inschrift um das Jahr 420 entsprechend sein würde. Die hier vorliegende Legende, Clematius habe an der Stelle einer ältern Kirche eine neue gebaut, kann nicht als unbestreitbare geschichtliche Thatsache gelten. Wie diese sich die Geschichte des Marterthums der Jungfrauen aus dem Morgenlande im einzelnen dachte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wurde sie als Gegenstück zu den Märterern der thebaischen Legion gedacht. Dass einige schon zur Zeit der lateinischen Lobrede auf sie daran dachten, sie seien mit den Märterern der thebaischen Legion *propter Romanae pacis custodiam* nach Köln gezogen, war freilich eine so willkürliche wie seltsame Vorstellung. Wenn die neuern Kirchenschriftsteller die Märterer jener Legion für eine Nachbildung der ungeschichtlichen Sage von den Agaunensischen halten (vgl. Franz Görres in der „Westdeutschen Zeitschrift" VII, 27 ff.), so würde die Bildung der Legende von unsern morgenländischen Märterinnen kaum vor die Mitte des vierten Jahrhunderts fallen, und die der Inschrift zu Grunde liegende Annahme einer früheren an derselben Stätte gebauten, aber vor Zeiten zerstörten und ganz vergessenen Kirche als eine fromme Dichtung sich ergeben, welcher Clematius Glauben geschenkt. Die von Clematius, wenn die Inschrift die Wahrheit sagt, wiederhergestellte Kirche wird nicht lange sich erhalten haben, sondern bei der Zerstörung der Stadt durch die Hunnen zu Grunde gegangen sein. Merkwürdig ist es, dass von den Gebeinen der morgenländischen Märterinnen keine weitere Rede ist, wenn diese heiligen Jungfrauen sich auch, Dank der Clematianischen Inschrift, noch in spät gesungenen Antiphonen erhielten: an die Stelle der morgenländischen traten britannische mit einer Königin an der Spitze. Ueber diese schliessliche Wendung der Sage habe ich mich in Picks „Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands" VI, 51—56 ausgesprochen. Sie ist eine ganz eigenthümliche, höchst merkwürdige Umdichtung der älteren Legende, deren bedeutsame Urkunde wir noch heute in der Clematianischen Weiheinschrift besitzen.

---

7. Die westfälischen Domkirchen.

Von

J. B. Nordhoff.

II. Der Dom zu Paderborn.

Im Osten und Süden von Bergen umklammert, nach Nordwesten der grossen Tiefebene aufgethan, war Paderborn von jeher der Knotenpunkt weitziehender Heerstrassen und darunter gab an Bedeutung jene, die von Osten über Höxter herabging, wohl nur eine Zeit lang der südlichen, welche von Mainz über Marsberg führte, nach; diese wurde nämlich vorzugsweise von den Franken benutzt, Paderborn aber von Karl d. Gr. [1]) zum Vororte der Bekehrung des östlichen Westfalens ausersehen. Kein Platz in Sachsen rühmt sich auch so zuverlässig mehrerer kirchlichen Frühbauten, wie Paderborn, und selten erübrigen irgendwo Bauten oder Baureste so hohen Alters, wie hier. Viele Jahrhunderte stand dort jenes Kapellchen, welches Gerold, ein Kriegsoberster und Blutsverwandter Karls d. Gr. gestiftet hatte [2]), und gewiss noch früher, nämlich 777 erhob sich als Frankenbau die Kirche des Erlösers; ihr hohes Patronat, ihre wiederholte Zerstörung, ihr von Karl selbst angeordneter Neubau, ihre Schönheit und Dauerhaftigkeit, die Auszeichnung durch

1) Die Bekehrung war auch hier sicher schon Jahrhunderte lang begonnen oder versucht und zwar wie die anfängliche Unterordnung Paderborns unter Würzburg ergibt, vom Süden aus. Vgl. L. A. Holscher, Westfäl. Zeitschr. f. Gesch. u. Alterthumskunde (1879) 37 II, 5 und meine „Ersten Bekehrungsversuche in Westfalen" im Historischen Jahrbuche 1890 XI, 290 f.

2) Das liest man zwischen den Zeilen, wenn Ad. Overham, Vita B. Meinwerci 1681 ad c. 48 polemisch bemerkt: scribit enim capellam s. Bartholomaei a Meinwerco per Graecos operarios constructam, contiguam fuisse *aediculae b. Mariae a Geroldo* olim *conditae*, quam Browerus († 1617) in scholiis . . . . scribit *vetustate collapsam* . . .

Papst Leo, der darin Reliquien niederlegte und einen Altar weihte[1]), bannen jeden Zweifel, ob es sich um die Hauptkirche des (795) 805 eingerichteten Bisthums handelt, mag sich auch das erste Patronat allmählig verloren haben[2]). Ohne Frage theilte der Karlsbau mit der Geroldskapelle bereits als Baustoff den Stein, doch überbot er diese in der Grösse und jedenfalls in der Basilikenform; denn wenn in karolingischer Zeit nicht bloss eine Bischofsstadt wie jene zu Köln, ein grosses Kloster wie jenes zu Fulda (819), ja selbst kleinere Klosterstätten, wie St. Gallen, Reichenau, Steinbach i. O. (827), Seligenstadt a. M. (830), Heiligenberg bei Heidelberg (883) reicher oder einfacher geplante Basiliken überkamen, so brauchte sich sicher ein Bischofssitz, wie Paderborn, nicht mit einem Einschiffe oder einem mehrschiffigen Kapellenraume zu begnügen. Der Dombau des Bischofs Badurad (815—859) bedeutete daher wohl nur eine neue Ausstattung (extollere) und Vervollständigung um die Wohnungen der Canoniker[3]) (Domherren). Das Werk bestand bei seiner Festigkeit und der bald einbrechenden Mittellosigkeit, die zu Neubauten nicht zu reizen pflegt, anscheinend über zweihundert Jahre; die Domkirche ging mit der ganzen Ausstattung im Jahre 1000 durch einen Brand zu Grunde[4]).

Der Neubau, welcher schleunigst[5]), vielleicht gar auf verän-

---

1) H. Erhard, Regesta historiae Westfaliae I, 156, 227. W. E. Giefers, Der Dom zu Paderborn, 1860. S. 11 ff.

2) Westfäl. Urk.-Buch, Supplement Nr. 105, 136. „Die St. Salvator-Kirche bildet den Anfang unseres Domes“: J. B. Greve in den Blättern z. näh. Kunde Westfalens (1871) IX, 98. Ueber den Wandel des Patronats C. Mertens, Der h. Liborius 1873 S. 125.

3) Translatio s. Liborii in Mon. G. H. VI, 150. Vita Meinwerci c. 8. 1—3 und der Wortlaut der folgenden Note.

4) Vita Meinwerci c. 8: Nobileque principalis ecclesiae monasterium *praecipui operis et decoris a Karolo M. fundatum a Badurado* episcopo *consummatum* . . . conflagravit.

5) ibidem c. 17. Erhard, Cod. diplom. Westphaliae I, 78, 79, 82. Nach Gobelinus Persona, Cosmodromium, aet. VI, c. 52 ap. Meibom SS. rer. German. I, 256 sind von Rethar die Fundamente gelegt *non* tamen in eo loco, in quo *prior* ecclesia fuerat concremata. Dies bestimmte Zeugniss darf wohl nicht so beharrlich überhört werden, wie bisher. An sich stand ja einer Verlegung nichts im Wege, zumal damals der Ort noch wenig bebaut war — wo hätte sich denn der Karlsdom erhoben? Weder im Norden, noch im Süden des heutigen Baues: dort lag die durch Meinwerks Bartholomäuskapelle in der Oertlichkeit bestimmte Geroldskapelle. (Vgl.

dertem Platze, aufgeführt wurde, genügte dem Bischof Rethar und seinen Gläubigen — nicht jedoch seinem Nachfolger; dieser sah es auf einen Dom ab, der die höchsten Ansprüche seiner Zeit befriedigte. Bischof Meinwork (1009—1036) verkündete in dem Gedanken, womit er den Bau antrat, seine grossartigen Absichten von der Kunst und Baukunst, und um beide in seiner Residenz zu einer hohen Blüthe anzufachen oder vielmehr zu begründen, sah er sich angespornt von allen Verhältnissen in der Nähe und Ferne.

Als er seinen Einzug hielt, gab es in der Diöcese fast nur Holzkirchen[1]), in Paderborn allerlei Kleinkunstwerke, vielleicht auch den einen oder andern Künstler — an monumentalen Gebäuden den halbfertigen Dom, die alte Geroldskapelle, eine königliche Hofburg[2])

---

oben S. 164 Note 2), hier wurde die freie Domimmunität (B. Greve, Blätter z. nähern Kunde Westfalens VIII, 35) schwerlich beschränkt; und da die Räumlichkeit im Westen kaum in Betracht kommt, so bliebe als freier Platz, wie heute, das durch Anschüttungen entstandene Hochgelände im Osten des Domes übrig und genauer der Raum auf der Südseite der Baukammer beziehungsweise des Pürting (porticus); dieser heute in seiner Abgelegenheit ohne Gleichen schloss dann hart an den (alten) Dom, und dessen Westbau setzte sich vielleicht fort in dem hallenartigen Raume, welcher jetzt den Winkel zwischen dem Domchore und dem nördlichen Kreuzarme füllt; noch heute theilt der Pürting mit der Bartholomäuskapelle das niedrige Bodenniveau, und auf seiner Süd- und Nordflanke stehen noch uralte Stiftsgebäude, der Capitelsaal (die Baukammer) und die berühmte Domschule (vgl. Greve a. O. VI, S. 36). Die letztere, jetzt Magazin, markirt sich mit den niedrigen, der Säulchen leider entkleideten, Rundbogenfenstern deutlich als Rest von Bischof Imad's Capitelsbaue nach 1058 (Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn 1820 I, 143), und den zweischiffigen Capitelsaal (beschrieben von J. Evelt, (Westfäl.) Zeitschr. f. Gesch. u. Alterthk. 39 II, 76 ff.) bestimmen die gurtenlosen Gewölbe, die steilen Kämpfer der Würfelcapitäle, der stärkere Unterwulst der Basen und vorab die anfänglichen Formen ihrer Eckblätter — es sind Rundscheiben oder Lanzetspitzen — als ein Werk vom Ausgange des 11. Jahrhunderts (vgl. Bonner Jahrbb. H. 88, 205). Auch die anstossenden Keller mit Tonnenwölbung enthalten jedenfalls noch Mauertheile sehr hohen Alters.

1) Vgl. meinen Holz- und Steinbau Westfalens 1873. S. 54—96.

2) Sie lag in der Nähe des jetzigen Domes und dort fallen unter einem Hause (Apotheke) mächtige Kellergelasse mit gurtenloser Wölbung und urthümlicher Bauart auf; obgleich Stilcharaktere fehlen, deutet das Ganze doch auf einen aussergewöhnlichen Oberbau, und die Höhe der Keller mit einem Rauchschlott eher auf das spätere, als das hohe Mittelalter. Thietmar. Merseburg. Chronicon Lib. VII, c. 11, Vita Meinwerci c. 55.

und vielleicht schon die Markkirche [1]) — kurzum, wie sich zeigen wird, viel zu wenig für den schaffenslustigen Kirchenfürsten.

Ringsher hatten die Grossklöster schönere Kirchen und zahlreichere Gebäude, als sein Bischofssitz — das seinem Hirtenstabe unterstehende Corvei, welches die Architektur in Sachsen angepflanzt hatte, bildete bereits einen grossartigen Complex von Kirchen-, Kloster- und Profanbauten [2]), das Damenstift Essen erweiterte eben im Westen seine alte Basilika mit einem Polygon von reichster Gliederung und staunenswerther Construction [3]), und Herford, das Mutterkloster der sächsischen Frauenstifte, in gewissem Sinne eine Filiale von Corvei und wie dies eine Zubehör des Paderborner Sprengels, war jedenfalls [4]) in Kunstschöpfungen gegen Essen nicht zurückgeblieben; die Klöster befriedigten auch allmälig ihren Kunstbedarf und gaben mit ihren Errungenschaften den Bischofssitzen den Anstoss, das Pfund der Kunstübung auszunutzen und diese zu verbreiten. Die Bisthümer waren zudem an weltlichen Gerechtsamen gewachsen und erstarkt, die Kirchenfürsten die gebildetsten und die erfahrensten Männer und Staatsmänner ihrer Zeit.

Als daher zu Lüttich unter Notker [5]) (972—1008), zu Mainz unter Willigis (975—1011) dem Metropolitan, zu Worms unter Burchard [6]) (1000—1025), zu Hildesheim unter Bernward [7]) (993 bis 1022) die Kunstübung plötzlich und mit wunderbarer Fruchtbarkeit hervorbrach, fühlte sich Meinwerk um so mehr von diesen Vorgängen oder Beispielen angeeifert, als sich auf den westfälischen Domplätzen höchstens die Keime einer höhern Baukunst meldeten.

F. de Fürstenberg, Mon. Paderbornensia Ed. Elzeviriana p. 179 ff. B. Greve a. a. O. VI, 35, der allerdings von uralten Erdgängen in der Nähe von Abdinghof berichtet.

1) Gobelinus Persona, Cosmodromium, aetas VI, 52. J. Evelt in der (Westfäl.) Zeitschrift 31 II, 107, 123.

2) Vgl. meinen Artikel I über Corvei im Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 152 ff.

3) Vgl. G. Humann im Correspondenzblatte d. Gesammtvereins 1884 S. 86 ff. und in den Bonner Jahrb. H. 82, 76 ff.

4) Vgl. Artikel III über Corvei im Repertorium f. Kunstwissenschaft XII, 375 f., 388 f..

5) Vgl. H. Otte, Geschichte der roman. Baukunst 1874. S. 125, 132.

6) Vita Burchardi ep. in Mon. Germ. Hist. SS. IV, 835.

7) Vgl. St. Beissel in den Stimmen aus Maria-Laach 1885. Bd. 28, 131 ff.; Mein Holz- und Steinbau S. 360 ff.

Meinwerk war zu hohen Dingen von der Vorsehung berufen; — ein Kind vornehmster Familie, von Natur klug, rastlos und kernhaft hatte er in der Jugend die Schule der Wissenschaft und allerlei Erfahrungen durchgemacht, dann als Kapellan am Hofe gewirkt — und nun als Bischof erhöhte er seinen Blick und läuterte er seine Pläne in Reichsgeschäften, im Umgang mit Fürsten und Kirchenfürsten und namentlich durch seine Reisen, wovon ihn zwei auch nach Italien (1014, 1026) führten. Als Immedinger durch die Königin Mathilde den Sachsen-Regenten verwandt [1]) und dem jedesmaligen Reichsoberhaupte ergeben, wusste er von den Fürsten und Grossen überschwengliche Schenkungen für seine Kirche auszuwirken [2]) und daneben verfügte er über ein Vermögen, dass er auf eigene Kosten hätte ein Bisthum gründen können [3]).

Wahrlich unter Meinwerk ergoss sich über die Diöcese Paderborn Wohlfahrt und neues Leben; Paderborn lief schnell den benachbarten Bischofsstädten den Rang ab. Der Faden der Kleinkünste ward weiter gesponnen [4]) und die Metallarbeiten gingen jedenfalls bis über die Alpen [5]). Das Hauptgewicht ward von vornherein auf die Architektur gelegt.

Hatte Corvei als erste Bauschule diesseits und jenseits der Weser Grossartiges, Essen (Herford) als Baustätte Ausgezeichnetes hervorgebracht, so war es Meinwerk beschieden, die seitherigen Bauleistungen in einer zweiten Bauschule an der Pader zusammenzufassen, ihren Formenkreis durch südländische Muster und Meister zu mehren, aber auch die einfachere Steinarchitektur auf dem Lande einzubürgern, die höhere bis an den Niederrhein zu führen und der Zukunft Erfahrungen und geschickte Bauleute zu überliefern. Die bildende Kunst [6]) hat früh und spät den Urheber

---

1) W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen A³. II, 27 f.

2) . . . „kein Bischof des Reiches hat so reiche Gaben von unserm Kaiser davonzutragen gewusst, kaum einer ist so beständig in seiner Umgebung nachzuweisen." H. Bresslau, Jahrbb. des deutschen Reiches unter Konrad II. B. I, 307.

3) Vita Meinwerci c. 16, 30, 32.

4) Vgl. auch A. Ilg in den Quellenschriften zur Kunstgeschichte VII. p. XLIII ff.

5) Vgl. R. Wilmans, W. U.-B. Additamenta p. 74 u. 135.

6) J. Kayser, Organ für christliche Kunst XI, 89; Act. SS. Juni I. 509, 510.

der Paderborner Kunst- und Bauschule fast ebenso gefeiert wie die Schriften.

Zu den einheimischen und vorhandenen Kräften, die bereits am Dombaue zu thuen gehabt, kamen auswärtige und wandernde[1]) Werkleute, die ihm eine Probe ihrer Fertigkeit ablegen mussten[2]), und einmal auch solche aus Griechenland, d. h. aus Unteritalien[3]) (1017), nämlich für den Zierbau der Bartholomäuskapelle. So wurden die westfälischen Kräfte gleichsam bei den auswärtigen in die Lehre gethan, die tüchtigsten durch Belohnung und Ehren[4]) an den Bauherrn gefesselt und allen Künstlern wie den Dienern des Hofes im Westen des Klosters Abdinghof Hausplätze überwiesen[5]). — Bezeichnend genug kommen unter Meinwerk schon Künstler mit Namen vor; allerdings noch keine Bauhandwerker oder Steinmetzen[6]).

Von den so gewonnenen und geschulten Baulenten wusste der Kirchenfürst für jedwede Bauarbeit die geeignetsten Männer[7]) herauszufinden.

---

1) Ueber die Wandermeister und ihre Baugeheimnisse lese man den Fall von 1099 zu Utrecht in meinem Holz- und Steinbaue S. 392 und in veränderter Fassung bei J. Kreuser, Der christliche Kirchenbau 1880. A². I, 456.

2) Vita Meinwerci c. 17.

3) . . . capellam quandam . . . per *Graecos operarios* construxit eamque in honore s. Bartholomaei apostoli dedicavit. ib. c. 48.

4) Von einem Wandermeister berichtet die Vita Meinwerci c. 17: *quo* non multo post *mortuo*, advenam suum episcopus *digno sepulturae* commendavit officio, fieri mandans ei in *crypta* juxta murum *monumentum*, ponens ad caput eius trullam eius et malleum . . .; per tantae humilitatis et pietatis excellentiam magnam sibi acquirens *operantium* sibique famulantium *benevolentiam*.

5) Areas autem versus occidentem . . . *diversis curiae servitoribus* et *artificibus* . . . deputavit. ib. c. 33.

6) Wie sich erwarten lässt, Goldschmiede (S. 168 N. 5): ein Brunhard und dessen Sohn Erphon ib. c. 79 und jedenfalls ein auf einem Abdinghofer Kreuze neben dem Stifter Meinwerk eingeschriebener Frater Tietmar. W. U.-B. Suppl. Nr. 744 Act. SS. Juni I, 510. Da die von A. Springer, Mittheil. d. C. Commission VII, 36, 41 zu 895, 937, 958 vermerkten Künstler zu Corvei den falschen Annalen entstammen, behält den Vorzug der ersten Benennung in Westfalen der vor 853 von Ruodolf, Translatio s. Alexandri c. 9 verzeichnete Falschmünzer, also Goldschmied, Namens Gerhard unter Kaiser Lothar, in Sachsen noch früher Tillo. Vgl. über die ältesten Bauleute Westfalens: Repertor. f. Kunstwissenschaft XII, 378.

7) Praepositis autem *operi* (principalis ecclesiae) *singulis magistris*,

War er auf Reisen oder war auswärts ein Bau zu fördern, so vertraten alsbald, scheint es, die von ihm (1014) angesiedelten Cluniacenser zu Abdinghof, welche langehin auf Kunstdinge mit Rath und Vorschrift einwirkten, seine Stelle, wenn es auf die Prüfung der Werkleute, die Bauaufsicht und auswärtige Bauten ankam. — Nichts spricht dafür, dass diese auch selbst Hand an Bauwerke gelegt hätten[1]).

Der Baustoff ward unter Meinwerk noch an Ort und Stelle gesucht, nämlich in dem Plenerlager, welches bis Kirchborchen wiederholt zu Tage streicht — für Werkstücke und Steinhauereien jedoch schon der Grünsandstein aus den entlegenern Gruben von Anröchte.

Den Kreis der Meinwerk'schen Bauten füllen neben kirchlichen auch profane Werke, neben schönen auch einfache Gebäude und letztere entfallen, wie sich erwarten lässt, vorzugsweise auf den Sprengel[2]).

In Paderborn erstand das eine Gebäude und Gotteshaus nach dem andern und der Bischofssitz verwandelte sich in eine neue Stadt von Häusern, Schlössern, Kloster- und Kirchenbauten.

Mit Jugendmuth ging Meinwerk an den ersten und Hauptbau: was an dem Dome von seinem Vorgänger fertig geworden, wurde niedergerissen und ein neues Werk von seltener Grösse und Pracht in Angriff genommen.

Dennoch sind nach einer gangbaren Meinung von Meinwerks Bauten nur mehr die Bartholomäuskapelle und die Krypta zu Abdinghof intakt — von seinem Dombaue alle Spuren durch spätern Um- und Neubau verwischt[3]). Das will sich durchaus nicht

---

ipse ad reliqua episcopii negotia . . . convertitur . . . rebus domesticis dispositis et magistris *idoneis* praepositis . . . cum rege proficiscitur. Vita c. 17, 26.

1) Bonner Jahrbücher 1886 H. 84. S. 194.

2) . . . quicquid in *aliis suae provisionis locis* dirutum vel veteranum invenit, destruere, *renovare, meliorare* festinavit. Vita c. 51.

3) Vgl. W. Lübke, Die mittelalterl. Kunst in Westphalen. 1853. S. 66, 67. Giefers a. a. O.; ders., Führer durch Paderborn und seine Umgebung 1871. G. F. Brand, Kurze Beschreibung der Stadt Paderborn 1846. S. 7 ff. und die dürftige Baubeschreibung in Westphalen und Rheinland 1822. S. 319. C. Schimmel, Westphalens Denkmäler 1823/26 (?) sind nicht benutzt.

reimen mit den Stilverhältnissen des vorfindlichen Baues und den bezüglichen Ueberlieferungen. Nach diesen rührt der Grundplan des Domes im Ganzen noch ebenso sicher von Meinwerk, wie der Westchor und Westthurm im Kerngemäuer. Der vierseitige, halbwegs von runden Treppenthürmchen flankirte Thurmkoloss entging seither mit seinen Ziergliedern einer eingehenden Untersuchung und daher unterlag seine Entstehung einer falschen oder doch verwirrten Beurtheilung; der Eine liess die Säulchen der Schallöcher ganz ausser Acht [1]), der Andere entdeckte daran bloss Basen mit Eckblättern und versetzte dennoch, wie jener, den Bau am liebsten ins Jahr 1068 [2]), der Dritte datirte in Anbetracht der Basenblätter, und an sich gewiss treffender mit 1143 [3]), ohne Anklang zu finden. Das Datum 1068 wurde mit einem Brande gerechtfertigt, welcher 1058 Stadt und Dom verheert hat [4]); es vermittelte auch halbwegs zwischen dem hochalterthümlichen Aeussern des Denkmals und den vorhandenen Basenblättern.

Ein Eckblatt ist um 1068 in der deutschen Architektur noch nicht nachgewiesen [5]), die Datirung auf Grund jenes Brandes ist willkürlich; warum soll der Thurm gerade dem ersten Brande und zwar total erlegen, warum sein Nachfolger (1068) in den grossen Feuersbrünsten von 1133 [6]), um 1267 und 1340 nicht zerstört oder verletzt sein, die gleichfalls als totale Dombrände verzeichnet stehen?

Dem prüfenden Auge und der näheren Betrachtung [7]) zeigt

---

1) Lübke a. a. O. S. 66.

2) Giefers, Dom S. 21, ders., Führer S. 17.

3) Kayser a. a. O. 1866. S. 64.

4) Erhard, Reg. H. W. I. Nr. 1079, wo irrig der Dom vom Brande ausgeschlossen wird, da die domus regia sola superstes der Königspalast ist. Giefers, Dom S. 18. Vita Meinwerci c. 55.

5) Vgl. über das Aufkommen desselben „Dom zu Osnabrück" in den Bonner Jahrbüchern 1890, H. 88, 205.

6) Vgl. die Brandberichte bei Giefers, Dom S. 15, 20 ff. und unten S. 181, 184. Das quasi tota in dem Berichte des Gobelin. Persona c. 59 bezieht sich nicht auf den Dom, sondern auf das . . . (ipsum principale monast.) cum omni fere civitate (incendio conflagravit) des Annalista Saxo.

7) Meine wiederholten Beobachtungen unterstützte und ergänzte in Briefen, Skizzen und mündlichen Mittheilungen der cand. hist. Herr Fr. Bianchi, dem hierfür ein um so wärmerer Dank ausgesprochen sei, als seine Untersuchungen der Schallöcher und Theilungssäulchen mit den grössten Anstrengungen verbunden waren. Wie die Untersuchung, betrifft auch die Beschreibung den Thurm vor der jüngsten Restauration. Ueber

das hohe Gebäude mehr Spuren baulicher Aenderungen, als dem flüchtigen Anblicke: zu höchst das Karrendach und die Lückenbüsser der Giebel von 1815, an diesen, zumal an der Nordseite, noch zwei unterschiedliche Schenkelaufsätze, wovon der erste vielleicht nach einem Blitzschaden von 1424 [1]), der zweite sicher 1480 mit dem oberen Schlussgewölbe [2]) hinzukam, in den vielen Schallöchern verschiedene Säulenformen, vielleicht seit dem Jahre 1231, als der Westchor dem Pfarrgottesdienste eingeräumt wurde [3]), die von der Empore befreite Thurmhalle, und daran das freundliche Radfenster, als gothische Zuthat das breite Basengesimse von elastischer Gliederung, 1558 das niedrige Dach [4]), und etwa seit 1653 über der Thurmhalle ein Kreuzgewölbe [5]) in spitzigen Schildgurten, vielleicht noch das kaum gegliederte Spitzbogenfenster ihrer Nordwand. Durch das graubraune Material scheidet sich auch sofort Basensims und Radfenster von dem grauen Thurmgemäuer.

Dies besitzt sonst eine dem kühnen Emporstreben angemessene Stärke und bis auf die erwähnten Ausnahmen durchgehends dasselbe Material aus kleinen Plenerstücken sowie von unten bis oben eine gleichmässige Durchführung in einem Gusse. Eine wesentliche Unterbrechung ist ebenso wenig wahrzunehmen, als ein Mauerrest aus einem früheren Baue.

Für die Zeitstellung geben vorab den Ausschlag die kleinen Rundbogenfenster und ihre Mittelsäulchen; die letzteren stechen gegen das rauhe und graue Gemäuer als Sendlinge entlegener Steingruben durch ihre Farben grell ab; die Mehrzahl ist aus dem graubraunen Hilssandsteine gefertigt und gekennzeichnet durch eine schwache Verjüngung, würfelartige Capitäle, schwere, mittels Kehle und Wulst profilirte Kämpfer und attische Basen mit Eckblättern.

---

eine ältere 1863 begonnene Restauration des Langbaues und gewisse alte Bildwerke vgl. J. Kayser im Organ f. christl. Kunst 1866. S. 64 ff.

1) B. Fabritius ap. Matthaeum, Analecta medii aevi. Hagae Com. III, 522. Nach Giefers, Dom S. 27 schon 1267.

2) Brand a. a. O. S. 8. Herr Dr. Mertens sah indess (1889) von der Thurmspitze einen Wappenstein mit der Inschrift: MCCCCCXIII Nicolaus van Closter can(oni)cus stru(ctuarius).

3) Evelt a. a. O. 31, II, 135 ff. 39, II, 55 ff., 67 f.

4) Die hohe Spitze wurde damals abgetragen von den Meistern Jacob und Berthold Frunneken. Strunck, Annales Paderborn. III, 352.

5) Paderborner Capsel-Archiv 66, 30.

Mit dieser Sorte wechseln da und dort Schafte, Capitäle und häufig attische Basen aus grünem (Anröchter) Steine und verrathen gegen die gleichartigen Theile der graubraunen Säulchen deutlich ein höheres Alter. Denn die Basen sind schwer gegliedert, in der Kehle wohl noch von einem Ringe umzogen, oder dieser wie ein Wulst ausgeladen, der untere Wulst dick, steil und der Eckblätter noch baar — ein Schaft oben sogar mit zwei Ringen umzogen. Da diese Zierglieder seither von der Forschung ausgeschlossen blieben, kamen sie auch bei der Altersbestimmung nicht in Betracht, geschweige dass sie die Entscheidung gaben.

Wie konnten sich nämlich zwei an Material, Stil und Alter so verschiedene Säulensorten in dem einheitlichen Gebäude gesellen, wie sich ihre Einzelheiten in ein- und demselben Schallloche zu einem Ganzen verbinden?

Die jüngeren offenbar in Folge eines (späteren) Einsatzes oder einer Ergänzung und Vervollständigung der älteren; diese erlitten aber ihre Schäden und Lücken, da von ihnen noch so erhebliche Reste oder Theile bis heute der Verwitterung widerstanden, nicht durch natürlichen Vergang, sondern durch gewaltsame Verwüstung, — ja geradewegs durch den Brand vom Jahre 1133; — mit der Restauration bis 1143 harmoniren die jüngeren in Haupt und Fuss unwidersprechlich, keineswegs mit einer früheren oder späteren.

In jenem Brande sind also die älteren Säulchen in grosser Zahl gänzlich oder bis auf Capitäle und Basen gesprungen und verdorben und die Basen massenhafter gerettet, weil gedeckt von der breiten Mauersohle, wenn aus dem Thurminnern die Flammen möglichst gerade emporrauschten und die ungeschützten Schafte, Capitäle und Kämpfer angriffen und verzehrten. An der Nord- und Ostseite sind sie weit zahlreicher erhalten, also besser fortgekommen: — dieser Umstand lässt nicht nur auf die Windesrichtung der Katastrophe schliessen, sondern er zeigt auch, dass die älteren Säulchen nicht einem früheren Thurme entnommen oder nachträglich aufgestellt worden sind — dann wären sie gleichmässiger angeordnet und auf die Seiten vertheilt, ebenso wie die jüngeren auch. Letztere sind also Lückenbüsser und bereits aus näheren Gruben, etwa aus jenen zu Feldrom beschafft. Das entspricht auch dem Fortschritte der Baukunst; denn während die ältere und ungeübte Zeit noch das grüne als bildsames Material in der Ferne suchte, bewältigte die

inzwischen verbesserte Technik schon den gelegeneren, wenn auch härteren Werkstein [1]).

Dass da und dort ein Zierglied aus verschiedenartigen Theilen nur behelflich componirt, ein Säulchen der Plinthe oder des Kämpfers beraubt, und am südlichen Treppenthurme eine edlere Zier am Capitäl oder an der Base verwandt erscheint — das sind Ausnahmen und Abweichungen, welche für unsere Untersuchung Nichts verfangen.

Durchschnittlich scheiden sich innerhalb des romanischen Gemeingepräges die Bau- und Zierformen des Thurmes in jüngere und sehr alte. Gehören jene als Nachträge dem 12. Jahrhundert an, so stammen diese von der ursprünglichen Anlage; die Gestalt der ältesten Säulchen und Säulchentheile, die kleinen rundbogigen Schalllöcher, das unheimlich Einförmige des Thurmprisma, welches im Unterbaue ein fortificatorisches Aussehen hat, das kleine den ältesten Steinbauten eigene Gestein, die beiden bis auf's Hochgeschoss lichtlosen Treppenthürme, kurzum alle Bau- und Stilumstände nöthigen uns, den Paderborner Domthurm für ein Denkmal des 11. Jahrhunderts zu erklären. Dass er wohl nicht auf den Brandtrümmern von 1058 unter der Obsorge des Bischofs Imad (1051—1076) erstand — vielmehr von dem Gründer der Paderborner Bauschule als monumentaler Westschluss seines Dombaues aufgerichtet ist, bezeugen zunächst die grünen Säulchen mit ihren Basen: die Stärke und die Plattseite des unteren Wulstes kehren ganz gleichförmig wieder an Meinwerks Bartholomäi-Kapelle [2]), der Zierring der Kehlen vor 1026 in Frankreich an der Kirche St. Benoît sur Loire [3]), und ganz ähnlich am Dome zu Goslar vor 1047 [4]). Ja die Capitälbildung kehrt gleichartig kurz nach Vollendung des Domes an der benachbarten Stiftskirche Abdinghof wieder und zwar an einem schönen Säulchen, welches bei der letzten Restauration aus einer Mauer hervorgezogen wurde [5]).

---

1) Vgl. jedoch meinen Holz- und Steinbau S. 429.

2) Vgl. die Ansicht bei J. Kayser in den Mittheil. d. C. Commission (1865) X, 37. Fig. 6.

3) Vgl. J. Gailhabaud, Die Baukunst des V.—XVI. Jahrhunderts. Leipzig 1857. I mit Tafeln.

4) Hier vertrat zwischen den Pfühlen die Einziehung ein aus zwei Schrägen zusammengesetztes Glied. W. Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen (1875) III, 42.

5) Liegt mir vor in freundlicher Zeichnung des Baurathes W. Schültz.

Befragen wir die Quellenschriften, so muss es Jedermann befremden, dass derselbe Mönch, welcher im „Leben Meinwerks" so häufig über dessen Dombau berichtet, den Brand von 1058 einfach vermeldet [1]), ohne über den Neubau unter Imad oder dessen Kunstpflege überhaupt ein Wort zu verlieren. Es hat also das Feuer sicher nur die schwächeren Bautheile und nicht den Thurm hingerafft [2]) und bis 1068 nur eine Restauration und keinen gänzlichen Umbau verursacht. Imad hat auch nachweislich sonst kein Baudenkmal hinterlassen, welches einem Meinwerkschen an die Seite zu stellen wäre.

Dagegen ist der Mönch des Lobes voll von dem neuen Dome Meinwerks; dann spricht er umständlich von der Bauleitung, den Bauleuten und ihrer verschiedenen Anstellung, dann rühmt er die Abmessungen [3]), dann die ungeheure Kostspieligkeit, dann die ausserordentliche Bauart und Pracht [4]), als stände der Tempel noch unverlezt vor seinen Augen. Ist es denkbar, dass der wahrheitsliebende und durchaus nicht wortkarge Geschichtschreiber, wenn von Imad auch der riesige Thurmbau herrührte, dies verschweigen, dagegen vom Dombau Meinwerks, dessen Lebetage ihm weit ferner lagen, als jene Imad's, so anschauliche Lobesworte vorbringen sollte, falls des ersteren Werk nach einigen Decennien so elend im Feuer verging, dass sogar der Thurm in allen Theilen zu erneuern gewesen wäre? Passt denn ein Baudenkmal, wie der Domthurm, nicht viel besser in die glorreiche Kunstepoche Meinwerks, als in die missliche und traurige Folgezeit Paderborns? [5]) Eines Meinwerk

---

1) Vita Meinwerci c. 55.

2) Nach G. J. Bessen a. a. O. I, 143 wurde der Dom bloss seines Daches beraubt — das Domkloster und das Capitelhaus zerstört.

3) Principalem ecclesiam . . . *dejecto* opere *modico* a praedecessore suo inchoato et usque ad fenestras neglegenter consumato, a fundamentis celeriter atque alacriter erexit. Vita Meinwerci c. XVII.

4) Principalem ecclesiam *sumptu ingenti* et *magnificentia singulari* construxit . . . ib. c. XXXI . . . aedificio ergo principalis ecclesiae *magnifice* consummato . . . solemniter eam dedicavit . . . Gobelinus Pers. nennt l. c. I, 256 den Dom ein *miraculum* . . . et sicut sapientia Salomonis templum ipsum, quod fecerat, cunctis templis in orbe terrarum positis praetulit, sic Meinwerci sagacitas aedificium Paderbornensis ecclesiae *omnium ecclesiarum aedificiis* Alemanniae inferioris tunc (?) temporis praefecisse monstratur.

5) Denn mit Meinwerk ward fast plötzlich der Paderborner Bischofsstuhl seines mit allen erdenklichen Mitteln hervorgerufenen Glanzes ent-

ist es würdig, seinen Dom mit einem so gewaltigen Westbaue, der Thurm, Westchor und Empore zugleich war, abzuschliessen, und darin die liturgischen Zwecke der frühern mit den ästhetischen und fortificatorischen der späteren Zeit zu vermählen.

Die Thurmhalle machte mit dem Westfache des Langhauses einen Westchor aus und enthielt bis 1231, wie wir schon oben aussprachen, eine Westempore; denn eine solche findet sich in den formalen Abbildern des Thurmes sogar auf dem Lande. Er wurde bei den Stiftsbasiliken zu Neuenheerse und (1129) zu Freckenhorst mit den runden Seitenthürmchen bis auf die Maasse copirt; hier mündete der von Zimmerwerk durchschossene Unterbau unten und (als Empore) oben mit rundbogigen Oeffnungen ins Langhaus[1]), dort steht seit 1165 unzweifelhaft auf alten Fundamenten die geräumige Thurmhalle mit Seitengemächern in Verbindung und weist der freie Mittelpfeiler ihres Kreuzgewölbes auf die vormalige Empore hin[2]). In Ostinghausen, Brenken und Thüle setzen die Thürme mit den Unterhallen[3]) den Kirchenraum fort — begleitet von nur einem Treppenthürmchen und zu Brenken, wie man der eckblattlosen Säule einer innern Arcade ansieht[4]), noch im 11. Jahrhunderte angelegt; bei den einfachen Pfarrkirchen wird das Westwerk selbstredend vereinfacht, der Treppenthurm (etwa seit 1100) durch einen Mauergang ersetzt, aber noch häufig eine obere Thurmhalle für liturgische Zwecke vorgesehen oder gar zu einer Kapelle ausgestaltet. Das bestätigen im Ganzen die Beispiele zu Lügde, Brakel, Büren, Boke und Hörste — ferner jene zu Idensen und Peetzen — zu Twiste und Adorf[5]) — zu Hüsten und Balve: hier und zu Idensen enthält der Oberraum als ehemalige Kapelle noch

---

kleidet und die Zielscheibe vieler Feinde. Scheffer-Boichorst in den Mittheil. d. Instituts für österreichische Geschichte VI, 53.

1) Grundriss und Ansicht in meinen Kunst- und Geschichts-Denkmälern des Kreises Warendorf 1886. S. 108, 110. Später bezogen die Nonnen hier Holzemporen im Kreuzarme, die Canoniker stets den Ostchor.

2) Lübke a. a. O. S. 83. Taf. XII, 1.

3) Lübke a. a. O. S. 213; oft durch Doppelbogen wie einst zu Hellinghausen.

4) J. Pieper in der Zeitschrift für kirchliche Kunst (1889) I, 334. Fig. I 8a, 8b; die Basenwulste der betreffenden Säule haben mir etwas Fremdartiges.

5) Hier mit einem angelehnten Treppenhäuschen. Vgl. über beide H. Otte, Kunst-Archaeologie des deutschen Mittelalters A5. II, 217, I. Fig. 11.

Altarstein und Oeffnungen zum Kircheninnern [1]). Zu Kirchborchen [2]) und um 1100 zu Liesborn fehlen an den unverkennbaren Abbildern des Paderborner Thurmes Oberhalle und Seitenthürme, doch diente hier die Unterhalle wieder als förmliche (Severins-) Kapelle belebt mit Mauernischen [3]). Die meisten Fälle kommen also auf die Umgegend von Paderborn — ein unzweideutiger Fingerzeig bezüglich ihrer Urform und Ableitung.

Das Thurmwerk zu Paderborn giebt von dem üblichen Westbaue der älteren Stiftskirchen die Flankenthürme als verkleinerte Treppengänge, den breitbrüstigen Mittelbau als verengten und erhöhten Haupthurm wieder; von jenem Mittelbaue übernahm dieser auch die Zwecke und die Einrichtung [4]) — also mindestens eine Empore; diese diente aber, da die Canoniker wohl von jeher den Hochchor bezogen, ohne Frage zunächst als Sängerchor und dann, da hier im Westen eine Krypta dafür fehlte, als Standort der Reliquien des h. Liborius — ähnlich wie der hohe Westchor zu Corvei; es behielt doch vorerst der Liboriusaltar in der Nähe des dem h. Johannes dem Täufer geweihten Pfarraltares auf dem Westchore [5]) eine Stätte, als 1231 der Thurm seiner älteren Bestimmung und Einrichtung entkleidet und der Chor dem Pfarrgottesdienste eingeräumt, der Gesang wohl ohne die Hauptorgel auf dem Hochchore vereint [6])

1) Hase in den mittelalterl. Baudenkmalen Niedersachsens I, 137. Bl. 32, Fig. 5; die noch fehlenden Belege bei Lübke S. 93, 168, 229.

2) Der alten Galluskirche von 1043 (Evelt a. a. O. 31 II, 123, 124) eignen am Thurme noch Säulenbasen ohne Eckblätter und umgekehrte oben abgeschrägte Würfelcapitäle, am Langhause alte Umfassungsmauern und statt der einstigen Holzdecke eine Steinwölbung. Mittheilung des Herrn Dr. C. Mertens.

3) Vgl. meine Angaben in der Westdeutschen Zeitschrift (1888) VII, 323.

4) Vgl. über die reiche Gestaltung der alten Westwerke und ihre Zwecke „Corvei" II im Repertorium f. Kw. XI, 396 ff.

5) Evelt a. a. O. 39 II, 65 und das Libori-Beneficium das. 44 II, 50.

6) Noch früher zu Osnabrück, wo der Hochchor schon 1221 den ganz veränderten Gesang (und die Cantoren), doch nicht die Hauptorgel aufnahm (Jahrbb. des Vereins H. 88, 219). Zu Paderborn gingen die Chorzwecke des Westwerkes, die kleine Orgel und sogar noch die Stimmen von Knaben (angeli) ganz offenbar auf den Hochchor oder vielmehr auf den Lettner über (Cantant juvenes in testudine ecclesie antiphonam), und als dieser um 1653 fiel, wurden auf dem Chore Bodenplatten für die Musica gelegt, „allda die Musikanten stehen sollen." Testudo parva,

wurde. Damals war ja die Neigung zu einfacheren Grundrissen und lichteren Räumen längst zum Durchbruch gekommen.

Gegen das Schiff (im Osten) durch ein schmales und gesenktes Westkreuz[1]) abgegrenzt bestand der Westchor aus dem Westfache des Langhauses und der Thurmhalle nicht bloss im liturgischen Sinne, sondern ursprünglich auch, wie das trotz aller Umbauten das Grundgemäuer zeigt, in einer gemeinsamen Bodenerhöhung. Es steigen nämlich noch gegenwärtig auf dem längst gesenkten Niveau die Sockel der beiden Pfeiler, welche den Chor und das Westkreuz scheiden, ebenso wie die Sockel ihres südlichen Wandpilasters und der beiden Thurmpilaster weit höher empor — ihre Umrisse gliedern sich mit Mauerecken, ihre Gesimse, sofern davon die Rede sein kann, mit Schrägen weit schlichter und urwüchsiger — als die entsprechenden Glieder im Ostbaue[2]). Ausserdem theilt die Nordmauer des Westfaches mit einigen Thurmwänden die Reste einer Mauerbank, welche also den ganzen Westchor im Innern umzog — als Nachhall der Einrichtung der alten Holzkirchen[3]). Lässt diese Gleichartigkeit des Westchores eine gleichzeitige Entstehung der Grundmauern des Westfaches mit dem Westthurm vermuthen, so darf man wohl auch die glaubhafte Nachricht, Meinwerk habe den Dombau seines Vorgängers wegen der nachlässigen Aufführung und der ziemlich kleinen[4]) Verhältnisse niedergelegt, so ausdeuten, als wäre der Neubau gerade durch den Westchor auf seine gerühmten Abmessungen gebracht, und an Stelle des Westkreuzes ursprünglich ein Querbau mit zwei Frontthürmen, wofür die sächsische Architektur damals eine besondere Vorliebe bezeigte, geplant gewesen.

Um so näher läge dann die Annahme, Meinwerk habe im

---

doxale, murus ante chorum zu Paderborn wird erwähnt um 1400 und in zwei mir bereitwilligst von Herrn Ahlemeyer copirten Domurkunden der Jahre 1479 und 1480. (Sonstige Belege für das Gesagte bei Evelt a. a. O. 39 II, 72. 67. 68 u. Capsel-Archiv 66, 30.) Im 18. Jahrhundert zogen die Domsänger wieder auf den Westchor zurück und zwar auf die Hauptorgel am Thurme.

1) Das letztere oder dessen Vorgänger enthielt auch stets die diesseitigen Zugänge, wovon jener im Norden noch heute wenig nach Westen abweicht.

2) Vgl. auch Evelt a. a O. 39 II, 58 ff. 70.

3) Mein Holz- und Steinbau S. 100.

4) So übersetzt Giefers, Dom S. 16. Die vorher S. 175 N. 3 gesperrten Worte der Quelle.

Uebrigen den Grundriss seines Vorgängers verwerthet — genug sein Dombau gestaltete sich demnach als langgestreckte Basilika mit zwei Kreuzen, einem breiten Westwerke und gewaltigem Westthurme, vielleicht noch mit einem Vierungsthurme, von welchem sogleich die Rede ist. Der Westthurm mit dem Trabantenpaare hat seine formalen Vorstufen [1]) bereits in der karolingischen Architektur, dankt nächst diesen die liturgische Bestimmung des Unterbaues den entwickelten Westfaçaden mit einem Doppelthurm [2]) und erscheint, von beiden beeinflusst, um 1000 zu schöner Wirkung für sich und den Gesammtbau emporgewachsen über dem Westchore der Kirche zu Essen. Zu Paderborn aber, frei vor die Westfront gesetzt und in deren Höhe aussen einer Burg vergleichbar, innen für die hehrsten Zwecke ausgestaltet, schwingt er sich im gegliederten Oberbaue frei empor [3]) als ältestes Muster der spätesten Thurmgestaltung und jedenfalls noch als eine Schöpfung des „zweiten Gründers des Bisthums". Seine Bauart und Figur, oft auch die Einrichtung, ward von dem regsamen Bauleben der Folgezeit aufgegriffen und ein viereckiger Westthurm innerhalb und ausserhalb des Landes am Ende bei den kleinsten Pfarrkirchen Regel. Als Belege seiner Einrichtung gingen vor uns bereits die ersten und meisten Abbilder in der Umgegend seines Standortes auf (S. 177) und in der Folge entsprach der Einthurm so sehr der Natur der Hallenkirchen, dass der gothische Stil beinahe gänzlich von einem westlichen Thurmpaare absah.

---

1) Vgl. die nähern Angaben: Corvei III im Repertorium für Kunstwissenschaft XII, 381. Nachtragen möchte ich hier, dass sich die von Fr. Bock, Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters III schon nach 952 versetzten Untergeschosse des Viereckthurmes mit Trabanten und ebenso die Emporhalle zu Münster-Maifeld im Vergleich mit ähnlich stilisirten und sicher datirten Bauten wenigstens um ein Jahrhundert verjüngen. Machen schon die Lisenen mit ausgebildeten Basen, der Bogenfries und das Aeussere den Eindruck des gereifteren Stiles, so gleichen die Basen und Würfelknäufe der Halle, die Kreuzgewölbe mit Gurten eher den entsprechenden Baugliedern der Krypta zu Brauweiler (nach 1051; das. B. II[3]), bei aller Verwandtschaft mit ihnen musste doch die Westpartie der Gereonskrypta zu Köln noch 1068 auf Gurten verzichten. Die Halle lässt sich der Godehardskapelle zu Mainz anreihen, welche dem Jahre 1135 (nach C. Moellinger, Deutsch-Roman. Architectur S. 38 freilich der Mitte des 11. Jahrhunderts) entstammt.

2) Vgl. darüber Schnaase IV, 359.

3) Vgl. über die ästhetischen Vorzüge R. Redtenbacher, Leitfaden der mittelalterl. Baukunst 1881, S. 194.

Auch der Grundplan des Schiffes überstand bis auf gewisse Erweiterungen alle Wechselfälle der Folge, und zumal auf dem Papiere macht er den Eindruck des Frühromanismus, so dass er einen vorsichtigen Bauforscher verleitet hat, darin eine fürs 11. Jahrhundert giltige Raumdisposition zu erkennen [1]). Die beschriebenen Thurmsäulchen des 12. Jahrhunderts datiren nach allem Ermessen von der Restauration des Brandes 1133 und dieser muss vom Langhause namentlich das Hochgemäuer und den Osttheil betroffen haben; denn von seinem Neubaue bestehen noch erhebliche Ueberreste: so die vier ungelenk den (späteren) Gewölbegurten unterstellten Pfeiler der östlichen Vierung; dann das vergrösserte Ostkreuz, dessen Breite, oder gar auch die Länge für das 11. Jahrhundert zu reich bemessen erscheint [2]); dann das leider 1866 nur halb wiederhergestellte Paradies [3]) mit den schwerfälligen Kreuzgewölben und den in allen Theilen noch rein durchgeführten Rundbogen. Auch die Krypta hat aussergewöhnliche Maasse und sie erinnert mit dem einen Pfeilerpaar innerhalb der Säulenreihen noch an den Stützenwechsel der Krypta zu Abdinghof; die elegante Verjüngung der Säulen, welche am Thurm zu Liesborn schon um 1100 beliebte, das pflockartige Eckblatt ihrer attischen Basen, die unverzierten Würfelcapitäle und die gurtenlose Wölbung — Alles passt für die Zeit vor 1150; dem 17. Jahrhundert gehören die schweren Pfeiler zur Verstärkung der Chormauern und andere Missklänge an. Die Eingänge lagen

---

1) W. Schleuning, Die Michaelsbasilika auf dem h. Berge bei Heidelberg 1887, S. 27, wendet auf ihn, wenn der nördliche Querhausflügel reconstruirt wird, die Regel an: „Die Querschifflänge im Lichten plus der ganzen Langhausbreite ergibt die Gesammtlänge der Basilika bis einschliesslich der Vierung." Die Zirkelprobe stimmt hier nicht und kann nicht stimmen, weil die Arme des Hauptkreuzes zu grosse, also spätere, Abmessungen haben gegenüber der Vierung und weil bei der Vergrösserung der Kreuzarme ohne Zweifel auch die Vierung verlängert worden ist, zumal hinter ihr wieder die Hauptjoche des Langhauses in den Dimensionen zurückbleiben.

2) Vgl. die vorige Note. Krypta und Vierung stecken auch so tief im Boden, dass dieser wohl nur theilweise seine Höhe durch nachträgliches Anwachsen erreicht hat.

3) Evelt a. a. O. II, 91; Giefers Führer S. 18. Besonders Lübke a. a. O. Taf. XIII, 1 „Paradies." Es mit Andern noch dem Baue Imads, wenn nicht einer frühern Zeit zuzuschreiben, hindert auch der breite Zwischengurt der beiden Gewölbe, zumal da man in Paderborn noch wohl um 1200 ohne Gurten arbeitete.

auch ursprünglich, zumal da die Krypta das Kreuz durchschnitt, wohl auf den Seiten, nicht wie in Freckenhorst [1]) zu zweien am Westende; erst gegen 1300 öffnete sich zu Paderborn eine mittlere Thüre [2]) eingefasst von einer Flügeltreppe.

Besagte die Restauration soviel wie einen vollständigen Neubau, dann erhob sich damit ein sehr gebieterisches Bauglied — ein hochragender Mittelthurm, doch nur für die Spanne eines Jahrhunderts. Papst Gregor IX. erklärt in einem Gnadenbriefe [3]) zu Gunsten der Fabrik, die Domkirche sei unter dem Sturze eines Thurmes zum Theile verwüstet und daher die Erneuerung von 14 Gewölben nothwendig. Da derselbe Papst noch 1233 zu einer Marienfeier im Dome ermunterte, und 1241 seine Tage beschloss [4]), muss das Unglück innerhalb dieser Zeitpunkte eingetreten sein, und da der Westthurm von erheblichen Schäden des 13. Jahrhunderts nichts verräth, so kann nur ein Mittelthurm die Katastrophe herbeigeführt haben. Ihr unterlagen ausser einigen Hauptgewölben mehrere niedrige Doppeljoche in den beiden Abseiten — das lässt auf eine stattliche Länge des Thurmes schliessen. Oder wurde er 1143 bloss erneuert? Ein Mittelthurm überragte den Dom zu Osnabrück [5]) schon im 11. Jahrhundert und stand auch dem stolzen Baue Meinwerks wohl an.

Endlich sieht man von jener Brandrestauration (1133) noch ganz beträchtliche Ueberreste in dem Zwischenbaue des Domes und Pürtings (vgl. oben S. 166). Die dreischiffige, stumpf geschlossene Hallenkirche zieren am Chore (jetzt Treppenlager) [6]) Arcaden und

---

1) Meine Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Kreises Warendorf 1886. Fig. 42.

2) Vgl. Evelt a. a. O. 39 II, 67, der diese für ursprünglich wie Giefers, Dom S. 22 das westlich vorgelegte Tonnengewölbe für den ältesten Eingang hält; vgl. dagegen Correspondenzblatt des Gesammt-Vereins 1858, S. 115, Fig. 2; 1872, Nr. 10, S. 74.

3) Zuerst bemerkt und benutzt von J. Evelt a. a. O. 39 II, 69. Aus Gobelinus Persona, Cosmodrom aet. VI, c. 67: ad reformationem eiusdem ecclesiae (Paderb.), quia casu cuiusdam *turris* ipsius in parte destructa fuit, ita quod necessarium erat, *quatuordecim* testudines eius reformari.

4) Papst-Urkunden der Provinz Westphalen, bearb. von H. Finke 1888, Nr. 383, 346.

5) Vgl. über ihn und die damaligen Vorbilder: Bonner Jahrbücher H. 88, 210.

6) Evelt a. a. O. 31 II, 136—39 II, 81.

Mauernischen, an den ältern Stützen Würfelknäufe mit hohen Kämpfern, Basen mit stärkerm Unterringe und langen Eckspitzen, ähnlich jenen der Krypta. Die Wandpilaster am Ostende des Südschiffes lassen wohl auf frühere Kreuzgewölbe schliessen, die also von der bestehenden Tonnenwölbung ersetzt wären.

Der Nordgiebel des Westkreuzes erweist sich bereits mit dem Rundbogenfriese, den hohen Fenstern und dem prachtvollen Portale zu weit entwickelt für das fragliche Restaurationsdatum und gehört daher bereits der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an.

Die langgestreckten Dom- und Stiftskirchen sind meist nur in den Haupttheilen wie aus einem Gusse entstanden und stets langsamer, als man heute baut; die Neben- und Zwischenstücke kamen jenachdem sich Gebrech, Bedürfniss und Mittel einstellten, an die Reihe, das eine nach dem andern — und für kleinere Bauunternehmungen hatte die Fabrik jederzeit selbst Mittel, unter Umständen noch milde Spenden zur Verfügung[1]). Auch am Paderborner Dome gibt es ausser jenem Nordgiebel Einzelheiten, welche nicht auf einen Brand oder eine gewaltsame Zerstörung zurückgehen, so der Südgiebel[2]) des Westkreuzes, die beiden basilicalen Abseiten des Westfaches mit Bogenfries, spitzbogigen Scheidegurten und rundbogigen Fenstern und die Verschönerung des Westthurmes mit einem Radfenster. Denn stilistisch schliessen diese Theile ebenso wenig an die Baureste des 12., als an die spätern des 13. Jahrhunderts. Namentlich gilt dies von dem Südportale[3]); wie zu Münster durch einen Pfeiler in zwei Oeffnungen zerlegt, aber jeder mit einem Kleeblattbogen abgeschlossen und mit dem erhabensten Bildwerk ausstaffirt, hängt es entschieden nur mehr durch den Rundbogen, welcher das Tympanum umfängt, mit der älteren Stilweise zusammen — eine wahre Probe der vereinten Architektur und Bildnerei der Uebergangszeit.

Dass diese Einzelheiten gerade dem Westbaue zukommen, legt uns den Gedanken nahe, sie möchten 1231 mit der Organisation

---

1) Vgl. W. Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands (1862), I. p. VII.

2) Sein Kreuzarm unterlag also jetzt der Verlängerung; vom früheren Giebel restirt der Mauerstumpf im Langhause, nach Giefers, Dom S. 23 vom „ursprünglichen Fussboden."

3) Ansicht bei G. Moller, Denkmäler der deutschen Baukunst 1821. I. Taf. 17; gehen unter den Figuren einige höchst alterthümliche wohl noch auf Meinwerks Dom zurück?

der Dompfarre ihre Entstehung gefunden haben[1]); wir erinnern uns, wie nun der alte Westchor des h. Liborius dem Pfarrgottesdienste überwiesen und neben dem Altar des letzteren der Johannes-Altar aufgestellt ward. Um dem Raume Licht zu schaffen, setzte man das Rundfenster ein und nahm der Thurmhalle die alte Empore und den Gesang.

Was vom Dome noch nicht in Betracht kam, also der Haupt-Baukörper, ist, die Untertheile der Stützen ausgeschlossen, deutlich durchdrungen von Spitzbogen oder vom Spitzbogenstile dreier Bauperioden. In der ersten fielen die basilicalen Abseiten, und das Gotteshaus stieg empor: die Schiffe gleich an Höhe und Gewölbezahl, die Stützen ebenmässig an Stärke, die Abseiten nach Soester Art gegen früher verbreitert bis zu den Giebeln des Westkreuzes und daher die südliche[2]) erheblicher, als die nördliche, — kurzum die zu Soest und Münster längst ausgebildete und für die edelgothische Elisabethkirche zu Marburg (um 1233) bereits gewählte Hallenform ersetzte die Basilica bis auf einen Rest im Westfache. Die Pfeiler umgaben sich mit stärkern und schwächern Rundsäulen für die Gurten und rundlichen Rippen, diese sowie die Gurten schliessen im Spitzbogen und stellenweise mit einem schmuckvollen Schlusssteine. Während die Wölbung dem Uebergangsstile noch nicht völlig entsagt, umflattern das Gemäuer die Geister der Gothik.

Die Streben, welche andern Frühbauten des Stiles noch abgehen, laden kraftvoll aus, die Fenster beleben ältere und jüngere Pfosten, doch das Maasswerk schliesst in knorrigen, fast halbwüchsigen Mustern zusammen; Nasen fehlen, kaum zeigen sich Kehlen, die Capitäle der Rundstäbe bleiben; höchstens hat die Südseite flüssigere Formen — der neue Stil wagt nur vorsichtig die ersten Schritte auf dem ungewohnten Boden.

Der Anfang des Neubaues ist leicht zu ermitteln, er datirt ohne Frage von der oben (S. 181) genannten Verwüstung aus der Zeit von 1233/41. Vollbracht war das Werk 1263, als ein Feuer dem (neuen)

---

1) Diese Periode des Uebergangsstiles leuchtete seither, ohne ihren Beweggrund zu kennen, bloss Schnaase a. a. O. V, 300 ein; sie begreift im Osten noch Theile der dreischiffigen Vorhalle des Pürting und diesen selbst; hier walten gothische Grätengewölbe mit spitzbogigen Quergurten, flache Wandconsolen mit steilen Kämpfern — die Fenster reichen mit ihren Erweiterungen und Maasswerken wohl schon ins 16. Jahrhundert.

2) Vgl. oben S. 182 Note 2.

Dome das Dach raubte, sicher 1267 [1]); denn nun fordert der Bischof von Münster zur Beisteuer auf für die Restauration (reparacio) des durch Brand verwüsteten Domes. Den Dank für den starken, lichtvollen Hallenbau und die schöne Frühblüthe der Gothik beanspruchen zwei Bischöfe aus dem edlen Hause Lippe [2]): Simon (1247 bis 1277), welcher seither allein für den Bauherrn galt, und als Begründer sein Vorgänger Bernhard (1227—1247).

Dass die Frühgothik sobald in Paderborn einzog, als man zu Münster, Osnabrück und Minden [3]) noch lange aus dem Vollen des Uebergangsstiles schöpfte, ist eine überraschende Thatsache, doch unschwer zu erklären; denn kurz zuvor (1229—1247) [4]) erhob sich im Sprengel des Domes die Nicolaikapelle zu Marsberg, je weiter und höher, um so bestimmter und ziervoller im neuen Stile; dass man an ihr „klarer als vielleicht irgendwo das allmälige Hervorbrechen des gothischen Stiles aus den Uebergangsformen erkennt“ [5]), beruht offenkundig auf den Eingebungen der inzwischen, nämlich kurz nach 1233 [6]), begonnenen Elisabethkirche und ihrer Bauhütte zu Marburg; diese verbreitete ihre Lehren noch weiter nach Westfalen und zumal in dem ihr zunächst gelegenen Südostquartiere des Landes [7]). Ihr Vorort im doppelten Verstande war Marsberg.

Für die Gesammtverhältnisse bot dem Dombau ein naheliegendes Muster die Münsterkirche zu Herford: ihr schon auf das

---

1) Die Urkunden der genannten Jahre im Westfälischen Urk.-B. IV, Nr. 954, 1124.

2) Unter den älteren Domsculpturen befand sich eine Staude mit der fünfblätterigen Rose.

3) Querschiff und Chor standen hier 1289 noch nicht lange; denn die Translation des Bischofs Bruno 1289 ad *nocum ecclesiae maioris chorum* ante summum altare erscheint beinahe zutreffend bei dem sog. Wattenstedius, Chronicon Mind. in C. Fr. Paullini's Rerum et antiquitat. Syntagma 1698, p. 30.

4) Ganz unbefangen versetzt das W. U.-B. Additamenta S. 52 (unten) den Bau und demgemäss die Gründung von Ober-Marsberg vor 1176, obschon die dort und IV, Nr. 168 beigebrachten Urkunden des J. 1229 von einer ecclesia restructa vel *restruenda* bezüglich des fraglichen Heiligthums reden, welches erst 1247 (1257) fertig dastand. J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen 1839. I, 251. Holscher a. a. O. 42 II, 96.

5) Lübkes Worte a. a. O. S. 233.

6) Redtenbacher a. a. O. S. 43.

7) Schnaase a. a. O. V, 377 ff.

Jahr 1221 zurückgeführter [1]) Bau bezeigt zwar noch eine unsichere Handhabung der Fensterformen und der Wölbungsarten [2]), wie das der Uebergangsstil im Gefolge hatte; allein ausser ihren Dispositionen kommen auch die Giebel der Langmauern [3]) in Paderborn zu Ehren und beherrschen allmählig das Nordostquartier des Landes bis Osnabrück, sowie den Ostsaum des Münsterlandes (Warendorf).

Die zweite Bauperiode knüpft deutlich genug an den erwähnten und sicher nicht totalen Dombrand vor 1267 und umfasst den Nordarm des Ostkreuzes oder vielmehr dessen Ostpolygon: es ist in der Rippenlage mangelhaft, also von ungeübten Händen construirt, sonst durch den reichen Plan und die Jugendfrische des Stils vor der ganzen Bauumgebung ausgezeichnet. Der längst abgeschlossene Bau zu Marburg hat das Vorbild wohl nicht mehr abgegeben; viel eher der eben aufsteigende Chor des Domes zu Köln; denn mit den sieben Polygonseiten gleicht er doch nicht dem ($^5/_{10}$) Schlusse der Elisabethskirche, sondern dem Chore und Umgange des rheinischen Prachtbaues; selbst die Gegner [4]) meiner Auffassung erkennen in den Kleeblattarcaden, welche zu Paderborn die Untermauern bespannen, französische Einflüsse und geben damit zu, dass sich um 1267 der gelehrige Blick der Paderborner Baulente und des Bischofs Simon nicht mehr nach dem Süden, sondern nach dem Westen richtete. Und wenn man [5]) diesen Simon wohl gar nach einer unechten Belegstelle für den Planmacher des Kölner Domes angesehen hat, so ist thatsächlich beinahe das Gegentheil der Fall.

Immerhin schwangen Marsberg und Paderborn im Lande zuerst die Fahne der Gothik — indess mit dem Paderborner Polygonchore, vielleicht schon etwas eher, entfalten der Thurm zu Brilon, die Nebenchöre und Ostjoche zu Nieheim [6]), die strebenlosen Chöre

---

1) Holscher a. a. O. 38 II, 55. Der Ausbau verzog sich bis 1275. L. Hölscher, Herforder Gymnasial-Programm 1869, S. 7.

2) Schnaase a. a. O. V, 296.

3) Lübke a. a. O. S. 176, 177.

4) Schnaase V, 379 — übrigens hatte den Schmuck ausgedehnter Wandarcaden schon 1129 die Stiftskirche zu Freckenhorst. Mein Kreis Warendorf S. 107.

5) Gehrken in der westfäl. Zeitschr. V, 123 ff.; J. Kreuser, Kölner Dombriefe 1844, S. 217 mit den Beziehungen Simons zu Köln; das Gegentheil erwies schon mit nicht durchgehends stichhaltigen Gründen Schnaase V, 413.

6) Dort (vgl. Wigand's Archiv II, 244) an der Mittelsäule des Thurmes

von St. Peter in Soest, dann der Chor der grossen Kirche zu Hamm (1275)[1]) und der unfernen Marienkirche zu Ahlen die Herrlichkeiten der Frühgothik bescheidener oder freier.

Der Dom bedurfte 1332 bereits der Reparatur[2]) und nachdem (1333) ein neuer Capitelsaal[3]) eingerichtet war, erfuhr er[4]) wiederum aus Anlass eines Brandes 1340 in den Fenstern des südlichen Kreuzarmes und des Chores nicht unerhebliche Umgestaltungen.

1497/98 ward der Vierung ein Dachreiter[5]) aufgesetzt; nun arbeitet Zimmermeister H. Rulle an der „Krimpen vor der Primglocke" über dem drei Könige-Altare und den Thurmhelm, welchen 1499 Johan de tornsperer von Münster in Verding nehmen wollte, errichtet 1500 Joh. Holtappel; Schieferdecker war Joh. van Hare und mit ihm macht Heinrich Brand eine „Stellinge" am Salvator auf dem Giebel gegenüber der Gokirche über dem Laurentius-Altare[6]).

Im 16. Jahrhunderte[7]) überkam der Dom, abgesehen vom Westthurm, Gestühle mit Aldegrever-Ornamenten[8]), für den Gebrauch des Bischofs Th. v. Fürstenberg die wundervollen Metallarbeiten des Meisters

---

wie an einem Pfeilerpaare zu Marsberg die halb hinabgezogenen Rundstäbe (Organ f. chr. Kunst (1858) VIII, Beilage zu Nr. 3), hier die Chöre dem Marsberger, nur ungeschickt, nachgebildet (Lübke a. a. O. S. 271) und ganz übersehen von E. Krömecke in der westf. Zeitschrift 31 II 43 ff.

1) Abbildung und Datum in meinem Kreise Hamm 1880, S. 59—63; die frühgothische Chorbildung zu Wiedenbrück datirt, weil dem Osnabrücker Baurevier unterthan, jedenfalls etwas später.

2) Lippische Regesten (von Preuss u. Falkmann) II, Nr. 753.

3) Datum und Belege bei Giefers, Dom S. 20, 21; 1345 auch die Errichtung eines merkwürdig geplanten Sakramentsaltars (Schaten, Annales Paderborn. Ed. Neuh. II, 309), später Neubeschaffung einer reichen, schönen Metall-Capsella. Giefers, Dom S. 38.

4) Vgl. Evelt a. a. O. 39 II, 79.

5) Vgl. die Stadtansicht in Fürstenbergs Monumenta Paderborn. Ed. Elz. p. 168.

6) Rechnungen des structuarius O. v. Oeynhausen im Paderborner Capsel-Archiv 66, 40. Vgl. J. v. Oeynhausen, Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen (1889) III, 85.

7) Eine Uebersicht der mittelalterlichen Bild- und Kleinkunstwerke des Domes bei Giefers a. a. O. S. 28 ff.; vergl. S. 171 Nr. 7; 182 Nr. 3.

8) Einen kostbaren Kelch mit Email (?), und das von Stephanus Grevius gegossene Bronze-Epitaph des Bischofs Kerssenbrock † 1568; — die fast lebensgrosse Bildsäule der Muttergottes vor dem Gymnasium führt die Inschrift: Gotfrid Koller zu Cassel gos mich anno 1628.

Anton Eisenhuth, im Anfange des 17. Jahrh. einen Pfarraltar und cum Musica[1]) eine neue Orgel, woran 1627 H. Bader aus Unna werkt[2]), sodann durch den trefflichen Bildhauer Heinrich Gröniger[3]) (Gronier † 1631) grosse Apostelstatuen und theilweise unter Eisenhuth's[4]) Einflusse herrliche Epitaphien, 1627 den Silberschrein des h. Liborius durch Meister H. Krako aus Dringenberg und ein Altargemälde von Liemacher gen. Rose aus Gent[5]).

Als der grosse Krieg Vaterland und Dom erniedrigt und beraubt hatte, schwor auf letzteren der Bischof von der Reck (1650—1661) den Barockgeschmack herab mit Neubauten und Zerstörung der Innenausstattung[6]) durch den Gräflich-Waldeckischen Mauermeister Hans Deger zu Rhoden, wahrscheinlich nach „Delineation und Abriss" eines süddeutschen Architekten Damian Nidecker[7]): Anlage von mehreren Seitenkapellen[8]), Aenderungen an den Fenstern des Capitelsaales und der Sakristei, — Kreuzwölbung im Hauptthurme (oben S. 172), Beseitigung und Aufstellung von Säulen für die Orgel — Versetzung des Taufsteines aus der Mitte nach dem Paradiese, Abbrechen oder Verrücken alter Altäre, Erhöhung der Thüren am Ostkreuze — auf und am Hauptchore Verstärkung der Mauern und neue Kuppel (tholus)[9]), Beplatten des Bodens und Aushauen (!!) der Pfeiler für die neuen Chorstühle, Ersatz der westlichen Treppen durch eine (Mittel-)Treppe und Erneuerung der Seitentreppen, Abbruch des Lettners und dreier Altäre (1655); — noch immer wurden verschont die Altäre des Umganges und der Kapellen, sowie 15 im Dome selbst; die neuen Altäre des Chores belebten mächtige Bildsäulen[10]) und

1) Evelt a. a. O. 39 II, 68.

2) Paderborner Caps.-Archiv 66, 30.

3) Brand a. a. O. S. 9. Evelt, Weihbischöfe von Paderborn 1869. S. 75 (die Notiz über seinen Stand bei F. Löher, Kampf um Paderborn 1874, S. 368 ist falsch), Capsel-Archiv 66, 28; freundliche archivalische Mittheilungen des Herrn Postsekretairs Stolte von 1885 26./6.

4) Bonner Jahrbücher 1869. H. 67, 144.

5) Datum bei Brand S. 10, abweichend in Prüfers Archiv X, 34.

6) Vgl. über die Neuerungen des Barocks meinen Kreis Warendorf S. 153—155 und Prüfers Archiv f. kirchl. Kunst (1886) X, 26, 34, 35.

7) Vgl. meinen Aufsatz über die süddeutschen Bauleute in Westfalen in der Westdeutschen Zeitschrift 1889, S. 226 und über H. Deger, Wahl's Memorabilien in Curtze's Beiträgen zur Geschichte des Fürstenthums Waldeck II, 256.

8) Die nachfolgenden nicht belegten Einzelheiten bei Evelt a. a. O. 39, II, 67, 68, 89, Lübke S. 175 und in Acten des Capsel-Archivs 66, 30.

9) Fürstenberg, Mon. Paderbornensia p. 321 und bei Giefers, Dom S. 22 die Anlage einer Treppe vom Langhause zum Chore 1655. Das Gewölbe des Tholus fiel 1867 unter furchtbarem Gekrach Corr.-Bl. d. Gesammtvereins 1867, S. 48.

10) Von Wilhelm Wilmensens; siehe Brand a. a. O. 9, 10, spätere Neuerungen am Chore 1766/96 das. S. 8.

1662 die Fenster eingemalte Wappen von Anton Spliethofe aus Beckum[1]; 1707/9 hatten Meister Reineking und Anton Menken aus Beckum wieder mit der Orgel zu thuen[2], 1723 einige Kapellen und die jetzige Sakristei Ausbau oder Reparaturen[3] zu bestehen, und unter dem reichen und kunstliebenden Fürsten Clemens August von Baiern (1719—1761) ergoss sich, zumal aus Anlass des Liborii-Jubiläums (1736), über die weiten Hallen der Bischofskirche die Decoration[4] des 18. Jahrhunderts mit allen Lichtern und Schatten.

---

1) Prüfer's Archiv X, 21.

2) Mein Kreis Warendorf S. 160.

3) Holscher a. a. O. 44, II, 53.

4) Durch den fürstlichen Architekten Franz Christoph Nagel. Conferat. Descriptio sacri Triumphi . . . Paderbornae 1737, p. 9 ff.

8. Die Burg Steinsberg im Elsenzgau und die Steinmetzzeichen.

Von

Fridrich Pfaff.

Im Heft 88 (1889), S. 142—172 dieser Jahrbücher hat sich J. Nacher über die Steinmetzzeichen ausgesprochen, dabei der vielgenannten und vielumstrittenen Burg Steinsberg bei Sinsheim gedenkend, ohne jedoch zu einigermassen abschliessenden Erfolgen zu gelangen. Da auch ich etwa zur gleichen Zeit in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. V, S. 75—117 über den gleichen Gegenstand gehandelt habe und, wie mir scheint, zu gesicherten Schlüssen gelangt bin, soweit der Stand der Forschung solche möglich macht, möchte ich auch noch an dieser Stelle mich kurz zur Sache äussern.

Nacher sagt S. 157: „Der Bergfried des Steinsberg in Baden mit rechteckiger (soll heissen achteckiger!) Grundform bleibt bezüglich seiner Bauzeit ein Räthsel, indem die Eingangspforte gothisch eingewölbt ist, während die daran befindlichen Steinmetzzeichen der Zeit des romanischen Baustiles angehören.“ Bekanntlich haben Mone und Krieg von Hochfelden die Burg für römisch erklärt. Mone's Aufstellung von Römerburgen im badischen Lande spukt bekanntlich noch heute allenthalben. Erst in diesen Tagen sah ich noch den schlechtgemauerten spätmittelalterlichen Bruchsteinthurm der Burg Zähringen bei Freiburg lächerlicher Weise „römisch“ genannt[1]). Ich habe mich darum bemüht, was zunächst die merkwürdigste dieser Burgen, den Steinsberg angeht, Mone's Aufstellung gründlich zurückzuweisen. Alle von Mone und Krieg beigebrachten Gründe (achteckiger Grundriss des Thurms, „römische“ Steinmetzzeichen, starkes Quadermauerwerk) haben sich als hinfällig erwiesen. Achteckigen Grundriss haben viele deutsche Burgthürme[2]);

---

1) Ich habe diese Behauptung in der Breisgauer Zeitung vom 22. Juni 1890 richtig gestellt.

2) Nachzutragen, dass auch der eine Thurm der Burg Ehrenfels am Rheine achteckig ist.

die Steinmetzzeichen des Steinsbergs sind allerdings den römischen ähnlich, gehören aber, wie Naeher richtig erkannt hat, dem romanischen Baustil, und zwar der Uebergangszeit an; gleich gewaltiges Quaderwerk findet sich aus der gleichen Zeit an Kirchen und Burgen der Umgegend. Die meisten Schwierigkeiten scheint Naeher der Spitzbogen der einen Thüre des Thurms von Steinsberg zu machen. Auch Mone und Krieg haben sich gewaltig damit geplagt. Bei genauerm Zusehen zeigt sich jedoch, dass die Steinmetzzeichen des Steinsbergs dem Uebergangsstile angehören, wie z. B. ein Blick auf die Tafel bei Adamy, Architektonik II, 3 (Gothik), S. 669 lehrt. Der Spitzbogen tritt ferner bekanntlich zuerst ohne konstruktive Bedeutung vereinzelt als Thür- und Fenstersturz auf, als Begleiterscheinung des Uebergangsstils, also im 12. Jahrhundert. Zu meiner Freude kommt v. Essenwein im Handbuch der Architektur II, 4 (Die rom. und goth. Baukunst. Darmstadt 1889), S. 63 ganz zu demselben Schlusse wie ich, indem er sagt: „Heute kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Burg (Steinsberg) eine auf der Grundlage einer Mota (Spitzwall) von Holz und Erde, wie sie wohl das X. Jahrhundert errichtet hatte, umgebaute Burg des XII. Jahrhunderts ist.“ Wie ich glaube, wird die Burg dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts zuzuweisen sein.

Die Steinmetzzeichen des Steinsbergs hatten also Mone und Krieg für römisch erklärt, allerdings ohne Beweis, allein, wie sich jetzt zeigt, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, denn gerade die römischen Steinmetzzeichen sind denen des Uebergangsstils besonders ähnlich, so ähnlich, dass ein Zusammenhang zwischen beiden obwalten muss. Auch Naeher hat wie ich Otto Richter's Abhandlung über antike Steinmetzzeichen[1]) benutzt und scheint danach einen Zusammenhang zwischen den antiken und mittelalterlichen Steinmetzzeichen für möglich zu halten[2]), ohne sich jedoch deutlich auszusprechen. „Dass man in dem grossen Zeitraum vom 9. bis 12. Jahrhundert an den Kirchenbauten keine derartigen Zeichen vorfindet“, macht ihn bedenklich, während mir dieser Zusammenhang unzweifelhaft erscheint. Sind die Steinmetzzeichen der frühern

1) 45. Berliner Winckelmannsprogramm. 1885. Angezeigt in diesen Jahrbüchern LXXXI, S. 176 ff. von Schaaffhausen. Vgl. ferner Richter, über neuentdeckte Steinmetzzeichen, Berliner philol. Wochenschrift IX (1889), Nr. 48, Sp. 1514. 1515.

2) Vgl. S. 150.

Zeit auch einfache Gebilde, so wäre es doch höchst wunderbar und merkwürdig, wenn dieselben Zeichen an demselben Gegenstande bei derselben Gelegenheit in zwei so entlegenen Zeiträumen wie die antike Welt und das spätere Mittelalter ganz selbständig sich eingestellt haben sollten. Der Zusammenhang lässt sich nur läugnen, wenn der schlagendste Gegenbeweis geführt ist. Ein gewissenhafter und unparteiischer Forscher wird, vor zwei gleichartige Erscheinungen gestellt, zunächst einen inneren Zusammenhang der beiden für wahrscheinlich halten und dann untersuchen müssen, ob ein solcher überhaupt möglich ist.

Man hat in den Steinmetzzeichen „konventionelle Gebilde, die zum grossen Theil frei erfunden sind“ [1]), Abbildungen von Werkzeug und Werkstücken, symbolische Zeichen [2]), Hausmarken [3]), Buchstaben und Runen [4]) erblicken wollen. Alle diese Aufstellungen sind bis zu gewissem Grade richtig, jedoch schliesst keine die andern aus. Leider sind die Nachrichten über die Steinmetzzeichen der vorrömischen Kulturvölker noch äusserst spärlich, so dass sich noch kein völlig klares Bild entwerfen lässt. Soviel jedoch tritt mit ziemlicher Klarheit hervor, dass die Grundlage aller Steinmetzzeichen ursprünglich Buchstaben bilden [5]), und zwar der Schriftgattung, welche von den Aegyptern durch semitische Vermittelung zu den Griechen und Römern und schliesslich von diesen zu uns gelangt ist. Ich bin der Ueberzeugung, dass noch anzustellende eingehende Forschungen über die vorrömischen Steinmetzzeichen, zu welchen ich nachdrücklich anregen möchte, diese Thatsache, welche einstweilen nur ziemlich wahrscheinlich ist, mit Sicherheit ergeben werden. In den römischen Steinmetzzeichen, welche einstweilen

---

1) Richter S. 38.

2) Dazu gehört unzweifelhaft das Hakenkreuz. Vgl. darüber Senf, Das Svastika in Schlesien in „Schlesiens Vorzeit“, Zeitschr. d. Vereins f. d. Museum Schles. Alterthümer. V, 4 (März 1890. Bericht 71—74), S. 113—122.

3) So Homeyer in seinem bekannten Werke: „Die Haus- und Hofmarken.“

4) Ueber „Runen unter den Steinmetzzeichen“ handelte F. Losch, Württemb. Vierteljahrshefte VIII (1885), Heft I. II, S. 37—50. Nachtrag dazu von Klemm S. 50—52.

5) Klemm bemerkt in seinem werthvollen Aufsatze: „Württemb. Baumeister und Bildhauer“, Württemb. Vierteljahrshefte V (1882) S. 19, dass die Steinmetzzeichen zuerst zu sehr grossem Theile Buchstaben gewesen seien. Ich gehe etwas weiter.

unsere sichere Grundlage bilden, ist bereits ein fortgeschrittener Gebrauch, eine bereits abgeleitete Anwendung zu erblicken. Es liegt in der Natur der Sache, dass Buchstaben allein sich nicht halten konnten. Das Streben nach Vervielfältigung der Zeichen, nach Schaffung neuer Besonderheiten muss bestimmt zu Formen geführt haben, welche sich nur an Buchstaben anlehnen, es muss ferner die Aufnahme alter symbolischer Zeichen, wie das Sonnenrad oder das Hakenkreuz schon in früher Zeit herbeigeführt haben, darauf weist die Entwicklung der spätmittelalterlichen Zeichen mit zweifelloser Sicherheit hin. Unter den letzteren findet man bis in die Zeit der Hochgothik Abbildungen von Gegenständen, Thieren, ja menschlichen Leibesgliedern; den Grundstock bilden jedoch jene einfachen Zeichen, welche man als „Kreuz, Andreaskreuz, Hakenkreuz, Winkel, Dreieck, Pfeilspitze" auszusprechen sich gewöhnt hat. Dass darunter auch wirkliche römische Buchstaben vorkommen, beweist allerdings nichts für den ursprünglichen Geltungswerth der Steinmetzzeichen, denn die meisten jener einfachen Zeichen wurden längst nicht mehr als Buchstaben verstanden; höchstens dass noch einige wenige ganz unverkennbare Formen, wie das A, verständlich blieben. Diese waren dann wohl Ursache zur Neueinführung von andern Buchstaben. Uebrigens können diese mittelalterlichen Buchstaben auch sehr wohl den Anfang des Namens des betreffenden Steinmetzen andeuten. Es kommen bekanntlich auch vollständige Namen und Abkürzungen für solche durch Buchstabenverbindungen vor[1]).

Wenn auch die antiken Steinmetzzeichen vielleicht nicht in dem Grade persönliche Marken waren wie die mittelalterlichen, so waren sie doch immerhin ohne Zweifel persönliche Marken. Sie bezeichneten wahrscheinlich nicht wie im Mittelalter den Arbeiter, den Steinmetzen, sondern den Werkstatt- oder Bruchbesitzer. Immerhin waren sie Urheberzeichen. Der Sprung vom Werkstattbesitzer oder Werkmeister zum Werkmann, Steinmetzen, selbst ist klein und unbedenklich, ja er scheint durchaus naturgemäss.

---

1) Dergleichen ist oft aufgezeichnet worden. Als ein naheliegendes Beispiel nenne ich das noch nicht veröffentlichte Zeichen Jō, wohl Joannes, an einem der Säulenbündel des Freiburger Münsters. Auch der vollständige Name Hirgari am Thurm der Burg Schlosseck bei Dürkheim a. H. gehört hierher. Vgl. Korrespondenzbl. d. Westd. Zeitschr. v. 1. Juni 1882, Nr. 133.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung beginnen die mittelalterlichen Steinmetzzeichen in Deutschland mit dem Ausgange des 11. Jahrhunderts. Häufiger werden sie erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die Kluft zwischen den römischen und mittelalterlichen Zeichen auszufüllen schien bisher kaum möglich; ich bin jedoch der Ueberzeugung, dass nur mangelhafte Beobachtung hieran Schuld trägt. Wir wissen, dass die Bauten der Byzantiner Steinmetzzeichen aufweisen, und zwar darunter deutliche Buchstaben wie die Römerbauwerke [1]). Ferner war in Südgallien römische Sitte, Kunst und Fertigkeit in Uebung geblieben. Während im Norden und Osten Galliens der römische Quaderbau, welchen man im Gegensatz zu dem aus kleinen Bruchsteinen hergestellten Mauerwerk der Gallier opus Romanum nannte, in der Merovingerzeit mehr und mehr abnahm, hielt er sich fortwährend im Süden [2]). In Deutschland dagegen klafft eine grosse Lücke in der Bauentwicklung von der Römerzeit bis auf Karl den Grossen. Die karolingische Baukunst greift unmittelbar auf Italien zurück: Karls Zeit ist ja die der ersten Renaissance. Die aus keiner allmählichen Entwickelung hervorgewachsene karolingische Baukunst ist jedoch naturgemäss freier gegenüber ihren Vorbildern und, was für uns wichtig ist: sie kennt keine vollständige technische Ueberlieferung. Sie hat daher, so viel wir wissen, in Deutschland auch nicht die Aeusserlichkeit der Steinmetzzeichen aufgenommen, während in Frankreich an karolingischen Bauten des 8. bis 10. Jahrhunderts durch Revoil [3]) Steinmetzzeichen in Menge nachgewiesen wurden. In Deutschland blieb ein kunstloses Bruchsteinmauerwerk Brauch, wo überhaupt neben dem beliebten Holzbau Mauerwerk angewandt ward. So waren denn auch in Deutschland die Herrenburgen bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts Holz- und Erdbau, und auch dann noch dauerte es eine geraume Zeit bis der Bau aus gerichteten Steinen, der Quaderbau, allgemeiner, oder doch verbreiteter Brauch ward [4]).

---

1) Vgl. Adamy, Architektonik II, 3 (Gothik), 664 ff.

2) Vgl. Reimers, Scema novum in Zeitschr. f. bild. Kunst XXII (1887), S. 19 ff. Ich kann Adamy's Verwerfung von Reimers' Ansicht (Architektonik II, 3, S. 40) nicht beistimmen, zumal der Gebrauch des Wortes opus für „Stilart" sich durchaus nicht belegen lässt.

3) Architecture romane du midi de France. Hier finden sich besonders häufig ganze Namen und Abkürzungen von solchen.

4) Vgl. Köhler, Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit. III, 1, S. 341 ff.

Der Quaderbau des romanischen Stils kam ohne Zweifel zu uns aus Frankreich, dorther wo er sich von Römerzeiten her am längsten gehalten und, wo er dann im 11. und 12. Jahrhundert wie auch in Spanien sich aufs neue ausgebreitet hatte. Das war langsam fortschreitende Entwickelung, welche alle künstlerische und technische Ueberlieferung mit sich brachte. Und so brachte sie auch die Steinmetzzeichen mit. Die Steinmetzzeichen hängen unmittelbar mit dem Quaderbau zusammen; es muss ja einleuchten, dass sie bei Bruchsteinmauerwerk ganz zwecklos waren. Mit dem Quaderbau kamen sie zu uns. Wir sehen also, dass ihr Auftreten gar nichts Auffälliges oder Ueberraschendes ist, und dass auch die Lücke zwischen den antiken und den mittelalterlichen Steinmetzzeichen sich ohne Schwierigkeit überbrücken lässt, überhaupt nur eine scheinbare ist. Die byzantinischen und karolingischen Zeichen bilden die völlig naturgemässe Brücke von der Antike zu den Zeichen unsers romanischen Stils.

Eins bleibt aber noch zu erklären. Wohl hat nämlich auch der reinromanische Stil seine Zeichen; aber die grössere Aehnlichkeit besteht dennoch zwischen denjenigen der Römerzeit und des Uebergangsstils. Halten wir uns jedoch vor Augen, was Schneider sehr richtig bemerkt[1]), dass gerade das 12. Jahrhundert, in welchem bekanntlich zuerst der Spitzbogen bei uns auftritt, eine tiefgreifende Umgestaltung des Baubetriebes bedeutet, welche die Folge der Befreiung des dritten Standes war! Nun treten die Handwerkergenossenschaften auf, nun beginnt der ganze Betrieb strengere Formen anzunehmen. Ich glaube demnach die Zeichen des romanischen Stils im engern Sinne als den Erfolg der gänzlich ungestörten Entwickelung und die des Uebergangsstils als ein Zurückgreifen auf den reineren Strom der Ueberlieferung, veranlasst durch die Einführung eines strengeren Brauchs in rechtlicher und technischer Beziehung ansehen zu dürfen.

Ueber die spätere Entwickelung der Steinmetzzeichen brauche ich nichts mehr zu sagen, als dass die rein geometrische Form vorzuherrschen beginnt und schliesslich den völligen Sieg davonträgt: wieder die Folge der in den Bauhütten durchgeführten strengen Systematisirung.

Ich gebe ferner gern zu, dass unter den Steinmetzzeichen sich

---

1) Ueber die Steinmetzzeichen. Mainz 1872. Sp. 5.

wie eigentliche Bilder auch einzelne Runen finden mögen, jedoch scheint mir die grösste Vorsicht diesen gegenüber besonders angebracht. Bis zu gewissem Grade hat auch Homeyer Recht, wenn er die Steinmetzzeichen unter den Haus- und Hofmarken abhandelt. In vieler Beziehung ist die Entwickelung beider Markengattungen ja gleichlaufend, und ich bezweifle keinen Augenblick, dass die späteren Steinmetzzeichen zum Theil eigentliche Hausmarken sein mögen. Nachdem aber einmal der Entwickelungsgang der Steinmetzzeichen von Rom über die romanischen Länder zu uns mit einiger Wahrscheinlichkeit klargelegt ist, kann von einer grundsätzlichen Zusammenwerfung derselben mit Haus- und Hofmarken nicht mehr die Rede sein.

Ich muss zum Schlusse noch einige besonders auffällige Irrthümer in Nacher's Aufsatz berichtigen, welche zum Theil geeignet sind, den Gegenstand desselben in ein falsches Licht zu setzen.

Dass Rziha mit seinem verwickelten Schlüsselsysteme [1]) auf schlimme Abwege gerathen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ich glaube Rziha's Anregung in der Anmerkung zu S. 289 von Homeyer's Werk gefunden zu haben. Aber gerade im Hinblick auf die an dieser Stelle gemachte, allerdings sehr allgemein gehaltene Mittheilung über einen solchen Schlüssel, kann das Vorhandensein solcher Schlüssel für die spätere Zeit durchaus nicht geläugnet werden. Ich billige daher weder Nacher's gänzlich ablehnendes Urtheil S. 147, noch das in der Anmerkung 1 zu S. 105 meines Aufsatzes über den Steinsberg enthaltene der Redaktion der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins.

Auf nicht minder schlimmem Abwege als Rziha befindet sich Nacher, wenn er S. 151 einem vermeintlichen argumentum e silentio folgend, behauptet, „dass sich im Mittelalter der Gebrauch der Steinmetzzeichen nur auf das deutsche Reich beschränkte.“ Bereits Homeyer macht Mittheilungen über französische und englische Steinmetzzeichen [2]) und Schneider zieht oft genug das allerdings wohl seltene Werk von Street über spanische Bauten an und hebt ausdrücklich die Uebereinstimmung der spanischen Zeichen mit den deutschen hervor [3]). Sogar ganz neuerdings druckt

1) Mittheilungen der k. k. Central-Commission. N. F. VII (1881), S. 26 ff.

2) Vgl. S. 132, auch S. 41.

3) Sp. 5. 8.

Adamy in seiner Architektonik den Grundriss von S. Isidoro zu Leon aus Street ab, welchem eine ganze Anzahl der dortigen Steinmetzzeichen beigegeben ist[1]. Revoil habe ich bereits oben genannt.

Ferner haben allerdings wiederholt Gelehrte im Gegensatz zu Nacher's Behauptung S. 153 unsere Steinmetzzeichen auf Runen, welche übrigens auch ausser Skandinavien und England vorkommen, zurückzuführen gewagt. Zudem widerspricht Nacher hier seiner eigenen Bemerkung S. 170.

Falsch ist, dass Doppelzeichen bei Kirchenbauten nicht gefunden werden. Die sehr merkwürdige Kapelle des Klosters Tennenbach bei Emmendingen, über welche ich demnächst berichten werde, trägt solche Doppelzeichen in Menge.

Andere Aufstellungen Nacher's sind oben bereits widerlegt.

Ich gedenke den Gegenstand noch weiter zu verfolgen und wäre daher für freundliche Mittheilung neuer möglichst genauer Beobachtungen sehr dankbar. Ein griechischer Freund wird in seinem Vaterlande für mich sammeln.

Freiburg i. B.

---

1) II, 2, S. 471 (Fig. 200).

II. Litteratur.

1. O. Montelius, L'age du Bronze en Égypte; mit 6 Taf.

Die vorliegende, in der Zeitschrift L'anthropologie. I. Paris 1890. S. 27—48 erschienene Arbeit ist eine französische Ausgabe des Aufsatzes von Montelius Brons-aldern i Egypten, der 1888 in der von der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geologie herausgegebenen Zeitschrift Ymer erschien; ihre Grundgedanken finden sich bereits in dem Correspondenzbl. der deutschen anthr. Ges. 18. S. 111 ff.

Vielfach ist in den letzten Jahrzehnten der Versuch gemacht worden, die für die Entwickelung der Kultur aufgestellte Scheidung von Stein-, Bronze- und Eisenzeit auch für Aegypten nachzuweisen. Die Versuchung lag hierzu um so näher, als man in Aegypten, dessen Denkmäler in eine Zeit hinauf reichen, in der sonst so gut wie überall die Ueberlieferung verstummt, hoffen konnte, chronologische Anhaltspunkte für die Datirung der verschiedenen Perioden zu gewinnen. Zunächst suchte man das Vorhandensein einer Steinzeit im Nilthale zu zeigen; allein die betreffenden Untersuchungen ergaben ein mindestens sehr unsicheres Material. Die sogenannten prähistorischen Steinateliers mit ihren Millionen von Feuersteinsplittern erweisen sich als die Ergebnisse der Verwitterung der ägyptischen Gebirge und als Folgen des Zerspringens der in dieselben eingebackenen Feuersteinknollen. Die sicher als Produkte menschlicher Kunstfertigkeit erkennbaren Steinwerkzeuge dagegen entstammten der historischen Zeit bis in ganz junge Perioden herab, in denen es stets üblich blieb, die Eröffnung der Leiche mit einem Feuersteinmesser vorzunehmen. In Folge dessen finden sich die betreffenden Stücke auch besonders häufig in Gräbern und bei Mumien. Sicher prähistorische Steinmesser sind im Nilthale nirgends gefunden worden, wohl aber ist der Markt überschwemmt mit gefälschten, mehr oder weniger geschickt gefertigten derartigen Stücken, die meist ursprünglich zu arabischen Feuerzeugen, bei denen der Stein noch jetzt vielfach Verwendung findet, gehört haben.

Den Nachweis der zweiten Kulturepoche für Aegypten, den einer Bronzezeit hat nunmehr der verdiente schwedische Forscher Montelius in vorliegender Arbeit unternommen. Das Resultat, zu dem er dabei

gelangt, ist: „die Aegypter kannten während der ganzen Zeit des alten Reiches und vermuthlich bis etwa 1500 v. Chr. den Gebrauch des Eisens nicht und verwendeten für ihre Waffen und Werkzeuge nur Bronze; das Bronze-Alter hat demnach in Aegypten bis in die genannte Periode gedauert, und das Eisen hat noch gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. die Bronze bei der Herstellung von Waffen und schneidenden Werkzeugen nicht vollständig ersetzt.“ Sind nun die Ausführungen des Forschers im Einzelnen sehr interessant und bietet seine Arbeit auch in Manchem, besonders in den auf den 6 Tafeln zusammengestellten Bildern ägyptischer Werkzeuge, werthvolles Material, so kann ich seinem Schlussresultate doch keineswegs zustimmen.

Zunächst sucht derselbe negativ zu zeigen, dass sich in alter Zeit in Aegypten das Eisen nicht fände und verwirft daher die Funde eiserner Geräthe, die in den Pyramiden gemacht worden sind. Allein mit Unrecht. Es liegt nicht der mindeste Grund vor, an den von Hill 1837 und Maspero 1882 in Anlagen der 4. und 6. Dynastie gemachten Entdeckungen von Eisenstücken zu zweifeln und anzunehmen, die betreffenden Stücke seien erst viel später in die Bauwerke hineingelangt. Besonders bei dem Hillschen Funde ist dies ausgeschlossen, da das Eisen hier erst nach Abbruch mehrerer Steinlagen zugänglich wurde und der Gedanke, diese Lagen seien vielleicht einmal entfernt und dann wieder aufgemauert worden, ist unhaltbar, da spätere Zeiten an den Pyramiden zwar viel zerstört, aber nichts aufgebaut haben.

Richtig ist es, dass Eisenfunde aus dem alten Reiche ungemein selten sind, aber sie bleiben dies während der ganzen Dauer des Aegypterthums bis in die Zeiten der Ptolemäer und römischen Kaiser hinein, denen man die Kenntniss des Eisens kaum wird absprechen wollen. Es ist ein Irrthum, wenn man von häufigen Eisenfunden aus diesen Zeiten spricht, nur in römischen Städteanlagen finden sich viele eiserne Stücke, besonders Schlüssel, in nationalägyptischen Ruinen bleibt das Metall selten. Was der Grund hiervon ist, ist schwer zu sagen und dies um so mehr, als uns die Denkmäler keinen Aufschluss über die Verwendung des Metalles gewähren. Man hat zwar vielfach gemeint, aus der Farbe dargestellter Geräthe auf ihre Bestandtheile schliessen zu können, rothe und gelbe Farbe deute auf Kupfer oder Bronze, blaue auf Eisen oder Stahl hin, aber Gewissheit lässt sich damit nicht gewinnen. Die Farbengebung ist bei den Aegyptern rein schematisch und steht mit dem natürlichen Aussehen der Dinge in nur sehr entferntem Zusammenhange. Die Färbung der Aegypter selbst, die für die Männer dunkelbraun, für die Frauen gelblich ist, giebt dafür den besten Beweis, sie soll andeuten, dass der sonnenverbrannte Mann etwas dunkler ist, als die mehr im Hause lebende Frau, thut dies aber in so schematischer und übertreibender Weise, dass die thatsächliche Färbung ganz verändert wird. Ebenso

wurde bei andern Dingen die Färbung nach der einen oder andern Richtung hin übertrieben und lässt keinen Rückschluss mehr auf den wahren Farbton zu. Auch die Inschriften nützen nichts. Die Aegypter kannten ebenso wenig wie die andern Völker des Alterthumes unsere scharfe Trennung verschiedener Gegenstände auf dem Gebiete der Natur. Die Namen für Farben, Steine, Pflanzen u. s. f. bezeichnen nicht nur eine scharf umgrenzte Kategorie, sondern sind alle in weiterem Sinne gebraucht und greifen in ihren Bedeutungen ineinander über. Unter den gewöhnlichsten Steinnamen findet sich Chesbet, welches Saphir, Lapis lazuli, Kupferlasur, Bergblau, blaue Farbe u. s. f. bedeutet; obwohl jeder einzelne dieser Begriffe dem Aegypter genau bekannt war, fasst er dieselben doch unter einem Namen zusammen. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei zahlreichen andern Worten und kennt man nicht einmal für die Bronze eine regelmässig festgehaltene technische Bezeichnung.

Unter diesen Umständen ist es nicht wunderbar, dass ein Wort für Eisen speziell nicht nachweisbar ist. Am sichersten steht wohl seine Bezeichnung durch ba, was freilich in seiner Grundbedeutung Material im Allgemeinen bezeichnet. Man unterschied dabei ba en ta „Eisen der Erde", das in der späten Zeit als aus dem Auslande eingeführt erwähnt wird, und ba en pet „Eisen des Himmels", Meteoreisen, dessen Auftreten zu dem Gedanken geführt hat, das Himmelsgewölbe bestehe aus Eisen. Das Wort ba en pet, welches im Koptischen als Sahidisch BENITTE; Boherisch BENITTI Eisen bedeutet, kommt bereits in etwa der 12. Dynastie als Bestandtheil von Eigennamen vor (Golenischeff, Uadi Hammâmât pl. II. 3); die Ansicht, der Himmel bestehe aus ba, tritt in den Pyramiden der 6. Dynastie (Pepi I l. 305) auf, doch möchte ich hierauf kein zu grosses Gewicht legen, da es, wenn auch unwahrscheinlich, doch immerhin möglich wäre, dass ba hier in anderem Sinne zu fassen ist, als später.

Geht hieraus hervor, dass das alte Aegypten das Eisen kannte, wenn es auch selten war, so erhebt sich die zweite Frage, wann die Bronze zuerst auftritt. Man hat dieselbe bisher einfach für uralt erklärt, obwohl es nicht möglich war, nachzuweisen, woher die Aegypter in so früher Zeit das zur Legirung nöthige Zinn bezogen haben; Kupfer fand sich ja auf der Sinaihalbinsel häufig. Die Analysen ägyptischer Geräthe haben gezeigt, dass diese frühe Kenntniss der Bronze mindestens zweifelhaft erscheinen muss. Als Bestandtheil eines Scepters des Königs Pepi I aus der 6. Dynastie ergab sich reines Kupfer ohne Zusatz von Zinn und Zink (Berthelot, Ann. de Chimie et Physique Ser. 6. XII. 129). Geräthe der 12. Dynastie zeigten: ein Beil 93,26 Kupfer, 3,90 Arsenik, 0,52 Zinn, Spuren von Antimon und Eisen; ein Meissel: 96,35 Kupfer, 0,36 Arsenik, 2,16 Zinn; ein Spiegelgriff: 95 Kupfer, etwas Zinn, Arsenik, Eisen (Gladstone, Proc. Soc. Bibl. Arch. XII. 227 ff.). Zink fehlte regelmässig und die andern Zusätze sind so unbedeutend, dass man kaum mit denselben

künstlich Bronze hat herstellen wollen, es handelt sich wohl nur um zufällige Unreinheiten des Kupfers, aus dem demnach die Gegenstände bestehen sollten. Auch aus späterer Zeit sind derartige Kupfergegenstände analysirt worden. Eine Dolchscheide zeigte reines Kupfer, welches mit Harz bestrichen worden war, um die Zersetzung zu verhindern (Passalacqua, Cat. p. 238) und ein Messer, das unter einer Statue Ramses II gefunden worden sein soll, enthielt 97,12 Kupfer, 2,29 Arsenik, Spuren Zinn und Eisen (Gladstone p. 229).

Im neuen Reiche ändert sich die Zusammensetzung der Geräthe, das Arsenik tritt zurück und der Zinnzusatz wird so bedeutend, dass man wirkliche Bronze erzielt. Aus der 18. Dynastie enthielt eine kleine Axt 89,59 Kupfer, 6,67 Zinn, 0,95 Arsenik, Spuren Antimon und Eisen; eine grössere Axt: 90,09 Kupfer, 7,29 Zinn, Spuren Arsenik und Antimon (Gladstone l. c.). Für eine Waffe wird angegeben: 94 Kupfer, 5,9 Zinn, Spur Eisen (British Museum; Birch, Guide p. 39). In noch jüngere Zeit gehören eine Reihe analysirter Bronzen, in denen der Zinnzusatz noch erheblicher ist, leider ist deren genaue Herstellungszeit nicht nachweisbar. So enthält ein Metallspiegel 85 Kupfer, 14 Zinn, 1 Eisen (Passalacqua, Cat. p. 238, cf. Birch l. c. p. 28); andere ergaben 12% Zinn (Wilkinson, Mann. and Cust. III. 253). Zugleich tritt Blei zu der Legirung und liessen sich in einer Osiris-Bronze bis $4^1/_3$%, nach einer unsichern Angabe (Archiv f. Anthrop. XIV. 369) in Bronzen sogar 7—12% dieses Metalls nachweisen. Nach derselben Quelle stieg der Zinngehalt der Bronzen bis zu 22% bei Schmiedemetall, bis 16% bei Gussmetall.

Leider ist die Zahl der analysirten datirten Metallgegenstände bisher eine sehr geringe und mit den Analysen undatirter Stücke, die mehrfach publicirt worden sind, bei denen oft überdies nicht einmal eine Garantie dafür vorliegt, dass sie altägyptische Gegenstände betreffen, lässt sich kein wissenschaftliches Resultat erzielen. Was die zuverlässigen Analysen bisher ergeben haben, ist: das Metall, welches die Aegypter in alter Zeit für ihre Geräthe und auch für Schmuckgegenstände verwendeten, war das Kupfer; erst im neuen Reiche ward dieses mit Zinn legirt und so Bronze erzeugt, welche dauernd im Gebrauch blieb, nur stieg der Zinnzusatz im Laufe der Zeit erheblich. Das Eisen war seit den ältesten Perioden bekannt, ward aber aus unklaren Gründen von den Aegyptern bis in die späteste Zeit hinein nur ausnahmsweise verwendet. A. Wiedemann.

2. P. Cesare A. de Cara, Gli Hyksôs o Re Pastori di Egitto. Roma 1889.

Die innere wie die äussere Geschichte Aegyptens zeichnet sich vor der anderer Länder durch ihre Einförmigkeit aus. Die Veränderungen in Religion, Verfassung, Sitten und Gebräuchen, welche in ihrem Verlaufe

statt hatten, waren wenige an Zahl und nur sehr gering in ihrer Bedeutung. Die Kriege beschränkten sich im Allgemeinen auf unwesentliche Grenzfehden gegen die Aethiopen im Süden, die Libyer im Westen, asiatische Nomaden im Osten; nur selten schwang man sich zu einem grössern Feldzuge auf, der dann meist eine Plünderung Palästinas und Syriens im Gefolge hatte. Noch seltener wurde dieses gleichmässige Stillleben des Volkes durch einschneidende Ereignisse unterbrochen, die mit einem Schlage die Verhältnisse umgestalteten und neues Leben in den erstarrten Körper des ägyptischen Staates brachten. Das wichtigste unter ihnen war der Einfall der Hyksos und die sich an ihn anschliessende Herrschaft dieses Volkes über das Nilthal.

Die Hyksos als solche haben frühe das Auge der Geschichtsschreiber auf sich gelenkt, ohne dass darum viel Historisches von ihnen bekannt geworden wäre. Bereits Manetho kam auf dieselben eingehend zu sprechen, aber wenn er auch einige Königsnamen und Zahlen aus ihrer Zeit aufführt, so verzeichnet er sonst nur Volkssagen von sehr geringem Werthe, in denen Begebenheiten der verschiedensten Epochen, besonders der Zeit Amenophis IV mit der Hyksoszeit in Verbindung gebracht worden sind. Gefährlicher als diese Verwerthung von Sagen hat sich ein anderer Gedanke Manethos erwiesen: er hat die Hyksos mit den Juden zusammengebracht, von denen er offenbar sehr wenig wusste, sonst hätte ihm der Unterschied klar werden müssen, der zwischen den Eroberern und Herrn Aegyptens, den Hyksos, und den nur als Hirten geduldeten Juden bestand. Allein, gerade in diesem Einfall fand er viele Nachfolger. Josephus fand die angebliche Herrschaft der Juden über Aegypten zu ehrenvoll für sein Volk, als dass er sie hätte übergehen können, und von Josephus sind die Kirchenhistoriker und die neueren Geschichtschreiber bis in die jüngste Vergangenheit hinein beeinflusst worden. Dass dieser Irrthum sich so lange Zeit fortpflanzen konnte, lag vor Allem darin, dass über die Hyksos kein grösseres Werk vorlag, welches unsere Kenntnisse über dieselben darlegte. Das Einzige, was hier zu nennen wäre, ist ausser einer verhältnissmässig kurzen Studie von Chabas eine Arbeit von Koch, de regibus pastoribus. Marburg 1844, die das Material aus den klassischen Quellen sorgsamst zusammenstellte. Sonst war man genöthigt in den Geschichten Aegyptens und in andern Schriften nachzuschlagen, die mehr gelegentlich der Hyksos gedachten. Es ist ein grosses Verdienst Cara's in dem vorliegenden Buche nunmehr eine vortreffliche monographische Behandlung aller mit den Hyksos verknüpften Fragen vorgenommen und dieselben klar und scharf erörtert zu haben.

Cara hat hierbei die klassischen Angaben über das Volk ebensowohl berücksichtigt wie das leider nur fragmentarische Material, welches die ägyptischen Denkmäler bisher geliefert haben; ausserdem hat er mit einer auf dem Gebiete der orientalischen Geschichtsforschung leider nur

zu seltenen, grossen Gewissenhaftigkeit die älteren Arbeiten über die verschiedenen Fragen benutzt, und dieselben da, wo er ihnen Belehrung verdankte, mit der gleichen Sorgfalt angeführt, wie an den Stellen, wo er ihnen widersprach, und nicht nach berühmten Mustern andere Gelehrte nur da citirt, wo er ihnen Fehler nachwies, um an andern Stellen ihre Namen zu verschweigen. Dieser letztern nur zu verbreiteten Verfahrungsweise gegenüber verdient das durch und durch loyale Vorgehen Caras besondere Anerkennung.

Die gleiche Zuverlässigkeit, die der Verf. hierin beweist, zeigt auch seine Behandlung des antiken Materiales. Bei einem so schwierigen Probleme, wie der Hyksosfrage, mussten sich naturgemäss zahlreiche Nebenfragen von mehr oder weniger grosser Bedeutung ergeben. Ein Theil derselben ist in dem vorliegenden Buche in endgültiger Weise gelöst worden, bei manchen andern war nur eine hypothetische Beantwortung möglich. Hier findet sich stets das Material vollständig zusammengestellt, so dass es ein Leichtes ist, nicht nur die Gründe zu prüfen, welche für die vom Verf. vorgeschlagene Lösung sprechen, sondern auch die, welche sich etwa gegen dieselbe anführen liessen. Damit wird zugleich eine Grundlage gegeben für jede weitere Forschung auf diesem Gebiete und ein Rahmen, in dem sich durch neue Funde in Aegypten gewonnene neue Thatsachen leicht einfügen und verwerthen lassen. Dabei ist das Ganze aber nicht nur eine Notizensammlung, sondern die Notizen sind kritisch erwogen, in ihrem Werthe beurtheilt und in ihrer Bedeutung für weitergehende Fragen klar gelegt.

Die wichtigsten Punkte, welche der Verf. aufstellt, sind diese: Die Hyksos verdanken ihren Namen, ḥek schasu, richtiger ḥek-u schasu „Könige der Hirten", dem Umstande, dass der grösste Theil der Volksstämme, welche ihre Anführer zur Eroberung des Nilthales zusammenbrachten, Nomaden waren; man braucht diese Schasu aber nicht für ein bestimmtes Volk, für die in Süd-Palästina hausenden Schasu, zu halten, das Wort ist hier in weiterem Sinne zu verstehen. Die Hyksos gehören zu den asiatischen Âmu und sind dieselben wie die Retennu und Cheta. Aus Aegypten vertrieben, zogen sie sich in ihre ursprünglichen Wohnsitze in Nordsyrien zurück, wo sie eine Zeitlang in vereinzelten Stämmen lebten, sich dann aber wieder zu einem grösseren Ganzen zusammenschlossen, zu dem Bunde der Cheta-Stämme, dessen Macht den ägyptischen Eroberungszügen in Asien zur Zeit Ramses II ein jähes und dauerndes Ende bereitete. Die Hyksos waren nicht, wie Manetho behauptet, rohe, Alles zerstörende Barbaren, im Gegentheil, sie haben nicht nur die alten Denkmäler ruhig fortbestehen lassen, sondern sogar neue, freilich in nur geringer Zahl, geschaffen; ihr Hauptwerk war die Anlage der grossen Festung Avaris. Im Allgemeinen war die Zeit der Hyksos eine friedliche, bis sie in einen mit ihrer Vertreibung endenden Krieg

mit den einheimisch-ägyptischen Herrn der Thebais geriethen. Die Veranlassung hierzu soll der Versuch des Hyksoskönigs Apepi gegeben haben, eine religiöse Reform eintreten zu lassen und die Verehrung des Hyksos-Gottes Sutech auch den übrigen Aegyptern aufzuzwingen.

Von letzterer, der Volkssage entnommenen Angabe ausgehend, vermuthet Cara, die Hyksos hätten nur Sutech verehrt und nicht den ägyptischen Sonnengott Ra; in einer gelegentlich in einer Inschrift auftretenden Redensart, die thatsächlich wohl nur eine Schmähung des Volkes ohne tiefere Bedeutung sein soll, „dieselben herrschten ohne Ra", findet er eine Bestätigung seiner Ansicht. Allein, die von ihm selbst zusammengestellten Stellen, an denen sich die Hyksoskönige, „Sohn des Ra, herrschend gleich wie Ra", nennen und sogar den Namen des Gottes ihrem Vornamen einverleiben, zeigen, dass eine Ausschliessung des Ra-Kultes nicht vorhanden gewesen sein kann. Freilich meint Cara, die Nennungen des Gottes erklärten sich aus der früher üblichen Titulatur ägyptischer Herrscher und hätte man sich bei denselben nichts weiter gedacht. Im Gegensatze dazu beweisen die Vorgänge bei der Religionsreform Amenophis IV, dass man bei einer derartigen Gelegenheit die Titulaturen änderte und vor allem die nicht mehr zu Recht bestehenden Gottesnamen ausmerzte; hielt es Amenophis selbst doch für nothwendig, seinen eigenen Namen umzuändern, um den in ihm enthaltenen Namen des Amon zum Verschwinden zu bringen. Und dies war nur natürlich. Die Aegypter haben ihre Titulaturen nicht als leere Formeln aufgefasst, sondern in ihrem ganz wörtlichen Sinne. Sohn des Ra ist der König nicht als König, sondern weil ihn Ra persönlich gezeugt hat, u. s. f. Verzichtete man auf diesen Glauben, dann musste auch der Titel aufgegeben werden.

Wenn wir aber dem Verf. in diesem Punkte nicht zu folgen vermögen und daran festhalten, dass die Hyksos an den ägyptischen Gottesglauben sich anschlossen, wenn sie auch den Kult des Sutech stärker betont haben mögen als den anderer Gestalten des Pantheons, etwa in dem Sinne, wie bei den Königen der 6. Dynastie die Verehrung des Ptah, bei denen der 18. die des Amon, bei denen der 26. die der Neith, besonders beliebt war, so hat er in einer andern damit in gewissem Zusammenhange stehenden Frage wohl das Richtige getroffen. Aus der Zeit Ramses II stammt eine Stele, welche nebenbei nach dem Jahre 400 des Königs von Ober- und Unterägypten Set, des siegreichen, des Sohnes der Sonne, Nubti datirt. Man hat diesen König Nubti allgemein für einen Hyksosherrscher gehalten und aus der Datirung vom Jahre 400 Rückschlüsse auf die Zeit der Hyksos u. a. m. gezogen. Cara hat hier mit Recht ausgeführt, dass unter dem vermeintlichen Könige vielmehr der Gott Set, dessen gewöhnlichstes Epitheton nubti „der von Ombos" oder „der Goldige" war, zu verstehen ist, die Datirung somit

auf Grund einer mythologischen Aera erfolgte. Dieselbe hat für die Geschichtsforschung kaum mehr Werth, als wenn der Kampf des Horus von Edfu mit Set in das Jahr 368 der Regierung des Gottes Ra-Harmachis verlegt wird.

Die Ausstattung des besprochenen Werkes ist eine vortreffliche, die auf die Hyksos bezüglichen Inschriften sind im Urtexte und in Uebersetzung beigefügt, ebenso wie Bilder der wichtigsten in Frage kommenden Kunstdenkmäler und Reliefs. Ein ausführlicher Index am Schlusse erleichtert die Benutzung und Nachprüfung des reichen vom Verfasser gesammelten Materiales. A. Wiedemann.

3. C. Leemans, Grieksche Opschriften uit Klein-Azië in den laatsten Tijd voor het Rijks-Museum van Oudheden te Leiden aangewonnen. Met Platen. Amsterdam 1890 (aus Letterk. Verh. der Koninkl. Akademie. Deel XIX).

Das Leydener Alterthümermuseum hat in den letzten Jahren besonders durch Ankäufe in Smyrna aussergewöhnlich grosse Bereicherungen erfahren. 42 Arbeiten in Marmor, 39 in Metall, darunter 14 in Gold, 1122 in gebranntem Thon, 4 in Knochen, 5 in Glas und 3 in geschnittenem Stein wurden erworben. Auf eine Publikation der Terracotten zwang der Kostenpunkt zu verzichten; da aber unter den übrigen Denkmälern manche Inschriften trugen, so entschloss sich der gelehrte Direktor des Leydener Museums seine im J. 1886 begonnene Edition der griechischen-kleinasiatischen Inschriften der ihm unterstellten Sammlung fortzusetzen und nebenbei auch einige interessante inschriftlose Denkmäler zu besprechen. 28 Nummern werden in vorliegender Abhandlung einer Behandlung unterzogen; die auf 17 Nummern befindlichen Inschriften finden sich auf den 4 Tafeln, die die Arbeit begleiten, facsimilirt. Wenn auch die einzelnen Texte nicht von grossem Belang sind, so ist die sorgsame Herausgabe derselben doch mit grossem Dank zu begrüssen, sie wird eine werthvolle Vorarbeit für das neue Corpus Inscriptionum Graecarum bilden. Die litterarischen Nachweise, die jeder Inschrift beigefügt worden sind, beziehen sich wesentlich auf die Eigennamen und geben die Stellen an, an denen sich früher gleichnamige Persönlichkeiten erwähnt gefunden haben.

Am beachtenswerthesten erscheinen unter den Steinen Nr. 1 ein Bild der Kybele mit einer Dedikation an die μήτηρ Πλαστήνη, eine Göttinnenform, deren bereits Pausanias V, 13. 4 gedenkt; Nr. 14 mit einer Anrufung an den Wanderer; Nr. 15 mit einer Grabinschrift in drei Distichen; Nr. 16 mit lateinischer — alle andern Texte sind griechisch — Inschrift. Letztere Nummer enthält die von Calpurnia Leda ihrem Gemahle L. Calpurnius Valens, der ein Alter von 40, eine Dienstzeit von 18 Jahren erreichte, gesetzte Grabinschrift; der Titel des Verstorbenen, der nicht uninteressant ist, war optio coh(ortis) I Lepid(i) eq(uitatae) c(ivium) R(omanorum) t(urmae) Pontici. A. Wiedemann.

4. E. Harroy, Les Éburons à Limbourg. Namur 1889.

Napoleon III. hatte unter mehr als 14 Orten, die man für das Castellum Aduatica in Vorschlag gebracht hat, Tongern als den bezeichnet, welcher der Beschreibung der Oertlichkeit im Commentar des Caesar am meisten entspreche. In Tongern hat man auch dem Ambiorix eine Bildsäule errichtet. Der Verfasser erkennt dem Herrn General von Veith das Verdienst zu, die natürliche Feste von Limburg als das Castellum Aduatica erkannt zu haben. Nur hier konnten Sabinus und Cotta mit ihren 15 Cohorten gelagert haben, nur im Thale der Vesdre, welches 4 bis 500 M. breit ist und 1000 bis 1200 M. lang, konnte die Schlacht geliefert werden, welche jene 15 Cohorten vernichtete. K. v. Veith: Die Kämpfe der Römer und Germanen bei Limburg, Pick's Westd. Zeitschr. 1879/80. IV. S. 419, hatte darauf hingewiesen, dass die Bedeutung von Limburg schon aus den zahlreichen hier sich kreuzenden Strassen hervorgehe. Nicht auf Tongern, aber auf Limburg passt es, wenn Caesar, B. G. VI. 23 das Castellum Aduatica fere in mediis Eburonum finibus und V. 24 inter Mosam et Rhenum, also auf dem rechten Maasufer liegend angiebt. Nach von Veith sucht Limburg bei 540 □M. seines gleichen als Lagerraum für eine Legion und die westliche Umgebung Limburgs unterhalb dieses Ortes an der Vesdre entspricht schlagend der Beschreibung Caesars (B. G. V. 22), von dem Untergang der 15 Cohorten des Sabinus und Cotta im Jahre 51 v. Chr. Harroy bringt die Vorgänge vor, in und nach der Schlacht noch in nähere Beziehung zu der Umgebung von Limburg. Sabinus sagte vor der Schlacht bei Aduatica: Der Rhein ist hinter uns, in Tongern würde er gesagt haben: die Maas ist hinter uns, B. G. V. 29. Die Römer stiegen hinab in ein tiefes Thal, das passt nur auf das Thal von Dolhain, über dem das Lager in 80 M. Höhe lag. Das Thal ist von allen Seiten durch Berge geschlossen. Die Eburonen hielten das römische Heer auf in der Entfernung von 2 Millien vom Lager, das ist gerade die Entfernung der Thalenge von Dolhain. Auf dem Pavé du diable konnte auch das römische Heer, wie Cotta befahl, sich im Kreise formiren. So entspricht die Topographie der Gegend allen Einzelnheiten des Schlachtberichtes. Die Flüchtigen suchten das Lager des Labienus auf. Von Tongern aus würde Ciceros Standquartier näher und leichter zu erreichen gewesen sein. Auch das Kornfeld, auf dem Cicero mit seinen 5 Cohorten $1^1/_2$ Millien vom Lager entfernt fourragirte, befindet sich nur bei Limburg zwischen Baelen und Honthem. Dass Aduatica im Lande der Eburonen lag, erklärt sich aus dem Umstande, dass die Aduatiker aus Resten der Cimbern und Teutonen bestanden, die sich eines festen Platzes versichert hatten. Die Eburonen mussten ihnen noch bei Ankunft Caesars einen Tribut zahlen. Dass Caesar die Vesdre nicht nennt, erklärt sich aus der Trockenheit des Jahres 54, vgl. B. G. V. 24. Die Lager von Aduatica, von Hastedon (Cicero) und Igel (Labienus) sollen

50 bis 60 Tausend Schritte von einander entfernt gewesen sein. Diese Angabe passt besser auf Limburg als auf Tongern. Harroy bemerkt noch, dass die belgische Eisenbahn, wenn man von Verviers kommt, zwischen den beiden Tunnels von Dolhain das alte Schlachtfeld durchschneidet. Die kleine Schrift endigt mit einem Gedichte des für die Freiheitskämpfe seiner Vorfahren begeisterten Verfassers: „les Eburons."

General von Veith begründet in seinem Aufsatze: Belagerung und Entsatz des Römerlagers bei Namur im Jahre 54 v. Chr., Pick's Westd. Zeitschrift V. 275, die schon von Oberst von Göler aufgestellte Ansicht, dass Namur das Winterlager des Q. Cicero gewesen sei. Napoleon III. verlegt es nach Charleroi. Veith sagt: wo zwei Jahrtausende jede andere Ueberlieferung und jede Spur alter Wallreste vernichtet haben, bieten nur die Terrainbeschreibung Caesars und seine Entfernungszahlen einen leitenden Faden (Caesar B. G. 38—53).

Namur hat strategisch und taktisch eine ganz andere militärische Wichtigkeit als Charleroi. Der benutzbare Lagerraum betrug 25 bis 60 ha, das ist vier- bis fünfmal so viel, als für ein Marsch- oder Sommerlager von 5 bis 6 ha für eine Legion nöthig ist. Die Aduatiker waren nach Caesar Abkömmlinge von 6000 Cimbern und Teutonen, die bei deren Zuge zum Schutze des Gepäckes hier zurückgeblieben waren. Er spricht von 60000 Aduatikern; die können nicht, wie Napoleon meint, auf der Citadelle Raum gehabt haben, wo Napoleon das Oppidum Aduatica sucht. Auch das Plateau von Embourg, südlich von Lüttich, wo von Cohausen das Oppidum vermuthet, entspricht der Terrainbeschreibung Caesars nicht. Es sei noch bemerkt, dass bei der Belagerung des römischen Lagers durch die Nervier, Caesar B. G. V. 43, der Steinkohle als eines Brennstoffs Erwähnung geschieht. Wenn die Nervier brennende Thonkugeln in das Lager der Römer warfen, so waren das wohl aus Steinkohlen und Thon zusammengeknetete Kugeln, die vorher in Brand gesetzt waren.

Schaaffhausen.

III. Miscellen.

1. Bericht über das Provinzialmuseum für die Jahre 1888 und 1889.

In den letzten Jahren 1888 und 1889 concentrirte sich die Thätigkeit des hiesigen Provinzialmuseums vornehmlich auf drei grössere Unternehmungen. Die Ausgrabungen bei Pommern an der Mosel, welche zum Abschluss gebracht wurden und über die ein ausführlicher Bericht demnächst erscheinen soll, dienten der Aufhellung einer Reihe in den früheren Grabungen unklar gebliebener Einzelnheiten, sowie der Aufdeckung von drei bisher noch nicht untersuchten Gebäulichkeiten. Eine derselben, welche zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt worden zu sein scheint, enthielt in ihrer Westecke einen kleinen Keller. Die beiden anderen bedeutend grösseren Gebäude waren Wohnhäuser mit mehreren mit Estrichböden versehenen Räumen von ungleicher Grösse, von denen einer höchst wahrscheinlich ein Baderaum war. Leider ist die Erhaltung des Ganzen keine gute mehr, indem das Mauerwerk durchschnittlich in der Höhe der Estrichböden abgebrochen ist. Diesmal kamen im Verhältniss zu den früheren Jahren wenige und meist stark oxydirte Münzen zum Vorschein, dafür aber einzelne interessante Fundstücke wie Bruchstücke von Armringen aus verschiedenfarbigem Glas, Nadeln mit zum Theil hübsch verzierten Köpfen, ein zierliches Rädchen, sowie der gut modellirte Arm einer grösseren Figur aus Bronze.

Vom römischen Lager bei Bonn wurde in den Gärten der Rosenthalstrasse die Umfassungsmauer mit dem davor liegenden Wallgraben aufgefunden und auf Museumskosten auf eine grössere Strecke verfolgt. Dabei wurden vier Grabschriften von Soldaten der Legio I Minervia und zwei Blöcke mit Resten einer grossen monumentalen Inschrift zu Tage gefördert, welche bereits in diesen Jahrbüchern Heft LXXXV, S. 85 ff. ihre Beschreibung gefunden haben. Ausserdem wurden sowohl in der Südwest- als auch in der Nordwestecke des Lagers Theile grösserer Gebäude constatirt, ferner in der Mitte des Lagers ausser einer Strasse die Reste von zwei grossen in gleicher Axe mit einander liegenden von Kanälen durchzogenen Gebäuden ermittelt, von denen das rheinwärts gelegene mit dem an dieser Stelle zu suchenden Prätorium wahrscheinlich

in Verbindung zu bringen ist. Endlich gelang es auch ein langgestrecktes Gebäude aufzudecken, welches rechtwinkelig zu dem früher aufgefundenen, die Nordfronte entlang laufenden Abzugskanal liegt. Zahlreiche Bruchstücke von Thongeschirren, Terrasigillatagefässen mit Stempeln, sowie Ziegel der Legio I Minervia waren die Funde, welche bei den Grabungen gemacht wurden.

Interessante Ergebnisse lieferte die Offenlegung des römischen Lagers bei Grimmlinghausen oberhalb Neuss, von welchem die massenweise zu Tage geförderten Ziegelstücke mit Stempelinschriften den Nachweis lieferten, dass es als das von Tacitus an mehreren Stellen seiner Historien erwähnte Römerlager der 6. und 16. Legion zu gelten hat. Nachdem durch eine glückliche Combination die Nordecke des Lagers aufzufinden gelungen war, wurden zunächst die übrigen drei Ecken festzustellen versucht, dann an mehreren Stellen die Umfassungsmauer mit dem sie begrenzenden Wallgraben und Theile der diesen begleitenden Wallstrasse aufgedeckt. Sowohl in den abgerundeten Lagerecken als auch in der Umfassungsmauer selbst fanden sich thurmartige Bauten, welche vor die Umfassungsmauer vorspringend zur Vertheidigung der Mauerlinie bestimmt waren. Auch die Form des westlichen Lagerthores wurde festgestellt, welches sich als ein von zwei mächtigen viereckigen Thürmen flankirtes Doppelthor erwies. Hinter der Umfassungsmauer erschien eine breite, dem inneren Umkreis der Umwallung folgende Strasse, welche von einem 1,85 m unter der Oberfläche liegenden 1,60 m breiten Kanale begleitet war. Die dann dem Inneren sich zuwendenden Grabungen legten nächst jener eben genannten Strasse drei grössere Kasernements bloss mit durchschnittlich gleicher Eintheilung und einer nach der Grösse wechselnden Zahl von Räumen, welche durch Gassen von einander getrennt sind. Nach der Mitte des Lagers hin und von den eben erwähnten Gebäulichkeiten durch einen grossen Platz und eine die Breite des Lagers verfolgende Strasse getrennt, wurde eine bauliche Anlage von grösseren Dimensionen, welche in ihrem Innern einen von einer Säulenhalle umgebenen, mit Estrich versehenen Hofraum umschliesst, an dem ein prächtiger Saal mit anstossenden kleineren Räumen lag, theilweise aufgedeckt, ebenso nordwestlich davon Theile eines ähnlichen nicht minder ausgedehnten Gebäudes. Der bis jetzt blossgelegte Flügel desselben enthält Räume bis zu 32 m Länge und 17 m Breite, welche von breiten Corridoren, Hallen und Zimmern verschiedener Grösse umgeben sind. Viele Münzen der besseren Kaiserzeit, und Gegenstände des alltäglichen Gebrauches wie Fibeln, Schnallen, Nadeln, Gefässe und Griffe von solchen, Schlüssel, sowie eine Bronzelampe mit Mondsichel am Griff und eine kleine Statuette des Mercur aus Bronze bilden das Erträgniss der Grabungen an Einzelfunden.

In Remagen wurden mehrere Gräber geöffnet, welche eine nicht

unbeträchtliche Ausbeute an Urnen, Thongeschirren und von Glas ein hübsches Fläschchen und eine Kuppe lieferten.

Von den bei den Erdarbeiten für den Neubau des Justizgebäudes auf dem Appellhofplatze zu Köln zu Tage getretenen Substruktionen einer grösseren baulichen Anlage aus römischer Zeit, welche nach den zahlreichen in den Mauertrümmern verarbeiteten Ziegeln mit dem Stempel der Legio XXX Ulpia victrix wahrscheinlich dieser Legion ihren Ursprung verdankt, konnte der Direktor Einsicht nehmen und in diesen Jahrbüchern Heft LXXXVII, S. 21 f. berichten. Die Fundstücke wurden von der königlichen Regierung in dankenswerther Weise dem Museum überwiesen.

Die von Herrn Geh.-Rath Schaaffhausen in der vorgeschichtlichen Ansiedlung zu Andernach für das Museum ausgegrabenen Alterthümer, bestehend in künstlich bearbeiteten Thierknochen und zahlreichen Steingeräthen der mannigfachsten Art sind, nachdem derselbe ihre Ordnung beendet und sie in den Jahrbüchern LXXXVI, S. 1 ff. beschrieben hat, der prähistorischen Sammlung des Museums einverleibt worden.

An Grabfunden kamen ins Museum zwei römische, der eine aus Köln, der andere aus Mehrum (Kr. Ruhrort), welch letzterer vier grosse Bronzegefässe von edler Form mit reich verzierten Henkeln, Reste einer bronzenen Schwertscheide, einen Schildbuckel und zwei Schüsseln aus Terra sigillata enthält, sowie das umfangreiche Inventar fränkischer Grabstätten von Trippelsdorf (Kr. Bonn) und Dattenberg (Kr. Neuwied), letzteres als Geschenk des Herrn Wilh. Zervas in Köln.

Aus dem sonstigen Zuwachs der Sammlung seien noch hervorgehoben: an Steinsculpturen Theile eines grösseren mit Reliefs geschmückten Monumentes von Kalkstein, eine gut gearbeitete Gruppe aus Kalkstein mit der Darstellung eines eine Hirschkuh überwältigenden Löwen, welche grosse Aehnlichkeit mit der auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach gefundenen Skulptur hat (vgl. die Ausgrabungen des hist. Vereins der Pfalz. Speier 1886. S. 42. Taf. XI. Fig. 8), eine prachtvolle ornamentirte Graburne mit Deckel aus Jurakalk, sämmtlich gefunden in der Neustadt von Köln, ferner vier römische Votivaltäre des Hercules aus dem Brohlthale, beschrieben Jahrb. LXXXIV. S. 72 und 83 ff., die bei der Neufassung des Heilbrunnens zu Tönnisstein gefundenen, dem Apollo und den Nymphen geweihten Altäre, beschrieben ebenda S. 55 ff., und eine Matroneninschrift aus Vettweis (vgl. Ihm, Jahrb. LXXXIII. S. 144 N. 266), sowie eine Reihe kleinerer unbedeutender Fragmente von Inschriftsteinen meist sepulcralen Charakters. An Metallgegenständen: eine 16 cm hohe Figur der Victoria von ehemals vergoldeter Bronze mit zu eiligem Laufe vorgesetztem linken Bein. Die erhobene Rechte, welche einen Kranz getragen zu haben scheint, ist jetzt über dem Handgelenk abgebrochen, ebenso der Gegenstand, welchen sie in der gesenkten Linken hielt. Die beiden Füsse, der untere Theil der Flügel und die linke obere Partie des

des Kopfes fehlen; das Gesicht ist bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Ein Bronzekännchen mit Ausgussschnabel, eine Büchse mit chirurgischen Instrumenten, ein grosser Ring mit hervorstehenden Knöpfen, zwei hübsche Armringe, zwei grosse Bronzeschüsseln, eine reich verzierte Schnalle und eine kleine Muschel aus Bronze. Ein massiver goldener, bei Worringen gefundener Fingerring mit der Darstellung der Minerva von vortrefflicher Arbeit, welcher demnächst in diesen Jahrbüchern genauer beschrieben werden soll, zwei verzierte goldene Ohrgehänge, ein Armreif aus dünnem Silberdraht, von dessen hakenförmig umgebogenen Enden das eine in einen Schlangenkopf endigt, und eine kleine Scheibenfibula, in deren vertieftem Felde eine ornamentirte, von einer dreifachen cordirten Umfassung umrahmte dünne Goldplatte sich befindet, gefunden zu Kreuznach. Aus Glas: ein 15 cm hohes elegantes Flacon, eine fragmentirte Glaskuppe mit eingeschliffenen Medaillons und ein verziertes Armband aus dunkelbraunem Glas. Aus Thon: eine kleine auf einer Kugel stehende Victoria mit einem Palmzweige in der Rechten und eine Minerva mit Speer und Schild; beide Figuren, welche von der Heidenmauer bei Kreuznach stammen, entbehren des Kopfes; die 22 cm hohe Figur einer Venus mit Amor zur Seite, eine Lampe in Gestalt eines Reiters und ein Gefäss in der Form eines 16 cm langen Fasses. Aus Bein endlich mehrere schmale Aufsteckkämme und eine Collektion verzierter Haarnadeln und Schreibgriffel.

Ein aus dem Kloster Hoven bei Zülpich stammendes, 10 cm hohes, mit Arabesken und Vögeln reich verziertes Salzfass von durchbrochener Arbeit, Siegburger Fabrikat, mit einem Einsatze von Blei zur Aufnahme des Salzes.

Die Münzsammlung erhielt einen starken Zuwachs durch zahlreich im Römerlager bei Grimmlinghausen gefundene Bronzemünzen aus der Regierungszeit der Kaiser Nero, Vespasian und Domitian, unter denen mehrere schöne Exemplare sich befinden. Ferner eine gallische Goldmünze, mehrere gut erhaltene Mittelerze des Germanicus, Nero und der Faustina, einen Denar des Trajan und zwei Turnosen des Kölner Erzbischofs Walram von Jülich.

Bonn. Klein.

2. Zwei Inschriften aus Bonn. Im Anfang März dieses Jahres liess der Besitzer der hiesigen Eisfabrik, Herr Th. Schoppe, den Hofraum seiner Fabrikanlage in der Maargasse aufs Neue pflastern. Bei dieser Gelegenheit stiessen die Arbeiter auf einen ziemlich nahe unter dem Boden liegenden grossen, stark bestossenen Block aus gelbem Sandstein, welcher so morsch war, dass er beim Herausheben in zwei Stücke zerbrach. Derselbe ist nur an der linken Kante einigermassen gut erhalten, sonst aber allenthalben stark mitgenommen; er hat eine Dicke von 22 cm

und an der besser erhaltenen Stelle eine Breite von 67 cm. Auf der Vorderseite befindet sich in grossen $8^1/_2$ cm hohen Buchstaben die nachstehende Inschrift eingehauen:

LEGTE XXX

Der Verticalstrich des L fällt gerade in einen Bruch des Steines; ist aber noch deutlich erkennbar. Der Horizontalstrich über dem Zahlzeichen I ist so nahe an dasselbe herangerückt, dass es die Gestalt eines T erhalten hat. Der jetzt den Steinblock in zwei Stücke spaltende Bruch folgt genau dem Verticalstrich des mit T legirten E, so dass der Horizontalstrich des T zu gleichen Theilen auf beiden Bruchstücken sich befindet. Vom letzten X, welches bis hart an die Randkante des Steines gerückt ist, ist die untere Hälfte der ersten Hasta durch Abreiben zerstört. Ueber der Zahl XXX steht kein Querstrich.

Wir haben offenbar einen Legionsbaustein vor uns, der von einer Betheiligung zweier Legionen an der Errichtung eines Gebäudes im alten Bonn berichtet. Und zwar sind dies, wenngleich keine Beinamen zur näheren Bestimmung derselben hinzugefügt sind, zweifelsohne die Legio prima Minervia und die Legio tricesima Ulpia gewesen. Denn an die Legio prima Germanica zu denken verbietet die gleichzeitige Erwähnung der Legio tricesima, welche bekanntlich erst dem Kaiser Trajanus ihren Ursprung verdankt, während die erstgenannte Legion nach dem Jahre 70 n. Chr. nicht mehr vorkommt und somit noch unter Vespasian selbst oder, wie Borghesi (Oeuvres IV, 202) meint, unter Domitian eingegangen ist.

Dadurch, dass die Legio XXX Ulpia in Gemeinschaft mit der ersten Legion hier erscheint, ist zugleich der Zeitpunkt gegeben, über den hinauf wir die Errichtung der betreffenden Baulichkeit nicht rücken dürfen, nämlich die Regierungszeit des Trajan. Für die entgegengesetzte Richtung liegen die Verhältnisse nicht so günstig, indem hier ein grösserer Spielraum gegeben ist. Denn, soviel wir wissen, hat die 30. Legion bis zum vierten Jahrhundert n. Chr., wo sie nach Mesopotamien verlegt wurde (Ammian. XVIII, 9, 3), beständig ihre Standquartiere am Niederrhein gehabt. In Köln finden wir sie, sei es gleichzeitig mit der Legio XXII Primigenia oder nach ihr an einem Bau betheiligt (Bonner Jahrb. LXXXVII S. 212 f.), der wahrscheinlich unter Trajan und Hadrian entstanden ist. Indessen nach der Gleichmässigkeit und der Güte der Buchstabenzüge der neuen Inschrift zu schliessen, scheint diese nicht jünger als das zweite Jahrhundert n. Chr. zu sein. Als die Bauzeit des mit vereinten Kräften der Mannschaften der Legio I Minervia und der Legio XXX Ulpia victrix aufgeführten Bonner Gebäudes würde demnach das zweite Jahrhundert anzunehmen sein.

Von grösserem Interesse namentlich für unsere Kenntniss des rö-

mischen Bonn wäre es, wenn es möglich wäre, das Gebäude selbst, zu dessen Herstellung die beiden Legionen verwendet worden sind, seinen Charakter und vor allen Dingen seine Lage innerhalb des jetzigen Bonn zu ermitteln. Leider fehlt jedoch für die Lösung dieser Frage bisheran jeglicher Anhaltspunkt. Denn weder jetzt noch auch in früherer Zeit sind, soweit die Nachrichten reichen, an der Stelle, wo der Baustein ausgegraben worden ist, oder in deren nächster Nähe römische Fundamente beobachtet worden. Wohl aber sind in einiger Entfernung davon, an der Ecke der Maargasse und Kasernenstrasse im Jahre 1863 bei dem Neubau des Hauses, in welchem die Bonner Privatbank augenblicklich sich befindet, ausser Anticaglien verschiedener Art, römische Ziegel, Platten und Gefässe [1]) zum Vorschein gekommen, welche aber eher auf das Vorhandensein von Grabstätten als von Baulichkeiten daselbst hinweisen, wie denn überhaupt in jenem Theile der Stadt Substruktionen römischer Gebäulichkeiten nicht nachweisbar sind. Es ist indess Hoffnung vorhanden, dass die nächste Zeit Aufklärung bringen wird, indem der Besitzer der Eisfabrik weitere Nachgrabungen in den Kellerräumen seiner Fabrik, wo er römisches Mauerwerk vermuthet, in Aussicht gestellt hat.

Diesem Funde schliesst sich ein anderer, ebenfalls dem Bereiche des alten Bonn entstammender an, welcher ein nicht geringes Interesse für den Alterthumsforscher haben dürfte. Beim Auswerfen des Grundes für die Fundamentirung des Hauses Nr. 34 auf der für den aus der Stadt Kommenden rechten Seite der nach Köln führenden Chaussée kamen im Oktober vorigen Jahres in einer Tiefe von $1^1/_2$ Meter die Ueberreste eines römischen Gebäudes zu Tage. Von demselben wurde, da die Anlage des Neubaues keine grössere Ausschachtung erforderte, bloss ein 5 m im Geviert umfassender Raum aufgedeckt. Die Mauern desselben, zu denen vorwiegend Tuffsteine Verwendung gefunden hatten, hatten, so weit sie blossgelegt wurden, durchschnittlich eine Stärke von 60 cm und umschlossen einen ziemlich gut erhaltenen Estrichboden, welcher eine Dicke von 45 cm aufwies. Beim Wegräumen der Erdmassen, welche denselben bedeckten, wurde zunächst eine kleine $4^1/_2$ cm grosse Fibula aus starkem Bronzedraht gefunden, der einen beinahe dreieckig gestalteten Bügel bildet und dessen Windungen die Federung bewerkstelligen. Sodann lagen sowohl auf dem Boden zerstreut umher, als auch waren vereinzelt im Mauerwerk eingemauert Ziegel mit dem Stempel der Legio I Minervia theils mit, theils ohne den Zusatz P(ia) F(idelis), welche auf die Beziehung des Gebäudes zu der genannten Legion offenkundig hindeuten. An der südlichen, strassenwärts gelegenen Ecke des Raumes wurde end-

1) Vgl. Krosch, Bonn. Jahrb. XXXIII/XXXIV S. 275, welcher jedoch nur einen kleinen Bruchtheil der dortigen Fundstücke beschrieben hat.

lich ausserhalb desselben ein viereckiger, 29½ cm hoher und breiter, sowie 27½ cm dicker Stein aus Trachyt hervorgehoben. Auf der Stirnseite zeigt derselbe oben am Kopfe drei sechsblätterige Rosetten, unter denen in der Mitte zwei kleinere gleichartige sich befinden, während am Fusse drei mit den Stielen nach oben gekehrte Epheublätter angebracht sind. Sie bilden gleichsam die Einfassung für die auf dem dazwischen befindlichen freien Raume eingemeisselte einzeilige Inschrift:

P^v CLXXXX

P(edes) centum nonaginta.

Da der Stein hart am Rande der Mauer eines mit der Besatzung des Lagers, wie die aufgefundenen Legionsziegel darthuen, eng verbundenen Gebäudes zu Tage gefördert worden ist, so scheint er auch nur mit demselben in Beziehung gebracht werden zu können. Er wird also dazu gedient haben, den nach Füssen abgesteckten Raum des Bauwerkes zu bezeichnen, resp. dessen Begrenzung genau zu bestimmen. Wir lernen demnach aus unserem Steine, dass im zweiten Jahrhundert n. Chr., auf das die guten und eleganten Schriftzüge hinweisen, von Soldaten das in Rede stehende Gebäude ausserhalb des Lagers aufgeführt worden ist.

Josef Klein.

3. Bonn. Bei Gelegenheit der Kanalbauten in der Kölnstrasse hierselbst wurden mehrfach Bruchstücke grosser Amphoren, namentlich Halsstücke mit zum Theil noch erhaltenen Henkeln, von denen jedoch keiner einen Stempel enthielt, gefunden, ferner Scherben von einhenkeligen Thonkrügen, Tiegeln und Deckeln von Urnen aus gewöhnlichem weissem Thon. Von Bronze und Glas fand sich nichts, wie mir auf mein Befragen einer der Arbeiter mittheilte. Der Umstand, dass die Thongeschirre nicht erst beim Auswerfen des Grund und Bodens zerschlagen worden sind, sondern sich schon in dem trümmerhaften Zustande in der Erde vorgefunden haben, macht es wahrscheinlich, dass sie mit angefahrenen Schuttmassen von einer anderen Stelle des römischen Bonn hierhin verbracht worden sind. Die einzige Münze, welche meines Wissens zum Vorschein kam, war eine stark abgescheuerte Kleinbronze des Probus mit Fides militum auf dem Revers. Klein.

4. Zum Verständniss von Haus Bürgel. Ueber das im Regierungsbezirke Düsseldorf, Gemeinde Monheim, Bürgermeisterei Baumberg, südlich der Eisenbahnstation Benrath, unweit des Ortes Urdenbach, ehemals auf der linken Rheinseite gelegene Haus Bürgel ist im Laufe der Jahre Mancherlei mitgetheilt worden, was zum Theil einer Berichtigung und Ergänzung bedarf.

1. So sagt Oberstlieutenant Schmitt in seinem Nachtrage vom Jahre 1839 (B. J. H. 31, S. 91), Bürgel sei ein „ziemlich regelmässiges Vier-

eck von 98 bis 100 Schritt Seitenlänge und mit abgerundeten Ecken." A. Rein (Haus Bürgel. Crefeld 1855. S. 34) kennt dasselbe ebenfalls als „Viereck" (von 207 zu 195 Fuss). In Wirklichkeit springt jedoch im Vergleich zu der südöstlichen, die südwestliche Umfassungsmauerecke etwa 28 Schritte nach Nordwesten zurück. Dieses Zurücksetzen beginnt an dem westlichen Pfeiler des, in der Mitte der Südseite angebrachten Thores. Die ganze Befestigung gewinnt dadurch mehr die Umrisse von Caesars Marschlager an der Aisne und von der oberhalb Köln gelegenen Alteburger Befestigung.

2. Die über Haus Bürgel erschienenen Berichte berücksichtigen die Thore dieser Anlage entweder gar nicht, oder sie sprechen nur von dem an der Nordflanke der Umfassung gelegenen Eingange. Nun befindet sich aber diesem gegenüber, an der Südseite ein zweites Thor und ungefähr gegenüber der Mitte des Abstandes dieser beiden Anlagen, an der Ostseite des Castells habe ich die Nordhälfte eines dritten Thores gefunden. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass der letztgenannten Stelle westlich gegenüber ein viertes Thor gelegen hat.

3. Ueber die architektonische Anlage des Nord- und des Westthores — falls ein solches überhaupt vorhanden war — lässt sich ohne archäologische Aufdeckung des diese umgebenden Erdbodens nichts sagen. Das Ostthor hingegen stellt sich als glatte, oben sorgfältig überwölbte Maueröffnung vor. Ganz anders ist die Idee, welche dem Baue des Südthores zu Grunde gelegt wurde. Die östliche Hälfte der Südmauer liegt, so weit sich ohne Winkelkreuz schliessen lässt, im rechten Winkel zu der Ostmauer; das Weststück dieser östlichen Hälfte der Südmauer begrenzt ohne jede Zuthat die rechte Seite der 2,15 m weiten Eingangsöffnung. Die westliche, also linke Thorseite, welche die Ostgrenze der zurückspringenden Mauerlinie bildet, ist circa vier Schritte weiter nach Aussen gerichtet als die rechte Seite des Einganges und biegt sich dann nach der Thoröffnung mit einem schweren, thurmartigen Pfeiler hakenförmig einwärts. Es ist das also die von Hygin (c. 55) beschriebene römische Thoranlage, der zu Folge die Eintretenden immer ungedeckt waren und die in gerader Richtung Herankommenden ausgeschlossen wurden. Wie das beschriebene Zurückspringen einer Mauerflankenseite, so findet sich auch diese Vorkehrung bei dem Caesarischen Marschlager Galliens und wir sehen sie hier im Rheinlande bei dem Nordthore der Alteburger Befestigung, allerdings in beiden letzteren Fällen nur in dem Grundrisse, wohingegen uns das Bürgeler Südthor den Aufbau in schöner Erhaltung vorstellt. Es ist dies eine für das Verständniss älterer Militärarchitektur sehr wichtige Thatsache.

4. Die Technik der Umfassungsmauern von Haus Bürgel ist durchaus nicht rohes Gusswerk zu nennen. Dies wird man aber nach den Mittheilungen des Oberstlieutenant Schmitt (Jahrb. 51, 90 und 7, 145) und

späterer Arbeiten versucht zu glauben; auch lässt sie nicht zu, schon allein ihrer selbst wegen auf die fränkische Zeit zu schliessen. An den wenigen Stellen, wo die Mauer ihre ursprüngliche Anlage zeigt, ist sie genau so beschaffen wie dies Vitruv II, 8 als bezeichnende römische Technik angibt: es sind zuerst die Futtermauern (frontes) aus Brohlthaler Tuff hoch aufgeführt worden. Darauf hat man den mittleren hohlen Raum mit allerlei zerbrochenen Steinen und Mörtel ausgefüllt. Es entstanden so in diesem Mauerwerke drei Rinden (crustae). Die beiden Futtermauern bildeten zwei und die mittlere Fülle (factura) wurde zur dritten Rinde. Auf Haus Bürgel sind die beiden, der Witterung zunächst ausgesetzt gewesenen frontes an den meisten Stellen zerstört. Nur an einigen Punkten, wie beispielsweise an dem Osteingangsreste sind sie erhalten. Diese ihrer äusseren Bekleidung nicht beraubten Mauertheile, die sehr sauber aufgebaut sind, ragen auch vor den abgeschälten hervor. Was sich also bei flüchtiger Besichtigung als Gussmauer vorstellte, ist in Wirklichkeit nur die Factura. Es darf auch nicht an das Fränkische erinnern, wenn wir in dem Füllwerk faustgrosse Kieselsteine finden; denn die Römer benutzten diese gern, wie durch Vitruv l. II, c. 8 und l. VI, c. 14 feststeht und thatsächlich durch die reiche Auswahl von Gussmauern des Standlagers von Novaesium nachgewiesen ist.

Auch muss ich hervorheben, dass sich an anscheinlich restaurirten Theilen der Bürgeler Umfassung allerdings Lagen von Backsteinen finden; allein diese sind stellenweise sorgfältig in drei Lagen und zwar so angeordnet, dass zwei Lagen Tuff mit einer Lage Backsteine abwechseln. Das gebrannte Material zeigt uns den ächten römischen Ziegel, wie er zum Abdecken des Daches, für die Anlage von Kanälen, zum Aufbau von Mauern, als Füllwerk und als Statumen der Estrichböden benutzt wurde; er ist nicht mit den Backsteinen an der Arcade von St. Cäcilien zu Köln und den an dem älteren Theile des Bonner Münsters angebrachten, mittelalterlichen zu verwechseln.

5. Von hohem Interesse sind zwei an der Südseite der Bürgeler Umfassung angebrachte Fenster- oder Bogenschiessscharten. Wir sehen hier in einem grössern Abstande zwei 40 cm tiefe, 1,80 m grosse Nischen, welche oben durch einen 10 cm breiten Holzbalken abgeschlossen sind. In einer Höhe von 83 cm von dem unteren Rande jeder Nische sind zwei 45 cm hohe und 54 cm breite rechtwinkelige Oeffnungen angebracht, die durch eine 25 cm breite Mauer von einander getrennt werden. In der rechten und der linken Seite der Nische sieht man noch zwei Mauerdurchbrüche von 18 bis 40 cm Höhe und 18 bis 25 cm Breite. Auch diese Anlage kann dem Verständniss der alten Militärarchitektur sehr dienlich sein. Eine ganz ähnliche Eintheilung findet sich an dem vor dem Neusser Zollthore befindlichen, nach der von mir bei 4 beschriebenen Mauertechnik aufgebauten Umfassungsmauer. Dieselbe ist nach der Aufein-

anderfolge der verschiedenen auf historischem Wege datirbaren Neusser Umfassungsmauerreste in die spätrömische Zeit zu setzen und etwa dem Julian zuzuschreiben (vgl. Jahrb. d. Vereins v. Alterthumsfr. H. 81, S. 227).

6. Nach Schneider (Jahrb. 60, S. 11) hatte man früher ausserhalb des Castelbereiches keine Spur von Alterthümern gefunden. Jetzt sind jedoch, wie mir der jetzige Pächter von Bürgel, Herr Gemeindevorsteher Schmitz, sagt, in westlicher Nähe des Hofes Fundamente zum Vorschein gekommen. Auch ist zwischen dem östlichen Thorreste und dem beschriebenen Thurme in nächster Nähe des letzteren bei der Anlage einer Mistgrube das Fundament einer kreisrunden Bauanlage aufgedeckt worden. Ob dieses römisch und ob die erstgenannten Mauerzüge von dem gleichnamigen Orte Bürgel herrühren, der urkundlich nachweisbar ist und nach Rein (Haus Bürgel S. 10) an der Westseite des Gutes lag, muss eine Ausgrabung entscheiden.

7. Den von Rein (a. a. O.) genannten oberen Stein einer „römischen" Handmühle habe ich gesehen. Derselbe besteht aus Basaltlava, hat einen Durchmesser von 28 cm und eine Dicke von 10 cm; von letzterem Maasse gehören 5 cm der gerade aufsteigenden unteren Platte, die übrigen 5 cm dem sich verjüngenden oberen Theile an. Die Formgebung ist sehr roh und lässt es sehr zweifelhaft erscheinen, ob wir es hier überhaupt mit einer römischen Arbeit zu thun haben; der Gegenstand kann vielleicht fränkisch sein.

8. Unter den im Garten vor dem Nordthore aufgestellten Alterthümern entdeckte ich eine Steinplatte aus Jurakalk. Dieselbe ist 9 cm dick, oben $27^1/_2$ und unten 24 cm breit; sie entspricht also der sich nach dem Fussende verjüngenden Form eines fränkischen Kindersargdeckels. Die obere Fläche ist mit einem eingefurchten, glatten Saume versehen. Derselbe dient als Umrahmung einer ebenfalls durch eingefurchte Linien hergestellten Kreuzstandarte, wie wir solche in der Hand byzantinischer Kaiser sehen. Man denke an einen unten breit ausladenden Stab von ungefähr 30 cm Länge. Das schmälere, obere Ende erweitert sich plötzlich zu einem 28 cm grossen, der Form unseres eisernen Ehren-Kreuzes entsprechenden Kreuze, dessen vier gleichseitig lange Arme von ihrem gemeinsamen Mittelpunkte aus sich bedeutend erbreitern. Dass wir es hier mit einem frühmittelalterlichen Gegenstande zu thun haben, ist zweifellos. Es beweist derselbe, dass an der, allerdings nirgendwo näher angegebenen Fundstelle, wahrscheinlich auf Haus Bürgel in so früher Zeit schon Christen begraben worden sind und er macht es sehr wahrscheinlich, dass Bürgel in der fränkischen Zeit bewohnt war. Wenn daher Brosius von „unterschiedlichen Sarkophagen" redet, die man bei Haus Bürgel gefunden habe, so sind diese nicht, wie Rein (Haus Bürgel S. 34 u. f.) für wahrscheinlich hielt, auf die Bürgeler Matronensteine zurückzuführen, sondern wir haben den Worten Brosii Glauben zu schenken,

ersehen aus vorliegendem Funde jedoch, dass jene Särge wenigstens nicht alle römisch, vielleicht sogar sämmtlich fränkisch waren.

9. Die von Rein besprochenen Inschriften von Haus Bürgel, nämlich die an der westlichen Giebelwand der Kirche befindliche, die im Garten an der Steinpyramide angebrachten und der Votivstein neben dem östlichen Thorpfeiler sind heute noch alle dort vorhanden. Dass jedoch diese Steine ohne alle Sculpturzierathen sind, wie Rein (a. a. O. S. 43) angibt und an den eingemauerten Seitenflächen keine vorhanden gewesene Bildnisse vermuthen lassen, beruht auf Irrthum. Der im Garten vermauerte, den „Matronis Aufaniabus" gewidmete Stein zeigt an der freigelegten linken Seitenfläche den bekannten Zweig oder Baum und die übrigen Steine lassen, weil ihre Seitenflächen vermauert sind, nicht erkennen, ob dort Verzierungen angebracht waren.

10. Gegen die Angabe von Oberstlieutenant Schmitt (Bonner Jahrb. VII, S. 145), es seien Altäre vorhanden, welche theils schon aus der Füllung ausgebrochen, theils noch in dieser sichtbar, sagt Rein (Haus Bürgel), er habe jene Denkmäler nicht wahrnehmen können. Man habe nur den im Garten des Gutes aufgestellten Stein wirklich aus der Mauer gezogen, die beiden anderen Inschriften hingegen seien seit älterer Zeit eingemauert gewesen. Es ist in der That sehr wichtig zu wissen, ob der Stein „aus der Mauer in einer Weise gezogen worden ist, dass man daraus auf einen schon bei der Errichtung der Mauer benutzten Votivstein schliessen kann. Es ist das aber offenbar nicht beachtet worden; diesbezügliche Schlüsse sind jedenfalls nicht erlaubt. Wie vielmehr der Stein in der Mauer gesessen haben kann, lässt ein von mir an der Ostseite der Umfassung vorgefundener Votivstein erkennen, den Rein übersehen hat. Derselbe ist 73 cm lang und 21 cm dick und zeigt auf der aus der Mauer herausragenden Fläche einen Baum, der ganz mit dem Bilde übereinstimmt, das wir auf derselben Seite des Votivsteines sehen, der im Garten aufgestellt ist. Sehr bezeichnend ist die Umgebung dieses Votivdenkmales insofern, als sich dadurch zeigt, dass diese römische Arbeit nur im späten Mittelalter hier vermauert worden sein kann. Dieselbe befindet sich nämlich unter den Bausteinen, welche zur Vermauerung des Ostthoreinganges benutzt worden sind. Diese Steine sind zum Theil Tuffsteine, zum Theil und zwar speciell die Umgebung des Steines: jene bekannten grossen spätmittelalterlichen Bauziegel. Von einem Steine, welcher etwa als Bau- oder Füllwerk-Stein der älteren Mauer benutzt worden ist, kann hier also keine Rede sein.

11. Einen weitern Votivstein, der bisher der Forschung zu entgehen wusste, entdeckte ich vermauert an der inneren westlichen Seite des Nordthores, in der Höhe des den Matronis Alagabiabus gewidmeten bekannten Steines. Derselbe war früher durch die, gegen die Umfassungsmauer anlehnende Schmiede bedeckt. Der obere Theil fehlt. Wir sehen

vielmehr auf der 43 cm breiten, von schönem, hervorragendem Profile unten und an den Seiten eingefriedigten vorderen Fläche die durchschnittlich in 5 cm grossen Buchstaben, in edlen Formen gemeisselte Inschrift:

LI S
VICTORINVS
LEG · VI · VIC · PD
PRO · VEX · L · EIVS
ET · PRO · SE · V · S · L · M

Man könnte beim Lesen der von Rein besprochenen Bürgeler Inschriften leicht geneigt sein, das von Rein (Haus Bürgel) besprochene „augenscheinlich von einem Matronsteine winkelrecht abgehauene Bruchstück" als oberen Theil unserer Inschrift zu betrachten. In der That zeigt dasselbe die Ausgänge von drei Zeilen, nämlis NIS ‖ BVS ‖ ANVS· sodass also etwa zu lesen wäre: Matro(nis) Aufania(bus) . . Mammili(anus) Victorinus u. s. w. Dennoch ist an die Zusammengehörigkeit der betreffenden Stücke insofern nicht zu denken, als das Rein'sche Bruchstück, welches noch erhalten ist, aus Jurakalk besteht und bedeutend kleinere Buchstaben zeigt, während der von mir entdeckte Altar aus dem bekannten tertiären Liedberger Sandstein und zwar aus der auch geologisch als „Haustein" bekannten Art desselben gemeisselt ist. Jedenfalls beweist dieser Altar, falls derselbe wirklich zu Haus Bürgel errichtet worden ist, wogegen sich kein Grund vorbringen lässt, dass dieses Castell bereits zwischen 70 und 120, also in der Zeit bestanden hat, als die 6. Legion am Niederrhein weilte. Es würde in diesem Falle neben dem Standlager der 6. Legion, dem von Novaesium nämlich, bestanden haben und war damals vielleicht von einer Vexilatio dieser Heeresabtheilung besetzt. Ob nun aber die älteren, jetzt noch sichtbaren, wie ich nachgewiesen habe mit der römischen Technik allerdings übereinstimmenden Bürgeler Mauerreste, insbesondere das ganz nach römischem Muster ausgeführte, so sehr lehrreiche Südthor und die interessanten Doppelfenster wirklich noch aus jener Frühzeit stammen oder aber ob sie einer späteren römischen oder, wie Prof. Schneider glaubt, einer fränkischen Wiederherstellung zuzuschreiben sind, wage ich nach dem mir gegenwärtig zugänglichen archäologischen Materiale ohne Ausgrabung nicht zu entscheiden. Bis jetzt ist jedenfalls ein Beweis für den römischen ebensowenig als ein solcher für den fränkischen Ursprung von Bürgel erbracht worden.

Constantin Koenen.

5. Das Verhältniss der Alteburg zu den Römerlagern und den einheimischen Orten von Köln, Bonn und Neuss. Die oberhalb Köln gelegene Befestigung Alteburg hat, seitdem man sich

näher mit der Geschichte unserer Rheinischen Metropole befasste, das Interesse weiterer Kreise auf sich gelenkt. Generalmajor a. D. Wolf, welcher ihre Ummauerung aufdecken liess, kam daher durch die Herausgabe einer besonderen Schrift über diesen Gegenstand, „Kastell Alteburg bei Köln" (Köln 1889), zur Erfüllung eines Wunsches, den wohl mancher Alterthumsforscher im Herzen trug. Um auch über die Kreise der Fachgenossen hinaus das Interesse für diese Oertlichkeit zu beleben, berichtete Wolf auch noch in der ersten Morgenausgabe von Nr. 148 der „Kölnischen Zeitung" (30. Mai 1890) über das Gefundene. In beiden Arbeiten kommt der Verfasser zu Vergleichungen der Alteburg mit den Römerlagern und den einheimischen Orten von Köln, Bonn und Neuss. Da hat sich aber Manches eingeschlichen, was auch eine andere Auffassung, als die von Wolf geäusserte, zulässt. Das Verhältniss der Alteburg zu den Legionswinterlagern und den einheimischen Orten von Bonn, Köln und Neuss wird dadurch besondere Berücksichtigung finden.

Die Alteburg, so glaubt der Verfasser, sei das zum Ueberwintern zweier Legionen bestimmt gewesene augustische Legionslager von Köln, hervorgegangen aus der Befestigung, welche J. Caesar bei seinem zweiten Rheinübergange zur Sicherung der hinterlassenen Brücke am Ufer des Stromes anlegte; doch sei sie, als Köln im Jahre 50 n. Chr. Colonierecht erhielt, als Legionslager aufgegeben worden, habe jedoch als Residenz der Statthalter fortbestanden. Man müsse sie auch als das „Lager in Colonia Agrippinensi" ansehen, wo sich im Jahre 70 Vitellius befand, als die Legionen ihn zum Kaiser ausriefen. Das, abgewandt vom Rhein, auf der Höhe des Terrains angetroffene Südwestthor betrachtet Wolf als die Porta Praetoria, während die Porta Decimana an der tiefsten Lagerstelle, dicht am Rheinufer, nach Osten hin zum feindlichen Germanenlande geschaut habe. Ein südwestlich neben dem Decimanus Maximus, mitten auf dem Cardo Maximus gelegenes römisches Gebäude ist nach Wolf das Praetorium des Legionslagers und eine in Verfolgung der Südflanke der Alteburg, 167 m nördlich der Befestigung im Rheinstrome gefundene Steinanhäufung bringt Wolf mit der Caesarischen Brücke in Beziehung. Die die Grösse des vermeintlichen Winterlagers für zwei Legionen um das Doppelte übertreffenden beiden, jedes nur für eine Legion bestimmt gewesenen Winterlager von Novaesium und Bonna sollen keine Legionslager, sondern „civitates muratae" sein, wie sie Vegetius III, 8 anführe. Es hätten in denselben die betreffenden Legionen ihr Winterquartier gehabt. Ammianus Marcellinus XVIII. c. 2 nenne diese Civitates Novaesium und Bonna. Dieselben seien im 9. Jahrhundert von den Normannen zerstört worden und man habe dann, unfern der alten Anlagen, die deutschen Städte Bonn und Neuss aufgebaut.

Es ist nun zwar eine bekannte Thatsache, dass bereits vor der römischen Besitznahme Galliens sich am Rheine gallische Ortschaften befunden haben; den Legionen der ersten Kaiserzeit wies man jedoch wohl nur ausnahmsweise innerhalb, sondern in der Regel ausserhalb solcher bürgerlichen Niederlassungen Quartiere an, um sie, wie Vegetius I, 3 sagt, „fern zu halten von den Reizmitteln der Stadt; damit auf diese Weise ihre Körper- und Geisteskraft zunehme.“ Dasselbe bezeugt Herodian hist. III, 14, dann Tacitus, Annal. IV, 2 und Isidor, Etymologiarum 9. Erst im 4. Jahrhundert scheint man von dieser Regel abgewichen zu sein; denn Zosimus (Hist. II, 34) wirft Constantin II. vor, er habe die Keime zum Verderben des römischen Reiches gepflanzt, weil er die Soldaten in die Städte verlegte, wo sie durch Schauspiele und Wollust verweichlicht worden seien. Da erst entstanden wohl die von Vegetius III, 8 genannten Winterquartiere der ummauerten Städte (civitates muratae). Das Standlager von Novaesium hat jedoch Ziegel der 16. und der 6. Legion aufzuweisen. Die erstere lag von circa 50 bis 70 in genanntem Lager, die zweite von 70 bis gegen 120 n. Chr. Dann finden sich Ziegel nur von einer vexillatio des exercitus Germaniae inferioris, die nicht über die Zeit Constantin II. hinaus dort verblieb. Von einer späteren Besatzung fehlt überhaupt jedwede Spur. Dass in den Orten Novaesium und Bonna die dortigen Lager sich befanden, dafür fehlen uns jede historische Nachrichten. Bei Tacitus Hist. IV, 20 ist nur von dem in Eile zusammengebrachten Haufen von Landvolk und Marketendern die Rede, welche aus den Thoren des Standlagers von Bonn die von Mainz anrückenden Batavercohorten empfangen. Es ist nirgendwo gesagt, diese nicht militärische Bevölkerung habe in einem Stadtlager gewohnt. Wir haben es vielmehr mit einer im Nothfalle herangezogenen Truppe zu thun. Die Canabae, in denen jene Marketender wohnten, sind an der rechten Seite ausserhalb der Bonner Lagermauern thatsächlich gefunden worden. An derselben Stelle ausserhalb der Neusser Lagermauern befindet sich die Lageransiedelung von Novaesium. Die Lageransiedelung von Vetera lag nach Tacitus (Hist. IV, 22) gleichfalls ausserhalb des Lagers. In einem Berichte des Arrian, den dieser als Statthalter von Cappadocien an Kaiser Hadrian über eine Inspectionsreise an den Küsten des schwarzen Meeres erstattete, wird eines dort befindlichen Castelles gedacht. Früher bestand es nur aus einem Erdwalle, sowie aus hölzernen Thürmen und zeigte einen doppelten Graben. Jetzt war es bereits durch einen soliden Bau von Bruchsteinen ersetzt und die ausserhalb desselben, zwischen Castell und Flussufer liegenden Wohnungen der Veteranen und Händler, sowie der hier befindliche Hafen wurden geschützt durch den Castellgraben, indem man diesen auf eine Verfügung des Statthalters bis zum Ufer fortführte. Wenn daher

nach Tacitus V, 22 kurz vor Ende des Bataverkrieges, nachdem die Standlager der Cohorten, Schwadronen und Legionen verbrannt und geschleift waren (Tac. Hist. IV, 61), sich der römische Feldherr Cerealis dennoch nach Novaesium und Bonna begibt, die Lager zu besehen, welche man dort zur Ueberwinterung der Truppen errichtete, dann sagt der Berichterstatter auch damit nicht, jene Militärquartiere seien in die bürgerlichen Orte Novaesium und Bonna gelegt worden. Die Römer haben vielmehr in demselben Sinne von castris Bonnensibus (Hist. IV, 20), Bonner Lager, Lager zu Bonn und von dem Lager bei Neuss, Neusser Lager gesprochen, wie wir heute noch von dem „Neusser Römerlager" oder dem „Lager von Neuss" reden, wohl wissend, dass dieses etwa 30 Minuten oberhalb Neuss liegt.

Der im Lager von Novaesium die meuterischen Soldaten anredende Vocula (Tac. Hist. IV, 58) verweist ausdrücklich auf die treffliche Neusser Lagerbildung (castra egregia) und sagt: hier sind Wälle und Mauern und Zögerungsmittel. Vocula fleht schliesslich dieses Lager (castra) unentweihet zu lassen; von einem Orte ist hier keine Rede. Nach den Resultaten der vom Bonner Provinzialmuseum vorgenommenen Aufdeckungen des Römerlagers von Bonn und von Neuss entspricht das Gefundene den Lagerbeschreibungen von Polybius, Hyginus und von anderen alten Schriftstellern; von einer bürgerlichen Anlage ist keine Spur gefunden worden. Allerdings muss beachtet werden, dass jene Schriftsteller nur der Feldlager gedenken, während die Lager von Novaesium und Bonn Winterlager waren. Diese Grenzfestungen des Römischen Reiches haben daher grössere Verhältnisse. Die einzelnen Cohorten übernachteten nicht mehr in einfachen Lederzelten, sondern sie sind in grossen hölzernen mit Steinunterbauten versehenen Kasernen einquartiert. Aber wie im Felde, so lagen auch hier noch die einzelnen Zeltgenossenschaften in Reihen nebeneinander; vor ihnen sehen wir in besonderen Räumen die Waffen, zunächst den Gassen die Lastthiere untergebracht. An der dem Lagerwalle zunächst liegenden Seite solcher Kasernen sind, wo im Etappenlager nur geräumigere Lederzelte standen, nach der Art des römischen Hauses eingerichtete Officierswohnungen aufgeführt. Der noch an der alten Feldlagerstelle, zwischen via principalis und via quintana errichtete Platz des Feldherrn, im Feldlager unbedeutende Seitenlänge zeigend, hat im Winterlager von Novaesium monumentale Colossalbauten von 180 m aufzuweisen. Aus Allem, was sich bis jetzt im Bonner und Neusser Lager gezeigt hat, geht hervor, dass Marsch- und Standlager hinsichtlich der Lagerordnung fast übereinstimmen, dagegen in den Grössenverhältnissen der Gesammtanlage und deren Einzelheiten wesentlich verschieden sind. Dass das vom Bonner Provinzialmuseum in der Aufdeckung begriffene Legionslager von Neuss nur ein solches ist und gar keinen Zusammenhang mit der von Ammian Marcellin

l. 18. c. 2 genannten Civitas Novaesium hat und dass erst die Neuerungen Constantins II. Novaesium als civitas murata zur Truppengarnison erhoben haben kann, zeigen auch die im Lagerbereiche angetroffenen Münzen und Gefässscherben. Befindet sich doch unter der grossen Menge von Geldstücken, die mit denen der ersten Kaiserzeit beginnen und die überaus zahlreiche Gepräge der Kaiser Tetricus und Valerian aufzuweisen haben, auch verschiedene Münzen von Constantin I. Keine von einem der Nachfolger dieses Kaisers. Ebenso fehlen die Gefässscherben dieser Spätzeit. Also gerade aus den Jahren, in denen nach der Historie die Civitas Novaesium bestehen musste, fand sich im Standlager bei Grimlinghausen kein Culturrest, es war ohne Besatzung, ohne Verkehr, kurz, völlig verlassen. Die letzte Legion, welche in demselben lagerte, die VI. Victrix, stand um 120 nach Christus in Britannien. In den bald nach dieser Zeit verfassten Verzeichnissen und Reisebeschreibungen erscheint bei Novaesium keine Legion, dahingegen die Bezeichnung „ala". Die Ziegel aus den Culturschichten dieser Epoche tragen auch nicht den Stempel einer bestimmten Legion, sondern den des niederrheinischen Heeres überhaupt (EX · GER · INF = Exercitus Germaniae Inferioris) oder aber einer Abtheilung, vexillatio, desselben. Diese scheint Constantin II. in den ummauerten Ort, civitas Novaesium, geführt zu haben, der eigentliche Stadtrechte nie besass, wie dies auch Mommsen annimmt. An der Stelle des heutigen Neuss sind auch zahlreiche frühere und in ununterbrochener Reihenfolge auch römische Denkmale späterer Zeit, unter diesen auch Gräber mit Gefässen und Münzen aus der Zeit Constantins I. aufgedeckt worden. Es wurden zwischen Clarissenstrasse und Glockhammer auch Reste eines Castelles und hinter diesem bis zum Oberthore die durch Gebäudefundamente und andere römische Culturreste zu erkennenden Spuren der römischen Ortschaft gefunden. Im Bereiche des heutigen Neuss lagert auf diesen Trümmern der Römerzeit auch die Brandschicht vom Jahre 881, als die Normannen den Ort einäscherten. Das Lager bei Grimlinghausen zeigt davon keine Spur. Auf den römischen und fränkischen Ortsresten von Novaesium erhob sich das heutige Neuss, das mit dem Legionslager von Novaesium nur insoweit zu schaffen hatte, als es sich von dessen Militärbauten das vorzügliche, behauene Steinmaterial wegholte und zu Neubauten benutzte.

Das also nachweislich für eine Legion als Standquartier (castra) eingerichtete Lager von Novaesium bildete ein Rechteck von 572 m Länge und 452 m Breite; es hat 24 ha Flächeninhalt. Denselben Inhalt zeigt auch das Bonner Legionslager, welches ebenfalls nur für eine Legion errichtet war.

Die Dank der Energie des Generalmajors z. D. Wolf oberhalb Köln aufgedeckten Umfassungsmauern der Alteburg umschliessen hingegen einen Flächenraum von 12 ha, also nur die Hälfte des für eine

Legion bestimmten Raumes, sie darf also nicht als das Kölner Winterlager betrachtet werden; denn dieses war für zwei Legionen bestimmt, könnte daher etwa 48 ha Flächeninhalt haben. Dasselbe bestand in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Die grosse Masse der von mir auf der Trümmerstätte von Alteburg gesammelten Gefässscherben gehört jedoch in das zweite und dritte Jahrhundert n. Chr., das ist also eine Zeit, in der das Kölner Legionslager aufgegeben war. Wir wissen aus Tacitus Hist. I, 55 bestimmt, dass das niederrheinische Heer bereits im Jahre 69 n. Chr. ausser der in Bonna lagernden I. Legion, der bei Novaesium stationirten XVI. Legion und der bei Xanten lagernden V. und XV. Legion keine Legion aufzuweisen hatte. Dass Alteburg damals kein Legionslager war, erhellt ferner auch aus Tacitus Hist. I, 57. Hier wird das Lager der I. Legion als das nächste oberhalb der (unterhalb Alteburg befindlich gewesenen) agrippinensischen Colonie bezeichnet. Nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des genannten Schriftstellers (Hist. IV, 30) ist nicht Alteburg, sondern das Lager zu Bonn das der I. Legion. Von letztgenanntem Orte aus rückte der Legat Fabius Valens mit der Reiterei der Legion und den Hülfsvölkern in die agrippinische Colonie ein und begrüsste den Vitellius als Imperator. Wenn wir nun aus Sueton 8 erfahren, Vitellius habe, nachdem er die Lager betreten, Niemand eine Bitte abgeschlagen, dann kann unter diesen „castra" nicht das damals nicht vorhandene Kölner Lager einbegriffen sein. Wir erfahren vielmehr aus der Parallelstelle bei Tacitus Hist. I, 52, dass Vitellius zu Anfang December 68 Niedergermanien überhaupt besuchte, die (vorhandenen) Winterlager der Legionen sorgfältig besichtigte und die Interessen der Lagerbesatzungen förderte.

Mit der Anlage eines Legions- oder Cohortenlagers stimmt auch die Lage der Alteburger Befestigung schwerlich überein. „Vor Allem", so sagt nämlich Hygin (liber de munitionibus castrorum c. 57), „wird man darauf achten müssen, dass der Raum für eine Strasse an den Seiten des Lagers vorhanden sei." Ein solcher Raum fehlt aber bei der Alteburger Rheinflanke. War hier ein Thor vorhanden, so führte dieses direkt in den Rheinstrom. Alteburg hat also scheinbar einen für den Rhein bestimmten Zweck gehabt, augenscheinlich in dem Sinne der castra navalia. Bei dieser Vorstellung findet auch die von Generalmajor Wolf im Rhein vor Alteburg 140 m vom Ufer festgestellte geschichtete Steinmasse andere Erklärung. Diese als Umlagerung von hölzernen Brückenjochen zu betrachten, befremdet, weil eine solche wohl, wie bei dem Deutzer römischen Brückenkopfe, in der Axe der Befestigung, also in der Verlängerung des Decimanus liegen würde. Die Alteburger Steinreste sind hingegen in der Verlängerung der stromaufwärts gelegenen Umfassungsmauerseite bestimmt worden. Das ist eine Lage, welche der des Armes (brachium) eines Rheinhafens (portus) entspricht. In der Regel waren

diese mit Bauwerken und Thürmen versehen. Das zeigen deutlich die Häfen von Centumcellae und von Ostia. Bekannt ist auch die überaus grossartige Fertigkeit, welche die Römer in der Anlage von Molenbauten besassen. Naturgemäss würde man den Raum zwischen jener gefundenen Steinmasse und der Umfassungsmauer — falls hier Steine fehlen — durch Pfähle gegen den Stromandrang gesichert haben. Das führt uns auf das im Jahre 1531 verfasste Gedicht des fahrenden Kölner Buchhändlers Johann Hasseler. In demselben wird von einem am Rhein bei Köln gelegenen wunderlichen Baue geredet, der innerhalb eines Zirkels hoher Bäume (Pfähle) errichtet ist. Eine solche Anlage erklärt auch den der Alteburg gegenüber vor dem Dorfe Poll gelegenen Ufereinschnitt, der unter dem Namen „alter Rhein" bekannt ist. Engte man nämlich den Rhein auf der linken Seite um 140 m ein, dann musste er auf der rechten Seite entsprechend erbreitert werden.

Während sich, wie gezeigt wurde, auch nicht eine historische oder statistische Andeutung findet, für ein nach der Colonieerhebung Kölns bei Alteburg befindliches Cohortenlager, fehlt es nicht an Andeutungen, welche auf eine Flottenstation zu schliessen erlauben. So befiehlt Germanicus, im Winterlager „apud aram Ubiorum" befindlich, die Flotte solle den Rhein hinab nach Xanten fahren (Tacitus Ann. I. 45) und im Jahre 70 n. Chr. beschützt der in der Colonia weilende Vitellius den „praefectus classis Germanicae". Die Hauptmasse der innerhalb der Alteburg gefundenen gestempelten römischen Ziegel hat die Bezeichnung C·G·P·F. Schon längst ergänzte Schuermanns (Korrespondenzblatt d. Westd. Zeitschr. Jahrg. VII, 12 S. 260 u. Bull. des Comm. roy. d'art et d'archéologie) „classis Germanica pia fidelis", d. h. Germanische Flotte, die Fromme, Getreue. Auf eine diesbezügliche Anfrage theilte mir auch die in solchen Dingen maassgebende Autorität, Professor Th. Mommsen in Charlottenburg mit, diese Leseweise sei „zweifellos richtig; ein Cohortenlager könne daher an der Alteburg nicht gesucht werden, wohl aber eine Station für die Rheinflotte." Wichtig ist es, dass nach Schuermanns (a. a. O.) die classis Germanica ihren auf den Alteburger Ziegeln aufgeprägten Beinamen „pia fidelis" zwischen Trajan und Marc. Aurelius, also in der Zeit erhielt, in welche auch die Mehrzahl der Alteburger Gefässscherben gehört. Wolf glaubt, dass auch ein in Köln gefundener Weihestein des Jupiter, der von einem Präfecten der classis Germanica pia fidelis gesetzt ist, in Bezug stehe auf Alteburg. Mit demselben Rechte darf man auch den in der Salzmagazinstrasse zu Köln gefundenen Grabstein eines Untersteuermannes der deutschen Flotte mit den Alteburger Funden in Zusammenhang bringen. Am bezeichnendsten ist jedenfalls der an der Alteburg gefundene, einem Steuermanne der Provinzialflotte von einem Schiffsschreiber ge-

setzte Grabstein, den J. Asbach (Bonner Jahrb. H. LXVI, S. 79) in die früheste Kaiserzeit setzt.

Hat aber nun an der Alteburg schon seit der ersten Kaiserzeit jene Flottenstation bestanden, dann würden die in der Nähe, nämlich auf Arnoldshöhe und im Bayen gefundenen Grabsteine von einem Veteranen und von einem Soldaten der zwanzigsten, also der Legion, welche mit der ersten das Kölner Lager bezogen hatte, nur beweisen, dass dort ein Posten dieser Heeresabtheilung stationirt war. Oder aber diese Steine rühren von der Besatzung der Flottenstation her, wie auch die auf der Alteburg gefundenen Ziegelstempel der XVI., der VI. und XXX. Legion. Bekannt sind ja die Ziegel, auf denen sich neben der Bezeichnung C · G · P · F die Worte EX · GER · INF · oder aber LEG XXX eingedrückt finden. Wir haben es eben mit Denkmalen von Legionssoldaten zu thun, welche zeitweilig zur Flotte abkommandirt wurden. So nennen auch zwei Mainzer Inschriften den signifer leg. XXII pr. p. f. optio navaliorum.

Ob der in der Alteburg von Bau-Unternehmer Ferdinand Bolzius aufgenommene Bau vielleicht der des Präfecten der Rheinflotte ist, kann erst erkannt werden, wenn auch die übrigen Theile innerhalb der Alteburger Mauern durchgraben sind. Theoretisch würde der Hauptbau einer Befestigung allerdings in der Axe derselben vor dem Schneidepunkt von cardo und decimanus liegen, wo in der Alteburg noch nicht nachgegraben wurde, also nicht so wie das von Wolf als Praetorium betrachtete Alteburger Gebäude, seitlich dieser Stelle. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass der eigentliche Mittelbau der ganzen Anlage, welcher im Legionslager das Praetorium ist, noch gefunden werden kann. Hat man ein Recht den von Wolf auf der Alteburg blossgelegten Thoranlagen die Namen der Legionslagerthore zu geben, so würde nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Hyginus (a. a. O. c. 56) das (in der Linie der Lageraxe) der Rheinflanke entgegensetzt liegende Thor als porta decimana bezeichnet werden müssen; denn dieses liegt an der höchsten Stelle. Das diesem gegenüber errichtete Thor, die porta praetoria, welche zum Ausmarsch, also in einer Flottenstation zum Besteigen der Schiffe benutzt wurde, wäre überhaupt nicht im Westen, sondern am Rhein, nach Osten, dem Feinde gegenüber zu suchen.

Befand sich nun aber an der Alteburg schon von der ersten Kaiserzeit ab bis in die letzte römische Kaiserzeit hinein eine Flottenstation, dann kann an derselben Stelle unmöglich zu gleicher Zeit das Kölner Legionslager bestanden haben. Tacitus nennt dasselbe zuerst und redet (Ann. I, 39) von Germanicus, vor dem die Abgeordneten des Senates erschienen seien „in Ara Ubiorum" und fügt hinzu: „Dort überwintern zwei Legionen, die erste und die zwanzigste, sammt den eben erst ausgemusterten Veteranen, die noch bei der Fahne bleiben sollten." Demgemäss kann das Kölner Lager unmittelbar neben der Stelle zu suchen

sein, wo sich die Ara Ubiorum befand. Bergk hat bereits (Nachlass in den Bonner Jahrb. H. LXXXI, S. 117 ff.) den Nachweis geliefert, dass dieser Altar, dem Kaiser Augustus errichtet, sich in dem Ubierorte befand. Man habe daher den Ort („Oppidum Ubiorum") auch geradezu „Ara Ubiorum" genannt. In dieses Oppidum Ubiorum führte im Jahre 50 n. Chr. Agrippina, um auch den bundesgenössischen Nationen ihre Macht zur Schau zu tragen, eine Colonie von Veteranen (Tacitus Ann. XII, 27) und benannte sie „Colonia Agrippinensis", neben welchem officiellen Titel in der ersten Zeit vielfach auch noch der alte, „Ara Ubiorum" oder „Ara Agrippinensis" gebraucht wurde. Innerhalb des heutigen Köln sind auch römische Gräber gefunden worden, von denen zahlreiche, bis in die Zeit des Kaiser Augustus, also bis in die der Existenz des Römerlagers hineinreichen. Diese Gräber umschliessen nach den sorgfältigsten Forschungen von Düntzer (Westd. Zeitschrift. Jahrg. IV, I. S. 29—43) innerhalb des heutigen Köln einen von zahlreichen römischen Culturresten durchsetzten Raum von ungefähr 51 bis 52 ha Flächeninhalt (vgl. v. Veith, Winckelmann's-Programm vom 9. Dec. 1885. S. 14). Derselbe entspricht somit der Grösse eines Lagers für zwei Legionen, so dass die genannten Culturreste, soweit sie augusteisch sind, recht wohl von dem Lager und auch noch von der bei diesem gelegenen Ara Ubiorum herrühren können.

Die Reste des augusteischen Lagers selbst sind aber dadurch noch nicht nachgewiesen worden. Man wird freilich bedenken müssen, dass die bis zur Aufgabe des Kölner Legionslagers errichteten linksrheinischen militärischen Anlagen aus dem Grunde, weil Rom beabsichtigte, etwa die Elbe oder die Weser zur Grenzscheide des römischen Reiches zu machen, mehr intermistische Werke sind und als solche wahrscheinlich nicht aus Stein, sondern aus Erde und Holz errichtet waren, daher schwerlich in genügender Weise nachzuweisen sind. Die im Bereiche des heutigen Köln genannte römische Culturreste — mit Ausnahme der Gräber — umschliessenden massiven Umfassungsmauern (vergl. Mertz, Beiträge zur Feststellung der Lage und der jetzigen Beschaffenheit der Römermauern zu Köln; v. Veith, Festprogramm zur Winkelmannsfeier 1885) sind jedenfalls nicht als die des Winterlagers anzusehen. Wir haben es hier vielmehr mit der Umfassung der Colonia zu thun. Ob wir jedoch die Mauern von Köln vor uns haben, deren Niederreissen die Köln gegenüber, auf dem rechten Rheinufer wohnende germanische Völkerschaft im Jahre 70 n. Chr. verlangte (Tac. Hist. IV, 64) oder aber, ob diese zweifellos römischen Werke einer späteren römischen Erweiterung angehören, wofür nach Düntzer (Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 34) „ganz entschieden" die Formen der Buchstaben auf dem Bogen des nördlichen Stadtthores sprechen, ist noch nachzuweisen. Sicher war Köln bereits im Jahre 70 n. Chr. eine wegen ihres Reichthums und Gedeihens

beneidete Stadt, der Hauptsitz des ubischen Volkes. Die ehemals dorthingeführten römischen Colonisten finden wir mit den alten Bewohnern des Oppidum durch eheliches Band vereinigt und sie hatten dort ihr Vaterland. Das sagt Tacitus (Hist. IV, 63, 64 und 65) ausdrücklich und daher schon erklären sich die massenhaften römischen Alterthumsreste, welche bei keinem Neubaue des alten Stadtbereiches fehlen. Leider fallen diese Urkunden der Stadtgeschichte zumeist einem elenden Raritätenhandel zum Opfer. Constantin Koenen.

6. Köln. Bei dem Ausgraben der Fundamente für einen Neubau in der Luxemburgerstrasse in der Neustadt von Köln wurde das Bruchstück eines römischen Grabsteines aus Kalkstein zu Tage gefördert, welches jetzt eine Höhe von 37 cm und an der besterhaltenen Stelle eine Breite von 15 cm hat. Dasselbe enthält die linke Hälfte der Grabinschrift einer Frau mit ziemlich guten Buchstaben, welche in der ersten Zeile 5 cm, in den beiden anderen 4 cm hoch sind:

M
NIÆ
VVAE

In der ersten Zeile ist M unzweifelhaft der Rest der bekannten Eingangsformel auf Sepulcralinschriften D(is) M(anibus). Für die Ergänzung der beiden Namen der Verstorbenen, deren Endsilben .. niae ..... nuae bloss erhalten sind, bieten sich so viele Möglichkeiten dar, dass ihr wahrer Wortlaut kaum ermittelt werden kann. Der Stein befindet sich jetzt im Provinzialmuseum zu Bonn. Josef Klein.

7. Zu dem Kölner Apis. Als ich die kürzlich zu Köln aufgefundene Bronzestatuette eines Apis-Stieres besprach (Jahrb. 88. S. 238 ff.), war mir kein entsprechender Fund aus den nördlichen Provinzen gegenwärtig, heute vermag ich einen solchen nachzutragen. Vor etwa 40 Jahren wurde in Cornwall die etwa 5 cm hohe, 4 cm lange Bronzestatuette eines Stieres entdeckt, welche einen Apis darstellte (publ. Birch, The archaeological Journal VII. 8 ff., 120), aber manche Abweichungen von dem echtägyptischen Typus des Thieres zeigt. So ist der Sonnendiskus zwischen den Hörnern in sechs Theile getheilt und erscheint fast wie eine Blumenkrone, der Wanst ist sehr stark entwickelt und auf der rechten Körperseite ist eine Mondsichel eingegraben. An den Füssen finden sich kleine Spitzen, um das Thier auf einem Postamente zu befestigen, gerade so wie dies bei dem Kölner Exemplar der Fall war. Die erwähnten Umänderungen in der Darstellung des Stieres beweisen, dass es kein original-ägyptisches Stück, sondern eine römische Nachahmung ist. Gerade bei diesen erscheint die Mondsichel, welche Plinius, Hist. nat. 8. 184 unter den Zeichen des ägyptischen Apis aufführt „insigne ei in dextro latere

candicans macula cornibus lunae crescere incipientis", öfters an dem Stierleibe. So zeigen zwei Denkmäler des British Museums, die keinenfalls vorhadrianisch sind, zwei Stiere, den einen mit Stern, den anderen mit einer Mondsichel an der Flanke (Ancient Marbles X pl. 51). Auch auf Münzen Hadrians, die in Memphis, Alexandria und Hadrianotherae in Bithynien geprägt sind (l. c. p. 16) erscheint der Apis in dieser Weise dargestellt[1]).

In demselben Hefte des Archaeological Journal (p. 173, 182) werden ägyptische kleinere Amulette beschrieben, die an der Stätte des alten Glevum bei Gloucester mit römischen Gegenständen zusammen entdeckt sein sollten, jedoch dem Bedenken Ausdruck gegeben, ob der Fundbericht auch zuverlässig sei. Schon früher, 1792, ward auf der Insel Sheppy an der Themsemündung ein grosser flacher Skarabaeus, der ursprünglich bestimmt gewesen war auf der Brust einer Mumie mit Fäden befestigt zu werden, zu welchem Zwecke er am Rande mehrere Löcher zeigt, mit einem Stück red China plate, d. h. wohl Terra sigillata, und dem Fragment einer Goldmünze zusammen angeblich in einer Tiefe von 60′ ausgegraben. Der Skarabaeus kam in die Hand eines Herrn James Deacon, während die beiden andern Stücke verschwunden sind.

A. Wiedemann.

8. Godesberg. Neuere Funde. Am 19 Febr. wurden zu Godesberg bei der Anlage eines Kanalanschlusses im Thorwege der Apotheke des Herrn Gatzen zwei fränkische, aus grossen Tuffplatten bestehende Särge freigelegt. Dieselben lagen in der Richtung etwa Ost-West, also senkrecht zur Strasse hinter einander, etwa 1 m Erde zwischen sich lassend. Nur der der Strasse zunächst liegende ward geöffnet. Das 85 cm breite Innere war mit fetter Erde gefüllt, die das auf dem Rücken mit dem Kopfe nach Westen hin liegende Skelett zerdrückt hatte. Nur der Obertheil des Schädels, der auf einen jugendlichen Mann hindeutete, und wenige Zähne waren erhalten. Beigaben fehlten vollständig. Die Särge lagen in denselben beiden Reihen, auf die man bereits mehrfach bei Erdarbeiten zu Godesberg gestossen ist und welche zwischen dem Bache

1) Herr v. Vleuten hatte die Freundlichkeit, die im Berliner Münzkabinette befindlichen, den Apis zeigenden Münzen des Julian II. auf etwaige an dem Thiere angebrachte Symbole zu prüfen und stellte dabei fest, dass sich regelmässig über dem Stier zwei Sterne befinden, vor ihm steht etwa auf der Hälfte der Exemplare ein Adler mit einem runden Kranz im Schnabel auf einem verschieden geformten Postamente oder Stein; an dem Körper des Stieres finden sich nur, zuweilen etwas ungeschickt gezeichnete, Hautfalten, aber Nichts, was den Eindruck einer bewussten, nicht zufälligen Gestaltung erweckte. Auf den Berliner Exemplaren fand sich bei den Apis-Münzen im Abschnitte: ANT. A. (B.); S. M. ANTA; AQVIL. P; P. CONST (S. T.); HERACL. B; LVGD. OFFD; NIK. B. (Γ.); A. SIRM. (B.); A. SISC.; B. SIS; TES. Γ. (Δ.)

und der Villenstrasse etwa in der Richtung der heutigen Chaussée verliefen. Wenige Fuss von den Särgen nach Süden hin ward bei der Errichtung eines Seitengebäudes des „Adler" ein entsprechender Sarg, in dem ein vollständig erhaltenes Skelett lag, aufgedeckt und dann unter den Fundamenten belassen.

Von sonstigen in letzter Zeit gemachten gelegentlichen Funden in und bei dem Orte ist zu erwähnen, dass man bei einem Bau auf der nördlichen Seite der Bahnhofstrasse etwa in der Mitte derselben auf die gepflasterte Fortsetzung der nach Friesdorf zu führenden Römerstrasse (Jahrb. 83. 235) stiess. Auf dem Godesberg selbst wurden beim Ackern auf den zwischen der Michaelskirche und der Ruine gelegenen Feldern mehrfach kleine Buchstücke spätrömischer, bez. fränkischer Töpfe und auch von Terra sigillata ausgeworfen. Auf einem Felde etwas südlich von Rüngsdorf bergwärts vom Kapellenweg fand ich einen hohl gegossenen hübsch patinirten, vollständig unversehrten römischen Bronzering, der innerer Durchmesser ist 33 mm, der Gesammtdurchmesser 46 mm; der Umfang der Ringwandung 26 mm, diese Maasse sind auffallend niedrig und wird der Ring wohl für ein Kind bestimmt gewesen sein.

A. Wiedemann.

9. Godesberg. Markuskapelle. An den Bericht über neue Funde in und bei Godesberg müssen wir leider den von der Zerstörung des ältesten im Ortsbezirke noch erhaltenen Bauwerkes, der sog. Markuskapelle anschliessen. Bereits das liber fundationum der Cassiuskirche zu Bonn (vgl. Jahrb. 85. 139 f.) berichtet, dass der Kirche durch Aloines und den Abt Fridowines zwischen 800 und 814 zu Godesberg ein Hof geschenkt worden sei, welcher zwischen dem Besitz des Kaisers Karl, dem spätern Essener Frohnhof, und der Landstrasse gelegen war. Dieser Besitz ward am 21. März 1131 durch eine Urkunde des Pabstes Innocenz II. in Lüttich bestätigt, wohin sich dieser begeben hatte, um sich der Unterstützung König Lothars gegen den Gegenpabst Anaklet zu versichern. In dieser ward dem Probst Gerhard von Hochstaden, dem Erbauer des Bonner Münsters († 1169), der auch sonst sich um die Erweiterung des Besitzes des Cassiusstiftes grosse Verdienste erwarb, u. a. ein Hof zu Godesberg sammt der Kirche zu Rüngsdorf (Rinmigestorp) mit den umliegenden Kapellen und ihren Zehnten bestätigt. Wer es wagen sollte von diesen Besitzthümern, welche von allen bischöflichen Steuern frei sein sollten, etwas sich anzueignen, ward mit schweren Strafen im Diesseits und Jenseits bedroht (Günther, Codex dipl. I. Nr. 104). Aus dem am Anfange des 14. Jahrhunderts entstandenen Liber valoris, welches als Pfarrei des Arcuensischen Dekanats verzeichnet: Runsdorp-Bit'storp-Gut'storp, attinet Muffindorp, attinet Melenheim ersieht man, dass damals Godesberg neben Rüngsdorf, welches der geistliche Mittelpunkt der Pfarrei

war, Plittersdorf, Muffendorf und Mehlem in den Händen von Bonn sich befand. Im 15ten Jahrhundert soll nach einer Notiz bei einem Lokalhistoriker (Hundeshagen, Godesberg S. 23), für die ich keinen Beleg zu finden vermocht habe, Erzbischof Dietrich II. den Zehnten von Godesberg Bonn abgepfründet haben, er habe das Gotteshaus (die Markuskapelle) ohne den Hof in ein Hospiz verwandelt, in dessen Kapelle einer der Brüder von Marienforst Frühmesse las, taufte und kopulirte.

Ende vorigen Jahrhunderts war das Cassiusstift zur Entgegennahme des auf 720 frcs. angegebenen Weinzehnten in Godesberg, der mit dem Besitze des für 27 Malter Korn, 5 Malter Gerste und 19 Rthlr. 36 Stüber verpachteten Kapellenhofes zusammenhing, berechtigt. Von den Franzosen ward der ganze Besitz eingezogen und die Kapelle dann am 9. Jan. 1812 für 7400 frcs. verkauft. — Ein Geistlicher war speziell an der Kapelle angestellt worden auf Grund einer Schenkung vom 12. Jan. 1731, durch die der 1737 verstorbene Kanzlei-Direktor von Schoenhoven 2500 Thlr. überwies, damit in der Kapelle an Sonn- und Festtagen eine Frühmesse für ihn und seine Verwandten gehalten werden könne. Zu diesem Zwecke sollte ein Geistlicher angestellt werden, der auch Katechese zu halten und Sterbenden den letzten Trost zu gewähren hatte. Von dem Gelde wurden 2000 Thlr. in Vilich, 500 in Godesberg angelegt. Erstere sind auf Grund der Cabinetsordre von 23. Mai 1818 über verheimlichte Kirchengüter der Kirche von Vilich zugefallen, letztere Godesberg verblieben. Ausgestattet war die Kapelle damals spärlich, bei der Besitzaufnahme am 2. Thermidor 10 besass sie nur einen Kelch aus versilbertem Kupfer, 2 bunte und ein schwarzes Messgewand und 3 Alben.

Die Pfarrei, zu der die Kapelle gehörte, war Rüngsdorf; erst 1804 erhielt Godesberg mit Schweinheim, Marienforst und Muffendorf ein eigenes Pfarrsystem, dessen Pfarrkirche die Michaels-Kirche auf dem Godesberge war. Daneben ward jedoch für Frühmessen, Taufen und Trauungen die Markuskapelle benutzt, bis Godesberg Anfang der 60er Jahre seine neue Pfarrkirche erhielt. Bei dem Einzuge in die neue Pfarrei wurden, nebenbei bemerkt, damals die alten Prozessionsfahnen der Michael-Bruderschaft, die etwa dem Jahre 1700 entstammten, mit altem Holze und derartigem verbrannt!

Das Gründungsjahr der Markuskapelle, welche unweit der neuen Pfarrkirche an der südlichen Seite der Dorfstrasse gelegen war, lässt sich nicht mehr bestimmen, was seinen Grund in der Vernichtung des Cassiusstiftsarchives hat, ihrem Style nach gehört ihre Anlage in die rein-romanische Periode. Niedere, schwere Kreuzgewölbe trugen die Decke, der Altar war viereckig und schmal, auf einem aus Trasssteinen aufgemauertem Pfeiler lag eine Sandsteinplatte, die mit ihrem breitern Ende an die Apsis anstiess, die Fenster waren klein, dass Ganze trug einen Festungscharakter. Ueber der Kapelle und an sie anstossend er-

hoben sich Wohnräume, die den Kapellenhof bildeten. Nach der Aufgabe der Kapelle als solcher wurden die Wohnräume abgerissen, die Kapelle selbst liess man im Innern verfallen, doch hatten sich die Mauern und das Gewölbe unbeschädigt erhalten.

Vor Kurzem kam die Godesberger Gemeinde in Besitz eines Vermächtnisses und sollte bei der alten Kapelle ein Krankenhaus errichtet werden. Bei dieser Gelegenheit ward die Markuskapelle, obwohl in den ursprünglich vorgelegten Plänen ihre Erhaltung vorgesehn war, völlig niedergerissen und an ihrer Stelle in grösster Eile ein kellerartiger Unterbau angelegt, welcher viel breiter und niederer ist als die alte Kapelle. Gefunden hat sich bei dem Abbruche nichts Interessanteres, einige Münzen sind verschleppt worden, an der Apsisseite der Kapelle entdeckte man an der Aussenwand Reste von Leichen, wie solche bereits früher an andern Stellen bei der Kapellenmauer gefunden worden waren, Schädel, Beinknochen und ähnliches und Stücke von Holzsärgen. Die Leichen lagen von Ost nach West, den Kopf nach Westen hin. Godesberg hat durch diesen Abbruch das älteste seiner Bauwerke, das Rheinland ein interessantes Denkmal des Frühmittelalters verloren, welches man ohne irgendwie die humanitäre, an seiner Stelle errichtete Anstalt zu schädigen, in diese hätte einbauen können. Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth, wenn die höhern kirchlichen Behörden in ähnlicher Weise, wie es seit einigen Jahren die Staatsregierung mit bestem Erfolge thut, der Zerstörung kunsthistorisch wichtiger, altehrwürdiger und durch Jahrhunderte langen kirchlichen Gebrauch geweihter Stätten entgegenträte, einer Zerstörung, von welcher, wie wir hören, auch noch andere Bauten der Bonner Gegend bedroht sind.

A. Wiedemann.

10. Zwei Matronensteine aus Hoven bei Zülpich.

I.

MATRONIS
SAITCHAMIMS
PRIMVS·FREIAT
TONIS · L·M

Matronis | Saitchamims |
Primus. Freiiat | tonis l.m

II.

MATRON
SAITHAMA
Q·COMINVS
PRIMIO · L · A

Matron(is) | Saithamia[b](us) |
Q. Cominius | Primio.l.[m]

Die beiden obigen Matronensteine kamen im Mai d. J. in der Kirche des ehemaligen Cisterzienserinnenklosters zu Hoven bei der Wegnahme des alten Verputzes zum Vorschein. Dieselben befinden sich links am Eingange des Chores in bezw. neben dem sog. Triumphbogen, der im Oktober 1888 entdeckten Weihinschrift der dea Sunuxsalis schräg gegen-

über[1]). Das Material ist bei I rother, bei II weisser Sandstein, herstammend aus einem in der Nähe liegenden Steinbruche. I hat eine Höhe von 0,66, eine Breite von 0,42 und eine Dicke von 0,23 m; II eine Höhe von 0,49 und eine Breite von 0,41 m; Dicke nicht bestimmbar. Auf beiden Steinen füllt die Inschrift blos den obern Theil der Vorderseite; I zeigt dieselbe in sorgfältigerer Ausführung wie II. Die Grösse der Buchstaben nimmt in jeder folgenden Zeile der beiden Inschriften gegen die vorhergehende ein wenig ab[2]).

Zur Lesung ist folgendes zu bemerken:

Da I auf beiden Seiten etwas abgestossen ist, so ist der Anfangs- und Endbuchstabe der drei ersten Zeilen verstümmelt, jedoch überall sicher. Am wenigsten hat sich von dem Buchstaben T am Ende von Z. 3 erhalten; trotzdem dürfte derselbe kaum zweifelhaft sein. Z. 2 der beiden Inschriften hat II die Form ⅄, welche nach der Feststellung Ihm's auch eine Odendorfer Inschrift der Matronae Asereinehae zeigt[3]).

Von II ist der obere Rand abgebrochen, wodurch sämmtliche Buchstaben der ersten Zeile fast zur Hälfte verschwunden sind. Den Schluss von Zeile 2 hat offenbar ehemals ein B gebildet; jedoch ist gegenwärtig in Folge der Abschürfung des Steines kaum noch eine Spur desselben zu erkennen. Ebenso ist Z. 4 am Schlusse das M fast ganz verschwunden.

Interessant sind unsere beiden Inschriften durch das erstmalige Auftreten der Matronae Saitchamiae (auf II Saithamiae mit dem germanischen h = ch), bei denen man versucht ist, an den Namen von *Sechtem* (in mittelalterlichen Urkunden Sechteme) zu denken; lautlich steht wenigstens nichts im Wege, beide mit einander in Verbindung zu bringen. Neben dem lateinischen Dativ Saitchami-abus (II) erscheint auf I der germanische Saitchami-ms als dritte Form dieser Art[4]). Auch der Name des Vaters des Weihenden, Freiiatto, ist zweifelsohne germanisch: er gehört zum Stamme fraw (goth. frauja, alth. frao, alts. fraho, frajo Herr), von welchem zahlreiche mit Frai-, Froi-, Frei- anlautende Eigennamen abgeleitet werden. Wahrscheinlich liegt derselbe Stamm dem Namen des Tungrers Freiioverus C. I. Rhen. 1231 zu Grunde. Dem Ausgange nach (alth. atto Vater) stellt sich unser Freiiatto neben Chari-etto (von hari Heer), den Namen des römerfreundlichen Germanenführers unter Julian, der 366 comes per utramque Germaniam wurde[5]).

Köln. Joseph Klinkenberg.

---

1) Vgl. Bonner Jahrbücher LXXXVII S. 193 ff.

2) In I von 6 bis 4,5 cm, in II von 5,8—3 cm.

3) Vgl. Ihm, Denkmäler des Matronencultus Nr. 216 in den Bonner Jahrbüchern LXXXIII S. 137.

4) Bisheran bekannt Aflims (Ihm a. a. O. Nr. 272) neben Afliabus (Nr. 282) Vatuims (Nr. 291 und 299) neben Vatuiabus (Nr. 297 und 298).

5) Amm. Marc. XVII, 10. 5.

11. Lommersum bei Derkum, Kr. Euskirchen. Im Herbste vergangenen Jahres stiess ein Landmann in der Nähe des genannten Dorfes beim Auswerfen einer Grube auf ein römisches Grab, dessen Inhalt, so weit er aus Thongeschirren bestand, vollständig zerstört war. Erhalten und zwar ganz vorzüglich war bloss ein Bronzegegenstand, ein Schabeisen (Strigilis) mit einem hohlen röhrenförmigen Griff und einer rechtwinkelig gebogenen, innenwärts mit einer hohlen Rinne versehenen Klinge, das bekanntlich zum Badeapparat bei den Römern gehörte. Mit der Strigil zusammen wurde das Bruchstück eines Grabsteines aus Jurakalk gefunden, 18 cm hoch, 20 cm breit und 8 cm dick. Dasselbe ist an drei Seiten ganz verstümmelt und enthält auf seiner Vorderseite die nachstehenden Reste einer Inschrift mit $2^1/_2$ cm hohen Buchstaben:

APARABILI
XIT·ANNO///
T·SIBI·VIV///
T

Zu Anfang fehlen jedenfalls mehrere Zeilen, zum mindesten zwei, in welchen nach der Analogie ähnlich abgefasster Sepulcralinschriften der Name des Verstorbenen und des Denkmalserrichters gestanden haben. Denn aus der ganzen Fassung des Erhaltenen geht hinlänglich klar hervor, dass der Grabstein von einem Ehepaar herrührt, dessen überlebender Theil für sich auch schon die Grabstätte hat herrichten lassen. Wer von beiden Ehegatten das Denkmal gesetzt hat, lässt sich leider mit Gewissheit nicht mehr ermitteln, weil zufälliger Weise die letzte Silbe des Wortes viv.. am Ende der dritten Zeile zerstört ist. Wenn man jedoch aus dem knappen Raum einen Schluss zu ziehen sich gestatten darf, so spricht die grössere Wahrscheinlichkeit dafür, dass bloss ein Buchstabe ausgefallen und somit viv[a] zu ergänzen ist. Ist damit der ursprüngliche Wortlaut getroffen, so war die Frau die überlebende und hat das Grabmal ihrem verstorbenen Manne, auf welchen dann das [inco]mparabili der ersten jetzt erhaltenen Zeile zu beziehen sein wird, errichtet. Die ganze Inschrift mag daher beispielsweise folgender Massen gelautet haben:

[*Valerio Ingenuo Iunia Materna coniugi inco*]*mparabili* [*qui* oder *cum quo vi*]*xit anno*[*s*] . . . . . [*e*]*t sibi viv*[*a*] [*feci*]*t.*

Die oben beschriebenen Gegenstände sind nicht die einzigen Spuren einer römischen Ansiedlung, welche die Gemarkung von Lommersum aufzuweisen hat. Auch schon früher sind dort Alterthümer zu Tage gefördert worden, unter anderen der leider verschollene Weihestein an die Matronae Romanehae (C. I. Rhen. 565. Ihm, B. Jahrb. LXXXIII Nr. 221). Vor einiger Zeit im Jahre 1885 kam bei der Anlage einer Rinne an dem

von Lommersum nach Euskirchen führenden Communalwege mitten im Dorfe ein Grab zum Vorschein, welches ungefähr 90 cm unter dem Strassenniveau lag. Es enthielt einen massiven viereckigen Sarg aus Tuffstein, welcher mit einer dicken Platte aus gleichem Stein zugedeckt war. Derselbe wurde von den beim Strassenbau beschäftigten Arbeitern aus Unvorsichtigkeit gänzlich in Stücke geschlagen, wodurch eine Angabe seiner Grössenverhältnisse unmöglich gemacht worden ist. Um so mehr ist es zu verwundern, dass die in dem Sarge dem Verstorbenen mitgegebenen Gegenstände noch ziemlich unversehrt herausgekommen sind. Nur der den Sarg füllende Schlamm und die verbrannten Knochenreste, welche sie umgaben, haben sie vor grossen Beschädigungen bewahrt. Es sind nur Geschirre aus Thon und Glas; merkwürdiger Weise sind keine Sachen aus Metall darunter. Von Thon fanden sich ausser einer $15^1/_2$ cm hohen bauchigen, mit einem Deckel geschlossenen Urne zwei kleine Kannen von gleicher Grösse ($11^1/_2$ cm und 12 cm) mit Ausguss und seitwärts angebrachtem Henkel, von denen eine vor dem Einsetzen in den Ofen an der Wandung einen Eindruck erfahren hat. In der Urne lagen noch einige Knochenreste, die jedoch ebenso wie im Sarge zerstreut liegende Knochen von den Findern weggeworfen worden sind. Sodann enthielt der Sarg zwei ganz gleiche henkellose Flaschen aus dünnem grünlichweissem Glase, 17 cm hoch, in abgeplatteter Kugelform und mit unten eingeschnürtem langem röhrenförmigem Halse. Endlich zwei ebenfalls gleiche Flacons aus weisem Glase, beide fragmentirt und daher von verschiedener Grösse, das eine $9^1/_4$ cm, das andere $10^1/_2$ cm jetzt hoch. Beide haben einen cylinderförmigen Körper, um dessen Wandung in bestimmten Abständen concentrische Kreise eingravirt sind. Bei beiden ist der hochaufsteigende röhrenartige enge Ausguss, an dem zu beiden Seiten je ein kleiner zierlicher Henkel sitzt, zum grössten Theile jetzt abgebrochen. Leider ist eines der beiden Fläschchen bei dem mit nicht gehöriger Vorsicht vorgenommenen Durchsuchen des Sarges in zwei Stücke zerbrochen worden. Der ganze Fund ist mit Ausnahme des arg zerstörten Steinsarges durch Schenkung der Gemeindevertretung von Lommersum in den Besitz des hiesigen Provinzialmuseums übergegangen.

Bonn. Josef Klein.

12. Römische Ueberreste zu Obercassel bei Bonn. Von verschiedenster Seite bereits und seit längeren Jahren ist die Existenz-Berechtigung des rechtsrheinischen limes in Germania inferior behauptet worden. Oberst v. Cohausen dagegen erklärt die dort vorhandenen Grenzgräben für mittelalterliche Strassensperren. Die von mir im Laufe des vorigen Sommers vorgenommenen vergleichenden Untersuchungen zahlreicher Grenzgräben, namentlich in dem Abschnitt Sieg-Siebengebirge, und dem limes zwischen Hönningen und der Wied haben mich überzeugt,

dass betreffend Anlage, Profil, Spuren von Wartthürmen und dahinter liegenden Kastellen der niederrheinische limes ebenfalls Anspruch auf römischen Ursprung erheben kann. Wenn auch aus den Angaben römischer Autoren kein direkter Beweis für die Errichtung desselben zu führen ist, welchen Mangel viele zweifellos römische Kriegsbauten am Rhein mit ihm theilen, so haben mir andrerseits eingehende Spezialstudien der einschlägigen mittelalterlichen Geschichte bis zu den Carolingern hinab keinen Anhalt gegeben, welcher die zusammenhängende Anlage der Grenzgräben von der Höhe östlich Hönningen durch das Siebengebirge zur Sieg hin, darüber hinaus den Mauspfad entlang auf Düsseldorf dem Mittelalter vindiziren könnte.

Nur in den Zeiten römischer Schwäche hier im Norden sehen wir die Legionen von Germania inferior gänzlich auf das linke Rheinufer zurückgezogen und verbinden sich damit sofort die zahlreichen Einfälle germanischer Raubschaaren, namentlich der mit den Franken verbundenen Völker, über den Rhein in die verlockende blühende römische Provinz, trotz der am linken Ufer angelegten Castra und kleineren Werke. Es heisst die römische Staats- und Kriegs-Kunst unterschätzen, wollte man diese Nothlage als feststehenden politisch- militärischen Grundsatz erklären, namentlich für die Zeiten unbestrittenster Machtfülle den unruhigen germanischen Nachbarn gegenüber. Für den Zweck dieser Zeilen würde es zu weit führen, aus der Geschichte des Drusus, der langen Friedenszeit im 2. und 3. Jahrhundert und der siegreichen Kämpfe des Postumus, Aurelian, Probus, Julian und Valentinian den indirekten Beweis der Nothwendigkeit eines rechtsrheinischen limes in Germania inferior herzuleiten, dies sei einer späteren Bearbeitung vorbehalten.

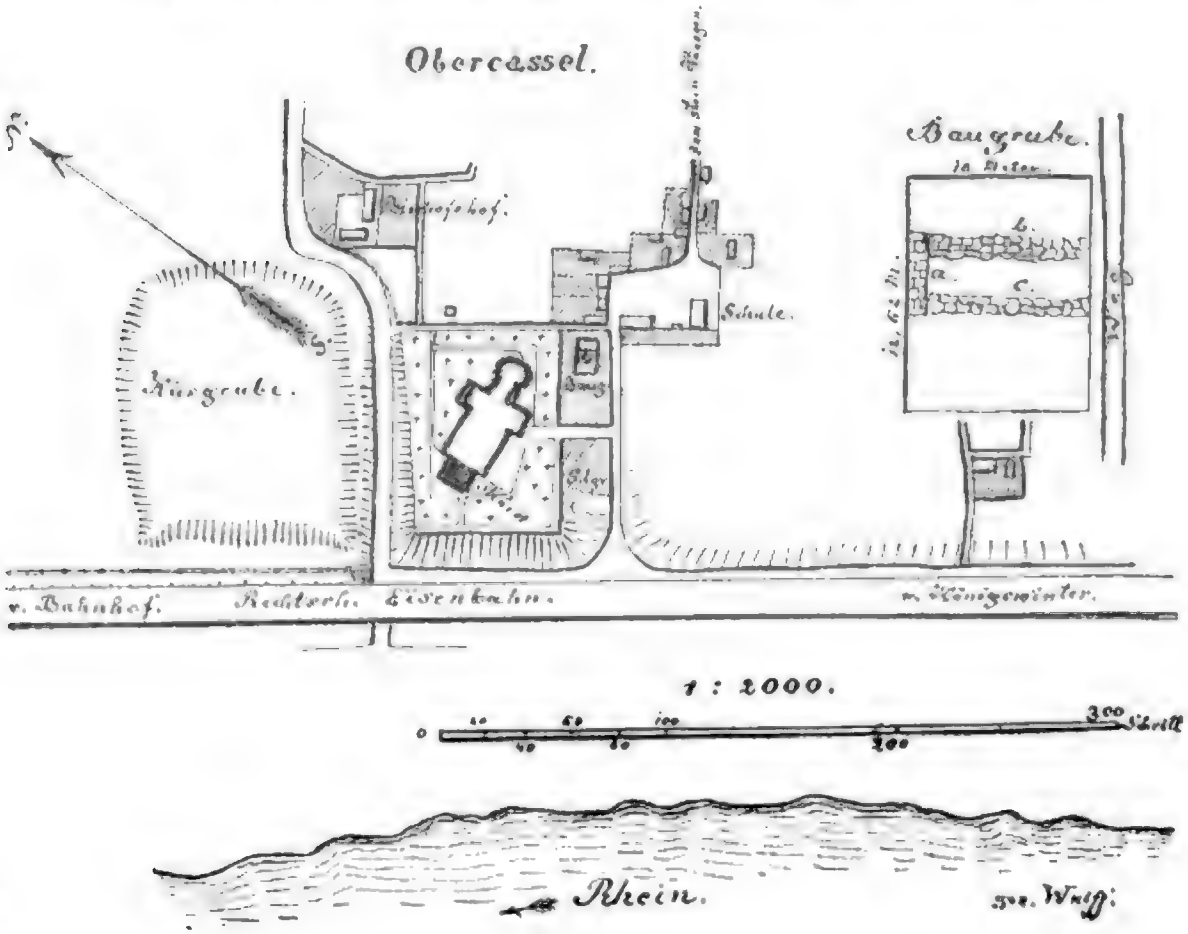
Von besonderer Wichtigkeit für diesen Zweck ist der Nachweis rechtsrheinischer Kastelle. Deutz ist als solches stets unbestrittten gewesen. Die Bonn gegenüber bei Gensem aufgedeckten und von General v. Veith beschriebenen massiven Römerbauten [1]) erheben Anspruch auf vorhanden gewesenen fortifikatorischen Schutz. Die Orte Ober- und Nieder-Cassel, fast gleich weit von der Siegmündung und dem dort vielseitig angenommenen Kriegshafen entfernt, verrathen in ihrem Namen, wie auch Professor Ritter annimmt, römischen Kastell-Ursprung.

Obercassel hat nur einen Punkt, welcher beim Aufsuchen des römischen Kastells in's Auge zu fassen wäre, den Platz, auf welchem die katholische Kirche inmitten des Friedhofes steht. Der alte Kirchthurm, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert stammend, aus Basalt-Bruchsteinen erbaut, 4 m im Quadrat, macht den Eindruck eines Befestigungsthurmes. Anscheinend ist er auf altem Mauerguss-Fundament errichtet; im Munde des Volks heisst er Römerthurm. Die frühere kleine alte Kirche

1) Bonner Jahrb. Bd. LXXXVII, S. 186.

war an die Westseite dieses Thurmes nur leicht angelehnt. Beim Bau der rechtsrheinischen Eisenbahn fiel die westliche Hälfte des Kirchhofes wie überhaupt ein Theil der dortigen hohen Uferböschungen dieser nivellirenden Macht zum Opfer; die alte Kirche wurde abgebrochen und ein neues grösseres Gotteshaus aus Backsteinen an die Ostseite des alten Thurmes angebaut. Es ist bekannt, dass grade in der linksseitigen Rheinprovinz die ältesten Kirchen auf alten römischen Baustellen, namentlich auf ehemaligen Kastellen stehen, wie dies Pfarrer Maassen an vielen Beispielen nachgewiesen. Der Namensähnlichkeit wegen verweise ich auch auf die sehr alte auf einem römischen Kastell erbaute Kirche von Rhein-Cassel nördlich Cöln, gegenüber der Wupper-Mündung.

Der Hohlweg an der Nordseite des hier steil abfallenden Kirchhofes von Obercassel ist uralt, war früher jedoch nicht so tief und so lang. Von der nahe der Kirche gelegenen neuen Schule führt eine grade, sehr alte Strasse direkt auf das sogen. „steinene Häusgen" am Bergabhang, einen alten viereckigen Basaltsteinbau, dessen Ruinen lang verges-



sener Zeit angehören; er beherrschte einstmals wohl den zur dort eingesattelten Höhe führenden Fusspfad, dessen hohes Alter sich recht markant in die verwitterten Felsen eingegraben. Von Obercassel führen alte Strassen über Berghof und Vinxel (fines?) sowie über Hosterbach und Oberholtorf in der Richtung auf Siegburg.

Im Januar d. J. wurde auf dem Grundstück hart südlich des Kirchhofes mit den Ausschachtungen zum Bau eines neuen Pfarrhauses begonnen. Unternehmer und Arbeiter waren von mir auf die Erhaltung etwaiger Funde aufmerksam gemacht und entsprechend instruirt worden. Die erste Ausschachtung auf der westlichen Hälfte des Grundstücks, c. 3 Meter breit und 2 m tief, war zur Gewinnung des nöthigen Bausandes unternommen; oben zeigte sich eine c. 4 Fuss starke lehmige Humusschicht, darunter grober Kies mit Sand gemischt in natürlicher Lagerung. Obgleich ich fast täglich an der Baustelle war, wurden hier nicht die geringsten Alterthumsreste gefunden. Dagegen trafen die Arbeiter beim Ausheben des Hauskellers auf der östlichen Seite auf bedeutsame Fundamentirungen. Die $2^1/_2$ m tiefe Baugrube hat dieselbe Schichtenlagerung wie die Sandgrube. Auf $1^1/_2$ m Tiefe zeigte sich eine regellose Masse von kleinern Basalt-Bruchsteinen, untermischt mit grobem Kies und durchsetzt mit Mörtel, zum Theil in grossen Stücken aber von schlechter Beschaffenheit, darunter grosse Kalkstücke. Erst nahe der Bausohle, also über 2 m tief, trat regelrechte Fundamentirung zu Tage, aus grossen Basaltsteinen bestehend, ohne Mörtelverbindung. Der mit den Ausschachtungs- und Mauer-Arbeiten betraute Mauerpolier Meier bethätigte selbst ein lebhaftes Interesse für die Feststellung der alten Baureste. Die in dem beiliegenden Situationsplan in grösserem Maassstab gezeichnete Baugrube zeigte bei a aus dem Abstich hervortretend eine 4 m lange Querwand regelrecht gelegter grösserer Basaltsteine, 2 Lagen übereinander. An diese schlossen sich die beiden parallelen Längswände b und c an, incl. des leeren Zwischenraums ebenfalls c. 4 m Breite einnehmend, durch die ganze Baugrube sich hinziehend und darüber hinaus bis unter den Weg zu verfolgen. Die lose Lagerung des leicht nachstürzenden Erdreichs verbot eine weitere Nachforschung über die Wände der Baugrube hinaus.

Ueber das muthmaassliche Alter dieser Fundamente geben die über 2 m tief im Mörtelschutt meist von mir selbst aufgelesenen sowohl früher wie späterer fränkischer Zeit angehörenden Scherben roh gearbeiteter Gefässe von rother aber auch blaugrauer und weisser Farbe einigen Anhalt. Hoch interessant ist das ebenfalls von mir tief unten im Fundament gefundene, zweifellos römische, 2 cm dicke, Ziegelfragment mit der eingeritzten Figur und Inschrift, das ich vor der Spitzhacke des Arbeiters rettete und jede Fälschung ausschliesst. Die eingeritzten Zeichen traten erst bei mir zu Hause nach erfolgtem Abwaschen zu Tage. Bei diesem

mit einer scharfen Bürste ausgeführten Reinigen der feinen mit Lehm erfüllten Linien ist innerhalb derselben wohl die feine calcinirte Schicht, welche sich über dem Ziegel ausbreitet, bis auf wenige mit der Loupe noch zu erkennende Reste verschwunden, so dass anscheinenden die Einritzung jünger erscheinen könnte als das zweifellos römische Ziegelstück, doch scheint immerhin die Form der Buchstaben auf römische Zeit hinzudeuten. Anscheinend haben wir hier den bildnerischen Scherz eines römischen Soldaten vor uns; es ist das einzige bisher in der Baugrube gefundene Ziegelstück. Die Reste des ersten Buchstabens an der bestossenen Kante deuten auf ein R oder B; der zweite ist wahrscheinlich ein E, könnte jedoch auch ein F sein; ob der der dritte ein Doppel II = E oder H, ist schwer zu entscheiden; der vierte ist jedenfalls ein N; der letzte kann wohl nur als T angesprochen werden. Die Entzifferung des Ganzen sei kundigeren Forschern vorbehalten.

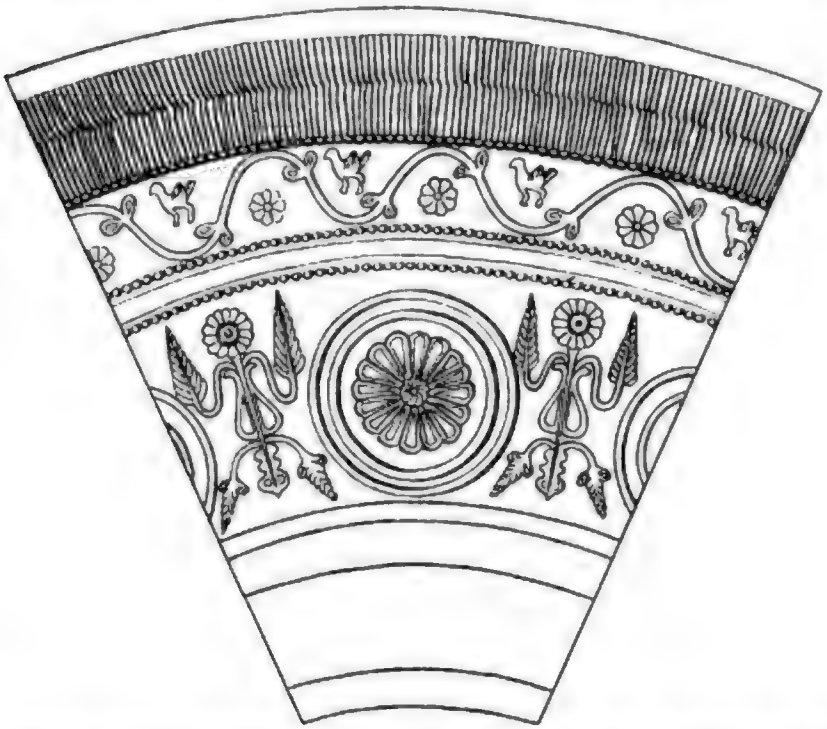
Der ursprüngliche Zweck des alten Fundaments ist schwieriger zu errathen; seit Menschengedenken hat hier nie ein Haus gestanden, auf das hohe Alter deuten die Gefässscherben; man wäre versucht, in ihm Einfassungsmauern eines schmalen agger zu erkennen. Die ganze Anlage hat auf mich den Eindruck gemacht, als ob das hier vermuthlich bestandene römische Kastell ursprünglich ohne Mauerwerk gewesen, möglicherweise schon zu dem von Drusus am Rhein erbauten 50 Kastellen gehörig, und erst in spätrömischer Zeit mit flüchtig und schlecht gearbeiteten Mauern und Thürmen versehen worden sei, welche dann bei dem wiederholten fränkischen Ansturm leicht der Zerstörung anheimfielen. Die Feldstein-Fundamentreste der Wachtthürme am Limes zwischen Hönningen und dem Wiedfluss zeigen gleiche mangelhafte Bauart. Es wäre übrigens nicht ausgeschlossen, dass die in Mauerkonstruktion noch unerfahrenen Franken nach definitiver Eroberung des rechten Rheinufers unter Benutzung des alten Kastells die Erbauer waren. Wahrscheinlich sind dann später beim Thurmbau im 12. Jahrhundert die Mauertrümmer als bequemer Steinbruch benutzt worden, wodurch sich die massenhafte Anhäufung des mit losen Steinen untermischten Mörtels und Kalks über der Bausohle einigermaassen erklären liesse. Mörtelproben und Kalkstücke habe ich zu event. Untersuchung aufbewahrt. Ueber etwaige Funde beim Bau der Eisenbahn, sowie der neuen Kirche habe ich nichts in Erfahrung bringen können.

Wulff.

13. Aus der Sammlung des Oberst Wulff zu Obercassel. Nachstehende Gegenstände aus meiner Sammlung dürften auch weitere Kreise interessiren:

1. Durchlochtes polirtes Steinbeil, feinkörniger sehr harter Sandstein, aus der Gegend von Euskirchen stammend, woselbst auch zur Römerzeit Steinbrüche in Betrieb waren. Länge: 0,42 m, Dicke 0,06 und 0,07 m mit abgerundeten Kanten, nach der gut erhaltenen Schneide hin sich verjüngend. Das Bohrloch, 0,30 m von der Schneide entfernt, hat beiderseitig eine obere Weite von 0,025 m, nach Innen konisch zulaufend. Die eine Längsseite des Beils zeigt deutliche Spuren der Steinsäge. Das Gewicht beträgt 4 kgr. Wahrscheinlich diente das Instrument zum Furchen des Bodens bei der Aussaat von Getreide.

2. Die von mir in Köln erworbenen, bei Neubauten in der Neustadt gefundenen Scherben einer Schaale von besster, glänzender terra



sigillata habe ich zusammengestellt und die fehlenden Stücke aus Steinpappmaasse ergänzt. Durchmesser der Schaale oben 0,23 m, Höhe 0,10 m. Die scharf begrenzten Darstellungen der Aussenseite beziehen sich auf den Mithraskultus.

3. Bei der Kanalisirung in Köln 1886/87 wurden in der Breitenstrasse tief unter dem Pflaster viele römische Gefässscherben zu Tage gefördert. Unter dem auf dem Strassendamm liegenden Schutt fiel mir

eine Scherbe von sehr guter terra sigillata auf, mit dem eingeritzten Namen Bassus, zum verzierten Bodenstück einer grösseren flachen Schaale gehörig. Sollte der ehemalige Besitzer derselben nicht identisch sein mit jenem eques Bassus der Norischen ala, dessen Grabstein zur selben Zeit bei einem Neubau an der Gereonstrasse gefunden wurde? (Bonner Jahrb. H. LXXXXI, S. 102.)

BASSVS

Wulff.

14. Triviae in Dalmatien. Dass die Kreuzweggottheiten weiblich aufzufassen sind (vgl. Bonn. Jahrbücher 83 p. 88), dafür bringt einen neuen Beweis eine jüngst gefundene dalmatinische Inschrift mit der Dativform *Triviabus*:

TRIVIABVS
V · S · L ·
L · S · PVDENS

Bulić, Bullettino di archeologia e storia Dalmata XI 1888 p. 10. Der Fundort ist Prolożac d'Imotski (Emota). Derselbe *L. S. Pudens* weiht an demselben Ort der *Ceres* einen Stein (Bull. Dalmato 1887 p. 57). In derselben Zeitschrift 1887 p. 25 veröffentlicht Bulić die Inschrift:

TRIVIIs
SAC
TITIA · ELPIS
V L P

In Dalmatien erscheinen die Kreuzweggottheiten bisher nur unter dem Namen Triviae. M. Ihm.

15. Matres in Britannien. Haverfield giebt in dem neuesten Heft der Ephemeris epigraphica (VII. Jahrgang) einige Nachträge zu den britannischen Mütterinschriften. Der Ephem. epigr. IV p. 201 veröffentlichte Stein bietet nach seiner Lesung (a. a. O. p. 322 n. 1032):

MAT
RIBV
S · CM

Der Herausgeber möchte ergänzen *Matribus com[munibus]* und dasselbe schlägt er für die Inschrift von Chesters (Bulletin épigraph. de la Gaule IV p. 190; Ephem. epigr. VII p. 320 n. 1017) vor. Ob er Recht hat, entscheidet vielleicht ein späterer Fund. Vorderhand sind *Matres communes* noch nicht bekannt, und an sich steht, so viel ich sehe, der für letztere Inschrift vorgeschlagenen Ergänzung (Bonn. Jahrbücher 83 p. 174 n. 462) *[La]ribus com[pitalibus]* nichts im Wege. Wichtiger ist eine Ara aus Colchester (p. 282 n. 844) mit der Inschrift:

MATRBVS
SVLEVIS
SIMILS·ATTI·F·
CI · CAN ·
V · L · S

Sie ist bereits aus früheren Publikationen bekannt (z. B. Watkin, Roman Lancashire [Liverpool 1883] p. 136), wo die dritte Zeile etwas anders lautet. — Ein jetzt verschollenes Fragment (p. 331 n. 1081) aus Walton-House-Station erwähnt die *Matres tramarinae*. Zwei weitere Fragmente (p. 326 n. 1054 und p. 333 n. 1091) bieten nichts wesentliches. Das erstere ist vielleicht mit einem früher veröffentlichten identisch (vgl. Bonn. Jahrbücher 83 p. 160 n. 367 und 368); von letzterem ist es ganz zweifelhaft, ob es eine Dedikation an die Matres enthielt. M. Ihm.

16. Gallische Streitwagen in rheinischen Hügelgräbern. Von den Cimbern wie von den Britten ist berichtet, dass sie Streitwagen im Kriege hatten; sie werden dieses Kriegsgeräthe aus Asien mitgebracht haben. Die Griechen Homers bedienten sich derselben, sie finden sich in den Waffentrophäen von Pergamum. Layard stellt sie dar von assyrischen Bildwerken. Auf dem Mosaik des Vaticans, welches die Alexanderschlacht darstellt, steht der Perserkönig auf einem Kriegswagen, ebenso sind die ägyptischen Könige auf den Wandgemälden dargestellt, vgl. Helbig, das homerische Epos. Wenn Prichard sagt (III, 1. S. 201): die mit Lanzen bewaffneten Wagen, welche die Britten in der Schlacht gebrauchten, waren den Galliern nicht eigenthümlich, so kann aus der angezogenen Stelle Strabos (IV, 5) doch nur geschlossen werden, dass sie bei ihnen seltener waren. Er sagt von den Britten: Im Kriege bedienen sie sich meistens der Wagen, wie auch einige unter den Galliern. Das gleiche Kriegsgeräth spricht für eine Verwandtschaft der Cimbern, Britten und Gallier. Plutarch und Plinius halten die Cimbern für einen germanischen Stamm. Sie waren gross und hatten blaue Augen. Ihre Gebräuche glichen nach Strabo denen der Celten. Wir können heute Gallier oder Galater und die Germanen des Nordens nur für nahe verwandte Völker halten. Im südlichen Deutschland sassen in den ersten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung die Kelten, deren Spuren auch auf der iberischen Halbinsel und in England nicht fehlen. Weil sie auf dem Zuge von Osten in Westeuropa am weitesten vorgedrungen sind, darf man sie für die ältesten gallischen Einwanderer halten, deren Name später auf alle stammverwandten nachrückenden Stämme übertragen wurde. Auch im Gebiete der Kelten wurden in Gräbern die Streitwagen gefunden. Zuerst wurden Funde in Frankreich und der Schweiz bekannt, so bei Bionne im Departement der Somme, vgl. Archiv für Anthrop. XII.

1879, S. 121. In dem Departement der Marne sind bis jetzt 50 Bestattungen mit Wagen bekannt geworden. Von Bonstetten, Castan und Jahn berichteten über solche Funde in der Schweiz und im le Doubs. Schwab fand Stücke eines solchen in einem Pfahlbau von Cortaillod, Keller zu Estavayer, Gross (Protohelvètes, p. 87) in dem Pfahlbau von Bienne. Sie fehlen nicht in Hallstatt. In einem Grabe bei Haten im Elsass fand man zwei Kriegswagen in einem Grabe. Einer von Gallscheid in Rheinpreussen befindet sich in Berlin. Lindenschmitt bildet Wagenräder oder Theile derselben ab aus Deutschland, Ungarn und Frankreich (Alterth. III. 2. H., Taf. 12 und 4. H., Taf. 2), einer findet sich im Museum zu Speier. Naue fand schon 1882 in dem Fürstengrab bei Pullach an der Isar die Ueberreste eines Wagens und 1885 in den oberbairischen Hügelgräbern noch drei, vgl. die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Stuttg. 1887, S. 144, Taf. XXXVII—XXXIX. Es sind solche bei Uttendorf in Oberösterreich, bei Meidelstetten, Hundersingen und Ludwigsburg in Würtemberg u. a. O. gefunden worden. Von Tröltsch[1]) gibt als Fundorte in der Rheinprovinz noch Merten, Tholey und Waldalgesheim an. Wie Naue mit Recht hervorhebt, ist es nicht sicher, dass alle diese Wagen Streitwagen gewesen sind. Aus letzter Zeit sind noch zwei Funde anzuführen.

Der Grossherzogl. Conservator der Alterthümer in Baden, E. Wagner berichtet über eine Ausgrabung am Südabhange des Kaiserstuhles, im Gemeindewald von Merdingen, wie folgt: Der Hügel hatte 45 m Durchmesser und war 5—6 m hoch. Er heisst Zwölferbuck und trug auf seiner oberen Fläche einen kleineren Hügel von 11 m Durchmesser und 1 m Höhe. Er berge im goldenen Sarge die Leiche des Hunnenkönigs, so ging die Sage. Im kleineren Hügel fand sich ein von Osten nach Westen gelegtes menschliches Skelett ohne Beigaben. Der Langschädel konnte auf alemannische Herkunft deuten. Im grossen fand man Reste eines Begräbnisses. Längere und kürzere Holzstücke mit vielem Eisen liessen die Ueberreste eines zweiräderigen Wagens erkennen. Beide Räder mit schmalen angenagelten Eisenreifen von 75 cm Durchmesser liessen sich wieder zusammensetzen. Auch die Felgen schienen seitlich mit Eisenblech beschlagen gewesen zu sein. Dabei lagen Reste einer eisernen Trense und eines Pferdeschmuckes aus Ringchen und durchbrochenen Kugeln von Bronze, welche an Lederstreifchen aufgereiht waren. Ein kleiner zugespitzter Eisenstock war dreimal mit aus Flachs bereiteter Leinwand umwickelt. An drei Stellen fanden sich farbigverzierte Thonscherben, aus denen zwei bauchige Gefässe zusammengesetzt werden konnten, das eine aus 235 Stücken. Einige weitere Thonscherben liessen vermuthen, dass an dem Hügel wie an dem Heiligenbuck bei Hügelstein, Amt Rastatt, schon in vorgeschichtlicher Zeit Leichenraub verübt worden war. (Karlsruher Zeit. 25. Nov. 1888, Beil.)

---

1) Fundstatistik der vorröm. Metallzeit. Stuttgart 1884, S. 77.

J. Klein beschrieb im Jahrb. LXXXVI, 1888, S. 91 schön verzierte Bronzeknöpfe und Stücke von Radreifen eines Wagens mit Eisennägeln aus einem Grabhügel von Hennweiler auf dem Hunsrücken. Die gleiche Bestattung mit Wagen auf beiden Seiten des Rheines lässt darauf schliessen, dass zur Zeit der Hügelgräber ein und dieselbe keltische oder gallische Bevölkerung hier ansässig war. Erst nach der Eroberung Galliens durch die Römer wurde der Rhein die Grenze zwischen den stammverwandten Galliern und Germanen.

Schaaffhausen.

17. Das Reiterstandbild Karls des Grossen in Bronze, welches aus dem Metzer Domschatze stammt und gegenwärtig im städtischen Museum Carnavalet zu Paris verwahrt wird, galt bisher allgemein als ein Werk der Aachener Giessstätte aus karolingischer Zeit (vgl. Rh. Jahrb. LXXVIII. S. 139, Taf. III). Nur einige deutsche Gelehrte, wie Essenwein, Lübke und Frz. X. Kraus, hatten Bedenken. Dieser Tage erschien nun in Strassburg (Trübner) eine Schrift des kaiserl. Archivdirectors Dr. Wolfram in Metz, in welcher zur Unterstützung dieser Bedenken so beweiskräftige urkundliche Nachrichten vorgeführt werden, dass wir kaum mehr daran zweifeln können, dass dieses Reiterbild nicht ein Kunstwerk aus der Lebenszeit des grossen Kaisers ist, sondern eine Schöpfung des 16. Jahrhunderts. Das älteste Ceremoniale des Metzer Domes aus dem 12. Jahrhundert erwähnt weder das Reiterbild noch eine in der That erst später entstandene kirchliche Verehrung des Kaisers. Als dieser 1166 durch den Gegenpapst Paschalis III. heilig gesprochen wurde, stand das Bisthum Metz sogar auf seiten des rechtmässigen Papstes Alexander III. Erst 1634 wird erwähnt, dass zwei Reiterbilder des Kaisers Karl, eines aus Silber, das andere aus Erz, bei grossen Kirchenfesten im Dom aufgestellt werden. Ein Schatzverzeichniss von 1775 erwähnt noch beide als vorhanden. Was aus dem silbernen Reiterbilde geworden, ist unbekannt; das aus Erz verschwand während der Revolution, kam 1807 wieder zum Vorschein und wurde, nachdem es von der Stadt Paris angekauft worden war, unter den Trümmern des 1871 zerstörten Stadthauses fast unversehrt wiedergefunden. Dr. Wolfram hat nun im Archive des Domkapitels Notizen aus dem Jahre 1507 gefunden, wonach das Kapitel in diesem Jahre durch den Goldschmied François in Metz ein Reiterbild des Kaisers hat fertigen lassen, aus welchem Metall, ist nicht gesagt. Beide Bilder waren von gleicher Grösse und Gestalt. Ob 1507 das Urbild oder ob damals nur ein Nachguss hergestellt worden ist, bleibt unentschieden. Dr. Wolfram hält das Erzbild für das 1507 gefertigte Original, die Nachbildung aus Silber für viel später entstanden, weil 1567 nachweislich der ganze Domschatz zur Unterstützung der Liga veräussert worden ist. Die geschichtliche Treue der Gestaltung und Ge-

wandung erklärt der Verfasser durch den Umstand, dass der Meister als Muster das Bild Karls des Kahlen benutzt hat, welches in einer karolingischen Bibel und in einem gleichzeitigen Psalter enthalten ist. Beide Bücher, jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris, waren bis 1674 im Besitze des Domschatzes von Metz. Demnach scheint es, dass die Freude und die Zuversicht über die Entdeckung eines zeitgenössischen Bildes des Kaisers Karl, welche insbesondere die französischen Kunstkenner äusserten, als die Stadt Paris die Statue auf der ersten französischen Ausstellung vorwies, bedeutend herabgestimmt werden müssen. Hat sich doch auch längst herausgestellt, dass der angebliche Kronmantel und Stab des Kaisers Karl im Domschatze zu Metz ein Chormantel des Klosters St. Arnulf und der Stab des Chorvorsängers sind. Wir sind eben, wenn wir uns Kaiser Karl vorstellen wollen, wieder auf die Schöpfung von Albrecht Dürer angewiesen. (Köln. Zeit. 10. April 1890. II.)

18. Hissarlik-Ilion. Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Boetticher, 1.—6. December 1889. Leipzig 1890.

Zu Anfang Dezember 1889 fand auf der Ruinenstätte zu Hissarlik (Ilion) eine Zusammenkunft statt zwischen den Herren Dr. Schliemann und Dr. Dörpfeld einerseits und Hauptmann a. D. Boetticher anderseits. Als unparteiische Zeugen waren erschienen der hessische Major Steffen und Professor Niemann aus Wien. Da Boetticher's Aufsatz: Schliemann's Troja, eine Feuer-Necropole, Weihnachten 1883 im Ausland erschien und Schliemann's Troja bereits im November 1883 gedruckt war, so konnten dem letzteren die Troja betreffenden Ansichten des Herrn Boetticher unmöglich bekannt sein. Boetticher tritt von der Meinung zurück, es habe Dörpfeld zum Zwecke der Schaffung eines grossen Tempelraumes Mauerwände entfernt. Eine Besichtigung eines Durchschnittes der Burgmauer stellte fest, dass diese Mauer als eine massive Futtermauer aus Bruchsteinen mit äusserer Böschung zu bezeichnen ist, während Schliemann sie als Doppelmauer mit Schuttausfüllung beschrieben hatte. Auf der steinernen Futtermauer hat sich die ursprüngliche Lehmziegelmauer bis zu 3 m Höhe an vielen Stellen erhalten. Die Zeugen halten es für wahrscheinlich, dass am Südostthor eine der Dörpfeld'schen Darstellung entsprechende Thoranlage vorliegt. Die weitere Ausgrabung des Thurmes G. M. Troja, Plan VII stellt den Anschluss des Thurmvorsprunges an die Hauptmauer fest. In dem mit G. bezeichneten Erdklotz fanden sich verschiedene Brandschichten und ein Pithos mit verkohltem Getreide. Die Beschreibung des Südthores wird vorgelesen und als den Thatsachen entsprechend anerkannt. Dasselbe geschieht bei Besichtigung des Propylaion. In Bezug auf die Thürme an der Süd- und Südostmauer bestätigen die Zeugen an 3 Ecken der im Grundriss viel-

eckigen Mauer die Reste von thurmartigen Mauervorsprüngen, die sie für Vertheidigungsanlagen halten. Boetticher entwickelte seine Gründe gegen die Deutung dieser Mauervorsprünge als Thürme. Schliemann und Dörpfeld erklären, dass die Bezeichnung Akropolis nicht in dem Sinne gebraucht sei, als ob dieselbe sich in einer bedeutenden Erhöhung über der Umgebung befinde, sondern nur im Sinne des Gegensatzes zu der vorausgesetzten Unterstadt. Die Zeugen erkennen an, dass diese Akropolis ursprünglich auf dem höchsten Punkte eines schmalen Höhenrückens erbaut worden sei. Die von Schliemann vermuthete und auf Plan VIII eingezeichnete Unterstadt lag mit etwa $^2/_3$ ihres Gesammtflächenraumes bis zu 10 m tiefer als das Plateau der Akropolis. Die Zeugen glauben, dass nach den bisherigen Ausgrabungen an dem einstigen Bestehen einer römischen Stadt auf dem sog. Gelände des Planes VIII nicht gezweifelt werden könne. Ob eine ältere Unterstadt im Anschluss an die Akropolis bestanden habe, kann nach dem gegenwärtigen Stand der Ausgrabung endgültig noch nicht entschieden werden. Die Vermuthung Schliemann's wird aber als berechtigt anerkannt. Boetticher bemerkt dazu, dass er diese Unterstadt nach wie vor ein Phantasiegebilde nenne. Schliemann erklärt noch, dass während seiner Ausgrabungen in der Pergamos nicht ein einziges Grab gefunden worden sei, nur in 16 m Tiefe zwei Vasen mit Menschenasche und eine solche in der obersten Schicht, ferner in der verbrannten Stadt ein Schädel in einem Pithos, ein Frauengerippe und die Gerippe zweier Krieger. Das Protokoll schliesst mit folgender Erklärung der Herren Schliemann und Dörpfeld: In Anbetracht, dass Hauptmann a. D. Boetticher, nachdem ihm in zuvorkommendster Weise unsererseits die Möglichkeit gewährt worden ist, sich persönlich an Ort und Stelle von dem Sachverhalte und der Grundlosigkeit seiner Beschuldigungen zu überzeugen, unterlassen hat, uns die geforderte Genugthuung zu geben — haben wir von ihm verlangt, dass er die Beschuldigungen öffentlich zurücknehme und um Verzeihung bitte. Hauptmann Boetticher lehnte dieses mit dem Bemerken ab, dass er ausser Stande sei, eine andere als die mit Bezug hierauf schon zu Protokoll gegebene Erklärung abzugeben. Darauf wurde ihm durch Dr. Schliemann mitgetheilt, dass nunmehr jeglicher Verkehr zwischen ihnen abgebrochen sei. Niemann. Steffen.

Sch.

19. Konferenz in Hissarlik (März 1890). Im März haben die Herren Babin (Paris), Frank Calvert, v. Duhn, Grempler, O. Hamidy (Generaldirektor des Kais. Museums in Constantinopel), K. Humann, Rud. Virchow, Ch. Waldstein (Athen), während mehrerer Tage die Ausgrabungen von Hissarlik untersucht und sind zu folgenden Ergebnissen gelangt: 1) Die Ruinen von Hissarlik liegen auf der äussersten Spitze

eines von Osten nach Westen streichenden Höhenzuges, der sich in die Skamandrosebene vorschiebt. Dieser Punkt, von dem man die Ebene und jenseits derselben die Einfahrt in den Hellespont übersieht, erscheint vollkommen geeignet zur Anlage eines befestigten Platzes. 2) Man sieht dort Mauern, Thürme und Thore, welche Befestigungswerke aus verschiedenen Epochen darstellen. 3) Die im Buche Troja, Plan VII und in Ilios, Plan VII roth bezeichnete Umfassungsmauer der zweiten Ansiedelung besteht aus einem Unterbau von Kalksteinen, der meist mit Böschung angelegt ist, darüber erhebt sich eine senkrechte Mauer aus ungebrannten Ziegeln. Kürzlich hat man drei Thürme dieser Mauer aufgedeckt, die noch den Oberbau in Lehmziegeln tragen. 4) Ein Querschnitt durch diese Mauer bewies das Nichtvorhandensein von Korridoren. 5) Der Hügel von Hissarlik hat niemals einen Terrassenbau dargestellt, bei dem sich die Absätze nach oben hin verkleinern; im Gegentheil nimmt jede höhere Bauschicht einen grösseren Raum ein. 6) In der untersten Schuttschicht sieht man nur einige fast parallele Mauern, aber man findet nichts, was auf die Verbrennung von Leichen schliessen lässt. Die zweite Schicht enthält Ruinen von Bauwerken, deren grösste den Palästen von Tiryns und Mykene in jeder Beziehung gleichen. Die darauf folgenden Schichten bestehen aus Wohnungen, die in verschiedenen Zeiträumen übereinander gebaut wurden; viele von ihnen enthielten umfangreiche Krüge (Pithoi). 7) Die zahlreichen Pithoi waren noch in ihrer ursprünglichen aufrechten Stellung, bald einzeln, bald in Gruppen. Mehrere enthielten grössere Mengen von mehr oder minder verkohltem Weizen, Erbsen oder Oelsamen, aber niemals menschliche Gebeine. 8) Wir erklären, in keinem Theile der Ruinen irgend welche Anzeichen gefunden zu haben, die auf Leichenverbrennung schliessen lassen. Die Feuerspuren rühren von Feuersbrünsten her. Die Gewalt des Brandes in der zweiten Schicht war so gross, dass die rohen Lehmziegel zum Theil gebacken und an den Aussenflächen selbst verglast sind.

(Berliner Philol. Wochenschrift vom 26. April 1890.)

20. Ueberreste einer etruskischen Stadt. Bei Marzabotto im Kreise Vergato, Provinz Bologna sind solche durch einen Zufall aufgefunden worden. Nach Angabe des Professor Brizio ist die Stadt zunächst durch zwei in mitten derselben sich kreuzende, nach den Himmelsrichtungen laufende, 15 m breite Hauptstrassen in 4 Viertel eingetheilt gewesen. Zwei weitere von Osten nach Westen gerichtete gleichbreite Strassenzüge haben diese 4 Viertel in 8 gleiche Abschnitte getheilt und letztere sind wiederum von 5 m breiten, unter sich parallelen Nebenstrassen durchkreuzt. Die auf solche Weise gebildeten Häuserinseln sind mit nur einer Ausnahme je 165 m lang und 35—40 m breit. Die Hauptstrassen zeigen zwei Fusssteige von je 5 m Breite, zwischen denen

der ebenfalls 5 m breite Fahrdamm liegt. Die längs der Fusssteige an der Häuserseite in regelmässiger Neigung hinlaufenden Gassen haben 80 cm Durchmesser. Die bereits ausgegrabenen etruskischen Häuser sind nach Art der römischen angelegt und von Verkaufshallen umgeben. Eins derselben, von 35 m Front, besitzt ein geräumiges mit Mosaiksteinen gepflastertes Vestibul von 5 : 7 m Bodenfläche. Durch dieses gelangt man in ein Atrium von 27 : 10 m, das gleichfalls mit Mosaik gepflastert ist und ein Impluvium zeigt. An das Atrium schliessen sich die 6,80 qm messenden Schlafräume, sowie ein grösserer, nach einer Seite ganz offener Raum, in welchem man das Tablinum, das Zimmer des Hausherrn erblicken darf. Die grosse Regelmässigkeit, welche die Anlage dieser Stadt auszeichnet, lässt darauf schliessen, dass letztere nicht allmählich entstanden, sondern als Colonie nach einem einheitlichen Plane und in einem Gusse erbaut worden ist. Nach den Grabfunden zumal den bemalten Vasen darf man die Errichtung dieses etruskischen Pompeji in die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts (?) v. Chr. setzen.

(Berliner Philolog. Wochenschrift, 10. Mai 1890.)

21. Phönizische Gräber auf den Bahrein-Inseln im Persischen Meerbusen. Diese sind durch die dort seit Alters betriebene Perlenfischerei weltberühmt, aber doch im einzelnen weniger bekannt als viele entlegenere Punkte der Erde. In jüngster Zeit sind diese Inseln von J. Theodor Bent besucht worden, der in der Kgl. Geographischen Gesellschaft zu London über seine Reise berichtet hat. Zwischen Awal, heute Bahrein und der kleinen Insel Moharek befindet sich ein Hafen, in welchem mehrere, schon den Alten bekannte und als Wunder angestaunte Quellen entspringen. Zur Zeit der Ebbe sieht man sie mit grosser Gewalt hervorbrechen und ihr wohlschmeckendes Wasser wird dann mit Krügen und Lederschläuchen geschöpft; während der Fluth bedeckt dagegen das Meer 2 m hoch diese Süsswasserausbrüche. Im Innern der Hauptinsel befinden sich ebenfalls mehrere mächtige Quellen, deren grösste ein gewaltiges Becken speist, das nach den umherstehenden Ruinen wohl einst als Bad diente. Schon Plinius kannte diese Quellen und glaubte, dass sie vom Euphrat gespeist würden, eine Fabel, die man noch heutigen Tages bei den dortigen Arabern antrifft. Die grösste Merkwürdigkeit für den Forscher, welche die Insel umschliesst, ist das ungeheuere Gräberfeld, 8 km von Manameh entfernt. Es erstreckt sich über eine ausserordentlich grosse Fläche und zeigt Tausende von Tumuli oder kleinen Grabhügeln von 1 bis selbst zu 12 m Höhe. Viele davon sind oben abgeplattet, wahrscheinlich weil sie im Laufe der Jahre einstürzten, die meisten aber vollständig abgerundet und in einiger Entfernung von einem ringförmigen Walle umgeben, der jedoch nur noch in Spuren vorhanden ist. In einigen Fällen umschliesst ein gemeinsamer

Wall mehrere Grabhügel. Wer hat diese zahlreichen Hügel errichtet und dort seine Todten bestattet? Kein Sang und keine Sage meldet etwas über das Volk, dem jene Tumuli angehörten. Bent hat einige der Grabhügel öffnen lassen und ihren Bau und Inhalt untersucht. Der grösste derselben maass 22 m im Umfang und war 10,5 m hoch. Die oberste Kuppe bestand bis zu einer Tiefe von 4,5 m aus hartem Erdreich, dann folgten 0,6 m loser Steine, worauf man das Dach des eigentlichen Grabes traf. Dasselbe bestand aus sechs grossen, roh behauenen Kalkplatten, über denen eine Schicht verwitterter Palmblätter lag. Die Grabkammer war doppelt, aus zwei übereinanderliegenden Gemächern bestehend. Das obere, 9 m lang, 1,3 m tief, hatte in jeder Ecke eine Nische und war am Boden mit Trümmern bedeckt, auf denen zahlreiche Knochen eines rattenähnlichen Thieres lagen, das an den Küsten des Persischen Meerbusens vorkommt. In den Trümmern fanden sich Scherben von kreisrunden Büchsen, Stücke einer kleinen Statue, der Huf eines Stiers als Rest einer Statue desselben, sämmtlich aus Elfenbein; ferner rohe, unglasirte Topfscherben, Austernschalen, Stücke von Bronze oder Kupfer und endlich Knochen eines grösseren Thieres, wahrscheinlich eines Pferdes. Die untere Grabkammer war etwa 2 m hoch und ringsum cementirt. In Abständen von 0,6 zu 0,6 m fanden sich in den Seitenwänden Löcher, in welchen, nach Ansicht von Bent, einst Stangen befestigt waren, die zum Aufhängen von Tüchern dienten. Den Boden bedeckte 0,3 m hoch eine weiche braune Erdschicht, in der sich menschliche Knochen fanden. Die braune Erde ist nach Meinung des Erforschers nicht anderes als der vermulmte Ueberrest von Tüchern, mit denen die Leiche bei der Bestattung bedeckt wurde.

Ein zweiter kleinerer und einfacher konstruirter Tumulus, der ebenfalls eröffnet wurde, enthielt nichts wesentlich anderes. Diese Ergebnisse haben also das Dunkel nicht eben gelichtet, welches auf dem Ursprunge des Gräberfeldes ruht, indessen kommt Bent zu dem Schlusse, dass die Tumuli höchst wahrscheinlich phönizische Gräber seien, und erinnert daran, dass die ursprüngliche Heimath der Phönizier nach den Behauptungen von Herodot, Strabo und Plinius eben die Bahrein-Inseln gewesen sein sollen. Jedenfalls dürften weitere Nachgrabungen auf jenem räthselhaften Gräberfelde von hohem wissenschaftlichen Interesse sein.

(Köln. Zeit. 15. April 1890. II.)

22. Eine Rede des Kaisers Nero. Es war am 5. October des Jahres 1888, als in der Sitzung der Pariser Académie des Inscriptions unter den eingelaufenen Briefen auch ein solcher des abwesenden Mitgliedes Maurice Holleaux, der in Griechenland sich aufhielt, vorgelesen wurde. Datirt aus Pelagia (dem antiken Acraephium) in Böotien, meldete derselbe einen äusserst wichtigen, epigraphischen Fund. Hatte doch

Holleaux in der Mauer einer im Mittelalter erbauten alten böotischen Kirche eine altgriechische Stele entdeckt, die auf so sonderbare Weise den unbeschädigten, officiellen Text jener Rede der Nachwelt überliefert, in der bekanntlich Nero auf den isthmischen Spielen den Griechen ihre Freiheit zurückgab. Sueton erzählt davon in kurzen, dürren Worten nur Folgendes (vita Neronis 24): „Decedens deinde (scil. ex Graecia) provinciam universam libertate donavit, simulque iudices civitate Romana et pecunia grandi, quae beneficia, e medio stadio, Isthmiorum die, sua ipse voce pronunciavit," was zu deutsch ungefähr folgendermassen lautet: „Bei seiner Abreise aus Griechenland gab er der ganzen Provinz ihre Freiheit zurück. Zugleich beschenkte er die Richter mit dem römischen Bürgerrecht und grossen Geldsummen. Diese Wohlthaten verkündete er selbst am Tage der Isthmien, mitten in der Rennbahn stehend." — Hier mag ein kleiner Excurs erlaubt sein, der so recht den Unterschied zwischen der älteren römischen Zeit und der der Kaiser kennzeichnet. Schon früher einmal hatte ein Römer, Titus Quinctius Flaminius, nachdem er den König der Makedonen, Philippos, bei Kynoskephalai (197) entscheidend besiegt hatte, ebenfalls auf den isthmischen Spielen alle griechischen Staaten für frei vom makedonischen Joche erklärt (Liv. XXXIII, 31—34. Polyb. XVIII, 29 sqq. Plutarch, vita Flaminii 10, 11). Nicht jedoch in eigener Person hatte er seinen Willen der aus ganz Griechenland herbeigeeilten, tausendköpfigen Menge verkündet, sondern diess durch seinen Herold besorgen lassen. Kaum 250 Jahre später dagegen trat wieder ein Römer, Nero, der allmächtige Kaiser des römischen Weltreiches, theatralisch aufgeputzt mitten in die Rennbahn, um, „angehündelt" und umjubelt von den Nachkommen eines Themistokles, Perikles und Sokrates, eine Rede zu halten. Kehren wir zurück zu letzterer; sie ist „kurz und bestimmt, jedoch in einem sonderbar geschraubten Stil gehalten." Maurice Holleaux selbst gibt im Bulletin de Correspondance Hellénique VI (December 1888) den Wortlaut der Inschrift und erläutert sie durch einen Commentar. Dem eigentlichen Text der Rede selbst folgt auf dem Steine noch eine Inschrift. Dieselbe enthält einen Erlass der Acräphier, der festsetzt, dass dem Kaiser Nero ein Altar errichtet und er selbst unter dem Titel „Jupiter der Befreier" unter die Stadtgötter feierlich aufgenommen werden solle. Zum Schlusse möge eine Uebersetzung der Rede folgen: „Bürger von Griechenland, Ihr seid der Gunst nicht gewärtig, die ich Euch gewähre, obwohl sie jeder von meiner Grossmuth erhoffen konnte. Die Gunst ist so gross, dass Ihr nicht gewagt haben würdet, sie zu erbitten. Ihr Griechen alle, die Ihr Achaja und das Land, das man bis jetzt Peloponnes genannt hat, bewohnt, empfangt die Freiheit und seid der Tributpflicht ledig; empfangt diese Gnade, deren Ihr nicht Alle selbst in den glücklichsten Zeiten theilhaftig wurdet, denn Ihr waret Sklaven der Fremden oder Einem von Euch waren die Andern unterworfen. Ich

habe diese Gunst Griechenland in der Zeit seines Glückes gewähren wollen, damit eine grössere Anzahl sich meiner Wohlthaten erfreuen könne, und ich grolle der Zeit, welche die Grösse desselben verringert hat. Jetzt ist die Gnade, die ich Euch gewähre, kein Zeichen meines Mitleids, sondern meiner Liebe. Ich danke auch Euren Göttern, deren Schutz ich zu Wasser und zu Lande erfahren habe; ich danke ihnen, dass sie mir die Mittel gegeben haben, Euch eine so grosse Wohlthat zu erweisen. Andere Herrscher haben nur Städten die Freiheit gegeben. Nero allein gab sie einer ganzen Provinz." (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 10 Mai 1890.)

23. Aegypten. Ausgrabungen Anfang 1890. Im Fayûm in Aegypten hat Flinders Petrie die im Jahrb. 87. S. 248 ff. besprochenen Ausgrabungen fortgesetzt und ist dabei zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Die Blosslegung der Stadt der 12. Dynastie bei Kahun ward vollendet und in ihr neben zahlreichen Topfscherben viele Stein- und Bronzewerkzeuge entdeckt, ein Beweis, bis in wie junge Zeit die Aegypter sich neben der Metallgeräthe der steinernen bedienten. Dann fand sich ein Stempel des Hyksoskönigs Apepi, wichtig als ein neuer Beleg für die Herrschaft der Hyksos auch über das Fayûm, und ähnliches mehr. Unweit von hier ward bei Gurub eine Stadt untersucht, die vom Ende der 18. und vom Anfange der 19. Dynastie stammte. Unter den Häuserfussböden fanden sich hier Höhlungen, welche angefüllt waren mit Kleidungsstücken, Halsbändern, Spiegeln, Stühlen, Nadeln, Messern, Alabaster- und Thonvasen, welche Königsnamen aus dieser Zeit tragen. Alles dies war absichtlich verbrannt worden, als wenn es sich um die Bestattung von Menschen durch Feuer im eigenen Wohnhause handele, eine Sitte, die eher in Babylonien als in Aegypten gesucht werden würde. Ebenso unklar wie bei diesem Funde ist die Erklärung bei einem andern, einer Inschrift, in der die Königin Tii ihren Gatten Amenophis III. als ihren Bruder bezeichnet, obwohl beide von verschiedenen Eltern abstammten und er ein Aegypter reinen Geblütes, sie eine Libyerin von Abstammung war, die Amenophis III. ebenso heimgeführt hatte, wie mehrere mesopotamische Prinzessinnen, deren Namen die Tafeln von Tell el Amarna kennen gelehrt haben. — Endlich ist noch zu erwähnen, dass nordwestlich von der Pyramide von Illahun die Basis einer kleinen Pyramide entdeckt ward, welche einst die Leiche einer Prinzessin Atum .... umschloss, die, da sie so nahe bei Usertesen II. beigesetzt war, wohl dessen Familie angehört haben wird.

Sind diese Funde nicht so Aufsehen erregend, wie es die der letzten Jahre auf dem Boden des Nilthales waren und haben auch anderweitige wichtige Entdeckungen nicht stattgefunden, so haben die Zeitungen um so mehr von solchen Dingen zu berichten gewusst und orientalischen Phantastereien und Flunkereien, wie von der Entdeckung des Sarges

Alexanders des Grossen zu Sidon oder des der Cleopatra zu Alexandrien nur zu bereitwillig Verbreitung verschafft. In beiden Fällen handelte es sich um Särge der hellenistischen Zeit, die keinerlei besonderes Interesse darboten. Ebensowenig hat sich die Nachricht bewährt, dass eine Stele entdeckt worden sei, die von den 7 Hungerjahren, während derer Joseph in Aegypten thätig war, spreche. Die betreffende Inschrift ist freilich vorhanden, aber, wie schon ihr Entdecker Wilbour sah, ihrem Schriftstyle nach keinesfalls älter als die Ptolemäerzeit. Sie datirt vom 18. Jahre eines Königs, dessen Vorname Cher-s (oder tes) -aa (oder r) war und der sonst unbekannt ist. Die wichtigste Stelle lautet: „nicht kam die Ueberschwemmung zur richtigen Zeit, im Verlauf des 7. Jahres, wenig Korn" u. s. f. Am nächsten wird es, da die betreffende Stele in Theben gefunden worden ist, liegen, in dem Könige einen der äthiopischen Fürsten zu sehen, welche seit der Zeit der Ptolemäer südlich von Aegypten unabhängig von diesem und später von Rom regierten. Hungersnoth hat in dieser Zeit häufig im Nilthale geherrscht, so unter Cleopatra (Appian, bell. civ. IV. 61, 63, 108), unter Tiber (vgl. Tac. Ann. II. 59) Trajan (Plin. Panegyr. 30 f.) u. s. f. Um eines dieser Ereignisse wird es sich bei dem Texte handeln, nicht aber um die von der Genesis erwähnte Begebenheit, und zeigt dieser Fall wiederum, wie misstrauisch man den aus dem Orient herüberkommenden Nachrichten von grossen Entdeckungen gegenüber sein muss.

A. Wiedemann.

24. Die Entwicklung des Farbensinnes beim Menschen ist in neuester Zeit viel behandelt worden und hat man bei der Untersuchung dieser Frage vielfach aus vereinzelten Thatsachen, wie der geringen Zahl von Farbenbezeichnungen bei Homer oder den wenigen Farbennamen bei einzelnen primitiven Völkern sehr weitgehende Schlüsse gezogen. Kürzlich hat nun C. de Harlez (Le Muséon X. 242—9) hierzu einen sehr bemerkenswerthen, zu grösserer Vorsicht mahnenden Beitrag geliefert. Auf Grund des Wortschatzes des Mandschu weist er nach, dass dieses Volk nicht weniger als 32 Farbennuançen mit besondern Namen benannte und dies zu einer Zeit, wo das Mandschu-Volk noch nicht von der chinesischen Kultur beeinflusst war, denn alle aufgeführten Worte sind einheimische und entsprechen den 12—15 bekannten chinesischen Farbenbezeichnungen nicht. Die ältesten chinesischen Schriften nennen mindestens 8 Farben, die Avesta trotz ihres rein religiösen Inhaltes deren 6—7, die Rig-Veda 16 und zahlreiche Nuançen. Im Altägyptischen ist die Zahl der Farbennuançen gleichfalls eine weit längere als man nach den modernen Theorien annehmen sollte und wenn einzelne Texte, wie der Leipziger medizinischen Papyrus, deren nur 4 bis 5 nennen, so liegt dies daran, dass ihr Verfasser an einer genaueren Beschreibung des Aussehens

der betreffenden Substanzen kein Interesse besass und nicht etwa daran, dass er ihre Färbung nicht deutlich gesehen hätte. In der Malerei verwendet der Aegypter, der Uebergangsfarben vermeidet und Contraste liebt, 7 scharf unterschiedene Farben, die in verschiedenen mehr oder weniger abweichenden Nuançirungen vorkommen, zum Beweise, dass man am Nile ein ausgebildetes Farbengefühl zu einer Zeit besass, welche um Jahrtausende hinter derjenigen zurückliegt, in der die Griechen angeblich fast gar keine Färbungen unterschieden haben sollen.

A. W.

IV. Berichte.

I. Generalversammlung des Vereins am 11. Juli 1890.

Der Vorsitzende, Prof. Schaaffhausen erstattet den Jahresbericht für das Jahr 1889, wie folgt:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 1. Juli 1889: 630.

Gestorben sind seit der letzten Generalversammlung am 23. Juli 1889 folgende 19 Mitglieder.

Se. Exc. der Ober-Präsident der Rheinprovinz Dr. von Bardeleben in Coblenz,
Se. Exc. der Wirkliche Geheimrath Dr. von Dechen in Bonn,
Geh. Regierungsrath und Landrath a. D. von Sandt in Bonn,
Minister-Resident de Meester de Ravestein auf Schloss Ravestein bei Mecheln,
Rechtsanwalt Schilling in Köln,
Geh. Regierungsrath Dagobert Oppenheim in Köln,
Seminardirektor Alleker in Brühl,
Kaplan Schulz in Aachen,
Professor Dr. Lübbert in Bonn,
Pfarrer Dr. Reinkens in Bonn,
Hofrath und Professor Dr. von Urlichs in Würzburg,
Gutsbesitzer G. von Galhau in Wallerfangen,
Geh. Regierungsrath und Landrath von Groote in Ahrweiler,
Herr Robert in Paris, Mitglied des Institut de France in Paris,

Bau-Inspektor a. D. Richter in Bonn,
Herr H. J. Mayer, Kaufmann in Köln,
Professor Dr. Piper in Berlin,
Professor Dr. Schambach in Altenburg,
Geh. Commercienrath Bückers in Dülken.

Abgemeldet haben sich für 1890 7 Mitglieder, so dass der Verein mit den 19 Gestorbenen einen Verlust von 26 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verluste steht der Gewinn von 54 neuen Mitgliedern gegenüber, sodass die Mitgliederzahl sich um 28 vermehrt hat und heute 658 beträgt.

Die neu eingetretenen Mitglieder sind die folgenden:

Dr. B. Hoeting, Bischof von Osnabrück,
von Winckler, Erster Staatsanwalt in Elberfeld,
Frau Wülfing, Gutsbesitzerin auf Burg Kriegshofen bei Weilerswist,
Professor Dr. Löschke, K. Russ. Staatsrath in Bonn,
Dr. Dahm, Rentner in Bonn,
Dr. Deppe in Heidelberg,
Donsbach, Cand. der Philologie in Boppard,
Dr. Boeing, Gymnasiallehrer in Wipperfürth,
G. Huack, Banquier in Elberfeld,
B. Hamm, Fabrikant in Elberfeld,
J. Hütwohl, Kaufmann in Steeg bei Bacharach,
Bibliothek der Stadt Essen a. d. Ruhr,
Bibliothek der Stadt M.-Gladbach,
Bibliothek der Stadt Duisburg,
Stadt Coblenz,
Stadt Remscheid,
Stadt Oberhausen,
Landraths-Amt in Solingen,
Landraths-Amt in Ahrweiler,
Landraths-Amt in Grevenbroich,
Landraths-Amt in Simmern,
Landraths-Amt in M.-Gladbach,
Landraths-Amt in Adenau,
Kreisausschuss der Stadt Elberfeld,
Kreisausschuss des Landkreises Düsseldorf,
Kreisausschuss des Landkreises Malmedy,
Kreisausschuss von Mülheim a. d. Ruhr,

Kreisausschuss von Mülheim am Rhein,
Kreisausschuss von Siegburg,
Kreisausschuss von Meisenheim,
Kreisausschuss von Euskirchen,
Kreisausschuss von Mettmann in Vohwinkel,
Kreisausschuss von Bonn,
Kreisausschuss des Landkreises Köln,
Kreisausschuss von Neuss,
Kreisausschuss von Saarburg,
Kreisausschuss von Essen a. d. Ruhr,
Kreisausschuss von Ruhrort,
Gymnasium in Kempen am Rhein,
Gymnasium in Birkenfeld,
Progymnasium in Eschweiler,
Progymnasium in Rheinbach,
Progymnasium in Euskirchen,
Realgymnasium in Elberfeld,
Realgymnasium in Ruhrort,
Lehrer-Seminar in Neuwied,
Lehrer-Seminar in Siegburg,
Lehrer-Seminar in Boppard,
Lehrer-Seminar in Elten,
Katholisches Knaben-Convict in Kemperhof bei Coblenz,
Höhere Bürgerschule in Düsseldorf,
Ingenieur Huyssen in Niederbreisich,
Professor Dr. Lemme in Bonn.

Seit der letzten Versammlung ist Heft LXXXVIII der Jahrbücher mit 3 Tafeln und 15 Abbildungen erschienen, Heft LXXXIX wird in einer der nächsten Wochen zur Vertheilung gelangen.

Ich lege mit unserm Sitzungs-Protokoll die Jahresrechnung für 1889 mit den Belegen zur Einsicht vor und theile, wie üblich, die Hauptposten derselben mit:

Die Gesammt-Einnahme betrug 1889: Mark 6074.38 gegen Mark 6396.11 im Vorjahre, die Ausgabe belief sich auf Mark 5456.88 gegen 6310.48 im Jahre 1888, sodass am 31. Dezember 1889 ein Baarbestand von Mark 617.50 verbleibt, gegen Mark 85.63 im Vorjahre.

Der Bestand unserer Kasse ist am 8. Juli 1889: Mark 2001.12 gegen 1935.44 am 13. Juli vorigen Jahres.

Es betrugen die Ausgaben:			im Vorjahre:
für Drucksachen	Mark	1398.28	gegen 2120.40
für Zeichnungen und Herstellung der Tafeln . . .	„	1382.21	„ 1551.10
für Buchbinderarbeit . . .	„	272.30	„ 645.51
für die Bibliothek	„	754.75	„ 265.70
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben .	„	528.14	„ 555.03

Die Revisoren unserer Rechnung, Herr Rechnungsrath und Hauptmann a. D. Würst und Herr Dr. Hauptmann haben dieselbe geprüft und nichts zu erinnern gefunden, „sodass ich für unsern Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, die Entlastung beantrage.“ Sie wird ertheilt.

„Indem ich den genannten Herren, sowie unserm Herrn Rendanten für ihre Mühe den verdienten Dank abstatte, bitte ich, die ersteren für das nächste Jahr wieder zu wählen, und hoffe, dass dieselben die Wahl annehmen.“ Dies geschieht.

Der Vorsitzende fordert hierauf zur Neuwahl des Vorstandes auf. Durch Zuruf wird der bisherige Vorstand wiedergewählt. Der Vorsitzende fährt fort:

„Um wiederholten Wünschen in Bezug auf die Besichtigung unserer Vereinssammlung entgegen zu kommen, hat eine Vereinbarung des Herrn Museumsdirektors mit dem Vereinsvorstande stattgefunden, welche die Billigung des Provinzial-Verwaltungs-Ausschusses gefunden hat. Es sollen die im Vorderhause des provisorischen Provinzialmuseums (Baumschuler Allee Nr. 34) befindlichen Räume vom 1. August an Donnerstags von 11 bis 1 Uhr den Mitgliedern des Vereins von Alterthumsfreunden gegen Vorzeigung einer Eintrittskarte geöffnet sein, die denselben unentgeltlich zugestellt werden wird. Das Publikum erhält in diesen Stunden Eintrittskarten zu 50 Pfg. im Hause selbst. Fremde können an jedem Tage von 11 bis 1 und von 2 bis 5 Uhr gegen Lösung einer Eintrittskarte die Sammlung sehen.

Der Neubau des Bonner Provinzialmuseums ist am 8. April d. J. begonnen worden, dasselbe wird 41 m lang, in der Mitte 37 m tief und bis zur Oberkante des Hauptgesimses 15 m hoch sein. Es sind für den Bau 350 000 Mark zur Verfügung gestellt. Die Aussenfläche des Gebäudes wird mit Quadern rothen Sandsteins von Philippstein bei Bittburg in der Eifel hergestellt. Herr Regierungs-

Baumeister Thoma hofft denselben bis zum Ende des nächsten Jahres fertig zu stellen. Er wird nach dem Plane des Herrn Landes-Baumeisters Guimbert errichtet." Die von Herrn Thoma dem Vorsitzenden mitgetheilten Pläne werden vorgelegt.

„Die Bibliothek hat sich im Laufe des Jahres um circa 125 Bände vermehrt, sie hat Geschenke von den Herren Schaaffhausen, Laspeyres, Schneider, Leemanns, Schierenberg, Wiedemann und dem Magistrat von Budapest erhalten. Frau Professor Gildemeister hierselbst hatte die Güte, aus dem Nachlasse ihres Mannes Papierabdrücke der von demselben in unsern Jahrbüchern, Heft L, S. 295 ff. besprochenen jüdischen Grabsteine aus Coblenz und Lechenich der Vereinssammlung zu überweisen.

Zum Ausleihen von Büchern an Vereinsmitglieder ist die Bibliothek bis auf weiteres Mittwochs von $10^1/_2$ bis 12 Uhr geöffnet. Aenderungen dieser Stunden werden durch die Zeitung bekannt gemacht.

Auf Ansuchen der Universität in Toronto (Canada), deren Bibliothek durch Brand vernichtet worden ist, hat der Vorstand beschlossen, die letzten 20 Hefte seiner Jahrbücher derselben zum Geschenk zu machen.

Am 9. December 1889 hat der Verein wie alljährig in Bonn den Geburtstag Winckelmanns gefeiert; das letzte Heft der Jahrbücher hat darüber Bericht erstattet.

Im Januar dieses Jahres kam an den Vorstand aus Godesberg die Anzeige, dass an den Bürgermeister daselbst die Mittheilung gelangt sei, man wolle das Hochkreuz an der Bonner Heerstrasse abbrechen und auf einem öffentlichen Platze in Bonn aufstellen, wo für seine Erhaltung besser gesorgt werden könne. Es wurde um die Hülfe des Vereinsvorstandes gebeten, um die drohende Gefahr abzuwenden. Derselbe hat unter dem 30. Januar an den Conservator der Denkmäler des Landes, Herrn Geheimrath Persius in Berlin über die Angelegenheit berichtet und um die Belassung des altehrwürdigen Denkmals an seiner ursprünglichen Stelle gebeten. Unter dem 29. März antwortete das Königliche Kultusministerium, wie folgt:

„Der Antrag, das Hochkreuz an einem geschützten Orte in Godesberg oder in Bonn aufzustellen, ist nach einem Berichte des Herrn Oberbürgermeisters in Bonn von der städtischen Bau-Commission daselbst abgelehnt und beschlossen worden, das Hoch-

kreuz an seinem jetzigen Standorte zu belassen und die beschädigten Theile des Denkmals wieder herstellen zu lassen, sowie für eine Beaufsichtigung Sorge zu tragen."

Wiewohl der Vereinsvorstand für die Erhaltung des alten Sternthores in Bonn keine weiteren Schritte gethan hat, möchte ich den Alterthumsfreunden doch mittheilen, dass ein Gesuch um Erhaltung des Thores unter dem 20. November 1889 an den Conservator der Denkmäler des Landes abgesendet worden ist, welches von den Herren Archivrath Becker in Coblenz, Eberhart von Claer in Bonn, Museumsdirektor v. Cohausen in Wiesbaden, Geh. Archivrath Harless in Düsseldorf, dem Präsidenten des histor. Vereins für den Niederrhein, Geheimrath Hüffer, Oberbürgermeister a. D. Kaufmann, Museumsdirektor Klein, dem Präsidenten des Geschichtsvereins in Aachen, Geheimrath Lörsch, dem Direktor des Gewerbemuseums Pabst in Köln, Appellationsgerichtsrath A. Reichensperger, Domkapitular Schnütgen, Dombaumeister Geheimrath Voigtel, Baumeister Withase in Köln und von mir unterzeichnet worden ist. Es ist darauf noch kein Bescheid erfolgt.

Ich theile ferner mit Befriedigung ein Schreiben des Königl. Oberpräsidiums in Coblenz vom 24. Mai d. J. mit, worin der Vorstand benachrichtigt wird, dass in Folge unserer an das Kultusministerium gerichteten Vorstellung vom 29. September v. J. die Herren Minister des Kultus und des Innern die Herren Regierungs-Präsidenten der Provinz veranlasst haben, behufs Belebung des Interesses weiterer Kreise an der archäologischen Wissenschaft den Kreisvertretungen durch die betreffenden Landräthe den Beitritt zu dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande, sei es als stimmberechtigte wirkliche Mitglieder oder aber als Abonnenten der Rheinischen Jahrbücher empfehlen zu lassen. Das Oberpräsidium hat schon durch Verfügung vom 25. November v. J. die Herren Regierungspräsidenten auf diese Anlegenheit aufmerksam gemacht.

Bereits unter dem 26. Juli 1886 hatte Se. Excellenz der Minister von Puttkammer dem Vorstande mitgetheilt, dass er auf unsere Eingabe die Herren Landräthe des Rheinlandes auf die Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden aufmerksam gemacht und die vaterländischen Denkmale ihrem Schutze empfohlen habe. In Folge dieser Empfehlungen haben 21 Landrathsämter und Kreisausschüsse, 9 Gymnasien, Real- und Progymnasien, sowie 4 Lehrer-Seminare unserer Einladung, dem Vereine beizutreten, entsprochen. An die

Herren Minister v. Gossler und Herrfurth hat der Vorstand des Vereins ein Dankschreiben gerichtet.

Dieser erfreulichen Unterstützung der Bestrebungen des Vereins durch die Königl. Behörden gegenüber muss der Vorstand sein Bedauern darüber aussprechen, dass das Königl. Kultusministerium unserm Herrn Rendanten unterm 24. Mai 1890 angezeigt hat, dass es die Zahlung der Abonnements auf unsere Jahrbücher für 30 Schulanstalten, die dasselbe unter dem 16. März 1877 bewilligt hatte, in Zukunft nicht mehr leisten könne wegen der hohen Anforderungen an den in Betracht kommenden Fond. Der Herr Minister hat hiervon durch die Königl. Provinzial-Schulkollegien den betreffenden Lehranstalten Anzeige gemacht und denselben anheimstellen lassen, ob sie die Jahrbücher in Zukunft aus eigenen Mitteln beziehen wollen. Wir werden in diesem Sinne diese Lehranstalten einladen, als ordentliche Mitglieder dem Vereine beizutreten. Auch muss ich leider berichten, dass ein von dem Königl. Kultusministerium erbetener Beitrag von 500 Mark zu den Kosten des demnächst erscheinenden II. Registers unserer Jahrbücher abgelehnt wurde, wiewohl ein solcher für die Herstellung des früheren Registers unter dem 3. Mai 1879 in gleicher Höhe bewilligt und geleistet worden ist.

Ich muss noch zweier Ereignisse gedenken, welche beweisen, welche grosse Vorsicht heute dazu gehört, um nicht durch untergeschobene und falsche Alterthümer getäuscht zu werden. Im Heft LXXXVII unserer Jahrbücher sind Grabfunde aus Bertrich veröffentlicht worden; wir haben aber den Beweis in Händen, dass einer der angeblich hier gefundenen Gegenstände gefälscht und untergeschoben worden ist. Eine nähere Mittheilung kann der Vorstand zur Zeit nicht machen, weil die ganze Angelegenheit der Staatsanwaltschaft in Trier zur Untersuchung übergeben worden ist. Im Hefte LXXXIX wird eine im vorigen Jahre gefundene Bronzeplatte mit dem Kopfe eines Triton aus Köln von mir beschrieben werden. Vor etwa 14 Tagen wurde ein zweites Exemplar dieser Bronze in Köln zum Kaufe angeboten, welches sich als ein in betrügerischer Absicht gemachter Abguss jener Bronzemaske erwiesen hat.

Sodann lege ich im Auftrage der deutschen anthropologischen Gesellschaft eine von Herrn Major von Tröltsch gefertigte Tafel prähistorischer Alterthümer zur Ansicht vor. Sie ist bestimmt, in Schulen aufgehängt zu werden, um bei der Jugend schon das Interesse und Verständniss für solche Funde zu wecken und die

Abgabe derselben an die vaterländischen Museen zu sichern. In Würtemberg ist die Karte in den Schulen aufgehängt. Es ist zu wünschen, dass diese oder ähnliche Tafeln in den Schulen der andern deutschen Staaten Verbreitung finden."

Zum Schlusse ladet der Vorsitzende zur Generalversammlung des Gesammtvereins deutscher Geschichts- und Alterthumsfreunde in Schwerin ein, die am 8. bis 10. September abgehalten werden wird.

Der Vorstand.

2. Karl Ludwig v. Urlichs.

Ein Nekrolog[1]).

Mit dem am 3. Nov. v. J. erfolgten Tode des Universitätsprofessors Geh.-Raths Karl Ludwig v. Urlichs erreichte ein für die Wissenschaft, für die Universität, für die bayerischen Mittelschulen und deren Lehrer segensreiches Dasein seinen Abschluss. Allgemein war die Empfindung, dass durch sein plötzliches Hinscheiden eine schwer auszufüllende Lücke in dem Kreise der Universität und der Gesellschaft entstanden sei, und schmerzlich ihn vermissend überblickte man die zahlreichen Richtungen, in welchen der vielseitige, unverdrossen thätige und schaffensfreudige Mann gewirkt hatte. Eine ausführliche Darstellung dieses reichen Lebens ist von dem jüngsten Sohne zu erwarten; hier sollen nur die äusseren Umrisse seines Lebens und Schaffens und die Erinnerungen eines ehemaligen Schülers gegeben werden.

Karl Ludwig Urlichs war geboren am 9. November 1813 zu Osnabrück, wo sein Vater Abtheilungsdirector in der französischen Präfectur war. Die Mutter, eine hochgebildete Frau, war eine geborne Führing aus Göttingen. Nach Beendigung des Befreiungskrieges erhielt der Vater die Stelle eines Registrators in der preussischen Regierung zu Aachen. Hier machte Urlichs seine Gymnasialstudien und der Einfluss des rühmlichst bekannten Directors Rigler bestimmte ihn, an der Universität Bonn Philologie zu studiren. Die 1834 veröffentlichte Doctordissertation Achaei Eretriensis quae supersunt ist seinen Lehrern Heinrich, Näke und Welcker gewidmet. Den nachhaltigsten Einfluss auf die Richtung seiner Studien übten augenscheinlich die durch Gelehrsamkeit und Feinsinnigkeit ausgezeichneten und von Begeisterung getragenen Vorlesungen Welckers, des „weisen Sehers". Durch diese wurde in ihm der Sinn für die Kunst des Alterthums geweckt, dem alsbald ein längerer Aufenthalt in Italien die kräftigste Förderung brachte. Wieviel

1) Wir theilen unsern Mitgliedern den von Dr. Wecklein verfassten, in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 6. Februar erschienenen Nekrolog von K. L. v. Urlichs im Auszuge mit, weil derselbe einer der drei Gründer des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande war. Die andern beiden sind Dr. L. Lersch und Dr. Heinrich Düntzer.
Der Vorstand.

Urlichs der lebendigen Anschauung der Kunstwerke in Italien und Sicilien verdankte, das bekannte er durch den Rath, welchen er Schülern nach glücklich bestandenem Staatsexamen gab: „Jetzt sind Sie ein halber Mensch; wenn Sie ein ganzer werden wollen, dann gehen Sie nach Rom.“ Im Sommer 1835 war er nach Rom gekommen; im folgenden Jahre wurde er Hauslehrer beim preussischen Gesandten in Rom, dem „gelehrtesten Diplomaten“ Bunsen. Der Verkehr mit Bunsen, welcher den strebsamen jungen Mann seines besonderen Vertrauens würdigte, wirkte mächtig auf denselben ein und bestimmte die nächste Richtung seiner Studien. Er nahm an den topographischen Forschungen Bunsen's den regsten Antheil und wurde bald ein Hauptmitarbeiter an dem grossen Werke der „Beschreibung der Stadt Rom“, welches unter Mitwirkung anderer Gelehrten, auch Niebuhr's, von Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell herausgegeben wurde. Diesem Werke sollte Urlichs ein Urkundenbuch folgen lassen, welches in der Vorrede zur dritten Abtheilung des dritten Bandes (1842) und wieder in einer Schrift vom Jahre 1845 für das nächste Jahr angekündigt wird. Er hat sein Versprechen erst im Jahre 1871 mit dem codex urbis Romae topographicus, einer Sammlung und kritischen Behandlung der für die römische Topographie wichtigsten Urkunden, eingelöst zu einer Zeit, wo die Arbeit durch das fast gleichzeitig erscheinende ähnliche Werk von Jordan an ihrer ursprünglichen Bedeutung verlor. Nicht nur um die Vollendung des grossen Werkes, von welchem Platner mit Urlichs im Jahre 1845 einen Auszug „Beschreibung Roms“ als Führer durch die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt veröffentlichte, hat sich Urlichs grosse Verdienste erworben; es fiel ihm auch die Aufgabe zu, dasselbe gegen einen scharfen Angriff in Schutz zu nehmen. W. Ad. Becker, welcher im ersten Bande seines „Handbuchs der römischen Alterthümer“ (1843) eine Topographie der Stadt Rom gegeben hatte, unterzog in der Streitschrift „Die römische Topographie in Rom. Eine Warnung“ (1844) den antiquarischen Theil der „Beschreibung der Stadt Rom“ einer scharfen, auf gründlicher Kenntniss der alten Litteratur beruhenden Kritik und forderte Urlichs direkt zum Kampfe heraus. Dieser nahm den Kampf auf und erwiderte in der Schrift: „Römische Topographie in Leipzig“ (1845) die Hiebe seines Gegners mit ebenso scharfen Gegenhieben, welche Becker in der Gegenschrift: „Zur Römischen Topographie. Antwort an Hrn. Urlichs“ (1845) parirte. Der Streit hat seiner Zeit Aufsehen erregt; wie unbefangen Urlichs selbst später darüber urtheilte, zeigt die Anerkennung, welche er seinem ehemaligen Gegner im zweiten Bande der „Allg. deutschen Biographie“ zollt, wo er ihm nachrühmt, dass er die Polemik gegen die jüngeren Topographen mit Ehren durchgefochten habe. Jedenfalls hat die Polemik der Wissenschaft manchen Gewinn eingetragen.

Noch mehr als die Topographie wurde für Urlichs die Archäologie durch den Aufenthalt zu Rom und durch Reisen nach Neapel und Sicilien zur Lebensaufgabe gemacht. Das Archäologische Institut, zu dessen epochemachender Gründung sich die „Hyperboreische Gesellschaft" Dank den Bemühungen von Gerhard und Bunsen erhoben hatte (1828), war bereits damals der Mittelpunkt archäologischer Studien. Urlichs verkehrte mit Braun, dem Secretär des Instituts, brachte herrliche Abende im Hause Kestners, des Archivars des Instituts, zu, wo man Goethes Briefe vorlas, Urlichs mit Papencordt und den beiden Abeken, dem Archäologen und dem Theologen, griechische Dichter (Aristophanes u. a.) behandelte und Kunstwerke vorgezeigt wurden, lernte dort auch Panofka kennen, kam im Hause Bunsen's mit anderen bedeutenden Gelehrten, dem Aegyptologen Lepsius, dem Geschichtschreiber der Stadt Rom, A. v. Reumont, in Berührung; wurde aber vor allem durch den Meister der Archäologie, Gerhard, in die Wissenschaft eingeführt.

In der schönen Biographie, welche er im achten Bande der „Allg. deutschen Biographie" seinem Lehrer und Freunde als Denkmal gesetzt hat, bezeichnet er als Festtage die freitäglichen adunanze, in welchen Gerhard neu entdeckte Bildwerke mit sicherem Blick und bewundernswerther Kenntniss der Denkmäler behandelte. Zu den schönsten Erinnerungen an Rom rechnete er zwei Feste. Das eine war ein von Gerhard in der Villa Albani veranstaltetes Winckelmannsfest, bei dem die Fackelbeleuchtung des grossen Saales mitten unter den Meisterwerken der Kunst und die begeisterte in Reden und Gedichten sich äussernde Stimmung einen unauslöschlichen Eindruck hinterliess. Das zweite war das grosse Fest, welches die deutschen Künstler dem Bildhauer Joh. Martin Wagner zu Ehren bei der Vollendung des Walhalla-Frieses gaben: „dort sass der wackere Meister zwischen den diplomatischen Vertretern seines ganzen deutschen Vaterlandes, umgeben von Thorwaldsen, Koch, Reinhart." Urlichs hat damals Wagner auch in seiner Werkstatt kennen gelernt, ohne zu ahnen, in welche Beziehungen er zu dem Künstler, wenn auch erst nach dessen Tod, treten sollte.

Mit allerlei wissenschaftlichen Plänen sich tragend und mit hochfliegenden Hoffnungen erfüllt, kehrte Urlichs im Jahre 1840 nach Deutschland zurück und habilitirte sich in Bonn, wo sich ein durch Freundschaft und wissenschaftliche Bestrebungen verbundener Kreis junger Gelehrten bildete, zu welchem auch Sybel gehörte. Bei Gelegenheit der Bonner Philologenversammlung (1841) wurde durch Urlichs der für die heidnischen und christlichen Alterthümer und Denkmäler am Rhein überaus segensreich wirkende „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande" gegründet. Die Jahrbücher des Vereins half er anfänglich redigiren und bereicherte er immerfort mit werthvollen Beiträgen, besonders archäologischen und epigraphischen Inhalts. Das Register für Bd. 1—60 im 65.

Band zählt 28 Aufsätze von Urlichs auf und in der Abhandlung des 64. Bandes „Der Rhein im Alterthum" hat er gewissermaassen das Forschungsgebiet des Vereins umschrieben und die gewonnenen Ergebnisse verwerthet. Auch von den Winckelmanns-Programmen des Vereins hat er das zweite („Dreizehn Gemmen aus der Sammlung der Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen" 1846) und achtzehnte („Ueber die Gruppe des Pasquino" 1867) verfasst.

Nachdem Urlichs im Jahre 1844 zum Extraordinarius ernannt worden war, folgte er 1847 einem Rufe an die Universität Greifswald. Vor Antritt der Professur machte er eine Reise nach England, um besonders die Schätze des Britischen Museums kennen zu lernen, und entdeckte damals ein für die Schriftstellerei des M. Terentius Varro wichtiges Anekdoton, welches Ritschl in einem vortrefflichen Aufsatz (jetzt im 3. Bande seiner kleinen Schriften S. 421 ff.) behandelt hat. In Greifswald nahm er als ein Mann, der sich berufen fühlte, wirksam in das Leben einzugreifen und seiner Einsicht Geltung zu verschaffen, der auch die Gewandtheit der Rede und die Schlagfertigkeit des Witzes besass, um seine Ansichten nachdrücklich zu vertreten, an den politischen Bewegungen der folgenden Jahre lebhaften Antheil und war 1848—1852 Mitglied der zweiten Kammer des preussischen Abgeordnetenhauses und Erfurter Parlaments. In Erfurt gehörte er der Partei an, welche die Revision der Reichsverfassung vertrat. In einer Rede leitete er die Verpflichtung zu derselben aus dem Wortlaut der Geschäftsordnung ab. Auch in der Folgezeit liess sich Urlichs niemals durch die Lehrthätigkeit und die wissenschaftliche Forschung dem politischen Leben entfremden. So gehörte zu den Körperschaften, welche in dankbarer Erinnerung an seine Wirksamkeit einen Kranz am Grabe weihten, der nationalliberale Verein Würzburgs. In Greifswald legte Urlichs auch den Grund zu einem glücklichen Familienleben. Es ist nur eine Vermuthung von mir, dass die Kunst die Brautwerberin gemacht, d. h. dass die von dem Maler Quistorp herrührende Kunstsammlung Urlichs in das Haus des Geheimen Justizrathes Quistorp geführt hat, dessen Tochter Luise ihm eine treue und sorgliche Lebensgefährtin wurde und als hochgebildete Frau an seinen wissenschaftlichen Bestrebungen den regsten Antheil nahm.

Im Jahre 1855 endlich wurde Urlichs als Professor der classischen Philologie und der Aesthetik nach Würzburg berufen. Dem damaligen Professor der Philosophie Hoffmann gebührt der Dank, auf die hervorragende Kraft aufmerksam gemacht zu haben. Schon nach zwei Jahren erhielt Urlichs einen Ruf nach Freiburg. Er lehnte denselben ab und blieb so bis zu seinem Tode, also 33 Jahre, in dieser Stellung, welche er in der ehrenvollsten und segensreichsten Weise ausfüllte. Es fügte sich ausserordentlich günstig, dass man, vielleicht ohne dies besonders im Auge zu haben, damals gerade einen tüchtigen Archäologen

für die Würzburger Universität gewonnen hatte. Denn am 7. December 1857 erfolgte die grossartige Schenkung des oben genannten Künstlers Joh. Martin Wagner, durch welche die Universität in den Besitz einer reichen Sammlung von Antiken und Denkmälern neuerer Kunst gelangte. Urlichs war der rechte Mann, diese Schätze zu verwerthen und zu vermehren [1]), das „v. Wagner'sche Kunstinstitut" zu organisiren und den Willen des edlen Stifters zu erfüllen, „die Sammlung nicht nur den Mitgliedern der Universität, sondern allen Freunden edler Bestrebungen, gleichviel ob einheimisch oder fremd, Künstler oder Nichtkünstler, zugänglich und nutzbar zu machen." Dem trefflichen Meister, dem die Münchener Glyptothek den werthvollsten Theil ihrer Schätze verdankt, der öfter sein Leben aufs Spiel setzte und den grossen Plänen des Königs Ludwig I. seinen Künstlerruhm zum Opfer brachte, hat Urlichs in einem 1865 gehaltenen Vortrag „Johann Martin v. Wagner. Ein Lebensbild" ein schönes Denkmal gesetzt. In der Sammlung befindet sich die Correspondenz des Königs mit Wagner, enthaltend 600 Briefe des Fürsten, beinahe 1000 des Künstlers. Diese authentische Quelle für die Geschichte der Kunst und der Sammlungen Münchens hat Urlichs in der Schrift „Die Glyptothek Ludwigs I. von Bayern nach ihrer Geschichte und ihrem Bestande" (1867) und in den „Beiträgen zur Geschichte der Glyptothek" (1889) verwerthet. Aus Wagner's Papieren hat Urlichs auch interessante Mittheilungen über „Thorwaldsen in Rom" als 20. Programm des Wagner'schen Instituts (1887) veröffentlicht. Er traf nämlich die Einrichtung, zur dankbaren Erinnerung an den edlen Stifter, anfänglich auch zur Feier von Winckelmann's Geburtstag (9. December), welcher mit dem Stiftungstag des Institus (7. December) fast zusammenfiel, einen Vortrag zu halten oder eine das Institut oder die Kunst betreffende Programmabhandlung erscheinen zu lassen. So sind vom Jahre 1865 bis 1889 22 Programme von Urlichs verfasst worden, von denen das erste, zweite und fünfte das Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg bietet, das zehnte die Baugeschichte Würzburgs behandelt, die übrigen philologische, meistens archäologische Fragen erörtern. Archäologische Untersuchungen enthält noch eine Reihe von Vorträgen, Abhandlungen und Schriften [2]), in denen die verschiedensten Gebiete dieser Wissenschaft oft sehr glücklich behandelt sind. Die Ansicht, welche er in einem Vortrag bei der Philologenversammlung

1) Durch geschickte Ankäufe der Sammlung des Malers Brüls in Rom (1860), der Sammlung des Legationsrathes v. Faber (1862), der berühmten Feoli'schen Vasensammlung (1872). Dazu kam die Schenkung der Gemäldegallerie des 1862 verstorbenen Professors Fröhlich und des Originalmodells von Wagner's Walhalla-Fries.

2) Ich erwähne hier nur Observationes de arte Praxitelis 1858, Skopas' Leben und Werke 1863, Pergamon, Geschichte und Kunst 1883, Beiträge zur Kunstgeschichte 1885.

in Halle über die Bauzeit des Zeustempels in Olympia entwickelte und in den „Bemerkungen über den Olympischen Tempel und seine Kunstwerke" (1877) abweichenden Ansichten gegenüber vertrat, wurde durch einen Fund bei den deutschen Ausgrabungen in Olympia bestätigt. Ueber einen auf der Frankfurter Philologenversammlung gehaltenen Vortrag: „Die dramatischen Motive in der Kunst" schrieb ihm Ritschl: „Dein Vortrag in Frankfurt hat ja, wie ich höre, geradezu den Vogel abgeschossen." Urlichs war besonders stark in der scharfsinnigen Verwerthung schriftstellerischer Notizen und verband mit der reichen Anschauung und dem Kunstverständniss das gediegene Wissen und die sichere Methode des Philologen. Er hat sich vorzugsweise als Archäologen gefühlt, und noch wenige Tage vor seinem Tode gab er der hohen Freude Ausdruck, dass er in diesem Wintersemester nur archäologische Vorlesungen zu halten habe.

Nichtsdestoweniger hat er seine Hauptwirksamkeit an der Universität als Philologe ausgeübt. Seine schriftstellerische Thätigkeit war zunächst dem älteren Plinius, dessen Werk in die Archäologie einschlägt, und Tacitus gewidmet [1]). Aber seine Vorlesungen und Seminarübungen erstreckten sich über das ganze Gebiet des griechischen und römischen Alterthums. In der trefflichen Schrift: „Grundlegung und Geschichte der classischen Alterthumswissenschaft" (1886) bezeichnet er die Philologie als die Wissenschaft der concreten Idealität: „in doppelter Beziehung ist sie die unersetzliche Lehrerin der Jahrhunderte geblieben. Einerseits erschliesst sie die Quelle der Kenntnisse und Künste, welche mit kaum einer Ausnahme — denn auch die exacten Wissenschaften stehen auf den Schultern der Antike — dem Schoosse der griechischen Kultur entstammen, andererseits bietet sie in den erhabenen Schöpfungen origineller Geister ein wirksames Correctiv der gemeinen Ueberschätzung des nutzbaren Realismus, indem sie die Phantasie erregt, den Verstand beschäftigt, den Scharfsinn reizt und in der Befriedigung des uneigennützigen Wissenstriebes ihren Lohn findet." Durch Gründung einer philologischen Gesellschaft, welche sich später in eine philologisch-historische verwandelte, suchte er die Selbstthätigkeit und den wissenschaftlichen Geist der Studirenden zu fördern. Die im Jahre 1862 erschienenen „Verhandlungen der philologischen Gesellschaft in Würzburg" geben von dem Erfolg dieser Bestrebungen Kunde. Der Absicht, die wissenschaftliche Forschung der bereits an Gymnasien thätigen Philologen anzuspornen,

1) Vindiciae Plinianae 1. Heft 1853, 2. Heft 1866, Chrestomathia Pliniana 1857, Disputatio critica de numeris et nominibus propriis in Plinii naturali historia 1857, Quellenregister zu Plinius' letzten Büchern 1878, Ausgabe von Tacitus' Agricola 1875, De vita et honoribus Agricolae 1868, De vita et honoribus Taciti 1879, Die Schlacht am Berge Graupius 1882 u. a.

entsprang auch der Versuch, im Verein mit Stark, v. Jan und Bäumlein ein philologisches Organ für Süddeutschland zu schaffen. Aber die 1864 erschienene „Eos" hat nur zwei Jahrgänge erlebt; sie verlor ihren Zweck, als der Verein der bayerischen Gymnasiallehrer ein eigenes Organ gründete. Strebsame junge Leute zog Urlichs an sich heran, ermuthigte und förderte ihren Eifer auf jede Weise und bewahrte ihnen fürs Leben seine Theilnahme und Fürsorge. Die Dankbarkeit seiner Schüler gab sich besonders bei dem Jubiläum seiner 25jährigen Thätigkeit in Würzburg (1880) und bei der Feier seines 50jährigen Doctor-Jubiläums (1884) kund. Ein stattlicher Band von wissenschaftlichen Arbeiten, der ihm bei der ersteren Gelegenheit überreicht wurde, legte Zeugniss ab, dass der ausgestreute Same aufgegangen war.

Der Aufgabe, welche Urlichs bei seiner Berufung nach Würzburg zugefallen war, Vorlesungen über die Aesthetik zu halten, entledigte er sich vornehmlich mit Hülfe seines Schönheitssinnes und seiner umfassenden Kenntniss der Kunstwerke alter und neuer Zeit. Diese Vorlesungen wurden gerühmt und stark besucht.

Selten wird es der Fall sein, dass mit dem gründlichen Forscher der Schöngeist in des Wortes bester Bedeutung so vereinigt ist wie bei Urlichs. Allen höheren Interessen der Gesellschaft wandte er seine volle Theilnahme zu und mochte es sich um einen Vortrag oder um Mitwirkung bei der Vorführung eines klassischen Dramas, z. B. der Medea des Euripides, handeln, wandte man sich an ihn nicht vergebens. Seinem weltmännischen und gewandten Wesen, das ihm alle Thore öffnete, verdankte die Wissenschaft die Hebung manchen Schatzes. Ich habe bereits oben von einer solchen Entdeckung gesprochen. Die durch Abeken vermittelte Bekanntschaft mit der Freifrau v. Gleichen-Russwurm auf Bonnland, der Tochter Schillers, führte zu dem Werke: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (1860—1865), welches sowohl Charlottens eigene Aufsätze und Briefe, als auch die von ihren Freunden an sie gerichteten Briefe und in der Einleitung des 3. Bandes eine schöne Biographie der Gemahlin Schillers enthält. Bei einem Aufenthalte in dem Hause der Frau Ernst Hasenclever in Ehringhausen, mit welcher Urlichs verwandt war, durchstöberte er die Familienbibliothek und fand Goethes Briefe an Johanna Fahlmer, die Freundin von Goethes Schwester und die Vermittlerin der Freundschaft zwischen Goethe und Jacobi. Die Veröffentlichung derselben gab interessante Aufschlüsse über das Leben Goethes in den Jahren 1773—77. Eine daraus gewonnene überraschende Aufklärung über Goethes „Stella" hat Urlichs im vierten Band der „Deutschen Rundschau" dargelegt. Weitere Verdienste um die genaue Kenntniss der Lebensverhältnisse unsrer beiden grossen Dichter erwarb sich Urlichs durch die Veröffentlichung der „Briefe an Schiller" (1877)

und durch verschiedene Aufsätze in der „Deutschen Rundschau" und im Goethe-Jahrbuche.

Ausführliche Angaben über andere Schriften und Abhandlungen von Urlichs wollen wir der in Aussicht stehenden Biographie überlassen. Das Gesagte wird genügen, seine Vielseitigkeit, seine rastlose Thätigkeit und das weite Gebiet der Wissenschaft, welches er beherrschte, zu kennzeichnen. Nimmt man dazu die Gewandtheit, sein Wissen zu offenbaren, und den ihm angeborenen Drang andere Menschen zu fördern, so kann man sich eine Vorstellung von der Wirksamkeit des Mannes machen. Eine ausgebreitete Correspondenz dehnte diese Wirksamkeit nach allen Seiten aus. Seine Erfolge wurden noch gesteigert durch seine anziehende Persönlichkeit, durch die Klarheit und Sicherheit seiner Anschauungen, die sachgemässe Beurtheilung der Personen und Verhältnisse, den grossen, weltmännischen Blick, das Launige, Witzige und Geistreiche seiner Unterhaltung. Er war eine gross angelegte Natur; alles Kleinliche, Peinliche und Engherzige lag seinem Wesen fern, und wo er es fand, fühlte er sich abgestossen. Was er in der Festrede: „Die philosophische Facultät der Universität Würzburg", die er als rector magnificus 1886 gehalten hat, sagt: „Jener zänkische Neid, welcher in früheren Zeiten in den Hallen der Wissenschaft sein Wesen trieb, ist überwunden; er hat einem einträchtigen Wetteifer Platz gemacht; unsere Facultät hat, als es einen Schimmer der Hoffnung gab, in Ritschl einen Meister der Philologie zu gewinnen, nicht daran gedacht, dass sein Glanz Andere verdunkeln könnte", das sagt er von sich selbst. Urlichs war damals, als Ritschl Bonn den Rücken kehrte, eifrigst bemüht, ihn für Würzburg zu gewinnen, obwohl er selbst aus der ersten Stelle in die zweite hätte treten müssen. Die Sache stand ihm auch sonst immer höher als die Person, und wenn er manchmal in Widerspruch mit seiner wohlwollenden Natur eine rauhe Seite hervorkehren musste, so leitete ihn nur das Gefühl, der ihm obliegenden Verpflichtung nachkommen zu müssen. Er besass eine bewundernswerthe Beredsamkeit, die bei aller Einfachheit der Worte durch die geschickte Aneinanderreihung der Gedanken und den sprühenden Geist den stimmungsvollsten Eindruck hervorbrachte. Die Gewandtheit des Auftretens, das Gefällige seiner ganzen Erscheinung und die Heiterkeit seines Wesens lenkten immer wieder die Wahl auf ihn, wenn es galt, zu einem Universitätsjubiläum oder sonst einen Abgeordneten abzusenden, und machte ihn zum gerngesehenen Gast bei Philologenversammlungen, deren Verhandlungen durch verschiedene Vorträge von ihm geziert wurden. Welchem Theilnehmer der Würzburger Philologenversammlung ist nicht die ausserordentlich geschickte Leitung derselben durch Urlichs in angenehmster Erinnerung? Schon Bunsen hatte sich des jungen Mannes zu einer Mission nach Berlin bedient. Ueberhaupt war Urlichs gern auf Reisen. Er besuchte Paris, sah Italien

mehrmals wieder und hielt sich eine Zeit lang in Griechenland und Constantinopel auf, wovon er in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ 1881 Nr. 296 f. eine anziehende Schilderung gegeben hat. Rührigkeit und Bewegung war das Element seines Daseins.

Seinem Wirken fehlte die äussere Anerkennung nicht. Er erhielt 1857 den Titel eines Hofraths, 1880 den Kronorden, 1885 den Titel eines Geheimen Raths. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften war er seit 1866. Aber auch die Bitterkeiten des Lebens sind ihm nicht erspart geblieben; eine der herbsten war der Tod seines ältesten Sohnes, der bereits als Arzt thätig war. Indess, wenn man die Summe seines Lebens zieht, die reichen Erfolge seiner Thätigkeit, die Dankbarkeit und Anhänglichkeit seiner Schüler, das Glück seines Familienlebens überblickt und dazu erwägt, dass er in einem verhältnissmässig hohen Alter noch mitten in der Freude des Schaffens, ohne die eigentliche Schwäche des Greisenalters und die Abnahme der geistigen Kräfte empfunden zu haben, ohne besondere Schmerzen aus dem Leben schied, dann kann ein solches Dasein nach dem Spruche des Solon oder wie Phrynichos den Sophokles gepriesen hat, als ein glückliches erachtet werden. Er lebt fort in der Wissenschaft und im Andenken Vieler.

München. Dr. N. Wecklein.

---

3. Die Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Wien vom 5. bis 10. August 1889.

Dieselbe wurde Montag den 5. August um 10 Uhr Vormittags im Saale des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten Vereins durch den Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Freiherrn v. Andrian-Werburg, eröffnet. Er gedenkt zuerst des erschütternden Ereignisses, dass die Versammlung ihren erhabenen Protektor, den Kronprinzen Rudolph, verloren hat. Wenn der Congress durch sein Hinscheiden an äusserem Glanze eingebüsst hat, so müssten wir um so mehr an seinen geistigen Zielen festhalten. Möge durch ihn die Anthropologie in allen Kreisen immer grössere Theilnahme und thatkräftige Unterstützung finden. Hierauf begrüsste der Cultus- und Unterrichtsminister Dr. v. Gautsch die Versammlung, in der die hervorragendsten Vertreter der Anthropologie aus Deutschland und Oesterreich zu gemeinsamer Thätigkeit sich vereinigt hätten. Der unmittelbare, lebendige Gedankenaustauch befruchte die Wissenschaft in noch viel höherem Maasse, als es der Ausgleich der Meinungen durch das geschriebene und gedruckte Wort zu thun vermöge. Dies gelte um so mehr, wenn es sich um grundlegende Arbeit einer Disciplin handle, welche nicht ganz ungeneidet das Erbrecht mit älteren Schwestern zu theilen Anspruch erhebe. Auch im österreichischen Ländergebiete lägen Verhältnisse vor, welche der Anthropologie und Ethnographie reichlichen Stoff zur Durchforschung darböten. Die mannigfaltige Bodengestaltung des Landes habe von den frühesten Zeiten her die verschiedensten Zustände der menschlichen Culturentwickelung geschaffen. Der Metall- und Salzreichthum der Alpenländer bedingte schon früh eine verhältnissmässig hohe Cultur, wie die Funde von Hallstatt, Waatsch u. a. bekunden. Bei der Wanderung der europäischen Völker von Ost nach West waren das Donauthal und die Alpenpässe, Pannonien, Illyrikum, Norikum und Rhätien bald Stätte der Niederlassung, bald Durchzugsland. Reiche Schätze birgt noch der Boden, wichtige Aufgaben der Menschen- und Völkerkunde harren noch der Lösung. Herr Gemeinderath Dr. Richter rühmt den Werth der heutigen anthropologischen Forschung und heisst die Anwesenden im Namen der Stadt Wien willkommen, die sich zur Ehre rechne, so theure Gäste empfangen zu dürfen und ihren Berathungen mit regstem Interresse folgen werde. Hierauf sprach Freiherr v. Helfert, der Präsident der k. k.

Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Die Commission war ursprünglich nur für die Baudenkmale gebildet, liess sich aber durch die gezogenen Grenzen nicht beirren und entfaltete eine weitere Thätigkeit; sie wurde durch Ministerial-Erlass vom 21. Juli 1873 reorganisirt und in drei Sektionen getheilt: für Prähistorie und Antike, für die Kunstdenkmäler des Mittelalters und der neueren Zeit, und für das Archivwesen. Die Centralcommission hat unter Redaction des ausgezeichneten Vertreters der prähistorischen Wissenschaft, Dr. M. Much, eine Sammlung von Abbildungen vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Funde aus den Ländern der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie herausgegeben. Dieser prächtig ausgestattete Atlas von 100 Tafeln wird dem Vorstande überreicht. Herr Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer spricht seine Freude darüber aus, dass während der Anwesenheit der Anthropologen in Wien die Eröffnung der k. k. Naturhistorischen Hofmuseums durch Allerhöchst Se. Majestät den Kaiser vorgenommen werden wird, und dass die Mitglieder des Congresses zu dieser Feier Einladungen erhalten werden. Der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gebühre vor Allem der Dank, dass in wenigen Jahren so reiche Sammlungen in der prähistorischen Abtheilung des Museums hätten vereinigt werden können.

Nun übergab der bisherige Vorsitzende, Freiherr v. Andrian, den Vorsitz an Geh. Rath. Virchow, der die wissenschaftlichen Verhandlungen mit einem Vortrag über die Anthropologie in den letzten zwanzig Jahren eröffnete. Auf österreichischem Boden wurde der Grundstein gelegt für die Vereinigung, die wir heute vor uns sehen. Bei der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck, im September 1869, trat eine kleine Zahl von Männern zusammen und es erfolgte ein Aufruf zur Gründung einer deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Dass Deutsche und Oesterreicher in anthropologischen Dingen zusammengehören, war auch die Ansicht der constituirenden Versammlung, die 1870 während der Osterferien in Mainz stattfand. Im Jahre 1869 entstand die Berliner Anthropologische Gesellschaft, die sich als Zweigverein der deutschen Gesellschaft bekannte. Die in demselben Jahre gegründete Wiener Gesellschaft blieb selbstständig. Die erste Vereinigung deutscher und österreichischer Anthropologen fand 1885 statt, als beide ihre Generalversammlung hinter einander in Regensburg und Salzburg abhielten und an beiden Orten zusammenkamen. Heute wird das Werk gekrönt, wofür das Verdienst Herrn v. Andrian gebührt. Auch für uns Anthropologen steht die Nationalität im Vordergrunde. Erst mit der Kenntniss des Stammes oder der Person beginnt unser Interesse. Je weiter wir zurückgehen, um so mehr verlieren sich die Nationalitäten, die an gegenwärtige Verhältnisse anknüpfen. Aus prähistorischer Zeit nennen wir die Schädel nur nach ihren Fundorten und sprechen von einer Rasse von Cannstadt, Cro-Mag-

non u. dgl. Auch in der Gegenwart ist die Entscheidung über eine Nationalität oft recht schwierig, wenn wir nicht eine Insel im Stillen Ocean aufsuchen. Die heutigen Nationalitäten sind zusammengesetzt, unter den verschiedenen Deutschen giebt es ebenso grosse Unterschiede wie unter den Slaven. Blonde Polen und Galizier stehen den Deutschen näher als ihren slavischen Brüdern. In slavischen Gräbern finden wir germanische Schädel. Wir haben es mit Mischrassen zu thun und müssen zu ermitteln suchen, woher die Lang- und woher die Kurzköpfigen kommen. Oesterreich hat die Reste zahlreicher alter Volksstämme in viel grösserer Reinheit bewahrt, als es sonst in irgend einem anderen Staate Europas der Fall ist. Die Arbeiten, welche unter Leitung des Kronprinzen Rudolf unternommen wurden, waren bestimmt, reiches Material über Oesterreichs Nationalitäten zu liefern. Der Redner giebt in Aller Namen dem Schmerze Ausdruck, dass dieses Land eines Mannes beraubt ist, der berufen zu sein schien, einer der humansten Fürsten dieses Jahrhunderts zu werden. Was die früher ausgesprochene Meinung betreffe, als ob die österreichischen Gebirgsländer der Ursitz der europäischen Cultur seien, so sprächen die heutigen Untersuchungen doch dafür, dass die Uranfänge unserer Cultur in den altasiatischen Reichen und in Aegypten zu suchen seien, wofür schon die Uebereinstimmung der alten Maasse und Gewichte mit den heutigen spreche. Vor zwanzig Jahren war die prähistorische Archäologie am meisten in Skandinavien zur Entwickelung gekommen. Heute aber glaubt kein Forscher mehr, dass die Bronze eine nordische Erfindung sei, wenn auch ihre Bearbeitung sich dort in eigenthümlicher Weise ausgebildet haben mag. Aber auch in der angeblich asiatischen Heimath der Indogermanen hat man die Muster für unsere Bronzen nicht gefunden, so wenig wie im Kaukasus. Die indogermanische Hypothese ist dadurch erschwert, dass die auf diesem Gebiete wohnenden Rassen unter einander physisch verschieden sind und dass nirgendwo ein Anfang der gemeinsamen Cultur in einem arischen Gebiete vorhanden ist. Wir müssen dem internationalen Verkehr auch schon in jener alten Zeit eine grössere Bedeutung beilegen. Viel grösser, sagt Virchow, als in der Archäologie ist die Revolution, die sich auf dem Gebiete der anthropologischen Forschung vollzogen hat. Vor zwanzig Jahren hielt der Darwinismus seinen ersten Siegeslauf durch die Welt. Die Herkunft des Menschen vom Affen galt als das höchste Problem der Anthropologie. Die Naturwissenschaft darf sich aber nur mit wirklichen Objekten beschäftigen. Man hat vergeblich jene Zwischenglieder gesucht, die den Menschen mit dem Affen verbinden sollen; auch nicht ein einziges ist zu verzeichnen. Im Augenblicke wissen wir nur, dass unter den Menschen der Vorzeit sich keiner gefunden hat, der dem Affen näher stände als heutige Menschen. Nach Ansicht des Berichterstatters ist dies allerdings der Fall. Virchow fährt fort: „Wir besitzen heute die genaueste

Kenntniss der Naturvölker, aber es stellt sich heraus, dass unter allen kein einziges ist, welches dem Affen näher stände als uns." Sömmering hat aber schon 1784 gezeigt, dass der Neger näher an das Affengeschlecht grenzt, als der Europäer, und noch hat ihn Niemand widerlegt. Auf die Frage, können die niederen schwarzen Rassen nicht das gesuchte Zwischenglied sein, das zu der Brücke zwischen Mensch und Affe hinführt, will Virchow nicht mit einem absoluten Nein antworten. Aber von der Möglichkeit bis zur Wirklichkeit fehle noch recht viel. Es ist richtiger, wenn man die natürliche Abstammung des Menschen nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich erklärt. In den letzen zwanzig Jahren ist keine Thatsache bekannt geworden, die dagegen spräche, und der Darwinismus hat in dieser Annahme mehr Anhänger als jemals. Dieselbe ist die einzig mögliche Vorstellung, die man sich von der Schöpfung des Menschen machen kann und diejenige, welche keinem Naturgesetze widerspricht. Dass die Aegypter seit Beginn des neuen Reiches, seit 1700 v. Chr., kein wesentliche Veränderung erfahren haben, spricht durchaus nicht für die Permanenz des menschlichen Typus überhaupt, weil sie schon damals ein hoch entwickeltes Culturvolk waren. Virchow sagt, wenn Sie mich fragen, waren die ersten Menschen weiss oder schwarz, so muss ich sagen, ich weiss es nicht. Die Schwimmhaut zwischen den Fingern des Congonegers führt er auf die Flossenstrahlen der Rochen zurück, warum nicht auf die Hand des Gorilla? Wodurch die schwanzlosen Katzen der Insel Man entstanden sind, ist vollständig unbekannt. Dass das Klima und andere Lebensumstände die Entwickelung des Menschen beeinflussen können, ist ihm nur wahrscheinlich. Er schliesst mit den Worten: Vieles von dem, was man früher aufgestellt hat, ist nicht mehr zulässig; es hat sich im Glauben fortgeschleppt, aber in die Wissenschaft gehört es nicht. Was wir jetzt feststellen, das hat Bestand; es wird eine Grundlage bilden für weitere Forschung.

Am Nachmittag fand eine Besichtigung der prähistorischen Ausstellung und der Sammlungen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums statt. Um $^1/_2$6 Uhr gab die Stadt Wien den Mitgliedern und ihren Damen ein glänzendes Abendfest im grossen Rathhaussaale, wo Herr Bürgermeister Prix die Gäste begrüsste. Da die Anthropologen aus den Werken der Menschen auf die Menschen selbst zu schliessen pflegten, so hoffe er auch, dass die geehrten Gäste in diesen edlen Räumen ein günstiges Urtheil über die Wiener fällen möchten. Virchow antwortet, dass er hier ein kräftiges und unabhängiges Gemeinwesen erkenne und setzt hinzu: Ich wünsche, dass der deutsche Geist, dessen Träger wir Alle sind, auch in den Kreisen Ihrer Bevölkerung zu immer mächtigerer Entfaltung komme.

Am Dienstag den 6. August Morgens 9 Uhr fand die erste Sitzung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft statt. Heger begrüsste

als Secretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft die deutschen Gäste und erinnerte daran, dass die Wiener Anthropologische Gesellschaft einen erheblichen Antheil an der Gründung des k. k. Museums habe. Ein herbes Geschick habe Oesterreich den kaiserlichen Förderer aller dieser Bestrebungen entrissen. Mit dieser Vereinigung beider Gesellschaften sei ein langjähriger Wunsch in Erfüllung gegangen. Virchow bemerkt, dass Alles, was wir heute hier fertig sähen, durch v. Hochstetter vorbereitet worden sei, sein Geist möge auch über unsern Verhandlungen schweben.

Hierauf erstattet der Generalsecretär Ranke den Jahresbericht. Die Anthropologie werde immer mehr zu einer selbstständigen Disciplin erhoben, wie neue Einrichtungen an einigen deutschen Universitäten bewiesen. Eine neue Bewegung zeige sich in der Beachtung der Völkerkunde der heimathlichen Stämme. In Berlin lege man ein Museum für deutsche Trachten und Hauseinrichtungen an, wie sie sich im Spreewald, in Mönchsgut auf Rügen, im Vierland bei Hamburg, in Braunschweig und Bückeburg, in Hessen, Bayern und der Schweiz erhalten haben. In München beabsichtige man Aehnliches. Das illustrirte Werk: „Oesterreich in Wort und Bild" werde unter Redaction des Freiherrn v. Andrian fortgesetzt werden. Zum Beweise der umfassenden geistigen Arbeit innerhalb der anthropologischen Forschung macht Ranke auf eine Reihe neuer Schriften aufmerksam und legt zahlreiche Zusendungen für diese Versammlung vor, darunter die Festschrift der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, verschiedene Publicationen des Museums-Vereins zu Olmütz, des Kroatischen Vereins in Agram, des Dr. H. Wankel, Prof. A. Herrmann, Dr. M. Wagner, Dr. G. Buschan, M. Wosinsky, Dr. Marchesetti u. A., zuletzt ein Sendschreiben des Dr. E. Bötticher, der zugleich sein neuestes Werk: Schliemanns Troja, eine Nekropole, einsendet. Virchow wies mit scharfen Worten Inhalt und Form dieser Veröffentlichung zurück. Der Schatzmeister Weismann erstattete dann den Kassenbericht. Die Gesellschaft hat 2074 Mitglieder; die Einnahme betrug 15408 Mk. 99 Pf. Verfügbar sind 6870 Mk. 37 Pf.

Um 11 Uhr fand die II. gemeinsame Sitzung statt. Dr. Hörnes spricht über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung in Oesterreich. Das Bedürfniss der Menschheit, sich mit der Vorwelt bekannt zu machen, wechselt die Formen unter dem Einflusse des Zeitgeistes. Das moderne naturwissenschaftliche Princip bevorzugt die greifbaren Zeugnisse der alten Kultur gegenüber der geschriebenen Ueberlieferung. Ueberall ist man heute aus der litterarischen in die archäologische Periode der Alterthumsforschung eingetreten. Bienenberg schrieb 1779 über Urnen- und Bronzefunde, Jäthenstein 1776 über Böhmens heidnische Opferplätze und Gräber, von E. Wočel erschien 1845 eine böhmische Alterthumskunde. Von 1846 an wurde das Grabfeld von Hallstatt aus-

gebeutet. Man suchte die Funde in ein Schema einzureihen, das die litterarischen Geschichtsquellen hergeben mussten. Freiherr v. Sacken hatte alle Zweige der Archäologie zu pflegen. Seine Hauptstärke lag aber in seinem litterarischen Wirken. Aus den Fundprotokollen von Hallstatt ersieht man, dass Skelette, Thongefässe und Eisenfunde in Menge geringschätzig weggeworfen wurden. Seine klassische Untersuchung über das Grabfeld von Hallstatt erschien 1868. In eine neue Phase tritt die Urgeschichtsforschung mit der Gründung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und dem Eingreifen v. Hochstetters, der 1876 Intendant des Hofmuseums wurde. Im Jahre 1878 wurde in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der k. k. Akademie die prähistorische Commission gegründet. Vor zwei Jahren beschloss die Akademie, diese Commission zu einer gemeinsamen Sache ihrer beiden Klassen zu machen. Wiewohl die Urgeschichtsforschung in Oesterreich heute von einem guten Geist getragen und kräftig organisirt ist, bedauert der Redner, dass sie noch keine akademische Lehrkraft besitze. Hierauf macht Major v. Trültsch einen Vorschlag zum Schutze der Alterthümer. Selbst durch die besten gesetzlichen Bestimmungen könne nur geringe Abhülfe gegen das Verschleudern der Funde geschaffen werden. Das einzig wirksame Mittel, sich den Besitz der Funde zu sichern, liege in der guten Bezahlung der Funde durch den Staat. Er räth, die von ihm entworfene Tafel vorgeschichtlicher Alterthümer in sämmtlichen Schulen und Rathhäusern zur Belehrung aufzuhängen. Es werden darin auch Fundregeln mitgetheilt und als Pflicht erklärt, die gemachten Funde an die Staatssammlungen abzuliefern. Das württembergische Ministerium hat die Karte beifällig aufgenommen. Für andere Provinzen würde die Karte mit den ihnen eigenthümlichen Typen anzufertigen sein. Auf Antrag von Fraas spricht sich der Congress dahin aus, es möchten auch in andern Ländern solche Tafeln entstehen. Much schildert die Thätigkeit der Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, die bereits 39 Bände ihrer Mittheilungen veröffentlicht hat, und spricht über das Entstehen der I. Abtheilung des kunsthistorischen Atlasses. Im Schoosse der Commission ist eine Reihe von Maassregeln berathen worden, die dem Ministerium zur weiteren Erwägung unterbreitet wurden. Für die grundfesten Denkmale, die sich meist im Besitze der Gemeinden befinden, ist ein ausreichender Schutz am leichtesten zu erringen. Diese Baudenkmale müssen in ein Verzeichniss gebracht werden. Bei den beweglichen Alterthümern ist das Eingreifen in Privatrechte ein jede Maassregel erschwerender Umstand. Das alte Gesetz, $^1/_3$ eines aufgefundenen Schatzes dem Staate abzuliefern, während $^1/_3$ dem Finder und $^1/_3$ dem Grundeigenthümer zufiel, ist in Bezug auf den Staat wieder aufgehoben worden. Der Missbrauch, bergmännische Schurfbriefe zu Ausgrabungen zu benutzen, muss ausdrücklich verboten werden. Bei Eisen-

bahnbauten muss die Ablieferung von Alterthümern vorgesehen werden. Es muss Vorkehrung getroffen werden, dass im Falle der Auflösung von Museen die vorgeschichtlichen Funde dem Landesmuseum zufallen. Es lässt sich nicht Alles durch Gesetze regeln, das meiste liegt an der Aufmerksamkeit der Vereinsvorstände. Die kommende Zeit wird uns danach beurtheilen, wie wir das Erbe unserer Urväter gewahrt haben. Herr Szombathy bemerkt, dass in Schweden und Norwegen seit $1^1/_2$ Jahrhundert die Finder verpflichtet sind, die Funde an die öffentlichen Museen abzugeben unter der Bedingung, dass ihnen 8—12 Procent über den Werth des Fundes ausbezahlt werden. Es ist die Pflicht des Staates, für Erhaltung der Funde aufzukommen. Es ist dafür eine Garantie der Kosten nöthig. Prof. Woldrich spricht über die paläolithische Zeit Mitteleuropas und ihre Beziehungen zur neolithischen Zeit. Noch vor 15 Jahren enthielten unsere öffentlichen Sammlungen ausser Knochen des Mammuth und des Höhlenbären kaum Nennenswerthes, heute sind ganze Säle mit diluvialen Resten gefüllt. Lartet hatte 1861 das ganze Diluvium in die Zeit des Höhlenbären, des Mammuth, des Rennthiers und des Wisent eingetheilt, was J. F. Brandt bestritt. Es hat sich bei uns die Theilung des Diluviums in eine ältere Mammuthzeit und eine jüngere Rennthierzeit erhalten. *Elephas priscus* hat sich in der ganzen Diluvialepoche nicht wesentlich verändert und führt direkt zum heutigen *E. africanus*. Dagegen hat der pliocäne *E. meridionalis* eine wichtige Formenreihe aufzuweisen. Er führt zunächst zum *E. antiquus*, von welchem drei Aeste abzweigen, der *E. intermedius* und weiter der *E. primigenius*, der *E. armeniacus* und weiter der *E. indicus*, und drittens die kleinen, meist südlichen Formen *E. pygmaeus* u. A. Das Rennthier ist am wenigsten geeignet, einen bestimmten geologischen Zeitabschnitt zu charakterisiren schon wegen seiner grossen Accommodationsfähigkeit. Es lebte im herodotischen Skythenlande, dem heutigen Vollhynien, und im 12. Jahrhundert noch in Schottland. In Norddeutschland reicht das Rennthier bis herab in die neolithische Zeit. Woldrich vermuthet, dass die jüngste kleine Form ein schon in Heerden gehegtes Thier war. Die Drifttheorie ist ersetzt durch das Inlandeis und neue Untersuchungen haben die Diluvialablagerungen in bestimmte Abtheilungen gebracht, die neues Licht auf das relative Alter der darin vorhandenen Fossilreste warfen. Die Lössfunde sind postglacial. Nehring fand bei Thiede in den tieferen Schichten eine arktische Fauna, darüber die Vertreter der jetzigen Steppenfauna, noch höher die grossen Grasfresser, *Elephas, Rhinoceros, Bos, Equus*, zuletzt *Cervus* und *Felis spelaea*. Woldrich unterscheidet vier Faunen des Diluviums, eine glaciale, eine Steppenfauna, eine Weidefauna, eine Waldfauna. Es folgt das Alluvium mit der postdiluvialen Waldfauna der neolithischen Zeit. Diese Faunen kommen rein vor, meist sind sie gemischt. Erst gegen Ende unserer Diluvialepoche ward Nordasien vom Eise frei.

Aus präglacialer Zeit sind keine Spuren des Menschen bekannt in Oesterreich; in die Glacialzeit dürften einige Artefacte der Byciskala und der Stramberger Höhlen in Mähren gehören. Auch aus der reinen Steppenzeit sind weder Reste noch Geräthe des Menschen bekannt geworden. Dagegen kommen an Fundplätzen der grossen Grasfresser zahlreiche vom Menschen zerschlagene Knochen vor, die als die ersten Schaber und Bohrer anzusehen sind. Die Station von Predmost gehört der diluvialen Waldzeit an, neben vollendet zugeschlagenen Steinwerkzeugen treten geglättete und geschliffene Knochenwerkzeuge auf. In der Hartensteinhöhle in Niederösterreich werden die Steinwerkzeuge vollkommener und mannigfaltiger. Den Uebergang aus der paläolithischen Zeit beobachtete Ossowski in den Höhlen von Krakau, in deren oberster Schicht das Rennthier fehlt, aber Hausthiere auftreten, und neben Feuersteinmessern zugeschliffene Steinwerkzeuge. In einer anderen Höhle bei Krakau findet sich in alluvialer Schicht noch das Rennthier, das Hausrind und primitive Topfscherben. Ohne jeglichen Sprung entwickelte sich die neolithische Zeit aus der paläolithischen. Prof. Maška sagt berichtigend, dass unter den Funden von Predmost sich keine geschliffenen, sondern nur zugeschabte Knochenwerkzeuge fänden, wohl aber neben zahlreichen zugeschlagenen auch einzelne geschliffene Steinwerkzeuge, der erste Fund dieser Art aus jener Zeit. Sodann spricht er über die Gleichzeitigkeit des Mammuth mit dem diluvialen Menschen in Mähren. Japetus Steenstrup, der 1888 die Lössstation bei Predmost selbst in Augenschein nahm, behauptet, dass der diluviale Mensch in Mitteleuropa zwar Zeitgenosse des Rennthiers gewesen sei, nicht aber des Mammuth und der anderen ausgestorbenen Thiere. Das Rennthier entspreche der ältesten arktischen Flora nach der Eiszeit, das Mammuth müsse in Dänemark unbedingt vor die Eiszeit verlegt werden. Höhlenfunde hält er für vollständig unzuverlässig für jede Art von Zeitrechnung. Maška schliesst, die Fundstätte in Predmost sei ein langbewohnter Lagerplatz eines Jägervolkes, welches zur Zeit der Lössbildung mit sämmtlichen Thieren, deren Reste hier vorkommen, gleichzeitig gelebt habe. Steenstrup behauptet, der Inhalt der Kulturschichten stamme aus zwei verschiedenen Epochen. Vor der Eiszeit seien Mammuthe auf dem bereits vorhandenen Lössboden zu Grunde gegangen und von frischem Löss bedeckt worden. In der Rennthierzeit soll erst eine mährische Steinzeitbevölkerung das Mammuthfeld aufgesucht haben, um aus Mammuthzahn und Knochen Schmuck und Waffen zu fertigen, oder um Pelzwerk von den Raubthieren zu gewinnen, die des Nachts zum Aasfelde schlichen. Aber die Vergletscherung von Nordeuropa reichte doch nicht bis Mähren. Dass die unteren Lössschichten präglacial, die oberen postglacial seien, ist nicht annehmbar. Steenstrup findet an den Resten von Rennthier, Pferd und Moschusochs unverkennbare Merkmale, dass sie des Markes wegen aufgeschlagen sind,

nicht aber an den Mammuthknochen. Maška bestreitet dieses und bittet die Congressmitglieder, die ausgestellten Knochen zu prüfen. Die grosse Menge hier zusammenliegender Mammuthreste spricht nach Maška dafür, dass der Mensch die Thiere getödtet hat. Die Ornamente auf Knochen und Elfenbein sollen nach Steenstrup an Verzierung auf Thongefässen aus der neolithischen Zeit Dänemarks erinnern. Maška sagt, dass die tiefste Schicht der Sipkahöhle Artefacte enthalte und überlagert sei mit massenhaften Resten von Mammuth und Rhinoceros, welche wahrscheinlich Raubthiere hineingeschleppt hätten. Einschwemmung ist vollständig ausgeschlossen. Graf Wurmbrand glaubt, dass in Höhlen grosse Vorsicht berechtigt sei, weil spätere Einlagerungen den Beweis der Gleichzeitigkeit einer bestimmten Schicht erschweren könnten. In der senkrecht abgeteuften Lösswand aber ist für denjenigen, der sich selbst von der Lagerung der Knochen und dem Aussehen der Kulturschicht überzeugt hat, jeder Zweifel an der Gleichzeitigkeit der darin gefundenen Gegenstände ausgeschlossen. Auch Hörnes hält die Funde im Löss für unbedingt beweisend für die Gleichzeitigkeit des Menschen und des Mammuth. Er sagt, wir kennen diluviale Schädel aus dem Löss von Böhmen und Mähren, die Aehnlichkeit mit dem Neanderthaler und Cannstadter haben, aber durch ihre grosse Capacität auffallen. Dass der Diluvialmensch in Europa sehr hoch stand, beweisen die von seiner Hand hergestellten Gegenstände. Er hält es für möglich, dass die Arier von dieser alten Bevölkerung ihren Ursprung hergenommen haben. Für den Menschen müssten wir wie für alle Säugethiere des Festlandes einen borealen Ursprung annehmen. Der Berichterstatter glaubt, dass wir den Ursprung des Menschen da zu suchen haben, wo die Thierwelt ihre höchste Entwickelung erreicht hat. Dr. Ortvay schildert die Art und Weise, wie die alten Steinwerkzeuge durchbohrt worden sind. Nilsson stellte noch in Abrede, dass der Urmensch den Stein mittelst eines Holzstabes und feuchten Sandes durchbohrt habe und nahm an, er habe einen Feuersteinmeissel benutzt. Schon F. Keller stellte erfolgreiche Versuche an mit Rindshörnern und hohlen Knochenstücken; Morlot und Brant verwendeten dazu das Rohr. Worsaae bohrte nicht nur mit dem Kieselsplitter, sondern auch mit Knochen- und Holzstab, Wurmbrand mittelst des Hirschgeweihs, dessen Drehung ein mit der Saite bespannter Bogen bewirkte. Das Bohrloch ist entweder cylindrisch oder conisch, oder von beiden Seiten nach der Mitte zu engerwerdend. Hieraus, wie an den Bohrzapfen, die bei unfertigen Werkzeugen stehen geblieben sind und kegelförmig sind oder cylindrisch, lässt sich auf das Werkzeug schliessen, oft ist die Basis des Bohrlochs auch glatt oder conisch vertieft. Bohröffnungen, deren Durchmesser haarscharf gleich sind, werden mit einem Metallbohrer gefertigt sein. Den Feuerstein anzubohren, waren die Menschen der Steinzeit unfähig.

Am Nachmittag um 3 Uhr fand eine Fahrt mit dem Dampfer nach Nussdorf und mit der Zahnradbahn auf den Kahlenberg statt. Nachdem der Leopoldsberg bestiegen war, vereinigten sich um 6½ Uhr die Anthropologen mit ihren Damen zu einem glänzenden Festessen auf der grossen Terrasse der Restauration. Den ersten Toast hielt Virchow auf den Kaiser von Oesterreich, der seinen eigenen Hausbau zurückgestellt habe, um die Schätze der Kunst und der Wissenschaft zu sichern. Von diesem Berge habe einst das Signal in die Nacht hinaus geflammt, welches die Rettung dieser Stadt, die Rettung des Occidents vor dem Orient bedeutete. Hofrath Brunner v. Wattenwyl brachte das Hoch auf den deutschen Kaiser aus und sagte: Es gereicht uns zur hohen Ehre und Befriedigung, dass wir kulturhistorisch zur grossen deutschen Nation gehören. Der Trinkspruch des Berichterstatters galt der Stadt Wien. Er sagte: Der glänzende Empfang, der uns hier bereitet worden ist, beweist uns, dass wir willkommen sind und dass diese Stadt ein Verständniss für unsere Forschungen hat. Unsere Wissenschaft weckt die Todten wieder auf, die fernste Vorzeit steht deutlich vor uns da, die ganze Entwickelung des Menschen vollzieht sich noch einmal vor unserem geistigen Auge. Erst die Anthropologie hat den Beweis geführt, dass alle Kultur ein Werk der menschlichen Arbeit ist und dass alle Völker für sie befähigt sind, so verschieden auch die Bildungsstufe ist, auf der sie sich befinden. Die Anthropologie widerlegt den Satz des Aristoteles, womit man die Negersklaverei beschönigt hat, den Satz, dass einige Menschen zum Herrschen und andere zum Dienen geboren seien. Wir Anthropologen treten auch für das Recht der Frauen ein, wenn man, innerhalb der von der Natur gezogenen Schranken, eine Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Stellung fordert. Und hat der Menschenkenner nicht mitzureden, wenn es sich um die beste körperliche und geistige Erziehung der Jugend handelt? Das Alles fällt uns ein, wenn wir sehen, welche Anerkennung und Ehre Sie der anthropologischen Wissenschaft entgegenbringen. Dieser Stadt erkennt man gerne den Preis zu, dass sie eine der schönsten und genussreichsten, der heitersten und gastlichsten Städte der Welt ist. Möge sie das immer bleiben! Freiherr v. Andrian toastete auf die Deutsche, Waldeyer auf die Wiener Anthropologische Gesellschaft, v. Hauer in launiger Weise auf die Damen. Virchow feierte mit Worten hoher Anerkennung die rege Antheilnahme der Aristokratie Oesterreichs und Ungarns an den Aufgaben unserer Wissenschaft. Graf Wurmbrand antwortete mit einem Hinweis auf den alten Zwist und Hader der Rassen, der keinen Sinn mehr habe. Die Männer der Wissenschaft müssten für den Fortschritt kämpfen, denn er allein bringe uns die Aufklärung und den Weltfrieden, den wir Alle wünschen.

Am Mittwoch den 7. August wurde um 10 Uhr die III. gemeinsame

Sitzung eröffnet. Den ersten Vortrag hielt Dr. Naue über die Bronzezeit in Bayern. In der älteren Bronzezeit liegen die Grabfelder immer auf Hochebenen, die Grabhügel liegen dicht neben einander, die Todten sind meist von fünf Lehm- und ebenso viel Steinschichten bedeckt. Die Gebeine sind oft ganz verschwunden. Man findet Diademe aus starkem Bronzedraht, Halsketten, Brustnadeln, Armbänder, Gürtelbleche, selten Dolche; noch seltener Palstäbe. Oft kommt Bernsteinschmuck in Perlen und durchbohrten Platten vor. Die 2 oder 3 Thongefässe sind mit Finger- und Nägeleindrücken, geraden und schrägen Strichen oder dem Wolfszahn verziert. Später werden die Nadeln länger und gereifelt, die Armbänder gedreht und stärker profilirt. In den Gräbern und an den Leichen finden sich Brandspuren. An den Halsketten kommen kleine Spiralen vor, die Nadelköpfe werden flachrund. Es erscheinen Finger- und Zehenringe, die auch in Böhmen häufig sind. In der jüngeren Bronzezeit sind die Gräber nur mit Steinen überwölbt und der Leichenbrand ist eingeführt. Die Asche ist auf den Boden des Grabes ausgestreut oder aufgehäuft. Es zeigt sich das Bronzeschwert und die bronzene Lanzenspitze. Schmuck und Waffen sind in der Reihenfolge, wie sie vom Lebenden getragen wurden, niedergelegt. Die Bronzegürtel sind mit Wolfszahn und Spirale verziert. Die Nadeln sind stark geriffelt. Erst später tritt die Urne auf, die Nadeln haben Spiraldisken. Gehämmerte Bronzebleche sind mit Buckelreihen verziert. Auch sind concentrische Kreise mit Centralpunkt häufig. Die älteren Bronzen zeichnen sich durch glänzende malachitgrüne Patina aus. Virchow spricht über neue Funde in Transkaukasien. Das Grabfeld von Kuban liegt im Gebiet der Osseten, die durch ihre Dickköpfigkeit nicht zu den alten Germanen passen. Es gehört der letzten Bronzezeit und dem Anfang der Eisenzeit an, bildet einen Uebergang zur Hallstattcultur. Bayern hat ein Grabfeld bei Mzchet untersucht und eines südöstlich von Tiflis bei Redkin-Lager, welches er wegen Fehlen des Eisens und dem Vorkommen von Steingeräthen für das älteste hält. In seinem östlichen Abschnitte ist der Antikaukasus sehr reich an Erz; von hier wurde nach dem Propheten Ezechiel das Erz auf die Märkte von Tyrus gebracht. Al. Bertrand meinte, hier sei die Bronze erfunden. Aber weder im Norden noch im Süden des Gräbergebietes giebt es eine reine Bronzezeit. Kupfer ist genug in der Gegend vorhanden, aber kein Zinn. Bei den neusten Grabungen in Redkin-Lager kam sogar mehr Eisen zu Tage als Bronze. Hier erschien ein Schmuckgeräth aus Antimon. Auch unter den ältesten Funden von Tello in Südbabylon fand sich das Bruchstück eines Metallgefässes, jetzt im Louvre-Museum, welches Berthelot für Antimon erklärt hat. Der schwarze Farbstoff der Aegypter, der ihnen zum Bemalen der Augenlider diente, lässt sich bis in das 4. Jahrtausend vor Chr. verfolgen, heisst Mestem und ist Schwefelantimon. Eigenthümlich sind dem Kaukasus Bronzeknöpfe mit

vier horizontal gerichteten Löchern und Gürtelbleche mit fein eingeritzten Ornamenten von stilisirten Thierfiguren. Man unterscheidet zwei Hirscharten. Das starke Athmen des laufenden Thieres ist durch eine Blase dargestellt. Die Gräber sind reich an Obsidian, einmal fanden sich 29 Pfeilspitzen zusammen. In einer menschlichen Fibula steckte eine Obsidianspitze. Das Fundgebiet gehört zum alten Medien. Graf Wurmbrand berichtet über die Versuche, die man gemacht hat, der Herstellung der alten Bronze näher zu kommen. Uchatius gelang die Erfindung der harten Stahlbronze, die sich durch Feinheit des Gusses auszeichnet. Dieselbe besteht aus 89.5 Kupfer, 5.9 Zinn, 2.6 Antimon und 2.1 Nickel. In unseren Ländern hat sich eine Volksindustrie erhalten, zumal in abgeschlossenen Gegenden, wie in Bosnien. Die Gleichheit der Ornamente bei verschiedenen Völkern erklärt sich aus dem Umstande, dass sich aus der Weberei solche ableiten lassen, wie z. B. ein Kreuzmotiv oder ein Mäander. Bosnische Muster werden heute in Wien benutzt. Die figürlichen Darstellungen, die uns im südlichen Oesterreich wie auf der Situla von Waatsch begegnen, sind nicht, wie Hochstetter glaubte, von den eingesessenen Völkern gefertigt, man bezeichnete sie auch als etruskisch, sie sind entweder griechische Kunst oder Nachahmungen derselben. Dieselben Helme und Waffen, die in diesen Bildern dargestellt sind, haben wir in den Gräbern gefunden. Auch die Funde in Istrien weisen auf griechischen oder römischen Einfluss. Die Kelten sind nicht von den Römern beeinflusst worden, eher war das Umgekehrte der Fall. Waldeyer erinnert vom Standpunkt des Anatomen daran, dass das, was die menschliche Hand verrichtet, eine Leistung der körperlichen Maschine ist, wir arbeiten unter dem Einflusse eines gewissen Zwanges. In den ersten Kunstversuchen zeigt sich die noch nicht entwickelte Fertigkeit der menschlichen Hand. Denselben Gedanken hat der Berichterstatter mehrfach ausgesprochen (vgl. Naturf.-Vers. in Cassel 1878, Amtl. Ber. S. 103, und Anthropol.-Vers. in Carlsruhe 1855. Ber. S. 66). Fräulein Torma hebt hervor, dass durch ihre Untersuchungen in Tondos, im südlichen Ungarn, die Beziehungen zwischen dem alten Dacien und Vorderasien aufgehellt werden. Diese Gegend war nach Herodot von thrakischen Agathyrsen und Dakern bewohnt. Zwischen Stein- und Knochenwerkzeugen und Bronzesachen ist eine grosse Zahl von Idolen und verzierten Thonscherben gefunden, die auf den Planetencultus hinweisen. Einzelne Zeichen sind mit denen von Cypern und Hissarlik übereinstimmend. Die Paeonier, die Nachbarn der Dacier, hatten Sonnenscheiben auf einer Stange aufgerichtet. Auch auf assyrischen Cylindern sind Symbole des Sonnengottes auf Stangen aufgestellt. In Vorderasien trafen ägyptische und babylonische Culturelemente zusammen. Sayce erklärt Schriftzüge eines Thonkegels als identisch mit dem Schriftsystem von Hissarlik. Auch die Form des griechischen Schwertes ist von Assyrien abgeleitet. Es hat ein Einfluss der

babylonisch-assyrischen Cultur auf Dacien wie auf Hissarlik stattgefunden. Dr. M. Kriz berichtet hierauf über Funde aus diluvialen Schichten der Höhlen Kulna und Kostelik in Mähren und legt geschnitzte und gezeichnete Gegenstände aus denselben vor. Die Kulna ist ein Theil der Slouper Höhlen im Nordosten von Brünn. Die Ablagerungen gelangten nicht durch die Gewässer des Slouper Bachs in die Höhle, sondern kamen durch Schächte von oben. Die felsige Sohle ist mit knochenfreiem Gerölle und Sand bedeckt, die vor der Ankunft der Mammuthe und Rhinocerosse in die Schlotte hinabgespült wurden. Darüber lagerte sich die knochenführende Kalkschicht ab. Diese enthält bis zu 1,20 m Tiefe nur Reste von Hausthieren, und dann in einer Mächtigkeit von 14,60 m die Knochen diluvialer Thiere; der Mensch kam später als diese, seine Hinterlassenschaft reicht nicht tiefer als 4 m hinab, im ältesten Abschnitt fehlen Metalle und Thonscherben. In dem Kostelik nordöstlich von Brünn ist die knochenfreie Schicht 8,40 m, die knochenführende 3,20 m mächtig. Die Ergebnisse sorgfältiger Untersuchung sind dieselben. Kriz hat im Ganzen 106 Schächte abteufen lassen. Mit den grossen Grasfressern lebten gleichzeitig, wie es zu erwarten war, die grossen Raubthiere, Löwe und Hyäne. Auf Rippenbruchstücken sind die Füsse eines Pferdes gezeichnet und die Hinterbeine mit dem Schweif, auf vielen Knochen kommen Kerbe und eingeritzte Furchen vor. Ein 90 mm langer und 18 mm breiter Knochen, mit Strichen verziert, steckte wie in einem Köcher in einem Stück des Radius vom Pferde. Eine Pfeilspitze war aus einer Mammuthzehe ausgeschnitten und ausgeschliffen. Zwei Fische waren aus einem Pferdeknochen geschnitten. Eine Rennthierstange zeigte zwei Längsfurchen, um sie leichter in zwei Theile trennen zu können. Eine vom Congress gewählte Commission sollte die Aechtheit der Gegenstände prüfen. Dieselbe wurde anerkannt. Nur in Bezug auf zwei Sachen äusserten zwei Mitglieder Zweifel. Vor Schluss der Sitzung macht Fräulein Mestorf auf das Vorkommen von Dolchen in Frauengräbern der Bronzezeit aufmerksam. Am Nachmittag besuchten die Congressmitglieder das Parlamentshaus und die Universität.

Am nächsten Tage, Donnerstag den 8. August, theilten sich die Anthropologen, indem eine kleinere Zahl eine höchst lehrreiche Excursion nach Mistelbach, Schrick, Geiselberg, Obersulz, Spannberg, Ebenthal und Stillfried unter der kundigen Führung des Herrn Dr. M. Much unternahm, die Anderen die Fahrt nach Carnuntum machten unter Führung der Herrn E. Bormann, A. Hauser und E. Schmidel. Carnuntum liegt unterhalb Wien am rechten Donauufer und war eine keltische Ansiedelung. Tiberius sammelte nach der Eroberung von Illyrien hier ein Heer zur Bekämpfung der Markomannen. Es wurde bald Hauptwaffenplatz Pannoniens. Vespasian errichtete hier ein Standlager. Hadrian erhob die Stadt zum Municipium. Im Jahre 193 rief die XIV. Legion hier den Septimius Severus zum

Kaiser aus. Die Quaden zerstörten 375 die Stadt, die aber noch zur Zeit Karls des Grossen den Namen Carnuntum führte. Im 11. Jahrhundert kommt schon der Name Petronell vor. Die Wälle des Castrums, das Forum und Amphitheater wurden entdeckt. Gegenüber finden sich noch Reste eines römischen Brückenkopfes und eines Mithraeums. Im Schlosse zu Deutsch-Altenberg hat der Baron Ludwigstorff eine ausgezeichnete Alterthümersammlung. In der Nähe ist ein Ringwall und ein Tumulus. Bei Petronell steht noch ein 40 Fuss hoher römischer Bogen.

Freitag den 9. August begann um 8 Uhr die zweite Sitzung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Nachdem dem Schatzmeister die Entlastung ertheilt ist, wird als Ort der nächsten Versammlung Münster i. W. bestimmt und zum Vorsitzenden Waldeyer gewählt, seine Stellvertreter sind Virchow und Schaaffhausen. Es folgen die Commissionsberichte. Virchow berichtet über die Körpermessungen der Herren Ammon und Hoffmann in Baden. Es waren 10000 Mann aus 23 Amtsbezirken gemessen, es sind 2000 aus 6 Amtsbezirken hinzugekommen. Dann weist er noch einmal auf die Wichtigkeit hin, die einzelnen deutschen Stämme nach ihrem Hausbau zu unterscheiden. Es sei noch nicht ausgemacht, ob das allemannische Haus ganz gleich dem bayerischen sei. In Südösterreich zeige sich der Einfluss der südlichen Celten, der Erinnerungen an das römische Haus enthalte. Das von Kronprinz Rudolf begonnene Werk werde diesen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Der Staatsminister v. Gossler beabsichtige, den Lokalbehörden in Preussen Ermittelungen in Auftrag zu geben, die zur Anlegung einer prähistorischen Karte verwerthet werden könnten. Fraas bemerkt, seit zehn Jahren bemühe man sich um eine prähistorische Karte Deutschlands, aber die Sache rücke nicht vorwärts, trotz der trefflichen Vorarbeiten des Major v. Tröltsch. Diese Arbeit müsse ganz neu in Angriff genommen werden. Es handle sich nicht nur um Einheit der Zeichen, sondern auch um Einheit in der Bearbeitung. So habe man die geologische Karte zu Stande gebracht. Alle bisherigen Arbeiten seien nicht als Beiträge zur Karte, aber als Grundlagen für dieselbe zu betrachten. Man müsse die amtlichen Aufnahmen abwarten. Schaaffhausen berichtet über den Fortschritt des anthropologischen Katalogs und legt als wichtigen Beitrag die Arbeit Rüdingers über die Schädelsammlung der Universität München vor. Rüdinger maass die schon von Th. L. W. v. Bischoff gemessene Sammlung aufs Neue, nach der Frankfurter Uebereinkunft. Dieselbe ist gegen früher wesentlich vermehrt, zumal durch die von Moock in Afrika gesammelten Schädel. Was die Arbeit der Becken-Kommission betrifft, so hat nun der von ihm verfasste Entwurf eines Messverfahrens den meisten Mitgliedern der Kommission vorgelegen. Es fehlt noch das Gutachten des Herrn Vorsitzenden und der Herren Ranke und Winkel. Der Redner schlägt vor, einen Ausschuss der Kommission zu wählen, der mit

Berücksichtigung der eingegangenen Bemerkungen sich über die Maasse einigt, damit in der nächsten Generalversammlung darüber Beschluss gefasst werden kann. In diesen Ausschuss werden die Herren Virchow, Ranke und Schaaffhausen gewählt. Der Berichterstatter schloss hieran eine Mittheilung über Messungen an Militärpflichtigen aus der Umgegend von Bonn. Um das Aushebungsgeschäft nicht zu verzögern, konnten nächst der Körpergrösse nur Kopflänge und Breite, Gesichtslänge, sowie Farbe des Haars und der Iris bestimmt werden. In den Untersuchungen Ammons ergab sich keine Beziehung zwischen Kopfindex und Hautfarbe, sowie keine zwischen Körpergrösse und Farbe. Da der Vortragende nicht mit den Indices, sondern mit den Kopflängen selbst rechnete, so gewann er Ergebnisse, die mittelst der Indices nicht erlangt werden konnten. Unter 1500 Gemessenen haben 22 eine Körperlänge von 1,80 m und darüber, sie haben eine Kopflänge von 195,1 und eine Gesichtslänge von 118,8 mm. Von 22 mit einer Körperlänge von 1,60 und darunter ist die Kopflänge 184,6 und die Gesichtslänge 111,9 mm. Die 200 kürzesten Gesichtslängen geben ein Mittel von 104,3, ihre mittlere Körperlänge ist 160,9 mm. Unter 1500 sind 89 Gesichtslängen von im Mittel 125,1, ihnen entspricht eine Körperlänge von 169,6. Es giebt 42 Gesichtslängen von 128,3, ihnen entspricht eine Körperlänge von 170,7. Also stehen Kopf- und Gesichtslänge mit der Körpergrösse in naher Beziehung. Auch die Farbe hat damit einen Zusammenhang. Unter 1500 sind 129 Blonde mit blauen Augen, sie haben eine mittlere Körpergrösse von 165,6; dunkles Haar und braune Iris haben 69, sie haben eine mittlere Körpergrösse von 151. Grempler legt den 708 gr schweren Goldring von Rausern bei Breslau in Nachbildung vor, er zeigt den Merovinger Stil; er spricht dann über Hacksilberfunde, die im Norden und Osten Deutschlands häufig mit arabischen Münzen vorkommen. Auf der Messe von Irbit bedienen sich Kaufleute aus der Mongolei noch heute desselben. Im Osten wird auch noch jetzt mit Barren gehandelt.

Um 11 Uhr begann die IV. gemeinsame Sitzung beider Gesellschaften. Zuerst sprach Zuckerkandl über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Steiermark, Kärnthen und Krain. Jedem Klima entspricht ein bestimmter Typus. Ein Einfluss der Ernährung auf die Körpergrösse ist erwiesen, aber in Bezug auf die Körperform nicht in gleichem Maasse bekannt. Ein modellirender Einfluss der Muskulatur auf das Skelett ist unzweifelhaft. Die platyknemische Form der prähistorischen menschlichen Tibia kann nur so erklärt werden, worauf der Berichterstatter wiederholt hingewiesen hat (vgl. Anthropol.-Vers. in Frankfurt 1882, S. 169). Auf die Schädelform wirken die Nacken-, Gesichts- und Kaumuskeln. Die letzteren bedingen die bestiale Form des erwachsenen Affenschädels. Nathusius erklärt die Abweichungen der Kopfform des gezähmten von dem wilden Schwein durch den verminderten Gebrauch der Nacken-

Rückenmuskulatur beim ersten. Auch die deutsche Bevölkerung Oesterreichs ist gemischt, heute ist sie vorwiegend brachycephal. Wenn das blonde Haar der Kinder später in das braune übergeht, so ist das Atavismus oder Beweis der Kreuzung, in den Mittelschulen giebt es 9 pCt. weniger Blonde als in den Volksschulen. In Steiermark giebt es über 50 pCt. Blonde, in Krain nur 41 pCt. In Kärnthen giebt es mehr Langköpfe als in Krain und Steiermark. Unter den Slovenen herrschen jetzt die Kurzköpfe mit flachem Hinterhaupt vor. In den alten Reihengräbern Oesterreichs gibt es 87 pCt. Lang- und Mittelköpfe und nur 13 pCt. Kurzköpfe. Die Slaven können nicht das kurzgewachsene Element bei der Völkervermischung gewesen sein, die Südslaven gehören zu den hochgewachsensten Leuten in Europa. In Steiermark und Kärnthen liefern die Slaven 20 pCt. mehr Grosse als die deutschen Bezirke. Schaaffhausen schildert die heutige Schädellehre und sucht die Frage zu beantworten, was Alles an einem menschlichen Schädel beobachtet werden kann. Schon Mantegazza hat diese Frage aufgeworfen (Archivio per l'Anthrop. V. 1875, p. 32). Trotz der grossen Fortschritte der Kraniometrie werden doch viele Merkmale am Schädel nicht beachtet, die zu einer erschöpfenden Beurtheilung unerlässlich sind. Nicht nur Lebensalter, Geschlecht und Rasse lässt der Schädel erkennen; er lässt auch Schlüsse zu in Bezug auf die Ernährung und Muskelkraft seines ehemaligen Besitzers, die Entwickelung der Respiration, die Körpergrösse, den aufrechten Gang, die Thätigkeit einzelner Sinnesorgane, die Intelligenz und die Zeitperiode, in der der betreffende Mensch gelebt hat. So stellt uns der Schädel gleichsam den ganzen Menschen im Kleinen dar, an seinem Aufbau sind alle organischen Verrichtungen betheiligt. Er spricht des Näheren 1) über die allgemeine Form, 2) über den Innenraum des Schädels oder seine Capacität und ihre Beziehung zur Intelligenz, 3) über die Beschaffenheit der Knochensubstanz und über seine Nähte, 4) über die einzelnen Merkmale in der Gesichtsansicht, der Seitenansicht, der Hinterhauptansicht, der Basilaransicht, 5) über das Lebensalter, 6) die wahrscheinliche Körpergrösse, 7) das Geschlecht, 8) Spuren der Krankheit und 9) über primitive Merkmale des fossilen Alters. Mantegazza hat bemerkt, dass der Schädel auch über Volksgebräuche Aufschluss giebt, wie über das Feilen der Zähne und künstliche Verunstaltung des Kopfes. Dazu kommt noch die prähistorische Trepanation und die Herstellung von Trinkschalen aus der Schädeldecke. Virchow spricht unter Vorlage von Tafeln seines Werkes: Crania Americana ethnica über die Zeichnung von Schädelbildern. Es lässt sich durch Schattirung der geometrischen Zeichnung der künstliche Ausdruck einer perspektivischen Zeichnung hervorbringen. Die niedrigst stehenden Schädel von Amerikanern finden sich nicht bei den Feuerländern und den Eskimos, sondern bei den Bewohnern der Felsengebirge. Ranke sucht hierauf zu zeigen, dass

es noch einen andern Schlüssel gebe, die sogenannten niederen Merkmale im menschlichen Körperbau zu erklären, als der Vergleich mit dem Affen, nämlich die menschliche Entwickelungsgeschichte. Der Neugeborene hat verhältnissmässig einen längeren Rumpf, grösseren Kopf, kürzere Beine und Arme als der Erwachsene. Der Neger hat einen noch kleineren Kopf als dieser und längere Arme. Er ist also zu einer noch höheren Stufe der Entwickelung vorgeschritten. Aber er behauptet diese Stellung nicht in Bezug auf die übrigen Körpertheile, z. B. das Gesicht. Dass das neugeborene Kind das mongoloide Auge und die Australiernase besitzt, beweist, dass dies frühere Stufen der Entwickelung sind. Schon Langer glaubte, ein höher stehendes Ohr würde eine Affenähnlichkeit beweisen. Beim Affen geht der Wangenbogen nach unten und vorn, weil sich das Hinterhaupt gehoben hat. An ägyptischen Mumien sollte das Ohr höher stehen. Ranke hat 400 Schädel untersucht. Die Stellung der Ohröffnung ist dieselbe bei Aegyptern, Deutschen, Slaven und Ungarn. Bei niederen Rassen ist es etwas anders. Diese Fälle von Hochsitz des Ohres sind Ueberbleibsel aus dem Kindesalter. Die ganze Beweisführung Rankes ist nicht eine Widerlegung der Entwickelung des Menschen aus niederen Formen, sondern eine Bestätigung derselben, denn das menschliche Kind nähert sich in allen wesentlichen Merkmalen dem Anthropoiden, wie der menschliche Embryo dem niederen Wirbelthiere. Das menschliche Kind kann aber nicht der Anfang der organischen Entwickelung sein, deren Endziel der Mensch ist. Man vergleiche über die Stellung des Ohres: Anthropol.-Vers. in Kiel, 1878. Amtl. Ber. S. 112. Waldeyer macht auf die übereinstimmende Bildung der Placenta beim Menschen und Affen aufmerksam. In der Einrichtung, durch welche das junge Wesen vor seiner Geburt mit seiner Mutter verbunden ist, finden sich bei den Säugethieren merkwürdige Verschiedenheiten, die bisher unerklärt geblieben sind. Bei den Walthieren treibt die Frucht zottenförmige Vorsprünge, die in entsprechende Vertiefungen der mütterlichen Uterinhaut hineinragen. Bei den Nagethieren und Raubthieren treiben die fötalen gefässreichen Zotten zahlreiche Seitensprossen, die nach allen Richtungen in das mütterliche Gewebe eindringen. Dieses entwickelt sich zur Placenta. Bei Mensch und Affe erweitern sich die mütterlichen Gefässe zu grossen Bluträumen, in welche die Zotten in reicher Verzweigung eindringen. Auch die äussere Form der Placenta ist beim Affen und Menschen dieselbe. Die Tragzeit bis zur Reife des Fötus erklärt die Verschiedenheiten nicht. Die innige Verbindung hindert nicht, dass die Neugeborenen der Affen und Menschen hülflosér sind als die anderen. Zuckerkandl legt drei mikrocephale Schädel vor, die Brüdern angehörten. Die vier ersten Kinder waren mikrocephal, die vier späteren normal. Die Geistesfähigkeiten der ersten waren nicht ganz unentwickelt. Sie wurden 40 bis 45 Jahre alt. Sodann spricht er über die Mahlzähne des Menschen. Ihre Form ist im

bleibenden Gebiss ausserordentlich schwankend, hat aber im Milchgebiss einen viel bestimmteren Typus. Die 1. Mahlzähne sind oben und unten ziemlich constant, sie leisten die Hauptarbeit beim Kauen. Für den 2. und 3. kann man eine Anpassung an die verminderte Function annehmen. Der 1. obere Mahlzahn besitzt 4 Höcker, 2 nach aussen und 2 nach innen. Der 1. untere hat 5, 3 nach aussen und 2 nach innen. Oft ist im Oberkiefer der 2. und 3. wie der 1., oft sind sie nur dreihöckerig. Im Unterkiefer hat der 2. 4, der 3. 3 Höcker. In anderen Fällen haben alle 4 Höcker. Die menschenähnlichen Affen haben im Oberkiefer 3 vierhöckerige, im Unterkiefer 3 fünfhöckerige Mahlzähne. Das Vorkommen dreihöckeriger Mahlzähne beim Menschen muss als eine specifisch menschliche Bildung gelten. Seit der paläolithischen Zeit soll sich beim Menschen an diesen Verhältnissen nichts geändert haben. Der Berichterstatter glaubt, dass dies allerdings in Bezug auf den 3. unteren Mahlzahn der Fall gewesen ist. Fossile Schädel zeigen hier dieselbe Annäherung an die anthropoide Bildung, wie die niederen Rassen. Szombathy sprach über diluviale Funde in Mähren. Die im Löss sind darum unsicher, weil derselbe umgelagert sein kann. Auch haben Lössfunde gewöhnlich weniger als 8—12 pCt. organische Substanz. Er zeigt einen dolichocephalen Höhlenschädel, den er für sicher diluvial hält. Er gleicht einem von Cro-Magnon und hat niedere Orbitae, zugespitzte Nasenbeine und grossen Zahnbogen. Marchesetti beschreibt das Grabfeld von Santa Lucia im Küstenlande. Es sind 4000 Flachgräber geöffnet, 10 000 sind noch vorhanden. Diese istrianische Kultur reicht bis an den Balkan. Sie reiht sich an die letzte Hallstattperiode. Die Aschenreste liegen in freier Erde, in Urnen, in Bronzekisten oder Situlen. Die Thongefässe sind zuweilen verziert mit Bronzenägeln. Gläser sind selten, Waffen spärlich, die Bogen- und Certosafibel herrschen vor, es finden sich Gürtelbleche, Glas- und Bernsteinperlen, ein Gemisch von Formen oft in demselben Grabe; 7 pCt. der Geräthe sind von Eisen. Wosinsky schildert die Funde von Lengyel in Ungarn. Auf einer Hochfläche sind zwei grosse Grabfelder und zahlreiche in den Löss gegrabene Wohnungen gefunden, welche die Form eines Bienenkorbes haben, mit einer oberen Oeffnung von 2—3 m. Die Todten liegen auf der rechten Seite, das Gesicht nach Osten gewendet. So fand es sich im Grabhügel von Langel in Thüringen und auf dem Grabfeld von Merseburg. Sitzungsb. der Niederrh. Ges. 1877, S. 150 und 1886, S. 16. Ausser Steinbeilen giebt es kleine Kupferperlen, und Thonschalen auf hohem conischen Fusse, die für Opferschalen zu halten sind, auch grosse Gefässe mit verkohltem Getreide. Auf einer anderen Grabstätte sind die Todten in hockender Stellung bestattet. So fand es sich in Hindostan, im Kaukasus, auf den Cycladen, in Frankreich und Spanien, auch in Böhmen. Der Redner will in diesem Gebrauch den Ausdruck einer religiösen Vorstellung von der Wiedergeburt sehen. Das war die

wenig wahrscheinliche Ansicht Troyons (vgl. Rheinisches Jahrb. XLIV 1868, S. 91 und LXXXVI, 1888, S. 278, ferner Sitzungsber. d. Niederrh. Ges. 1877, S. 155).

Nach Schluss der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder der Kommission für Körpermessungen zu einer Berathung, in welcher ein Antrag beschlossen wurde, die Militärbehörden zu bitten, bei der Rekrutenaushebung durch die Militärärzte ausser der Körperlänge noch folgende Maasse nehmen zu lassen: Länge und Breite des Kopfes, Ohrhöhe, Klafterlänge, Sitzhöhe, Armlänge, Schulterbreite, Brustumfang, Gesichtslänge, Nasenlänge, Jochbogenbreite und Farbe der Haare, Iris und Haut anzugeben. Dieser Antrag wurde von beiden Gesellschaften später angenommen.

Am Nachmittag wurde ein Ausflug nach Schönbrunn gemacht und das Innere des Schlosses, der Park bis zur Gloriette, die Menagerie und das Pflanzenhaus besichtigt.

In der V. und letzten gemeinsamen Sitzung, am Sonntag den 10. August Vormittags 8 Uhr, sprach zuerst Freiherr v. Andrian über den Höhenkultus, der zuerst auf der Vorstellung eines Berggeistes beruht und später die Berghöhen als eine Brücke zwischen Erde und Himmel betrachtet, auf der die Götter ihren Wohnsitz nehmen. Hierauf schilderte Truhelka das Gräberfeld von Glasinac in Bosnien. Die prähistorischen Denkmale kommen überwiegend auf Hochebenen vor. Diese waren von unabhängigen Stämmen bewohnt, während schon ganz Illyrien unter Römerherrschaft stand. Die Völkerwanderung änderte das Bild der Gegend wenig. Die Hochebene von Glasinac war Sitz der Desidiaden und ist durch steile Felswände von allen Seiten fast unzugänglich. Wo an der Südostecke und der Nordseite ein Zugang möglich war, waren Ringwälle auf Bergkämmen angelegt. Eine solche Wallburg ist jüngst in eine türkische Festung verwandelt worden. Die Wallburgen bilden einen Festungsgürtel von 14 Burgen, die stellenweise 3 m hoch sind. Das heutige Wiesenland enthält Hochäcker und grossartige Steintumuli, deren Zahl der Redner auf 20000 schätzt. Hier wurde der Bronzewagen des Hofmuseums gefunden. Typisch ist die griechische Bogenfibel mit flachem viereckigem Fuss. Es fehlt nicht an importirten Sachen, wohin der korinthische Helm von Cavarine gehört. Die Funde ergaben eine Reihe von neuen Formen, die Redner und Dr. Hörnes beschrieben haben. Tischler liefert einen Beitrag zur Geschichte des Email. Er zeigt das Bild eines Bronzesporns aus Stradonitz in Böhmen. Auf den Knöpfen ist ein vertieftes Kreuz aus rothem Email. In den nordischen Museen kommen so verzierte Kugeln auf Fibeln vor. Kreuz und Email lassen auf die vorrömische La-Tène-Zeit schliessen. Dem rothen Schmelz folgte in der Zeit der Völkerwanderung das Einlegen von Granaten, das durchsichtige rothe Rubinglas tritt erst im 16. Jahrhundert in Venedig auf. Der Schmelz

scheint nicht aus Byzanz, sondern weiter aus dem Osten zu kommen. Es giebt ähnliche Funde in Oesterreich und Ungarn; solche Schmucksachen pflegen mit Figuren von Greifen und Ungethümen verziert zu sein und sind in das 5. und 6. Jahrhundert zu setzen. Er zeigt neben anderen auch einen Schmuck mit Grubenschmelz von Glocknitz an der Sömmeringbahn. Aus griechischer Zeit giebt es nur zwei Darstellungen eines Sporn. Eine Amazone im Vatican zeigt Riemen zur Befestigung desselben. Die andere findet sich auf einem Vasenbilde. Asclepiades spricht von dem goldenen Reitersporn. Cäsar sagt, dass die germanischen Hülfsvölker Sporen gebrauchten. Diese haben wohl unter den berittenen Völkern des Ostens ihren Ursprung. Hierauf macht J. Spöttl auf das Urnenfeld von Neu-Hadersdorf am Kamp in Nieder-Oesterreich aufmerksam. In diesem Frühjahr wurden auf einem Raume von 1100 qm 130 Gräber geöffnet, sie gehören theils der Stein-, theils der Bronzezeit an. In der Mitte eines jeden Grabes steht eine grosse schwarze Urne, welche die Brandreste enthält. Diese ist auf der Scheibe gedreht und hat oft schraubenförmige vom Bauch gegen den Fuss laufende Streifen. Auch Riesentöpfe und Henkelkrüge sind benutzt, die Henkel sind eingebohrt, nicht angedrückt. Unter wenig Bronzen und Eisensachen finden sich zwei geschliffene Steinbeile und ein Hammer aus Hirschhorn. Waffen fehlen. Der Brandplatz fand sich gesondert von den Gräbern. Ministerialrath Prof. E. Herrmann schilderte die Hochzeitsgebräuche in Kärnthen. Im germanischen Mittelalter galten Brautkauf und Brautraub. In Kärnthen kommt der erste nicht vor, die Braut wird symbolisch gestohlen. Der Bräutigam muss sie nach dem Hochzeitsfeste aufgeben und wieder einlösen. Die Trauung in der Kirche ist Nebensache, der Vater giebt den Segen und vereinigt das Paar. Die Braut muss Abbitte thun bei den Eltern für die Fehler, womit sie dieselben gekränkt hat. Die Hauptsache ist der Hochzeitszug. Die Braut trägt weissen Schleier und goldenen Gürtel, der Bräutigam eine Fahne. Nach der Trauung wird in der Kirche der Johannistrunk getrunken, das Gelage dauert 7 Stunden. Im 15. Jahrhundert bemühte sich die Kirche, die kirchliche Trauung einzuführen. An manchen Orten ist die Zahl der unehelichen Kinder 70 pCt. Nur die Bauern-Aristokratie heirathet, die Uebrigen helfen sich ohne Ehe durch das Leben. Es giebt auch einen Spruch des Kaisers, der die Ehe weiht. Das Volk hat 100000 Lieder, die zum Theil von Frauen und Mädchen gedichtet sind. Professor A. Herrmann aus Pest fordert zur ethnologischen Erforschung der einzelnen Volksstämme Oesterreichs auf. In dieser Richtung sei in Ungarn schon Bedeutendes geleistet. Er legt das 3. Heft seiner Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn“ vor. Haberlandt deutet die Vorstellungen der Völker, welche sich an die Figur des Kreises knüpfen zur Bannung von höheren Mächten, welche entweder in einen Kreis eingeschlossen werden oder von der eigenen Person abgehalten werden sollen.

Wieser zeigt hierauf zwei Bronzefunde aus Tyrol, die beide etruskische Inschriften tragen. Eine ist ein Eigenname, wie deren mehrere in Tyrol gefunden sind, die andere ist eine Weihinschrift und ist zurück zu lesen. Professor Paul in Leipzig hat wahrscheinlich gemacht, dass in dem nordetruskischen Alphabete die Elemente verschiedener Sprachen enthalten sind, und zwar etruskische, gallische, keltische, illyrische. Zuletzt legt Fischer eine Sammlung indischer Schmuckgeräthe vor. Kein Volk trägt so vielen Schmuck wie das indische. Wenige Gegenstände sind aus Gold, die meisten sind aus Bronze und Silber, auch aus Elfenbein. Manche sind nachgeahmt aus Harz, welches vergoldet ist. Im Norden werden schwere Fussringe getragen, meist mit Schellen versehen, während sie im Süden nur aus dünnen Reifen bestehen. Im Süden liebt man den Ohrschmuck, die ganze Ohrmuschel kann mit Ringen eingefasst sein. Buddha wird so abgebildet. Oft wird derselbe Ring in der Nase wie im Ohre getragen. Auch die Männer tragen Ohrringe, oft mit Brillanten, auch reichen Halsschmuck. Die mohammedanischen Stämme im Norden tragen viele Türkisen, die dort zu Hause sind. Auch werden grosse weisse Muscheln zu Armbändern verwendet, die den Kindern schon um die Hand gelegt werden. Die Inderinnen haben so feine Knochen, dass keine europäische Frau ihre geschlossenen Armringe tragen kann. In neuerer Zeit macht sich der europäische Geschmack und die Antike im Kunstgewerbe geltend und es ist Zeit, die indischen Originale zu retten.

Um 11 Uhr fand die feierliche Eröffnung des Naturhistorischen Hofmuseums durch Se. Majestät den Kaiser Franz Josef statt, der sich später die Vorstände beider Gesellschaften vorstellen liess. Der Prachtbau mit seiner kunstreichen Ausstattung fand allgemeinste Bewunderung und hat in Europa nicht seines Gleichen. Er ist das Werk des Baron Hasenauer und hat 7 Millionen Gulden gekostet. In den oberen Räumen war eine für den Kongress veranstaltete prähistorische Sammlung aufgestellt.

Am Nachmittag wurden gegen 3 Uhr die wissenschaftlichen Verhandlungen fortgesetzt. A. Müllner sprach über die Eisenfabrikation in der prähistorischen Zeit in Krain. In den alten Schlackenhalden, die noch reines Eisen enthalten, werden Stein-, Bronze- und Eisensachen gefunden. Es sind Tausende von primitiven Schmelzöfen entdeckt. Das Gusseisen der Hochöfen stammt erst aus dem 14. Jahrhundert. Das primitive Verfahren ist noch in Afrika in Gebrauch. Man füllt Gruben mit Kohlen, Erde und Brauneisenstein, ein Thonmantel dient als Abzug für den Russ. Das Ganze wird mittelst eines Blasebalgs aus Ziegenfell in Gluth versetzt. Das schmelzende Eisen nimmt bis 5 pCt. Kohle auf. Gegen 550 v. Chr. vertreiben die Kelten die Etrusker aus Ober-Italien und drängen sie auf das Gebiet der 12 Städte, von wo sie lange den Römern Waffen lieferten. Der Redner erläutert die Darstellung einer Todten-

feier auf der Situla von Waatsch. Die dargestellten Thiere, Antilope und Löwin, sind dieser Gegend fremd, kommen aber in der babylonischen Mythologie vor. Auf dem Gürtelblech von Waatsch tragen die Krieger Helme und Aexte, wie sie in unsern Gräbern gefunden werden. Auf demselben Bronzeblech erscheinen zwei Krieger zu Pferde mit Lanzen und ein Mann mit einem Jesuitenhut. Solche Hüte kommen auf einem babylonischen Cylinder vor. Maska legt sechs Jadeitbeile aus Mähren vor, davon sind zwei letzthin gefunden in der Umgebung von Znaim. Das eine gehört nach den begleitenden Funden in die Hallstattperiode. Christomanos aus Athen berichtet über neue Funde auf Santorin, wo 1867 in 40 m Tiefe unter zwei Tufflagern quadratische Fundamente und mit geometrischen Figuren gezierte Thongefässe gefunden worden sind. Zuletzt sprach Tolmatschow über zwei Urgrabhügel bei Ananino im Gubernium von Wjatka. Sie enthalten Stein-, Bronze- und Eisensachen. Die Funde gehören der Zeit der Völkerwanderung an und werden in den Museen von St. Petersburg, Moskau und Kasan aufbewahrt. Aspelin hat sie abgebildet.

Hierauf schliesst Freiherr v. Andrian die Versammlung, an der 211 Mitglieder Theil genommen hatten. Bartels bringt ein Hoch auf die Wiener Anthropologische Gesellschaft und den Vorsitzenden aus. Andrian dankt und hofft, dass diese Vereinigung nicht die letzte gewesen sein möge.

Am Sonntag den 11. August machte ein grosser Theil der Kongressmitglieder mit einem Donaudampfer bei herrlichstem Wetter einen Ausflug nach Budapest, der im Programme vorgesehen war. Bei der Ankunft daselbst um ½9 Abends bestieg der Staatssecretär v. Havas das Schiff zur Begrüssung der Gäste. Am Montag Vormittag fand die Besichtigung der reichen Sammlungen des Nationalmuseums unter Führung des Herren v. Pulsky und Hampel statt. Um 3 Uhr fuhren die Anthropologen zu den Ruinen der römischen Stadt Aquincum. Von dem Ringdamm des Amphitheaters aus, dessen Steinsitze hier und da noch einen römischen Namen tragen, hielt v. Havas einen Vortrag über das alte Aquincum, aus dem das heutige Ofen entstanden ist, und dann fand ein Rundgang zu sämmtlichen neuen Aufgrabungen statt, die Dr. Kuzsinsky erklärte. Um 8 Uhr fand ein von der Stadt Pest gegebenes Festmahl im Römerbade statt, bei dem sich durch feurige Weine und begeisterte Reden, sowie durch vortreffliche Zigeunermusik bald eine erhöhte Feststimmung einstellte, wie sie dem nahen Ende einer solchen Versammlung vorauszugehen pflegt. Nach der Begrüssung durch die Herren v. Havas und v. Pulsky dankte Virchow für den Empfang und sagt: Scientia est potestas. Die Ungarn haben sich diesen Satz Bacons gemerkt. Auf dem Felde der Wissenschaft werden gössere Siege erfochten, als auf dem Schlachtfelde. Möge es Ungarn vergönnt sein,

den vollen Frieden im Bunde mit Deutschland zu geniessen! Der zweite Bürgermeister der Stadt, Herr Gerloczy, gab seiner Empfindung folgenden Ausdruck: Wir betrachten die Wissenschaft als die höchste Macht der Welt! Wir halten sie für grösser, als alle bewaffneten Heere zusammen. Diese können höchstens durch blutige Kämpfe ein Stück der Erde erobern, sie können aber die Wissenschaft nicht unterjochen. Nur diese kann das Wohl der Menschheit fördern. In der Hochachtung der Wissenschaft aber gesteht Ungarn Niemandem den Vorrang zu. Auch der Berichterstatter nahm das Wort und bezeichnete als eine wichtige Forschung der Anthropologen die Untersuchung, was in den Sitten und Gebräuchen der Menschen sich noch aus der Vorzeit erhalten habe. Die Kultur ist bestrebt, das Alles abzustreifen. Unsere Damen weigern sich schon, den Ohrring zu tragen, weil sie hören, dass das eine Sitte der Wilden ist. Wenn sie doch auch aufhören wollten, sich zu schminken, denn die Höhlenmenschen malten sich schon mit rothem Ocker. Die Männer aber haben viel schlimmere Dinge beibehalten, für die es gar keine andere Erklärung giebt, als dass es unbegriffene Ueberbleibsel der Vorzeit sind, es ist der Mord im Kleinen, das Duell, und der Mord im Grossen, der Krieg! Wenn wir diese Erbsünden abgelegt haben, dann werden wir auf unserer Bahn schneller vorwärts schreiten. Wir sollen aber nicht nur die alten Erbfehler abschaffen, wir sollen auch die Tugenden der Vorzeit uns erhalten. Das Ungarland hat sich die älteste Tugend bewahrt, welche die Menschheit ziert, es ist die Gastfreundschaft, die uns in so glänzender Weise gewährt wird! Es sprachen noch die Herren von Andrian, Graf Esterhazy, Woldrich, Fraas u. A. Stürmische und immer wiederholte Eljens durchbrausten den Saal, dazwischen tönten die Geigen der Zigeuner.

Als man spät nach Mitternacht beim hellen Mondesglanze wieder in Pest eingetroffen war, reichten sich die Freunde die Hand zum Abschied. Nur Wenige blieben noch, um die wissenschaftlichen Institute der Stadt zu sehen und einen Ausflug in das Ofener Gebirge zu machen. Einige folgten einer Einladung des Grafen Apponyi nach Lengyel.

Schaaffhausen.

4. Neunte Jahresversammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.

Die neunte Jahresversammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde ist am 26. März in Köln gehalten worden.

Seit der achten Jahresversammlung gelangte zur Ausgabe:

Die Trierer Ada-Handschrift, bearbeitet und herausgegeben von K. Menzel, P. Corssen, H. Janitschek, A. Schnütgen, F. Hettner, K. Lamprecht. Mit 38 Tafeln. (VI. Publikation.)

Für den zweiten Band der Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrhunderts ist der Plan schon im vorigen Jahresberichte angegeben. Der Text der Schreinsurkunden für den zweiten Band und das Register über beide Bände sollen bis zum Herbst d. J. fertig vorliegen.

Die Drucklegung des ersten Bandes der von Geh. Justizrath Professor Dr. Loersch geleiteten Ausgabe der Rheinischen Weisthümer ist durch einen Wechsel in der Person des Bearbeiters aufgehalten worden. Herr Dr. P. Wagner, Kgl. Archivar in Coblenz, war in der letzten Zeit für den Band thätig; reichhaltige Erläuterungen zu den einzelnen Weisthümern und werthvolle Beiträge zu den topographisch-historischen Einleitungen für die einzelnen Gruppen konnte die fortgesetzte Forschung noch ermitteln.

Für die Ausgabe der Aachener Stadtrechnungen gelten die im vorigen Bericht gemachten Bemerkungen.

Die Ausgabe der Urbare der Erzdiöcese Köln ist durch lange Krankheit des Bearbeiters Professor Dr. Crecelius, dann durch sein Hinscheiden zum Stillstand gekommen. Der Vorstand tritt nunmehr dem Plane näher, eine Gesammtpublikation der rheinischen Urbare, unter Verwerthung der hinterlassenen Manuscripte für den nördlichen Theil, den Aufgaben der Gesellschaft einzureihen.

Die Umrisse für den Erläuterungsband zu dem Buche Weinsberg von Professor Dr. Höhlbaum sind in dem Bericht vom December 1888 kurz gezeichnet. Der Band wird zwei in sich abgeschlossene Theile umfassen. Eine neue, bislang unbekannte Fundgrube konnte in jüngster Zeit nachgewiesen werden.

Die unter Professor Dr. Ritter's Leitung stehende Bearbeitung der Landtagsakten der Herzogthümer Jülich-Berg von Professor Dr. von Below in Königsberg ist um einen grossen Schritt vorgerückt. Den noch rückständigen dritten Theil der Einleitung über die Anfänge der landständischen Verfassung von Jülich-Berg wird Herr Professor von Below zu Ostern d. J. dem Druck übergeben.

Für die Bearbeitug des ersten Bandes der älteren Matrikeln der Universität Köln (1389—1465) ist Herr Dr. Hermann Keussen auch nach seiner Anstellung am Kölner Archiv in den Mussestunden thätig gewesen. Die Ausgabe soll sich nicht auf einen blossen Abdruck beschränken, sondern wird eine Gelehrtengeschichte des nordwestlichen Deutschland und der Niederlande in umfassendem Maasse vorbereiten. Die in einem früheren Bericht erwähnten Tabellen sind zum grösseren Theile fertig; die statistische Uebersicht über die Herkunft der Studenten gewährt insbesondere einen sehr lehrreichen Einblick in die Verbindungen der Universität, in ihren Zusammenhang mit dem Niederlande, vor allem mit dem Utrechter Lande. Der Verwaltungsrath der Gymnasial- und Stiftungsfonds in Köln hat Handschriften des ehemaligen Universitäts-Archivs, die ihm lange entfremdet gewesen, dieser Edition zur Verfügung gestellt. Die Arbeiten von Herr Dr. Keussen sind weit vorgeschritten, die Register zu dem umfangreichen Bande bereits vollständig hergestellt, die Drucklegung des ersten Bandes kann für dieses Jahr mit Bestimmtheit zugesagt werden.

Für die Regesten der Erzbischöfe von Köln bis z. J. 1500 hat Professor Dr. Menzel sämmtliche in den Staatsarchiven von Düsseldorf und Münster befindliche Originalurkunden der Erzbischöfe von Köln aus dem 12. Jahrhundert in dem abgelaufenen Jahre bearbeitet. Das ältere Urkundenwesen bis zum Jahre 1100 ist weiter erforscht, die Zahl der Regesten aus älteren und neueren Werken vermehrt worden. In Herrn Dr. Richard Knipping ist ein Mitarbeiter für die nächste Zeit gewonnen.

Die Ausgabe der ältesten Urkunden der Rheinlande bis zum Jahre 1000 hat Professor Dr. Menzel durch Studien in Coblenz und in Trier gefördert. In dem Coblenzer Staatsarchiv sind die Originalurkunden des Erzstifts und des Domkapitels Trier, der Abtei S. Maximin, des Klosters S. Maria ad martyres in Trier und des Klosters Münstermaifeld bearbeitet; die drei Exemplare des Balduineum und des Bullarium Romersdorfense sind untersucht und ausgebeutet. In der Trierer Stadtbibliothek sind weitere Handschriften, namentlich das Archivium Maximinianum, in 15 Bänden, durchgearbeitet; die hier vorgefundenen Beschreibungen älterer z. Th. verlorener oder beschädigter Kaiserurkunden erwiesen sich als werthvoll. Die Untersuchung des hier deponirten Diplo-

matarium Baldewini (aus dem Besitz des Grafen von Kesselstatt) ergab wichtige Resultate.

Die Arbeiten für den geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz sind im Jahre 1889 von den Herren Gymnasiallehrer Konstantin Schulteis in Bonn und Dr. Wilhelm Fabricius in Strassburg ausgeführt worden. Sie waren vor allem auf ein geographisches Bild der Rheinlande im Jahre 1789 gerichtet. Die im vorigen Bericht erwähnte Urkarte ist in befriedigender Weise vervielfältigt worden; dagegen ist die Verzeichnung älterer Karten und Kartenwerke zu Gunsten der Hauptaufgabe einstweilen eingestellt. Herr Dr. Fabricius hat seine Nachforschungen vornehmlich auch dem Zustande im Jahre 1789 zugewandt und die Ermittelungen aus seinem ausgedehnten Studium in den Archivalien des Staatsarchivs von Coblenz an die Messtischblätter für den Regierungsbezirk Trier angelehnt.

Für die Ausgabe der Zunfturkunden der Stadt Köln, welche unter Leitung von Professor Dr. Höhlbaum, Herr Cand. Kaspar Keller in Köln vorbereitet, wird die Sammlung des Stoffes voraussichtlich im Sommer 1890 abgeschlossen werden, nachdem eine Unterbrechung der Arbeit für das erste Quartal 1890 hat eintreten müssen. Bei der Sammlung hat das Historische Archiv der Stadt Köln die grösste Menge brauchbaren Stoffes ergeben. Zur Ergänzung sind kölnische Zunfturkunden aus dem Germanischen Museum, die von der Direktion bereitwilligst zugesandt wurden, benutzt worden.

Als ein neues Unternehmen der Gesellschaft hat der Vorstand die Herausgabe der „Vita Karoli Magni“ und der „Descriptio“ über die Pilgerfahrt Karls d. Gr. nach Jerusalem beschlossen, welche ihm von Herrn Dr. Gerhard Rauschen, Religionslehrer am Progymnasium zu Andernach, angetragen wurde. Die „Vita Karoli“ aus dem Jahre 1166, früher schlecht gedruckt, erscheint hier nach allen Handschriften kritisch geprüft; die „Descriptio“ aus dem Ende des 11. Jahrhunderts wird hier überhaupt zum ersten Male veröffentlicht. Der Werth beider Schriftstücke beruht vornehmlich in der kulturgeschichtlichen Beleuchtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Von Geh. Justizrath Prof. Dr. Loersch ist eine Beilage über Urkunden der Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. für Aachen dazu verfasst worden. Das Werk wird als VII. Publikation der Gesellschaft gleich in den Druck gegeben werden.

In dem Namen der Kommission für die Denkmäler-Statistik der Rheinprovinz berichtete sodann deren Vorsitzender, Geh. Justizrath Professor Dr. Loersch, dass die Kommission Anfangs vorigen Jahres Herrn Baumeister Wiethase in Köln kooptirt und darnach beschlossen habe, zunächst einen Kreis der Provinz nach den früher festgestellten Grundsätzen in Angriff zu nehmen, um in Bezug auf die Kosten, den

Umfang und die Ausstattung einer einzelnen Kreisbeschreibung zu bestimmten Ergebnissen zu gelangen. Die Wahl ist auf den Kreis Kempen gefallen, weil die Zahl der in Betracht kommenden Orte und geschichtlichen Denkmäler hier nicht übermässig gross, andererseits für deren Beschreibung bisher nur wenig geschehen ist. Unter Leitung des Herrn Wiethase haben die Aufnahmen in den einzelnen Orten des Kreises Kempen vor einiger Zeit begonnen. Es darf die Hoffnung ausgesprochen werden, dass sie im Laufe dieses Sommers beendigt werden können.

Köln, Ende März 1890.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Zwei römische Bronzen aus Cöln.

Digitized by Google

Eine römische Aedicula
von Carden an der Mosel.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXX.

MIT 4 TAFELN UND 21 ABBILDUNGEN IM TEXT.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1891.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Bronzefigur aus Klein-Fullen bei Meppen, im Besitz des Alterthumsvereins zu Münster i. W. Von A. Milchhoefer. (Hierzu Tafel I.) 1
2. Die kleineren inschriftlichen Denkmäler des Bonner Provinzial-Museums. Von Josef Klein. (Mit 16 Abbildungen im Text) . 13
3. Ueber einige Bronzestatuetten vom Rhein und der Rhône. Von A. Furtwängler. (Hierzu Tafel II. III.) 49
4. Der Römergang in Köln. Von M. Mertz. (Mit 5 Abbildungen im Text.) 67
5. Die westfälischen Domkirchen. Von J. B. Nordhoff. 77
6. Der Bonner Denarfund von 1890, vergraben um 1042. Von Paul Joseph. (Hierzu Tafel IV.) 103

II. Litteratur.

1. Franz von Pulsky, Denkmäler der Völkerwanderung. Besprochen von Schaaffhausen 158
2. Dr. Georg Heeger, Ueber die Trojanersagen der Franken und Normannen. Bespr. von Schaaffhausen 160
3. W. Drexler, Mythologische Beiträge. Heft 1. Der Cultus der ägyptischen Gottheiten in den Donauländern. Bespr. von Wiedemann 165
4. Jahresberichte des Historischen Vereins Dillingen. Bespr. von Wiedemann 167
5. Dr. Jos. Klinkenberg, Die römisch-christlichen Grabschriften Kölns (nebst Wiedergabe derselben im Lichtdruck). Bespr. von Düntzer. 169
6. Humann, Der Westbau des Münsters zu Essen. Bespr. von van Vleuten 182
7. A. Engel et R. Serrure, Traité de numismatique du moyen-âge. Bespr. von van Vleuten 183
8. Franz Xaver Kraus, Die christlichen Inschriften der Rheinlande. Erster Theil. Bespr. von Ihm 184

III. Miscellen.

Erklärung des Vorstandes 188

1. Griechische Matres. Von M. Ihm 189
2. Gallischer Münzfund bei Asberg am Niederrhein. Von Constantin Koenen 190

Seite

3. Römische Funde an der Coblenzer Strasse sowie am Viehmarkt zu Bonn. Von Schaaffhausen 194
4. Römisches Gräberfeld bei Bonn. Von Oscar Rautert. . . . 196
5. Römische Stadtmauer zu Köln. Von Stedtfeld 197
6. Sepulcralinschrift eines Kindes aus Köln. Von Josef Klein . 198
7. Votivinschrift aus Köln. Von Josef Klein 199
8. Die römischen Denkmäler Köln's 200
9. Münze Lothar's I. Von F. van Vleuten 201
10. Römisches Gräberfeld bei Düsseldorf. Von Oscar Rautert . 202
11. Münzfund im Godesberger Bach. Von A. Wiedemann . . . 203
12. Die bronzene Gedenktafel des Burgbaues zu Kempen. Von Dr. Pohl 203
13. Der Dom zu Magdeburg 204
14. Römische Funde in Heddesdorf bei Neuwied. Von K. 206
15. Römische Funde zu Saarburg. Von A. Hertzog 206
16. Ein Fund steinerner Kanonenkugeln in Siegburg. Von Schaaffhausen 207
17. Bemalte Skelette. Von Schaaffhausen 208
18. Die Schneckenzucht der Römer. Von Schaaffhausen . . . 208
19. Römischer Augensalbenstempel aus Bonn und andere Alterthümer. Von Oscar Rautert 211
20. Eine untergegangene Burg der Vorderpfalz. Von C. Mehlis . 214
21. Fund altbabylonischer Alterthümer in London. Von A. Wiedemann 216
22. Neue Funde in Aegypten. Von A. Wiedemann 217
Berichtigung von J. Näher 220

IV. Berichte.

1. Winckelmann-Feier in Bonn am 9. December 1890. Von Schaaffhausen 222
2. Heinrich Schliemann. Ein Nachruf. Von Schaaffhausen . . 228
3. Die Anthropologen-Versammlung zu Münster in Westfalen am 11. bis 15. August 1890. Von Schaaffhausen 233
4. Zehnte Jahres-Versammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 248
5. Einunddreissigste Plenarversammlung der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München 25. bis 27. Sept. 1890 251

Das 50jährige Jubiläum des Vereins.

V. Verzeichniss der Mitglieder. 253

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Bronzefigur aus Klein-Fullen bei Meppen,

im Besitz des Alterthumsvereins zu Münster i. W.

Von

A. Milchhoefer.

(Hierzu Tafel I.)

Die auf Tafel I abgebildete, in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerthe Bronze befindet sich bereits seit 1825 in den Sammlungen des Alterthumsvereins, genauer des „Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens", einer Unterabtheilung des „Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst". Jene Sammlungen sind bestimmt, den Grundstock eines „Westfälischen Provinzialmuseums" zu bilden und neuerdings in dem Hauptgebäude des von den Provinzial-Ständen angekauften Freiherrlich von Kerkerinck-Borg'schen Hofes aufgestellt worden.

Ueber den sonstigen Antikenbesitz dieses Museums soll an anderer Stelle berichtet werden. (Archäol. Anzeiger 1891.)

Die Inventarnotiz über unser Stück, deren Abschrift ich der vielfach bewiesenen Freundlichkeit des Direktors, Herrn Landesrathes Plassmann verdanke, lautet: „Pan-Statue, gefunden im Jahre 1800 bei dem Dorfe Klein-Fullen unweit Meppen beim Fällen einer sehr alten Eiche zwischen den Wurzeln derselben, ungefähr 4 Fuss tief unter dem Boden. Vom Verein angekauft aus der Versteigerung der Zurmühlen'schen Sammlung im Jahre 1825 für 14 Thaler."

Den gedruckten Auctionscatalog dieser Sammlung mit handschriftlichen Bemerkungen über die erzielten Preise konnte ich noch im Besitz des Herrn Bürgermeisters a. D. von Zurmühlen ermitteln, welcher ihn mir gütigst zur Durchsicht überliess. Er ist der Enkel

des letzten Sammlers, des Anfangs der 20er Jahre dieses Jahrh. verstorbenen Vicekanzlers und Geheimenraths J. J. von Zurmühlen. Schon dessen Vater, welcher die gleiche Stellung bekleidete, hat die Sammlung begründet. In der Abtheilung „Kunstsachen und Alterthümer" steht auf S. 399 unsere Bronze unter No. 81 verzeichnet: „Pan — 8 Zoll h. Diese antiq. ist bei Meppen im vormaligen Niederstifte Münster von einem Landmann beim Fällen einer mehrere hundert Jahre alten Eiche gefunden". Es ist die einzige Fundnotiz, welche sich bei den als „antiq." bezeichneten Stücken findet. Der Erwerber war sicher in der Lage, die Richtigkeit so genauer und merkwürdiger Fundangaben zu prüfen; vermuthlich hat er die Figur von dem Bauern selbst gekauft. Sie stand damals nicht hoch im Werthe. Nach dem handschriftlichen Vermerk hat sie bei der Versteigerung den Preis von nur 3 Thalern erzielt; wenn der Alterthums-Verein bereits 14 Thaler bezahlte, so mag diese Steigerung durch Zwischenhändler zu erklären sein.

Scheint somit die Provenienz vollkommen sicher bezeugt, so kann auch über die Echtheit keinerlei Zweifel aufkommen. Dazu stimmt die Prüfung, welcher ich die Bronze zu Hause mit Musse unterwerfen konnte und an welcher sich auch mein College, Prof. Löschcke aus Bonn, freundlichst betheiligt hat. Ueber den Erhaltungszustand s. unten.

Abgebildet wurde die Figur bereits in Lithographie bei: v. Alten, „Die Bohlenwege im Flussgebiet der Ems und Weser" (Heft VI der Berichte über die Thätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Alterthumskunde, Oldenburg 1889, Tafel V Fig. 11.) Im Texte S. 29 No. 5 „Pan mit Syrinx" figurirt sie nur als statistisches Material. Fundangabe „Fullen". Citirt werden noch mit Bezug darauf Felsberg's „Deutsche Alterthümer" (1819), welche weder hier noch in Bonn vorhanden sind. Auf Hermann's Zeitschrift für Westfalen 1819 No. 42 verweist ebenfalls mit Bezug darauf: Diepenbrock (Gesch. des Amtes Meppen 1838 S. 81 Anm.), der die gleichen Fundangaben nebst einer nicht ganz correcten Beschreibung liefert. Endlich kenne ich nur noch eine Erwähnung des Stückes bei Nordhoff „Das Westfalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie," Münster 1890 S. 4 Anm. 5, wo als Fundort Haren bezeichnet wird. Es steht fest, dass diese Angabe auf Confusion beruht. Sie mag daher rühren, dass auch Haren in der Nähe von Meppen, freilich viel weiter nördlich, liegt.

Unsere Statuette ist eine der ansehnlichsten Vollgussbronzen germanischen Fundortes. Ihre Höhe beträgt 24 Centimeter (bezw. einst $23^1/_2$; s. unten), ihr Gewicht 1250 Gramm. Von der Patinirung sind die hervorstehenderen Theile, Haare, Fell, Gliedmassen stärker ergriffen und namentlich an der Rückseite zum Theil narbig geworden. Der gegenwärtige dunkle Ton mit seinen Reflexen rührt von einem neueren Firnissüberzuge her, der nach einem staatlich empfohlenen Recept die Oberfläche schützen sollte und sich leider auch beim Photographiren geltend gemacht hat.

Einige fehlende Theile sind, muthmasslich bereits im Auftrage des ersten Käufers, ergänzt worden und zwar, wie der Probirstein ergab, mit einer der röthlichen Bronze gegenüber helleren, messingähnlichen Metallcomposition; nämlich: der rechte Fuss bis oberhalb des Knöchels nebst Zapfen unter der Ferse zur Befestigung auf einem Postament. (Die Verbindung dieses Theiles mit dem alten hatte sich wieder gelöst und ist seitdem von Neuem, doch in roherer Weise durch Blei hergestellt worden, daher das andere, linke Bein jetzt um $^1/_2$ Centimeter zu kurz erscheint und für die photographische Aufnahme noch besonders gestützt werden musste.) Auch der vordere Theil des linken Fusses war gebrochen, ist jedoch im alten Stück wieder angefügt. Gebrochen waren ferner das Glied und die 3 ersten Finger der linken Hand. Gegenwärtig sind der zweite und dritte in Ergänzung angefügt; vermuthlich war es einst auch der Daumen, welcher wieder verloren gegangen ist, während der jetzt stärker aufgebogene Zeigefinger nicht genau an die alte Bruchfläche der Hand passt und somit wie der rechte Fuss zum zweiten Male roher befestigt sein wird.

Das linke Auge und die Stirn ist durch einen Hieb mit scharfem Instrumente leicht beschädigt.

Dargestellt ist ein Jüngling in reiferem Alter (mit Pubes) in ruhiger Haltung auf rechtem Standbein; der linke Fuss ist etwas zurückgesetzt. Den leicht zu seiner rechten Seite gewendeten Kopf umgibt reiches, weichlockiges Haar, welches auch die Ohren bedeckt und hinten in losen, fein ausgearbeiteten Partien breit zum Nacken herabfällt. Den Lockenkranz umgrenzt ein in Metall gedachter Reif, der nach Art einer Schnur zusammengedreht ist. Augen-Kreise und -Sterne sind angedeutet. Der Mund erscheint leicht geöffnet.

Den Oberkörper drapirt chlamysartig ein grosses Pantherfell.

Die Haut der Vorderbeine ist auf der rechten Schulter geknotet, so dass vorn und hinten je eine Tatze herabfällt; die Kopfhaut liegt entsprechend auf der linken Schulter, während das Fell der Hinterbeine und der Schwanz um den gehobenen linken Unterarm geschlungen abwärts hängen. Auch diese Partie ist durch feingravirte Strichelung als behaarte Seite der Thierhaut behandelt, eine auch sonst vorkommende künstlerische Licenz, da in Wirklichkeit bei jener Anordnung des Kopffelles hier die glatte Innenfläche nach Aussen kommen müsste.

Die Rechte, bis zur Höhe des Unterleibes erhoben, trägt eine Syrinx. Ihre Aussenfläche, wie die der Finger ist stark angegriffen, der rechte Rand zeigt eine unregelmässige und verriebene Kante. Von der Innenseite erkennt man daher jetzt nur 6, durch 2 Bänder zusammengehaltene Röhren und zwar von der sechsten, äussersten nur noch den Rest. Ich glaube, dass mit dem Uebrigen auch noch eine ganze Röhre, die zur üblichen Siebenzahl fehlende, abgebröckelt ist. Die Röhren waren ungleich lang, (wie es Furtwängler, Annali 1877 S. 214 fg., im Gegensatz zu der rechteckigen Syrinx in der älteren griechischen Kunst, für die griechisch-römische Epoche nachgewiesen hat); doch verlängern sie sich in unserem Falle nicht stetig, sondern erst von der vierten Röhre bis zur äussersten, eine wenn nicht häufige, so doch auch sonst vorkommende Bildung (z. B. am Stamme einer Replik des ausruhenden Satyrs in München, Glypt. No. 106, Clarac 728, 1745; auch an der Stütze des Satyrs zu Neapel, Clarac 704 B, 1628 A.)

Das verloren gegangene Attribut der linken Hand dagegen ist leider nicht mit der wünschenswerthen Sicherheit bestimmbar. Die Linke ist gleich hoch wie die Rechte erhoben, doch mehr zur Seite als diese. Die Handfläche, ziemlich stark wenn auch nicht horizontal nach oben gewendet, ist glatt ohne Ansatzspur. Erhalten sind, wie oben erwähnt, nur die beiden letzten, geschlossen aufwärts gebogenen Finger. Aus der Handerhebung folgt, dass der vorauszusetzende Gegenstand nicht schwer war; aus den beiden unbeschäftigten Fingern, dass er keinen grossen Umfang hatte. Derselbe wurde also von Daumen, Zeige- und Mittelfinger gehalten und ist mit diesen zusammen abgebrochen. Unter diesen Umständen scheint mir die Endigung eines nach oben gerichteten, stabförmigen Gegenstandes, eines Pedum also, die einfachste und natürlichste Annahme. So gehalten, müsste der Griff des Instrumentes auch den

vierten Finger berühren und wirklich zeigt sich an der vorauszusetzenden Stelle eine oxydirte Bruchfläche.

Allerdings sehen wir Pedum und Caduceus häufiger etwas mehr nach der Mitte zu gefasst und von den Fingern umspannt werden. Dies ist bei stärker gesenktem oder herabhängendem Arm das Natürlichere; die feierlichere Handhaltung unserer Figur findet sich indessen auch bei Hermesstatuen wieder, die dann ihr Attribut in gleicher Weise zu tragen pflegen. (Vgl. Bronzen wie Clarac 664, 1540; 666, 1515 [bei Wieseler, Denkm. d. a. K. II, XXIX, 314 mit schräg nach unten gehaltenem Caduceus, wohl falsch ergänzt] 666 D, 1512 E, [Silber] und F; auch 662, 1526 [sitzend] und Röm. Mitth. 1889 [IV] Taf. XI). Der gekrümmte Stab konnte sich bei unserer Bronze nach rückwärts schmiegen, ohne dass eine Berührung mit dem Oberarm erfolgen musste, daher wir hier eine Ansatzspur auch nicht vermissen.

Die Arbeit ist, ohne fein zu sein, doch auch von conventioneller Glätte und Leerheit weit entfernt. Die Rückseite ist keineswegs vernachlässigt, weder in der Durchbildung des Haares und des Felles, noch der Muskelpartieen. Selbst die Grübchen über den Glutaeen sind ausgedrückt. Am wenigsten befriedigen, soweit man urtheilen kann, Hände und Füsse mit ihren Gelenkansätzen. Jedenfalls ist die Totalwirkung der Figur sehr günstig. Die Proportionen halten zwischen Schlankheit und Schwere die behagliche Mitte. Das ruhige Gleichgewicht des Standes, die Haltung der Attribute verleihen der Gestalt etwas Monumentales, Religiöses.

Die Deutung der Bronze auf Pan scheint gleich bei der Auffindung Platz gegriffen zu haben und wurde bei allen neueren Erwähnungen festgehalten (nur in einem Ausstellungscatalog westfälischer Kunstwerke hat sich der Name Apollo eingeschlichen, welchen wir nicht zu discutiren brauchen). Jene Benennung ist offenbar aus dem Attribute der Syrinx (und des Thierfelles) abgeleitet worden. Seitdem wir (namentlich an Furtwängler's lichtvollen Ausführungen, Annali 1877 und „Satyr. v. Pergamon") verfolgen können, wie die Syrinx bereits in hellenistischer Zeit auch auf andere Wesen und Repräsentanten der freien Natur, namentlich auf die Satyrn, übertragen wurde, kann dieses Instrument für sich allein eine sichere Beziehung auf Pan nicht mehr begründen. Eher die rein menschliche Bildung, welche zwar in den römischen Denkmälern gegen die Mischgestalt des bärtigen Ziegengottes wieder völlig zurücktritt

(Furtwängler, Annal. a. a. O. S. 207 fg.), aber ja ausnahmsweise auf einen älteren Typus zurückgehen könnte. In der That war bereits die Kunst des vierten Jahrhunderts vor Chr., namentlich die peloponnesische, in der Vermenschlichung des Pan soweit vorgeschritten, dass er sich in der Körperbildung von anderen, jugendlichen Idealgestalten nur durch ein Paar Hörnchen unterschied. (Furtwängler, Athen. Mitth. III, 293 Tf. XII). Aber den Verlust auch dieses letzten Merkmals seiner ursprünglichen Natur sind wir bisher in keinem sicheren Falle nachzuweisen im Stande. Freilich ist ja Pan, namentlich durch sein vielbesungenes Verhältniss zu Echo, ganz in die Reihe der idyllisch-erotischen Gestalten wie Narkissos, Adonis, Endymion, Hyakinthos getreten. Aber es wäre unmethodisch mit der Erklärung zugleich eine unbelegbare Ausnahme statuiren zu wollen; und so wird es denn vorläufig bei dem wohlerwogenen Urtheile Furtwängler's (Der Satyr von Pergamon S. 27 Anm. 1 a. E.) bleiben müssen, dass wir „überhaupt auch den unbärtigen, edlen Pan niemals hornlos annehmen dürfen."

In unserem Falle kommt noch das weiche, über der Stirn gescheitelte Lockenhaar hinzu, welches doch sehr verschieden von den wirren Strähnen der wenigen langhaarigen Pansjünglinge (vgl. die Abbildungen zu Annali 1877 a. a. O.; Telephosfries aus Pergamon Jahrb. III, 89) gebildet ist.

Eben dasselbe spricht auch schon gegen die Annahme eines Satyrs. Diese rein ideale Bildung auch des Gesichtes, ist bis jetzt unter den Satyrn nirgends vertreten. Selbst bei den edelsten, den praxitelischen Typen, sträubt sich das Haar etwas empor; die Physiognomie bewahrt eine leise Andeutung der sinnlicheren, unedleren Natur; insbesondere fehlen niemals die Spitzohren, welche sich unter den Locken unserer Bronze immerhin bemerklich machen könnten und müssten. Auch Bekränzung des Haares dürfte man eher, als einen Metallreif erwarten. Alles dies findet sich vereint an dem sonst so analogen Innenrelief einer Schale aus Olbia, welches hier nebst der Schale abgebildet ist. Die Zeichnung verdanke ich der Freundlichkeit Löschcke's, der mich überhaupt auf das Gefäss aufmerksam gemacht hat. Es steht der Gattung der calenischen Schalen nahe und gehört vielleicht noch in's dritte Jahrh. v. Chr.[1]).

---

1) Die nähere Beschreibung gibt Löschcke folgendermassen: „Sehr feiner röthlicher Thon; inwendig und auswendig in den noch weichen

Diese Satyrbüste trägt als Attribut die Syrinx und eine brennende Fackel. Die Haare sind wirr und mit Epheu bekränzt. Ausser den Spitzohren und dem satyresken Ausdruck dient zu näherer Charakterisirung auch noch die Ziegendrüse am Halse, (welche übrigens erst bei den Satyrn, nicht bei dem eigentlichen Ziegengotte Pan, vorzukommen scheint.)

1/1
Thonrelief aus Olbia.

1/4
Schale aus Olbia.

So wird die Aehnlichkeit, welche wir anfangs für die Deutung der Statuette verwerthen zu können glaubten, doch durch die Gegensätze weit überwogen. Weitab vom Satyr führt vor Allem die Erwägung, dass wir es hier mit keiner gattungsartigen Gestalt zu thun haben. Ein Satyr, auch als Einzelbildwerk, kann immer nur „Genrefigur" sein, nur in einer ganz bestimmten Handlung oder Situation dargestellt werden: einschenkend, ausruhend, ausschauend, scherzend u. s. w. Unsere Statuette hat etwas Persönliches, Beziehungsloses, in sich Beruhendes. Wir haben diesen ihren monumentalen Charakter an ihrem Standmotiv und der Ausstattung mit zwei ruhig gehaltenen Attributen bereits oben hervorgehoben.

Thon einige Reifen eingedrückt. Der untere Theil der Aussenseite ist mit schwarzem Firniss überzogen, der obere mit einem an Olbiavasen der hellenistisch-römischen Zeit sehr häufig nachweisbaren gelbrothen Firniss, der Farbe der terra sigillata etwa entsprechend. Das Innere der Schale, einschliesslich des auf dem Boden befindlichen Reliefs, ist schwarz gefirnisst, nur zwei schmale Streifen des gelbrothen Firniss laufen an der inneren Seitenwand ringsum. Zeichnung des Reliefs in voller, der Schalenform in 1/4 Originalgrösse." Original in Bonn. [„Weiblich?" Löschcke nachträgl.].

Das führt wieder zu einer Individualität wie Pan zurück; weit entfernen können wir uns aus diesem Kreise ja nicht, schon um des Thierfelles willen. Somit glaube ich, dass wir es mit einer spezifisch römischen, einem Cultuszweck dienenden, Umbildung zu thun haben, parallel derjenigen des Silvanus, der Laren, des Bonus Eventus u. s. w. Mit der gefestigten Typik des Silvanus hat unsere Bronze das Standmotiv, die chlamysartige Tracht des auf der rechten Schulter geknüpften Felles und die Armhaltung durchaus gemeinsam (ebenso gar häufig Mercur, abgesehen von der wirklichen Chlamys, anstatt des Felles); mit den Laren (vgl. insbes. Jordan, Annali 1882 S. 70 fg. f. M.), mit Bonus Eventus (Bullett. municip. 1878 tav. XVII) den Kopftypus und die Haartracht.

Aber auch die andern jugendlich männlichen Idealbildungen römischer Zeit werden vorzugsweise mit ähnlicher Lockenfülle ausgestattet, wie die Personificationen der Jahreszeiten (Clarac 124, 105, 146, 116 Müller-Wies. II Taf. LXXV; der Casseler Sarkophag auch bei Baumeister 760, z. Th. in ähnlicher Chlamystracht und Haltung, wie bei unserer Bronze), Todesgenien, Dioskuren, „Alkmaeon" (Arch. Anz. 1889 S. 117) u. s. w. Es ist längst erkannt worden, dass wir in praxitelischen Köpfen: denen des Eubuleus, des ausruhenden Satyrs, wohl auch in einer Bildung des Eros und des Agathodaemon die klassischen Vorbilder dafür besitzen; (vgl. Benndorf, Anz. d. Wiener Akad. 1887 No. XXV a. Ende des Artikels. Heydemann, Marmorkopf Riccardi 1888 S. 12 fg.) Unter den ersten Beispielen der Nachwirkung hätte neben dem Ganymedeskopf des Leochares auch das von Klein publicirte athenische Köpfchen Annali 1879 Tv. K. L. herangezogen werden können. Dasselbe ist gerade dem unserer Bronze nahe verwandt. Ueberhaupt tritt ja der unvergleichliche Einfluss des Praxiteles und seiner Richtung auf den römischen Geschmack immer deutlicher zu Tage. Vor allen klassischen Meistern war seine Kunst in Rom durch die zahlreichsten Originalwerke vertreten, durch die grösste Menge von Copieen verbreitet, durch Umdeutungen und Weiterbildungen eingebürgert. In diesem Sinne dürfte unsere ganze Bronze, nicht bloss der Kopf, auf praxitelische Motive und Formengebung zurückgehen, woran auch Furtwängler (nach einer brieflichen Bemerkung) sich erinnert fühlte.

Mit der Verweisung an den römischen Vorstellungskreis haben wir für die Deutung unserer Figur freilich noch nicht viel gewon-

nen. „Bei der Verschwommenheit der Typen römischer sacraler Kunst ist die Benennung einzelner Statuetten immer eine sehr precäre Sache", äussert sich brieflich auch Wissowa. Von männlichen Gestalten, die aus griechischer Kunst wenn auch abgeleitet, so doch nicht geradezu übernommen sind, haben es zu festerer Typik etwa die Laren und Silvanus gebracht. Und doch kann es zweifelhaft erscheinen, ob z. B. in dem (bärtigen?) unbekränzten, unbeschuhten, ohne Hand dargestellten Jagdgotte des Medaillons am Constantinsbogen (Petersen, Röm. Mitth. IV Tv. XII 5 S. 322, vgl. Ant. Denkm. I Tf. 43) trotz des Fruchtschurzes noch Silvanus zu erkennen sei; am Baume ist eine Syrinx aufgehängt. Einen Jagd- und Waldgott, der sicher nicht Silvanus ist, kennen wir wenigstens an der einen Schmalseite des Pariser Aktäonsarkophages, wo er auf einem Rundaltar erhöht, nackt mit Pedum in der Linken und einem unkenntlichen Gegenstande in der Rechten dargestellt ist. (Clarac II, 113, 66. Bötticher, Baumkultus S. 67 u. Taf. 20 [vgl. 21] hält das fragliche Object für einen Korb; ebenso, auf meine Anfrage, Robert in einer freundlichen Zuschrift.)

Sollen wir nun auf jeden Deutungsversuch unserer Bronze verzichten?

Was hindert uns, den vom Satyr oder viel eher noch vom edlen Pan abgeleiteten, im Sinne der römischen Religion nur von allen thierischen Zuthaten befreiten, Faunus dargestellt zu sehen? den jugendlichen, wie ihn z. B. unzweifelhaft Horaz in seiner an ihn gerichteten Ode (III, 18 Faune, Nympharum fugientium amator) sich gedacht hat! Der Mangel an römischen Votivinschriften auf Faunus konnte auch Reifferscheidt nicht abhalten, nach Bildern dieses Gottes zu forschen, die naturgemäss selten sein werden. Nun hat freilich Reifferscheidt, der mit Recht die allzu uneingeschränkte Anwendung des Namens Faunus auf verschiedene Pan- und Satyrtypen (s. bes. E. Gerhard, Hyperboreisch-römische Studien II, S. 79 fg.) zurückwies, das wirkliche Bild dieses Gottes in einer Bronzestatuette des Hrn. Fortnum (Annali 1866 S. 225 fg. Taf. N; vgl. Roscher's Lexicon d. Mythol. S. 1459 Artikel Faunus [Wissowa]) nachweisen zu können geglaubt; vermuthungsweise zog er (S. 225 Anm. 1) noch eine Bronze des Wiener Museums heran (v. Sacken, Die ant. Bronzen des k. k. Münzen- u. Ant.-Cabinettes zu Wien I T. 30, 3 wiederholt von Wissowa bei Roscher a. a. O. S. 1460).

Gemeinsam sind beiden Figuren die Bärtigkeit, ein auf der linken Schulter geknüpftes Fell, ein Trinkhorn in der Rechten und hohe Schuhe, wie bei Silvanus. Auch die ruhige Haltung, (rechtes Standbein, je ein Attribut in den Händen), ähnelt diesem römischen Gotte.

Neben einem bärtigen Faunusideal wäre ein jugendliches, wie bei Mars, immer noch denkbar und nach allem, was wir über die Verwandtschaft des Faunus mit Pan und den Satyrn, sowie über seinen Charakter nicht nur aus der hellenisirenden Dichtung sondern auch aus Cicero, Varro, Plinius u. A. (vgl. den Artikel Faunus bei Roscher) erfahren, sogar vorauszusetzen.

Zudem aber glaube ich, dass Reifferscheidt's Deutung der beiden Bronzen ernsten Bedenken unterliegt. Sie beruht, abgesehen von negativen Gründen (weder Silvanus, noch Hercules, noch Liber Pater) doch ganz allein auf der Erklärung des Kopfschmuckes der a. a. O. Tav. N. publicirten, (Fortnum'schen) Bronze als „corona dentata", welche das Diadem des alten Aboriginerkönigs Faunus darstelle. Dieser Kopfschmuck gibt sich jedoch auf der verwandten Wiener Bronze als Blattkranz zu erkennen und auch an derjenigen des Hrn. Fortnum selber sieht Michaelis (Ancient Marbles S. 660; Stanmore Hill No. 7), der die Statuette „Silvanus" nennt, „a pine-wreath pointed like a crown"[1]). Die Wiener Figur (mit Füll- und Trinkhorn) kann nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse sehr wohl für Liber Pater in Anspruch genommen werden; die Fortnum'sche, (wenn die „wie ein Füllhorn gehaltene" Keule in der Linken alt und echt ist) mit Michaelis etwa für Silvanus, unter der Voraussetzung, dass sich der uns geläufigere Typus des Gottes (mit Fruchtschurz und Messer) erst seit der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts gebildet hat (vgl. Reifferscheidt, Annali 1866 S. 223 fg. Note 6).

Auf römischen Denkmälern und Inschriften des ländlichen Cultus spielt Silvanus weitaus die hervorragendste Rolle. Auch künstlerisch pflegt er im Mittelpunkt zu stehen und zwar beschränkt sich seine Umgebung dann nicht auf Hercules und die Nymphen (Diana, Mars, Liber Pater, vgl. Röm. Mitth. I [1886] S. 165 Wissowa): es treten gelegentlich noch ländliche männliche Wesen neben ihn,

---

1) Ebenso entscheidet sich Hr. Fortnum, den ich darüber brieflich befragte.

deren Typik dem griechischen Bilderkreise entnommen ist. So auf dem von Wissowa a. a. O. Taf. VIII veröffentlichten Florentiner Relief links ein Satyr mit Pedum und Schlauch unter einer hängenden Syrinx, rechts Pan mit Syrinx und Pedum. Auch auf dem als rebenumschlungener Baumstamm gebildeten Votiveippus für Silvanus (Annali 1866 Tv. L. M. 1) haben sich eine Hand und Ziegenfüsse von zwei kletternden Panen (oder einem Pan und einer Ziege?) erhalten.

Solche Begleiter des Silvanus werden neben den Nymphen unter dem „Silvanis (sacrum“) einer ganzen Reihe von Votivinschriften zu verstehen sein, deren einige Wissowa (a. a. O. S. 165 Note 3 und 4) anführt. Wir müssen uns damit begnügen, in diesem Bereich auch unserer, römisch umgebildeten Figur eine Stelle anzuweisen und die Benennung Faunus für die wahrscheinlichste zu erklären.

Der Fundort, nahe dem Kreuzungspunkte wichtiger, nachweislich von den Römern benutzter Wasser- und Landwege hat wahrlich nichts Auffallendes. Klein-Fullen liegt auf dem linken Emsufer, dem Einfluss der Haase gegenüber; von Westen her nähert sich der grosse, das Bourtanger Moor durchschneidende Bohlenweg. Ein Blick auf die Uebersichtskarte der ausgezeichneten und wahrhaft wegebahnenden Schrift des Hrn. Fr. v. Alten (Die Bohlenwege u. s. w. in 2. Aufl. als Heft IV der Berichte des Oldenburg. Landesvereins 1889) lehrt deutlich, wie sich demgemäss auch die Fundstätten römischer Alterthümer von hier aus namentlich in östlicher Richtung aneinanderreihen. Oestlich, bei Löningen an der Alten Haase ist auch das interessanteste Seitenstück zu unserer Bronze gefunden worden, eine noch $4^1/_2$ Centimeter grössere Knabenstatuette; (jetzt im Oldenburger Museum; gleichfalls veröffentlicht durch Hrn. v. Alten in den „Oldenburg. Berichten“ von 1875/76 S. 13 u. Tf. VIII, vgl. Wieseler, Gött. gel. Nachr. 1886 S. 61 u. 493.)

Diepenbrock, „Gesch. des Amtes Meppen“ 1838 S. 81 Anm. versucht, die Fullener Figur mit dem Feldzuge des Germanicus in Verbindung zu bringen. Es ist viel natürlicher, ihre Herkunft in der Zeit der römischen Obmacht über Germanien, also etwa in den ersten 5 Jahren vor oder nach Beginn der christlichen Zeitrechnung zu vermuthen. Niemand wird in Abrede stellen, dass

die Statuette aus Fullen (wie auch die bei Löningen gefundene) ihrem Stilcharakter nach jener Epoche vollkommen würdig sei.

Nachtrag.

Den freundlichen Bemühungen des Museumsdirectors Herrn Plassmann, dessen Entgegenkommen ich bereits am Anfang dieses Aufsatzes dankbar hervorzuheben hatte, ist es nachträglich gelungen, das amtliche Protokoll über den Fund und die ersten Schicksale der hier behandelten Bronze zu ermitteln. Dasselbe bestätigt nicht nur die anfangs gegebenen Ausführungen, sondern ist auch sonst von Interesse:

„Anno 1800 im monath Maerz fanden bey Gelegenheit des umhauens einer hundertjährigen Eiche unmittelbar an dessen Wurzel etwa vier Fuss in der Erde, die Holzhauer eine Figur von Erz etwa 10 Zoll hoch, ihr fehlte der rechte Fuss einige Finger der linken Hand — in der Rechten trug solche eine Wald- oder Pannflöte. Die Figur war nackt und umhangen mit einer Löwenhaut. — Die Holzhauer überlieferten das für den Gott pann angesehene heidnische Göttzenbild dem Schulzen des Dorfes Klein Fullen :Gerichts Meppen etwa eine Stunde von der Stadt: — als wem der Baum gehöhrte und auf wessen Grunde dasselbe gefunden worden. er verstümmelte aus religiösität die Geburtsglieder des Bildes (!) und überliess es im Jahre 1801 d. 20ten März käuflich dem Herrn Dr. Petern Zurmühlen aus Münster. Obige Geschichte wird als Gerichtskundig der Wahrheit gemäs bezeuget.

Meppen d. 20. Maerz
1801

gez. F. Morrien
Richter.

---

2. Die kleineren inschriftlichen Denkmäler des Bonner Provinzialmuseums.

Von

Josef Klein.

X. Glasgefässe mit Inschriften.

1. (LXVIII). Bruchstücke eines flachen Tellers von weissem Glas, bestehend aus vier Scherben, von denen die drei kleineren eng zusammengehören, gefunden 1857 zu Köln in dem Garten der Fabrik des Herrn Bredt am Katharinengraben. Die nachstehende Abbildung bringt dieselben in natürlicher Grösse genauer zur Anschauung als der früher in diesen Jahrbüchern (LXXVI S. 71) veröffentlichte Holzschnitt, dessen Unzulänglichkeit vom Herausgeber selbst anerkannt worden ist.

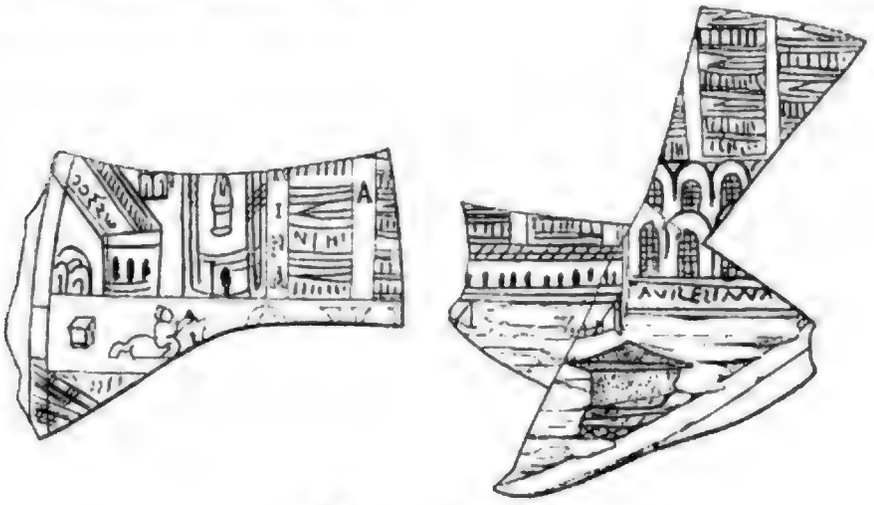


Fig. 1. — 1/1 n. Gr.

Diese Stücke enthalten die Reste einer Stadtansicht aus der Vogelperspektive. Auf den drei Stücken rechts erblickt man ein ganzes Stadtviertel mit einem grossen Complex hinter einander lie-

gender Gebäude, welche durch Strassen getrennt sind, im Hintergrunde; davor links vom Beschauer ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude, an das sich durch eine Gasse getrennt ein Monumentalbau mit zwei Reihen hinter einander liegender hoher Rundfenster anschliesst, vor welchen unterwärts der Namen ΛVRELIΛNΛ eingetragen ist. Beide Gebäude liegen an einem den ganzen Vordergrund einnehmenden Wasser, in welches zwei ziemlich breite Dämme hineinlaufen. In gerader Richtung mit dem rechts vom Beschauer sichtbaren Damme, welcher mit einem Geländer versehen ist, liegt am jenseitigen Ufer des Wassers ein runder bedachter Pavillon, welcher auf einer vorspringenden Erdzunge errichtet zu sein scheint. Während diese drei kleineren Stücke, wie die Zeichnung ergibt, ganz eng zusammenhängen, steht das vierte grössere in keiner unmittelbaren Verbindung mit denselben, obgleich die Nebeneinanderstellung auf dem Holzschnitte leicht zu dieser Annahme verleiten könnte. Denn die verschiedene Stärke des Glases, welche nach der Mitte des Tellers hin zunimmt, beweist deutlich, dass diese vierte grössere Scherbe an das entgegengesetzte Ende der ganzen Darstellung gehört. Diese Beobachtung erhält insofern auch noch eine weitere Bestätigung, als die grössere Scherbe ebenso wie das untere der drei zusammenhängenden Stücke Reste des Goldrandes, welcher das Ganze einst umschloss, aufweist. Darnach zu urtheilen scheint der Teller in seiner Integrität einen nicht unbedeutenden Umfang gehabt zu haben.

Auf der grösseren Scherbe nun, die nicht minder interessante Details bietet, erblickt man auf der äussersten Linken hart an der abschliessenden Randeinfassung zunächst einen mit einem Kuppeldach überdeckten Rundbau mit grossen Portalen, hinter welchem ein freier Platz sich ausdehnt. Unmittelbar daran schliesst sich nach rechts hin ein grosser langgestreckter viereckiger Bau, zu dessen an seiner Schmalseite befindlichen drei Eingängen eine Freitreppe hinaufführt. In dem Inneren des Gebäudes, in das man von oben hineinsieht und in welchem aus'm Weerth einen Tempel zu erkennen geglaubt hat, sind nicht zwei Brunnen oder Altäre dargestellt, sondern das, was derselbe dafür angesehen hat, sind die Reste einer Inschrift, dessen einzelne Buchstaben unter einander gestellt sind, nämlich ƆOMNE. Rechts von diesem grossartigen mit den beiden Längsseiten freiliegenden Gebäude kommt mehr im Hintergrunde das Erdgeschoss einer anderen anscheinend kleineren Bau-

lichkeit zum Vorschein, deren Gestalt sich unserer Kenntniss durch den Bruch des Glases entzieht. Grösseres Interesse verdient dagegen, indem wir weiter nach rechts uns wenden, ein mit dem viereckigen Bau in gleicher Flucht errichteter Monumentalbau mit halbkreisförmigem Abschluss. Der in der Mitte desselben sich befindende thurmartige Bau legt es nahe an einen Circus mit der Meta zu denken. Zuletzt folgen zwei Stadtviertel durch zwei breite Strassen, auf welche wieder Querstrassen stossen, getrennt. In der linken der beiden grossen Strassen stehen vier Buchstaben übereinander, von denen der oberste jetzt nur in den unteren Strichen erhaltene wahrscheinlich R gewesen ist, nämlich RINA, in der rechten bloss der Buchstabe A. In der Querstrasse des ersten der beiden Stadtviertel glaube auch ich mit einiger Sicherheit die Buchstaben NIHI zu lesen.

Vor diesen eben beschriebenen Gebäudecomplexen zieht sich ein viereckiger lang gestreckter Platz hin, welchen aus'm Weerth irrthümlich für ein Gewässer angesehen hat. Auf demselben zeigt unsere Abbildung links vom Beschauer zunächst einen niedrigen viereckigen Bau, Brunnen oder Altar, rechts daneben, etwas mehr in den Vordergrund gerückt, eine auf einem Pferde sitzende männliche Figur, welche mit der Linken den Kopf des Pferdes berührt, und endlich zuäusserst rechts die oberen Hälften von drei grossen Buchstaben, von welchen der erste entweder C oder O, und der zweite V ist. Bei dem letzten Zeichen bleibt die Wahl zwischen I und einem anderen mit einem Vertikalstrich beginnenden Buchstaben. Aus'm Weerth dachte an CVI. Die Buchstaben IVH, welche derselbe im Gesimse unter dem Dache des Pavillons noch zu erkennen geglaubt hat, habe ich trotz mehrmaliger genauer Besichtigung dieser Stelle nicht zu erkennen vermocht.

Es wäre gewiss sehr interessant, wenn die dargestellte Lokalität genauer bestimmt werden könnte. Aus'm Weerth hat in derselben wegen des auf dem einen der Glasfragmente enthaltenen Namens *Aureliana* die Darstellung von Orléans finden wollen. Allein von dessen Bauten zur Römerzeit ist noch zu wenig bekannt geworden, als dass diese Deutung Aussicht auf allseitige Billigung hätte. Dazu kommt der Umstand, dass wegen der auch bei anderen Gebäuden hinzugefügten Aufschriften die grössere Wahrscheinlichkeit obwaltet, dass die Bezeichnung *Aureliana* sich bloss auf das Gebäude bezieht, dem sie beigeschrieben ist.

Was die Technik der Glasfragmente anlangt, so hat bereits aus'm Weerth richtig bemerkt, dass die Unterzeichnungen unter den Goldauflagen nicht eingeritzt sondern aufgeätzt sind. Die Wasserfläche ist mit stellenweise dick aufgetragener blauer Farbe, welche mit Weiss aufgesetzt ist, angedeutet. Am Dache des Pavillons gewahrt man braune Farbe, wodurch wahrscheinlich das Holzwerk bezeichnet werden soll.

2. (LXVII). Fragmentirte grosse Schale aus feinem grünlich weissem Glas, von 25 cm Durchmesser, mit der gravirten Darstellung einer Hirschjagd.

Man erblickt zwei Jäger zu Pferde, von denen der eine die ganze obere Mitte der Schale einnimmt, der zweite nur in seiner oberen Parthie erhaltene dem ersten in der Ebene unterwärts folgt; beide jagen nach einem Hirsch, der eben von dem oberen Jäger getroffen zum Schmerzensschrei das Maul öffnet. Von den verfolgenden Hunden sind noch zwei, der eine mit dem Vorderkörper, der andere mit dem Hinterkörper erhalten. Am Rande entlang war ringsum eine Inschrift eingeritzt, von der die nachstehenden Buchstaben erhalten geblieben sind:

V///NCA//////////////VIS

Wohl *V[i]nca[s cum t]uis* zu ergänzen.

Fundort: Andernach an der Coblenzerstrasse „beim Hausbau der Famile Herfeld.“ — Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXIX S. 51, Taf. IV.

3. (1390). Fragmentirter Trinkbecher (Fig. 2) aus feinem weissem Glas, 10 cm hoch. Um den Gefässmantel ziehen sich Wellenlinien und ihrem Laufe folgend schematisirte Weinranken hin, von denen in jedem Bogen eine sehr grosse Traube herabhängt. Auf den Ranken sitzen in vier Bogen abwechselnd je zweimal eine Eule und zweimal ein drosselartiger Vogel, in den übrigen vier Bogen waren geflügelte Eroten dargestellt, von denen jedoch nur einer erhalten ist, Trauben in einen vor ihnen stehenden hohen Korb schneidend. Um den Rand des Bechers ist die Inschrift eingeritzt:

MERVEIFA VIVAS TVIS

Merveifa vivas tuis. Fundort: Rheindorf bei Opladen. — Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXIV S. 63 f.

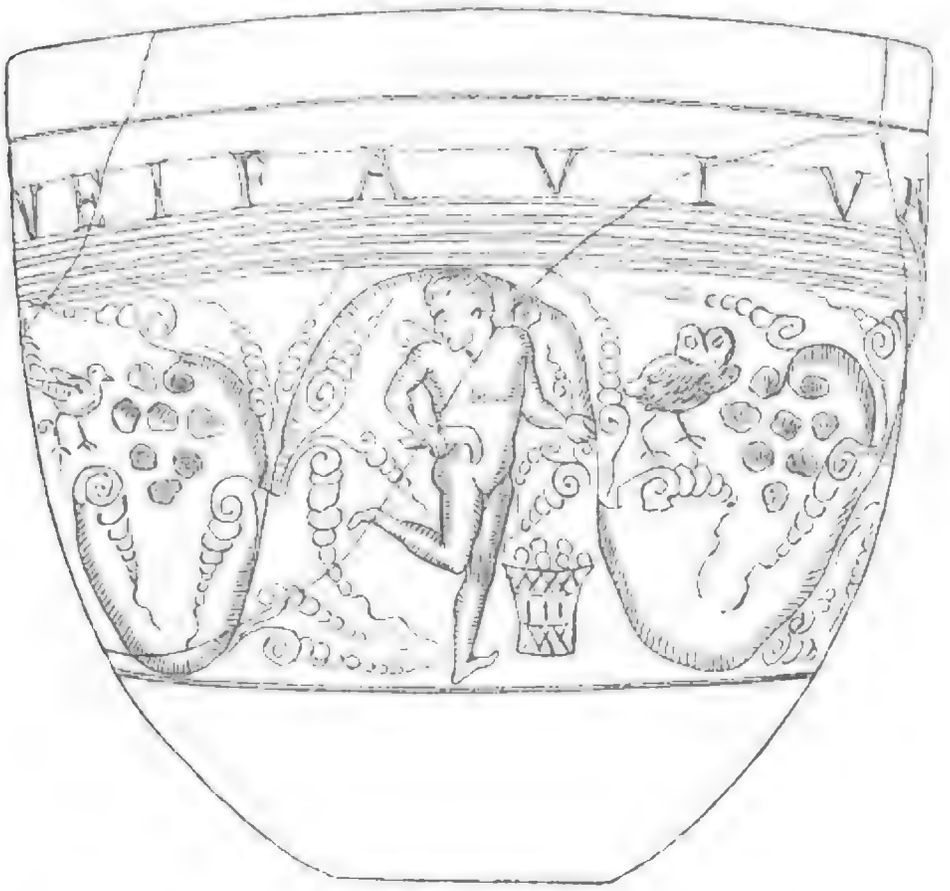


Fig. 2. — 1/2 n. Gr.

4. (A. V. 1009). Doppeltgehenkelte Flasche von hellgrünem Glas in Fassform mit nachgebildeten Reifen und schmalem Halse, 19½ cm hoch. Im Boden zwei Kreise mit einem Buckel in der Mitte. Auf einem erhöhten Halbkreise der Rundung des Bodens folgend die Inschrift:

ECVA

Gefunden zu Grossbusslar bei Jülich, im J. 1848. Vgl. Froehner, La verrerie antique p. 133 n. 89.

5. (3358). Doppeltgehenkelte Flasche aus dunkelgrünem Glas, von gleicher Beschaffenheit wie die vorhergehende, 19¾ cm hoch. Auf dem erhöhten Abschnitt des Bodens im Halbkreise die Inschrift:

ECVA

Gefunden zu Cobern an der Mosel in einem Steinsarge.

Digitized by Google

6. (4276). Doppeltgehenkelte Flasche aus hellgrünem Glas von gleicher Beschaffenheit, $20^3/_4$ cm hoch. Im Halbkreise auf einem erhöhten Bodensegment die Inschrift:

ECVA

Fundort: Römisches Gräberfeld bei Remagen.

7. (1733). Fragmentirte einhenkelige Flasche in Fassform aus hellgrünem Glas. Im Boden im Halbkreise der Stempel:

FRONINO

Die Hasten der einzelnen Buchstaben treten so nahe an den Bodenrand heran, dass der Querbalken des T über der letzten Hasta des ersten mit T ligirten N nicht zum Vorschein gekommen ist.

Fundort: Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 1554. Kamp, Die epigr. Antieaglien in Köln S. 12 n. 145. Vgl. Froehner a. a. O. p. 131 n. 60.

8. (4070). Untere Hälfte einer Flasche in Fassform mit Reifenverzierung. Im Boden der Rundung desselben folgend die Inschrift:

FRoNTINVSICT

Fundort: Römisches Gräberfeld bei Remagen.

9. (1362). Doppeltgehenkelte Flasche aus weissem Glas in Fassform, am Ausguss beschädigt; $18^1/_2$ cm hoch. Am Rande des nach der Mitte hin etwas vertieften Bodens der Stempel:

N
O m
ꓤ

Nero. Gefunden im Gräberfelde am Kirchberg bei Andernach. — Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 186 Taf. X, 19. Vgl. Froehner a. a. O. p. 133 n. 82 pl. XXXI, 124.

10. (1719). Kleine Flasche aus grünem Glas mit vierseitigem Leibe, kurzem, rundem Hals und etwas übertragendem Rande. Auf den Seiten des 72×72 mm breiten, nach innen convexen, nach aussen glatten Bodens, dessen Mitte mit einer jetzt zerstörten Rosette verziert war, der Stempel in Relief:

ɔ
ɔ ɔ
ꝗ

Fundort: Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 1449. Dieselbe ist wahrscheinlich identisch mit dem von Kamp a. a. O.

S. 11 n. 140 beschriebenen Exemplare der Sammlung Disch, dessen Buchstaben als in den vier Ecken des Bodens befindlich dort angegeben werden. Vgl. Froehner a. a. O. p. 134 n. 100.

11. (926). Doppeltgehenkelte vierseitige Flasche aus dickem dunkelgrünem Glas mit kurzem röhrenartigem Halse, $17^1/_2$ cm hoch, $11^1/_4$ cm $\times$ $5^1/_2$ cm breit. Auf dem nach der Mitte hin vertieften Boden zwei in einander geschobene Ringe, an den beiden Schmalseiten eine amazonenschildähnliche Verzierung; dazwischen ins Viereck gestellt der Stempel:

C G

C ꟻ

Fundort: unbekannt. — Sammlung Garthe, dann F. H. Wolff. Vgl. Froehner a. a. O. p. 134 n. 101.

12. (1743). Vierseitige Salbflasche aus dickem hellgrünem Glas mit langem cylindrischem Hals und übertragendem Rande, 18 cm hoch. Auf der Mitte des 28$\times$28 mm breiten Bodens eine stehende mit einem bis über die Kniee herabreichenden Gewande bekleidete männliche Figur (Genius), welche in der vorgestreckten rechten Hand einen nicht ganz deutlich ausgeprägten Gegenstand hält. In den vier Ecken die Buchstaben:

G F

H I

Fundort: Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 1694. Vgl. Froehner a. a. O. p. 134 n. 104.

13. (A. V. 1013). Untere Hälfte einer vierseitigen schmalen Salbflasche aus dickem hellgrünem Glas. Auf dem $3^1/_2$$\times$$3^1/_2$ cm breiten Boden in der Mitte eine nach rechts profilirte stehende männliche mit einem bis über die Kniee hinabreichenden Gewande bekleidete Figur (Genius), welche in der vorgestreckten rechten Hand einen nicht bestimmbaren Gegenstand hält. In den vier Ecken die Buchstaben:

G F

H I

Fundort: Bonn, an der Kölner Chaussee.

14. (1737). Bruchstück einer vierseitigen Flasche aus dickem grünem Glase. In der Mitte des 6$\times$$6^1/_2$ cm breiten Bodens die in Vorderansicht stehende Figur des Mercur, welcher mit der linken Hand einen Zipfel des über die linke Schulter herabhängenden Man-

tels erfasst hat, während die rechte einen Beutel hält. In den vier Ecken die Buchstaben:

M C

H R

Fundort: unbekannt, wahrscheinlich Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 1566. Vgl. Froehner a. a. O. S. 135 n. 108.

15. (1736). Schmale vierseitige kleine Flasche aus schwerem weissem Glas mit röhrenartigem Halse; Ausguss abgebrochen; jetzt 13 cm hoch. Im Boden, welcher 34×34 mm breit ist, innerhalb eines Kreises Ranken mit Blättern und Beeren. In den Ecken die Buchstaben T E H, in der rechten oberen Ecke ein herzförmiges Blatt.

Fig. 3. — 1/1 n. Gr.

Fundort: wahrscheinlich Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 1562. Vgl. Froehner a. a. O. S. 136 n. 113.

16. (A. V. 248). Kleines fragmentirtes Gefäss in Gestalt einer doppeltgehenkelten Amphora aus sehr dünnem weissem Glas, 9 cm hoch. Auf der Wandung die leider durch Bruch verstümmelte Inschrift eingekratzt:

/////////RE Henkel NVATE Henkel

Unbekannten Fundortes.

17. (6670). Bodenfragment einer vierseitigen Flasche aus dickem dunkelgrünem Glase. In der Mitte der drei erhaltenen Seiten des Bodens der Stempel:

CC

Fundort: Hastenrath bei Eschweiler (Kr. Düren).

XI. Gegenstände aus Stein mit Inschriften.

1. (1790a). Kleines rundes, oben und unten glattes Gewicht aus schwarz polirtem Marmor von 5 cm Durchmesser und 3½ cm Höhe. Auf der Oberseite ist als Werthbezeichnung der Buchstabe

S

einpunktirt. Schwere: 150 gr.

Fundort: wahrscheinlich Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 2067.

2. (1790). Ovales, oben und unten abgeflachtes Gewicht von Quarzit, $9^1/_2$ cm lang, 5 cm hoch. Auf der Oberfläche die Zeichen II ziemlich tief eingehauen, wie es scheint, als Werthbezeichnung. Schwere: 650 gr.

Fundort: nicht bekannt. Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 2067.

3. (5471). Bruchstück eines Gewichtes aus Quarzit von ähnlicher Form wie das vorher beschriebene, Durchmesser: $9^1/_2$ cm. Auf der Oberseite die Zeichen:

III

eingegraben.

Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

4. (6442). Bruchstück eines Gewichtes von gleicher Form, wie die beiden vorher beschriebenen Exemplare, aus Basalt. Auf der Oberseite als der Rest einer Werthbezeichnung

T////

eingegraben.

Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

5. (112). Viereckige antike, in einen modernen Goldring gefasste Achateamée, auf welcher in rückwärts laufender Schrift die erhabenen Buchstaben stehen

C M F
R P

Zwischen den einzelnen Buchstaben keine Punkte; die Rundung des P ist viereckig gebildet.

Fundort: unbekannt. — Aus der Sammlung Garthe: Katalog Abth. I No. 1115.

6. (1894). Ovale Gemme aus einem rothbraunen undurchsichtigen Stein, $1^1/_2$ cm lang, 12 mm breit. Stehende bekleidete Figur des Mercur n. l. von barbarischer Arbeit, in der rechten Hand den Caduceus, in der linken den Beutel haltend. Zu beiden Seiten der Figur sind die untenstehenden Buchstaben so vertheilt, dass B links neben der Brust, die übrigen neben den Unterschenkeln stehen

B
D C

Fundort: Neuss.

7. (139). Ovale Gemme, Carneol, 2 cm lang, $1^1/_4$ cm breit;

mit der vierzeiligen über vorgezogenen Linien rückläufig eingeschnittenen Inschrift:

ANTO
NHTSK
OCTAN
ΣTIK

Fundort: unbekannt. — Aus der Sammlung Garthe: Katalog Abth. I No. 1496.

8. (A. V. 849 c). Spielwürfel aus grünem Stein, 13 mm lang und breit, auf dessen Flächen die Zahlen I—VI durch Augen in Gestalt von zierlichen Doppelkreisen mit Mittelpunkt bezeichnet sind. Fundort: Köln.

9. Hier müssten endlich drei Spielwürfel von Stein Erwähnung finden, wenn sie auf römischen Ursprung Anspruch machen könnten. Zwei derselben haben auf den sechs Hauptflächen die bekannten Buchstabenzusammenstellungen ND, SZ, LS, NH, NG, TA sowie auf den durch Abschrägung der Kanten gewonnenen zwölf schmalen Feldern die Bezeichnung der Zahlen I—XII durch Punkte. Dazu kommt als dritter ein 14 mm hohes sechsseitiges Säulchen, dessen obere und untere convex gebildete und konisch zulaufende Seite in der Mitte, wie der Bruch anzeigt, mit einem kleinen Stiel oder Knopf als Handhabe ursprünglich versehen gewesen zu sein scheint. Auf ihm kehren die Buchstaben in folgender Reihenfolge: ND, NG, SZ, LS, TA, NH wieder, aber ohne Ligaturen. Alle drei Stücke, welche eingehender van Vleuten, B. Jahrb. LVII S. 192 f. besprochen hat, und von denen eines als angeblich Kölnisches Fundstück im Provinzialmuseum (437), die beiden anderen aus Köln und Bonn stammend in der Sammlung unseres Vereins sich befinden (A. V. 849 u. 896), sind ebenso wie die völlig übereinstimmenden Würfel zu Neuss und Wiesbaden (C. I. Rhen. 280 c. 2006) nicht römischen sondern modernen Ursprungs, wie dies im Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Jahrg. XXVI (1878) S. 24 nachgewiesen worden ist.

XII. Gegenstände aus Bein mit Inschriften.

1. (410). Fingerring von Bein mit einer breiten Platte, von 2 cm Durchmesser, auf der die Inschrift

vertieft eingegraben ist.

Fundort: unbekannt. — Aus der Sammlung der Frau Mertens-Schaaffhausen: Katalog Abth. 2 No. 1856.

2. (A. V. 849e). Spiel-Würfel, 12 mm lang, 10 mm breit und 8 mm hoch, dessen Augen durch zierliche concentrische Kreise mit Mittelpunkt gebildet werden. Dieselben sind so angeordnet, dass I und VI auf den beiden Hauptflächen, III und IV auf den beiden langen Seitenflächen sowie II und V auf den beiden kurzen Seitenflächen eingetragen sind[1]).

Fundort: Xanten. — van Vleuten, B. Jahrb. LVII S. 192.

3. (A. V. 849b). Kleiner viereckiger Spiel-Würfel, 9 mm lang und breit, 7 mm hoch. Die aus concentrischen Kreisen mit Mittelpunkt bestehenden Augen sind hier so angeordnet, dass III und IV auf den beiden Hauptflächen, die übrigen Zahlen auf den Seitenflächen stehen.

Fundort: wahrscheinlich Köln. — van Vleuten a. a. O. S. 197.

4. (A. V. 849a). Kleiner Spiel-Würfel, 9 mm lang, 8 mm breit und 7 mm hoch, auf dem die durch einen Kreis mit Mittelpunkt gebildeten Augen so wie bei No. 2 angeordnet sind.

Fundort: wahrscheinlich Köln. — van Vleuten a. a. O. S. 192.

5. (3984 u. 3985). Zwei Spiel-Würfel, jeder 1 cm lang und breit mit punktirten Zahlen I—VI, in gleicher Anordnung wie die heutigen Würfel. Gefunden in römischen Gräbern zu Bonn auf dem Ziegelfelde des Maurermeisters Strecke an der Kölner Chaussee, gegenüber dem Josephshofe. — Schaaffhausen, B. Jahrb. LXXXI S. 197.

6. (CLXXX). Grosser Fingerring aus Bernstein von $5^3/_4$ cm Durchmesser mit einer Kapsel unter der Siegelfläche, welche durch eine kleine dünne, jetzt zerbrochene Bernsteinplatte verschlossen war. In der Kapsel befinden sich zwei kleine $3^1/_2$ und 4 mm lange und breite Würfel aus Bein, deren Augen aus einem Kreis mit Mittelpunkt bestehen.

Fundort: Köln an der Zülpicher Chaussee.

XIII. Gegenstände aus Gold mit Inschriften.

1. (127). Kleines ovales Anhängsel bestehend aus einem dün-

1) Die gegenüberstehenden Zahlen ergeben stets die Zahl sieben.

nen Goldplättchen mit einer fadenartigen Einfassung, an dem oben noch der Rest eines Kettchens aus Golddraht sich erhalten hat. Auf dem Goldplättchen ist eine Gemme (Achat) befestigt mit der Darstellung einer stehenden Fortuna n. l. in langem faltigem Gewande, welche in der Rechten ein Füllhorn trägt und mit der etwas vorgestreckten Linken ein Steuerruder erfasst hält. Höhe $1^3/_4$ cm, Breite 1 cm. Auf der Rückseite des Goldplättchens befindet sich in erhabenen Buchstaben die Inschrift:

IVLIAE

Fundort: unbekannt. — Aus der Sammlung Garthe: Katalog Abth. I No. 1275.

2. (5824). Prachtvoller massiver Fingerring aus Gold, 53 gr schwer, dessen Abbildung in natürlicher Grösse beifolgt.

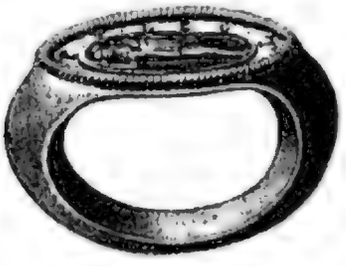


Fig 4.

Fig. 4a.

Derselbe ist nicht kreisrund, sondern der Gestalt des Fingers gemäss breiter. Auf der von einem starken cordirten Faden eingefassten Schildplatte von 28 mm Durchmesser, welche ebenfalls aus Gold gearbeitet ist, findet sich die nachstehende der Rundung der Platte folgende Inschrift vertieft eingegraben:

OPT·LEG·I·M·P·F∴

Also: *Opt(io) leg(ionis) primae M(inerviae) p(iae) f(idelis).*

Die Mitte der Platte nimmt ein erhöhtes gleichfalls von einer erhabenen aber einfach gehaltenen Randleiste umschlossenes Feld ein, auf welchem in Hochrelief eine schön gearbeitete Figur der Minerva dargestellt ist. Die Göttin steht in Vorderansicht fest auf dem linken Bein, während das rechte auswärts etwas zur Seite gesetzt und im Knie eingebogen ist. Das umhüllende Gewand schmiegt sich fest an die Form des Knie's an, so dass es ganz scharf aus demselben heraustritt und fast wie nackt aussieht. Das leider durch Abschürfung ziemlich undeutlich gewordene Antlitz ist ein wenig

nach der rechten Seite hin gewandt. Das Haupt wird von einem mit einer Crista versehenen Helme bedeckt, welcher etwas zurückgeschoben ist. Unter demselben quillt das reiche Haar hervor, aus dem zur Seite über die linke Schulter bis auf die Brust eine Haarlocke herabhängt. Als Bekleidung dient der Figur ein langes faltiges bis auf die Füsse herabreichendes Untergewand, Chiton, welches die Arme frei lässt und dessen tief eingeschnittener Faltenwurf eine gewisse Steifheit an sich trägt. Darüber hat sie ein kurzes aber eng anliegendes Obergewand, welches den Oberkörper bis über die Hüften umhüllt. Auch dieses ist faltig, aber seine Falten sind so gehalten, dass sie weniger stark hervortreten, wodurch augenscheinlich eine Abwechselung und Mannigfaltigkeit in die Gewandung gebracht werden soll. Ueber der Brust endlich liegt die Aegis, welche der weiblichen Brust entsprechend vorne zweitheilig ist. Wie dieselbe zusammengehalten wurde, lässt sich nicht mehr mit Bestimmtheit ermitteln. Von einem in der Mitte befindlichen Medusenhaupte ist nichts zu erkennen. Es scheint vielmehr, dass die Aegis oben nur wie ein Saum um die Halsöffnung läuft. Sie macht überhaupt bei unserer Figur ganz den Eindruck eines decorativen Beiwerkes. Die Figur selbst mit ihrer schlanken Gestalt und ihren knapp gehaltenen Hüften hat wenig von weiblichen Formen. Mit der bis zur Kopfhöhe erhobenen Rechten hat sie die zur Erde gesetzte, mit einem zierlich gedrehten Schaft versehene Lanze unmittelbar unterhalb der Spitze erfasst im Gegensatz zu Minervenstatuen älteren Stiles, bei denen die Göttin die Lanze in der Mitte des Schaftes zu halten pflegt. Die gesenkte Linke stützt sich auf den neben ihr am Boden stehenden länglichen Schild. Die Füsse weisen keine besondere Sorgfalt in der Behandlung auf; von einer Andeutung der Zehen, wie bei anderen Minervenbildern, lässt sich keine Spur entdecken. Es hat den Anschein, als wenn sie mit Schuhen bekleidet hat dargestellt werden sollen. In der ganzen Haltung der Figur spricht sich Anmuth und Würde gepaart mit einer gewissen Ruhe aus, welche nur durch das Vorschreiten des rechten Fusses unterbrochen wird.

Höchst wahrscheinlich haben wir in unserer Darstellung eine in kleinerem Maassstabe angefertigte Nachbildung einer grösseren Pallasstatue vor uns, welche der früheren Kaiserzeit angehört haben mag. Die Darstellung unseres Ringes dagegen scheint aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. zu stammen. Mit dieser Zeitbestimmung

stimmt auch die Form der Buchstaben der Inschrift überein, welche auf jene Zeit hinweist.

Die näheren Fundumstände des Ringes sind leider unbekannt geblieben. Es ist indessen nicht sehr wahrscheinlich, dass derselbe an der Fundstelle als ein vereinzeltes von seinem ehemaligen Besitzer verlorenes Stück gelegen hat. Es wird vielmehr zusammen mit noch anderen Anticaglien, welche, weil weniger in die Augen fallend oder von geringerem Werth, von dem Finder unbeachtet gelassen und daher nicht gesammelt worden sind, den Inhalt eines Grabes ausgemacht haben. Denn Ringe und Schmucksachen wurden bekanntlich im Alterthume mit Vorliebe den Verstorbenen mit ins Grab gegeben (Bonn. Jahrb. XXXIII/XXXIV S. 237 f.), wie denn eine nicht unbeträchtliche Anzahl der uns bekannt gewordenen Fingerringe aus Edelmetall ihre Erhaltung allein den Gräbern verdankt, welche um dieses ihres werthvollen Inhaltes willen schon im Alterthume nicht selten die Schatzgräber angelockt haben. Vgl. Savaro ad Sidon. Apoll. epist. III 12 p. 209.

Von ungleich grösserem Interesse ist eine andere sich fast von selbst aufdrängende Frage, nämlich nach der Bestimmung des Ringes. Zum Siegeln kann ihn sein Träger schwerlich benutzt haben. Denn ein solcher Gebrauch desselben wird schon durch seine Grösse und seine Beschaffenheit geradezu ausgeschlossen, abgesehen von anderen Gründen, welche dagegen sprechen. Der Goldring war in Rom ursprünglich das äussere Abzeichen des Ritterstandes und mit dem Recht denselben zu tragen war die Erhebung in den Ritterstand verknüpft. In der früheren Kaiserzeit machten die Kaiser von der Verleihung des Goldringes, wozu ihnen das Recht zustand, einen sehr spärlichen Gebrauch. Seitdem aber das Drängen und Jagen nach dieser Auszeichnung immer mehr zunahm, wurde die Verleihung zusehends gemeiner und zugleich leichtsinniger gehandhabt, indem sogar Freigelassene damit beschenkt wurden. Dies führte in der Folgezeit die Aenderung herbei, dass nun mit der Verleihung des Goldringes nicht mehr wie früher der Eintritt in den Ritterstand und die volle Ingenuität verbunden war, sondern sie war eine blosse Auszeichnung („*honos auctus est, non conditio mutata*“ Digest. XXXV, 1, 33, 2), weshalb Severus im J. 197 seinen Soldaten nach der Besiegung des Albinus die Erlaubniss sich mit dem goldenen Ring zu schmücken (Herodian III, 8, 5) ertheilte. Früher zog auch der Primipilat für die damit bekleide-

ten Offiziere den Census und den Goldring des Ritters nach sich, um 211 oder 212 genossen vermuthlich diese Begünstigung auch die Centurionen und sogar die Optiones legionis mit dem Abschied, wofür ich auf die Auseinandersetzung Mommsen's bei Renier, Mélanges d'épigraphie p. 239 verweise. Da unser Goldring, wie bereits oben bemerkt worden ist, mit Rücksicht auf den Schriftcharakter sehr wohl aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. stammen kann, so liegt die Vermuthung nahe, dass derselbe einem auf die eben genannte Weise ausgezeichneten Optio der Legio prima Minervia angehört hat und somit als Merkmal jener Auszeichnung anzusehen ist, von der bisher kein zweites Exemplar meines Wissens bekannt geworden ist. Und darin liegt, abgesehen von dem grossen Metallwerth und der figürlichen Darstellung, die Hauptbedeutung desselben.

XIV. Gegenstände von Silber mit Inschriften.

1. (1785). Kleine ovale Platte aus Gagat (Fig. 5) mit einer erhöhten Randeinfassung, $4^1/_2$ cm lang und $3^3/_4$ cm breit. Auf der vertieften Vorderfläche in Vorderansicht die mit faltigem Gewande bekleidete Büste einer Frau, anscheinend Portrait, mit wellenförmig angeordnetem Haar. Das zum Tragen bestimmte Medaillon hat oben einen durchbohrten Ansatz, in welche die Enden eines mit einer Oese zur Aufnahme einer Schnur versehenen Halbmondes aus Silber eingreifen. Auf der Vorderseite des Halbmondes ist die Inschrift eingravirt:

D M E R

Fundort: wahrscheinlich Köln. — Aus der Sammlung Disch: Katalog No. 2036.

Fig. 5.

2. (236). Fibula in Form einer Armbrust (Fig. 6) mit einem massiven siebenkantigen Balken, welcher an seinen beiden Enden sowie in der Mitte mit je einem zwiebelförmigen Knopfe versehen ist, $5^1/_2$ cm lang. Die eingehängte

Nadel, welche jetzt abgebrochen ist, bewegt sich charnierartig und legt sich in eine an der linken Seite offene kurze Nadelscheide, welche auf der Aussenseite mit linearen Verzierungen in Kreuzform geschmückt ist. Der mehr als halbkreisförmige dachförmig gestaltete Bügel zeigt auf der linken abfallenden Seite ein sieben Mal wiederholtes Arabeskenornament (Fig. 6a), während auf der gegenüberliegenden rechten die Inschrift:

VTI FIILIX

eingravirt ist.

Gefunden zu Köln in der Nähe der Kirche Klein St. Martin. — Aus der Sammlung Garthe: Katalog Abth. III No. 136. Kamp, Die epigr. Anticaglien in Köln S. 15 n. 188. Eine Anzahl ähnlicher Inschriften auf Gewandnadeln hat kürzlich Mowat, Mémoires de la soc. des antiq. de France t. XLIX, 1888, p. 25 s. zusammengestellt, wo die unserige p. 26 n. 15 erwähnt ist.

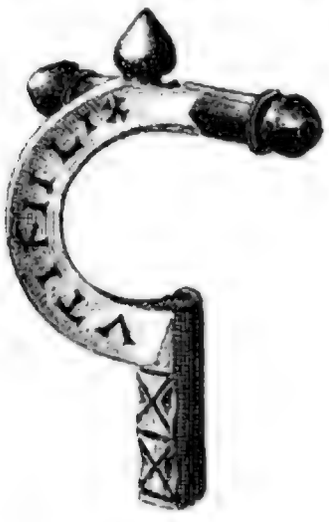


Fig. 6.

Fig. 6a.

XV. Gegenstände aus Bronze mit Inschriften.

1. (A. V. 1042). Rechte Hälfte eines dünnen, 5 cm hohen und oben $4^1/_2$ cm, unten 4 cm jetzt breiten Votivtäfelchens aus Bronze (Fig 7) in Gestalt einer Tabella ansata, welches, wie es scheint, bestimmt war, an einem Weihgeschenk angeheftet zu werden, mit den Resten der folgenden dreizeiligen Inschrift:

Also: *[I(ovi)] o(ptimo) m(aximo) [Fi]delis v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito).*

Nach Maassgabe der Grösse des fehlenden Stückes scheint der Dedicant sich auf dem Täfelchen mit der Nennung seines Cognomen begnügt zu haben.

Fundort: Tholey, Kreis Ottweiler. — Th. Bergk, B. Jahrb. LV/LVI S. 245.

Fig. 7. — $^1/_1$ n. Gr.

2. (A. V. 1352). Dünnes Täfelchen in seinem oberen Theile nach Art einer Tabella ansata gebildet und mit einem Loche zum Anheften versehen, 73 mm hoch, oben $6^1/_2$ cm, unten 6 cm breit. Auf dem oberen Theile der Vorderseite befindet sich die durch eingestanzte Punkte hergestellte Inschrift:

STRATO
TR

Fundort: Bonn, im Bereiche des röm. Castrums; beschrieben und abgebildet von C. von Veith, Bonn. Winckelmannsprogr. 1888 S. 21. Huebner, B. Jahrb. LXXXVIII S. 57 Anm. 178 dachte an die Ergänzung *strato[r] tr(ibuni)*, wofür das Täfelchen keinen Anhalt bietet.

3. (A. V. 724). Militärische Verdienstschnalle (Fig. 8) bestehend aus einer 12 cm langen und $7^1/_2$ cm breiten Bronzetafel mit niedrigem verziertem Giebelfelde, auf deren Rückseite eine Schnalle angebracht ist. Die Vorderfläche der Tafel dient einer dünnen Silberplatte zur Unterlage, auf welcher in durchbrochener und aufgelegter Arbeit zwischen und umgeben von Arabesken auf vier Zeilen vertheilt die Worte *Nume|rum | omni|um* sich befinden.

Gefunden im J. 1865 beim Dorfe Weingarten unweit Euskirchen. — Fiedler, B. Jahrb. XLII S. 72 mit Abbildung, welche hier wiederholt ist; Kamp, a. a. O. S. 15 n. 186. Katalog der Ausstellung der kunstgewerblichen Alterthümer in Düsseldorf 1880. S. 83 No. 139.

Digitized by Google

Fig. 8. — 1/1 n. Gr.

4. (881 u. 1508). Fragmente zweier Bronzetafeln mit einem „Verzeichniss von 16 Soldaten-Namen in zwei Exemplaren, von denen jedes auf beiden Seiten wesentlich die gleiche Inschrift trug.“ Ob die ersten Zeilen jetzt fehlen, bleibt bei dem fragmentarischen Zustand der Tafeln unaufgeklärt; indessen ist es wenig wahrscheinlich aus dem Grunde, weil, worauf bereits der erste Herausgeber, Th. Mommsen, aufmerksam gemacht hat, „die erste erhaltene Zeile grössere Schrift zeigt und an sich nichts vermisst wird.“ Derselbe hat auch hinsichtlich ihrer Bestimmung bemerkt, dass die Tafeln

Digitized by Google

Der Wortlaut der Tafeln ist folgender:

Tafel A

I	II
C	˅
R\	·XX/
FL LPH	GI·M
MU ANICEI	\EPIV GI·M
5 SATVRN IVC	LVCIV S·LEGIM 5
SATVRN·PARTI-	PARTHIC·LEG·IM
FELIC IIVS	FVSCVS·LEGXXX
\ALEN·DIGN\S	IISS·L///G·I·M
PEREG	NX·LEG·I·M
10 FL	ST·LEG·IA 10
VL	AN·LEG·I·
VL	ENIS·LEG·I·M
\ALFELICIS	SVLVS·N·G
CENSMATL	ICISS·N·B\
15 MARIN·L\	ATER·N·G 15
REFID·VICTC	ICTORINN

Tafel B

III	IV
R	\
FL	IM
M	I·M
5 SA	IM 5
S	IM
FI	XX
\A IGNIS	M
PE TINA	·M
10 FI	·M 10
LEC	/L IVS ^^
VCENVSLEG	/L VRSV
VRSVLVSN·C	\LFELICISSI
EELICIS·N	NSM TEDN
V VS·N	IDVI I DII 15
TORINNT	ARIN·I

wahrscheinlich bei einem Weihgeschenk aufgestellt waren, und zwar so dass sie von beiden Seiten gesehen werden konnten. Ueberhaupt kann ich in betreff der Zeit des kleinen epigraphischen Dokumentes und seiner Erklärung auf das von Mommsen (B. Jahrb. LXVII S. 47 f.) Ausgeführte verweisen, welcher auch mit vollem Rechte, da die auf den Tafeln genannten Legionen die beiden niedergermanischen sind, an dem von dem früheren Besitzer angegebenen Fundorte Mainz gezweifelt hat.

Hier ist noch zu bemerken, dass die dort auf Taf. II veröffentlichten Stücke mittlerweile noch einige neue Beschädigungen durch einen Unglücksfall erfahren haben, in Folge dessen der grösste Theil des oberen kleineren Stückes von III zerstört worden ist, sowie dass zu den a. a. O. abgebildeten Stücken von III neuerdings zwei neue angeblich nachträglich aufgefundene Bruchstücke hinzugekommen sind, welche Mommsen (B. Jahrb. LXX S. 159) ebenfalls bekannt gemacht hat.

I. Zeile 5 steht IVC statt LVC. — Z. 7 IIVS am Ende statt FVS. — Z. 10 u. 11 steht deutlich auf der Bronze VL da. — Z. 14 zu Ende ist noch die Hasta des E zum grössten Theile vorhanden. — Z. 15 Ende ist deutlich LV// auf der Tafel statt I V// zu sehen. — Z. 16 D in REFID hat das Aussehen eines O.

II. Z. 2 ist der untere Theil des ersten Schrägstrichs des dritten X noch vorhanden.

III. Z. 9 sind von den Anfangsbuchstaben PER nur die obersten Theile erhalten, A am Ende vollständig. — Z. 15 zwischen S und N ist ein Punkt vorhanden. — Z. 16 der letzte Buchstabe, von dem noch der untere Rest eines schrägen von links nach rechts in die Höhe gehenden Striches erhalten ist, scheint A gewesen zu sein.

IV. Z. 9 u. 10 am Schlusse ist noch jedesmal ein Punkt vor M vorhanden. — Z. 11 u. 12 zu Anfang sind noch die oberen Theile des zweiten Schenkels der beiden V deutlich da. — Z. 14 am Ende TEƆN so statt TERN auf der Tafel. — Z. 15 halte ich den Strich unter TE für den Rest der über den Horizontalstrich hinaufgezogenen Hasta des T. Von R dagegen glaube ich die Rundung mit Sicherheit zu erkennen.

Von dem in Jahrbuch LXVII Tafel II No. III abgebildeten kleinen Fragment ist jetzt bloss ein Stückchen mit den Buchstaben EC noch vorhanden.

Der Vollständigkeit halber setze ich die von Mommsen vorgeschlagene Lesung hierhin:

1. *C . . . . . [leg(ione)] XXX*
2. *Ru[fius] . . . . . [leg(ione)] XXX*
3. *Fl(avius) Alphiu[s le]g(ione) I M(inervia)*
4. *Mo[d(estius)] Anicet[us le]g(ione) I M(inervia)*
5. *Saturn(inius) Lucius leg(ione) I M(inervia)*
6. *Saturn(inius) Parthic(us) leg(ione) I M(inervia)*
7. *Felic(ius) Fuscus leg(ione) XXX*
8. *Valen(tinius) Digniss(imus) leg(ione) I M(inervia)*
9. *Pereg(rinius) Pertinax leg(ione) I M(inervia)*
10. *Fl(avius) Iust(us) leg(ione) I M(inervia)*
11. *[I]ul(ius) Eu[g]en[i]an(us) leg(ione) I M(inervia)*
12. *[I]ul(ius) Ursulus n(umero) G . . . . .*
13. *Val(erius) Feliciss(imus) n(umero) B(atavorum?)*
14. *Cens(orinius) Maternus n(umero) G . . . . .*
15. *Marin(ius) Iuvenis leg(ione) I M(inervia)*
16. *Refid(ius) Victorin(us) n(umero) A . . . . .*

Die Reihenfolge der Soldatennamen hat auf den einzelnen Seiten der beiden Tafeln mehrfache Verschiebungen erfahren, über die ich auf Mommsen's Auseinandersetzung verweise.

5. (4839). Runde Scheibe von $3^3/_4$ cm Durchmesser und 2 cm Dicke, wahrscheinlich Gewichtstein. Auf der Stirnseite ist ein Mittelerz des Nero eingelassen. Dasselbe zeigt die n. l. profilirte Büste des Nero und die Umschrift:

NERO CLAVD CAESAR AVG GERMANICV

während der Revers der Münze jetzt verdeckt ist. Auf der Rückseite der Scheibe sind die Buchstaben ADIV leicht eingeritzt. Schwere: 165 gr. Fundort: Köln. — Aus der Sammlung von F. H. Wolff. Ueber die Verwendung von Münzen zu decorativen Zwecken vgl. Mowat, Mémoires de la soc. des antiq. de France t. XLIX, 1888, p. 230 s.

6. (1687). Deckel eines Metallspiegels in der Gestalt eines grossen Medaillons (Fig. 9) mit der lorbeerbekränzten Profilbüste des Nero (n. r.) in der Mitte, um welche als Umfassung drei wellenförmig erhöhte Ringe laufen. Dieselbe trägt die folgende dem Avers eines Grosserzes des Nero entnommene Umschrift:

NERO CLAVD CAESAR AVG GER P M TR P IMP PP

Durchmesser: 8 cm. Angeblich gefunden 1862 beim Bau der

älteren Kölner Gasfabrik in der Rosengasse zu Köln. — Ehemals im Besitze von Pepys, dann von F. H. Wolff. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXI S. 117 mit Abbildung Taf. II Fig. 2, welche nachstehend wiederholt ist. Kamp, a. a. O. S. 15 n. 185.

Fig. 9. — $^1/_1$ n. Gr.

7. (7283). Fingerring bestehend aus einem schmalen, dünnen bandartigen Reif mit einer flachen achteckigen Platte, auf welcher ein undeutlicher Gegenstand vertieft dargestellt ist; Durchmesser $2^1/_2$ cm. Auf der Aussenseite des Reifes ist die Inschrift eingravirt:

VICT////R VIVAS

Der fünfte Buchstabe, welcher jedenfalls O war, ist durch Oxydation zerstört. — A entbehrt des Querstriches. Fundort: Köln.

8. (7291). Gut erhaltene Spatel aus Bronze mit mehrfach abgekantetem nach der Mitte hin sich verdickendem Griff, auf der einen Seite Sonde, auf der anderen eine länglich ovale schmale Schaufel, welche auf der Vorderseite leicht gewölbt und auf der Rückseite flach ist; $17^3/_4$ cm lang. Auf der Vorderseite ist in der Richtung nach dem Griffe hin der Name

AGAPOMINI·

einpunktirt. Fundort: Bonn am Rheindorferweg.

Digitized by Google

9. (5323) Massiver Schiebschlüssel mit breitem rechteckigem, nach hinten ringartig durchbohrtem Gesenke, dessen abgerundeter Abschluss an den Seiten je einen Ansatz aufweist und ausserdem in der Mitte mit einem kleinen jetzt abgebrochenen Ringe versehen ist, $6^1/_4$ cm lang. Der Schlüssel hat einen kurzen, nach vorne sich verjüngenden Schaft und einen Bart mit drei senkrechten und einem Quereinschnitt. Auf der einen Breitseite des Gesenkes (Fig. 10)

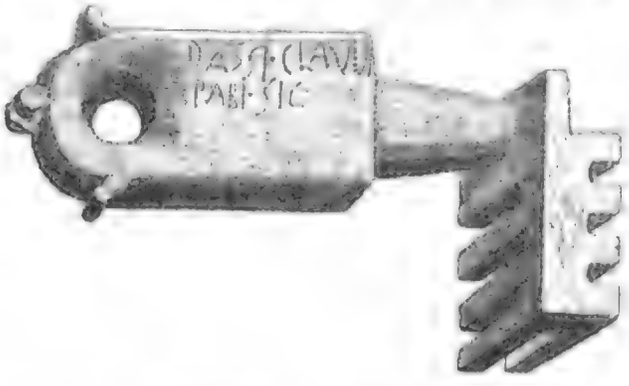


Fig. 10. — $^1/_1$ n. Gr.

ist die nachstehende Inschrift in zwei Zeilen einpunktirt:

DASSI·CLAVDI
FABI·SIG

Auf der entgegengesetzten Breitseite des Gesenkes (vgl. Fig. 11)

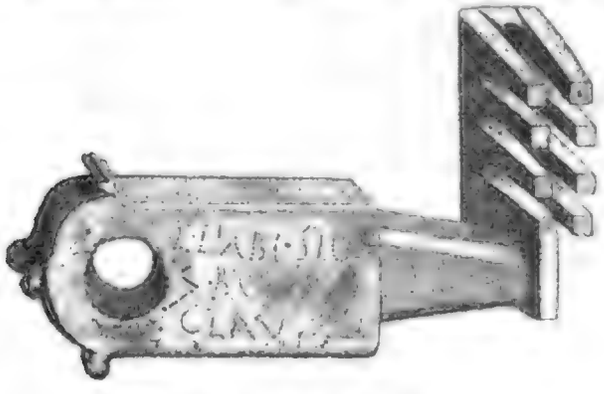


Fig. 11. — $^1/_1$ n. Gr.

findet sich die ebenfalls einpunktirte dreizeilige Inschrift:

L·FABI·SIG
S·RC////////
CLAV////////

Z. 1 der zweiten Inschrift entbehrt A in dem Worte FABI des Querstriches. — In den beiden folgenden Zeilen sind bloss die bei-

den ersten Buchstaben deutlich erkennbar. Das dritte Zeichen in Z. 2 kann die linke Hälfte eines O sein. In Z. 3 scheinen die schwach hinter CL durchschimmernden Buchstaben AV zu sein. Ob die folgenden Striche wohl einem D angehören, wage ich nicht zu entscheiden.

Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

10. (5400). Stark zerdrückter und verbogener schmaler Streifen aus dünnem Bronzeblech, welcher zum Beschlag einer Cassette oder eines Geräthes einst gehört zu haben scheint, $16^1/_2$ cm lang. Auf dem rechten Ende vom Beschauer befindet sich die punktirte Inschrift (Buchstabenhöhe $1^1/_2$ cm):

SVRIO

Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

11. (A. V. 1043). Flacher Griff eines Kästchens, in den Jahrb. XLVI S. 186 irrthümlich als Fibula bezeichnet, $6^1/_2$ cm lang, welche an der einen Seite in einen langgestreckten Hals mit Widderkopf ausläuft, während das entgegengesetzte Ende sich einfach abrundet. Das Mittelstück bildet eine nach unten ausgeschweifte Schildplatte, welche auf der Vorderseite durch eine oben und unten doppelte, an den beiden Seiten einfache Reihe fest an einander sich anschliessender vertiefter Punkte begrenzt wird. Dasselbe Ornament zieht sich auch über die Mitte des Halses bis zum Kopfe hin, wie die beigefügte Abbildung (Fig. 12) zeigt. Drei Löcher, ein grösseres an der linken Seite und zwei kleinere auf dem Schilde scheinen zur Aufnahme der Nietnägel bestimmt gewesen zu sein. Ueber und zwischen diesen befindet sich in zwei Zeilen die nachstehende punktirte Inschrift:

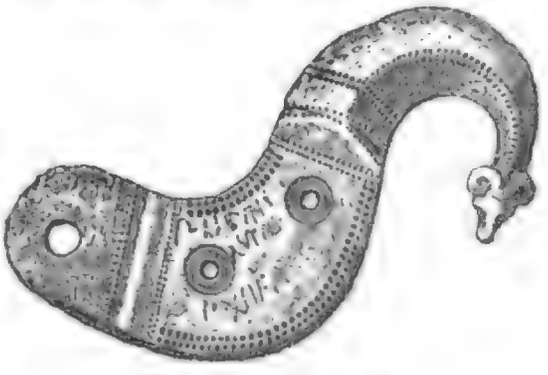


Fig. 12. — $^1/_1$ n. Gr.

P·LICINI
RVTICI·

dann unter dem ersten Nietloch ebenfalls in Punkten:

P·XIII·

Gefunden zu Schwarzenbach, Fürstenthum Birkenfeld.

12. (6514). Geschweifter Griff einer Cassette, $7^1/_4$ cm lang (Fig. 13), von dem das eine Ende abgeplattet und zur Aufnahme eines Nagels durchbohrt ist, während das entgegengesetzte Ende in einen Widderkopf ausläuft. Auf der Abdachung des erhöhten mit

Fig. 13. — $^1/_1$ n. Gr.

eingestanzten Punkten verzierten Steges die punktirte Inschrift:

D·TERENTI·ROMANI·

A ist ohne Querstrich. — Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

13. (A. V. 188). Griff einer kleinen Pfanne oder eines Siebes, in der Mitte eingeschnürt, gegen hinten in eine durchlochte kreisrunde Scheibe ausgehend, an der Ansatzstelle nach innen abgerundet, $9^1/_4$ cm lang (Fig. 14). Auf dem Rücken mit erhabenen Buchstaben die Fabrikmarke:

P CIPI POLYBI

Die einzelnen Buchstaben des Stempels sind zwar etwas abgerieben, aber noch ganz deutlich in ihren Umrissen erkennbar. Die

Fig. 14. — $^1/_1$ n. Gr.

Interpunktion fehlt. P. Cipius Polybus ist auch sonst als Fabrikant von Bronzegeschirren aller Art sehr bekannt, wie dies die zahlreichen mit seiner Fabrikmarke versehenen Griffe, welche in den Museen Europa's zerstreut sich finden, beweisen. Vgl. C. I. L. VII, 1293. X, 8071, 36. Mowat, Marques des bronziers. Vienne 1884. p. 6 u. 29.

Fundort: Gellep. — Aus der Sammlung Eberle: Katalog No. 1442. Schmitz B. Jahrb. XXXVIII S. 176, 16?

14. (5366). Fragment eines dem vorher beschriebenen der Gestalt nach ziemlich ähnlichen Griffes, jetzt 6 cm lang. Auf dem Rücken der Stempel mit erhabenen Buchstaben, welche in der gerade entgegengesetzten Richtung wie bei dem vorhergehenden Exemplare laufen:

PVCIPIVPO////////

Unmittelbar hinter PO ist der Griff abgebrochen. *P(ublii) Cipi(i) Po[lybi].*

Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

15. (3748). Fragment einer Inschrift bestehend in dem Buchstaben S von $7^1/_2$ cm Grösse aus dünnem Bronzeblech, der am oberen und unteren Ende zur Aufnahme der Nägel durchbohrt ist.

Fundort: Pommern oberhalb Carden an der Mosel.

16. (5569). Siegelstempel von einer erhöhten Randleiste umgeben, $3^1/_4$ cm lang, 2 cm hoch, mit Ringgriff; auf der rechteckigen Platte die erhaben geschnittene zweizeilige Inschrift (Höhe der Buchstaben $^1/_2$ cm):

C · BÆB
MARTAS

G(aii) Baebi(i) Martialis. Fundort: In der Nähe des Dorfes Ryndern bei Cleve.

17. (5572). Siegelstempel, dessen Ringgriff zum grössten Theil abgebrochen ist, $6^3/_4$ cm lang, $1^1/_2$ cm hoch, mit dem erhaben geschnittenen Stempel (Höhe der Buchstaben 12 mm):

BASSI·FRONN////////

Bassi Fron . . . . .

Der Stempel ist am Schluss beschädigt. Ueber der zweiten Hasta des N scheint noch der Rest eines zerstörten Horizontalstriches vorhanden zu sein, so dass N und T wahrscheinlich ligirt war. — Fundort: Köln, an der Luxemburgerstrasse.

18. (A. V. 824). Siegelstempel mit Ringgriff, von einer ver-

tieften mit dem Rande parallel laufenden Linie ringsherum eingefasst, $5^1/_2$ cm lang, $2^3/_4$ cm hoch, mit dem vertieft eingeschnittenen Stempel in zwei Zeilen, welche durch eine tiefe Linie getrennt sind:

EVTICHE
IS

Eutichetis. Höhe der Buchstaben 8 mm. Fundort unbekannt. — B. Jahrb. LVII S. 199 n. 2.

19. (347). Siegelstempel mit oben abgeflachtem Ringgriff, worin vertieft eine undeutliche Figur sich befindet, und von einer schwach erhabenen, jetzt fast ganz zerstörten Randleiste umgeben; an den Ecken stark beschädigt; 6 cm lang, $1^1/_4$ cm hoch. Auf der Platte mit erhabenen Buchstaben (Höhe der Buchstaben 9 mm) die Inschrift:

GN / HEVVA////

Gn(aei) Hel(vii) Val(entis?).

Obgleich der Stempel am Schluss abgebrochen ist, so scheint er dennoch vollständig zu sein. — Fundort: Köln.

20. (348). Siegelstempel in Gestalt der Sohle eines rechten menschlichen Fusses mit genauer Wiedergabe der fünf Zehen. Die Handhabe auf der Rückseite jetzt abgebrochen; $5^1/_2$ cm lang, $2^1/_4$ cm hoch. Mit der erhaben geschnittenen zweizeiligen Inschrift (Buchstabenhöhe: 6 mm):

T·MALLI
MARCELLI

T(iti) Malli(i) Marcelli. Fundort: Köln.

21. (A. V. 824b). Siegelstempel mit erhabener Randleisteneinfassung und oben etwas abgeflachtem Ringgriff, $4^1/_4$ cm lang, $1^1/_2$ cm hoch. Auf der Platte die zweizeilige Inschrift mit erhaben geschnittenen Buchstaben (Höhe der Buchstaben $^1/_2$ cm):

POMPON
VITALIS

Pompon(ii) Vitalis. — Ob Z. 1 am Ende N mit I ligirt ist oder nicht, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

Fundort: unbekannt. — B. Jahrb. LVII S. 199 n. 1.

22. (A. V. 824c). Siegelstempel mit Ringgriff in Gestalt eines linken menschlichen Fusses mit den fünf Zehen, 4 cm lang, an den Zehen $1^1/_2$ cm, an der Ferse 1 cm hoch, mit der erhaben eingeschnittenen Inschrift (Buchstabenhöhe: 6 mm):

RVFI

Rufi. Fundort: unbekannt. — B. Jahrb. LVII S. 199 n. 3.

23. (4514). Siegelstempel mit oben abgeflachtem Ringgriff an den beiden Langseiten von einer erhabenen Randleiste umrahmt, $6^1/_4$ cm lang, $2^1/_2$ cm hoch. Auf der rechteckigen Platte die erhaben geschnittene zweizeilige Inschrift (Höhe der Buchstaben 8 mm):

VLPIA ♀
SANCTA

Ulpia Sancta. Fundort: Köln.

24. (A. V. 849). Würfelähnliches Spielzeug bestehend in zwölf aus gleichseitigen Fünfecken gebildeten Flächen. Dieselben sind sämmtlich mit durch grosse Punkte ausgedrückten Zahlen von verschiedenem Werthe bezeichnet, die wegen der stellenweise starken Verwitterung der Bronze nicht alle genau sich feststellen lassen. Die höchste nachweisbare Zahl ist sechs und diese kommt dreimal vor. Erkennbar sind folgende Zahlen: I (2 Mal), II (2 Mal), III (2 Mal), IV (1 Mal, V (1 Mal), VI (3 Mal).

Fundort: unbekannt. — F. van Vleuten, B. Jahrb. LVII S. 193.

25. (6974). Kleines Gewicht, in der Gestalt eines abgeflachten Doppelkegels von $2^1/_2$ cm Durchmesser. Auf der Oberfläche zwei eingedrehte Kreise mit Mittelpunkt als Werthbezeichnung. Schwere: 50 gr.

Fundort: Römerlager bei Grimmlinghausen.

26. (2583). Kleines Gewicht von gleicher Form wie das vorher beschriebene, von 3 cm Durchmesser. Auf der Oberfläche hat dasselbe als Werthzeichen drei neben einander stehende, in Silber eingelegte kleine Punkte. Schwere: 75 gr.

Fundort: Neuss.

XVI. Gegenstände aus Eisen mit Inschriften.

1. (A. V. 1355). Grosses gut erhaltenes Schwert mit zweischneidiger Klinge, welche in eine vierkantig verstärkte Spitze ausläuft. Länge $77^1/_2$ cm, von denen 17 cm auf den Griff kommen; Breite unten $5^1/_2$ cm. An der Angel des Griffes, dessen Holzbügel jetzt fehlt, ist der Name des Fabrikanten

SABINI

vertieft eingeschlagen. A ist ohne Querstrich gebildet.

Gefunden im Bette des Rheines zu Bonn. — Beschrieben von

Freudenberg, B. Jahrb. XXV S. 110 ff. mit Abb. Taf. IV, Fig. 1; genauer Lindenschmit, Die Alterth. uns. heidnischen Vorzeit I, 8 Taf. VI, 4. C. I. Rhen. 2043.

2. (3703). Eisenlupe, $9^1/_2$ cm lang und mit dem auf allen vier Seiten wiederholten erhabenen Stempel:

a. C·RVBELLI
b. C·RVBFII///
c. ////RVBE//////
d. ////RVBELII//

b—d sind unvollständig beim Stempeln zum Ausdruck gelangt.

Gefunden zu Andernach auf dem Martinsberge in einer Urne in einem Grabe mit Leichenbrandbestattung.

XVII. Gegenstände aus Blei mit Inschriften.

1. (2668). Verschlussdeckel einer 11 cm hohen auf dem weiten Bauche mit eingeritzten Strichmustern verzierten Graburne von schwarzgefärbtem Thon. An dem Deckel befinden sich die Reste von vier von seinem Rande in regelmässigen Abständen auslaufenden Bändern, welche ursprünglich unter dem Boden des Gefässes zusammenliefen und dort in einander gelöthet waren. Auf der Oberfläche des Deckels ist der Name

SENILS

mit 2 cm hohen Buchstaben eingeschnitten, wahrscheinlich der Name des Verstorbenen, dessen Asche in der Urne beigesetzt war.

Fundort: In der Umgegend von Zell an der Mosel. — Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXVI S. 96 Taf. IV, 3.

2. (2669). Runder Verschlussdeckel einer Urne, am äusseren Rande umgebogen, um in die Halsrinne der Urne eingedrückt zu werden, von 13 cm Durchmesser. Auf der Oberfläche ist die Inschrift eingeritzt in mageren langen Schriftzügen, deren Höhe 2 cm, bei T und I sogar $2^1/_2$ cm bezw 3 cm beträgt:

INdVTISSAE

Fundort: Umgegend von Zell an der Mosel. — Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXVI S. 97 Taf. IV, 4.

3. (A. V. 547). Verschlussdeckel einer Arzneibüchse in Gestalt einer viereckigen $3^1/_2$ cm langen und $3^3/_4$ cm breiten Platte mit einem kreisrunden Ausschnitt von $2^1/_2$ cm und $3^1/_2$ cm Durchmesser in der

Mitte. Der etwas erhöhte Rand des Ausschnittes diente ehemals einer runden nach oben concaven, nach unten convexen Scheibe von dünnem weissem Glase, von der noch einige Splitter vorhanden sind, als Einfassung. Auf der Rückseite der Platte ragen rechts und links zwei kleine Ansätze von Bleistäbchen hervor, welche offenbar die Reste der unter den inneren Gefässrand zu biegenden Metalldorne sind. Auf dem Rande des runden Ausschnittes findet sich die nachstehende in erhabenen schönen Schriftzügen aufgepresste Inschrift:

Κ//ΥΛΙΚ· ΤΟΥΤΕΙΝΟΕ ΑΝΑΡΕΛΑΤΩΠΟΕΙ·

Gefunden zu Xanten „in einem Garten unter Scherben römischer Gefässe beim Graben." — Fiedler, B. Jahrb. XLVII—XLVIII S. 157 m. Abb., dann Rumpf, a. a. O. L—LI S. 153 m. Abb. und Aus'm Weerth, a. a. O. LXVI S. 94.

Die gegebenen Abbildungen sind nicht ganz genau. Hinter dem ersten Κ ist ein Bruch im Bleirande, in Folge dessen sind die beiden Schenkel des Κ zum Theil zerstört. — Der achte Buchstabe Υ ist nur schwach noch erkennbar. — Der auf der Abbildung im Buchstaben Ο des Wortes ΝΟC angegebene Punkt ist nicht vorhanden. Ebenso wenig habe ich die statt des zweiten Ν-Striches nach links aufwärts gerichtete Linie auf dem Original gefunden, welche Rumpf gesehen haben will. Auch existirte bloss ein Τ und den von Anderen gesehenen Verticalstrich des zweiten Τ in ΕΛΑΤΤΩ kann ich nicht entdecken. Die von Rumpf versuchte Erklärung der Aufschrift Κυλικ(ίδιον) τουτ[ε]ὶ νόσ(ον) ἀνιαρ(ὰν) ἐλά(τ)τω πο(ι)εῖ scheint das Richtige zu treffen.

Zwei ähnliche als Fassungen für Glasdeckel von Gefässen bestimmte ringförmige Streifen aus Blei, jedoch mit lateinischen Aufschriften befinden sich in der städtischen Alterthumssammlung zu Cleve und im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, von denen der erste bei Moyland in einem Grabe an der von Xanten nach Nymwegen führenden Römerstrasse gefunden (Fulda, B. Jahrb. LXI S. 76), der zweite unbekannter Herkunft kürzlich von Zangemeister (Mitth. des German. Nationalmuseums 1890 S. 42 f.) veröffentlicht worden ist. Ein dritter aber inschriftloser Bleiring, welcher aus Zülpich stammt und jetzt in unserer Vereinssammlung aufbewahrt wird, ist in diesen Jahrbüchern Bd. XLVII—XLVIII S. 157 von Fiedler beschrieben und abgebildet worden.

Ausserdem besitzt das hiesige Provinzialmuseum drei kürzlich

erworbene zum Theil stark beschädigte Bleitäfelchen mit Resten von Inschriften, deren Beschreibung dem nächsten Hefte vorbehalten bleiben muss.

Nachträge.

a) Zu den Gefässen aus Terra sigillata.

1. a. Schälchen. } Römerlager bei Grimmlinghausen[1]).
   b. Teller.

   a. AQVIT
   b. OF AQVTV } *Of(ficina) Aquitan(i)*

   a. Ob der Stempel diese abgekürzte Form hatte oder nur unvollständig ausgeprägt ist, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Vgl. jedoch C. I. L. VII n. 1336, 83. XII n. 5686, 70.

2. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

   OF BASSI *Of(ficina) Bassi*

   Unter dem Boden ist M·FVFI eingekratzt = *M. Fufi.*

3. Schälchen. — Bonn.

   BI//////////

   Der Rest des Stempels ist abgebrochen.

4. Verzierte Schale. — Bonn.

   BIO FECIT *Bio fecit*

5. a. Teller. } Bonn, Neue Stiftsschule.
   b. Teller.

   OF CALVI *Of(ficina) Calvi*

   a. Unter dem Boden ///////VA und etwas weiter in der Rundung I eingekratzt.

   b. Unter dem Boden ist TATI eingekratzt.

6. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

   ////CALVI *Calvi*

   Der vordere Theil des Stempels ist abgebrochen.

7. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

   /////ALVI *[C]alvi*

   Der Stempel ist vorne abgebrochen.

---

1) Der Kürze halber ist im Folgenden einfach „Grimmlinghausen" als Fundort genannt.

8. a. Schälchen. } Morschhausen (Hunsrück).
b. Schälchen. }

a. b. CASSIVSF *Cassius f(ecit)*

A entbehrt des Querstrichs auf beiden Exemplaren.

9. Teller. — Grimmlinghausen.

CLLSINVS *Celsinus*

Das zweite Zeichen hat das Aussehen eines L, die S sind liegend gebildet und N hat rückläufige Gestalt.

10. Schälchen. — Bonn, Stiftsschule.

//////NTVGNATV//// *[Ci]ntugnatu[s]*

Anfang und Ende des Stempels sind nicht ausgeprägt.

11. Tasse. — Bonn, Neue Stiftsschule.

COCVSF *Cocus f(ecit)*

12. Tasse. — Bonn.

CORISO·FEC *Coriso fec(it)*

13. Schälchen. — Bonn, Stiftsschule.

OFCRESTI *Of(ficina) Cresti*

In rückläufiger Schrift, nur S ist rechtsläufig gebildet.

14. Schale. — Bonn, Neue Stiftsschule.

OFC·SN

15. Teller. — Grimmlinghausen.

IIISTVS *Festus (?)*

Die obere Hälfte der ersten zwei Zeichen ist nicht klar ausgeprägt.

16. Schüssel. — Bonn, Friedrichstrasse.

//////RTVNATVS *[Fo]rtunatus*

Der Anfang des Stempels ist nicht zum Ausdruck gelangt.

17. a. Teller. } Bonn, Neue Stiftsschule.
b. Schale. }

a. OFR·NTNI } *Of(ficina) Front[i]ni*
b. //////////NTNI }

Auf beiden Exemplaren ist I zwischen T und N nicht vorhanden. Vgl. B. Jahrb. LXXXIX S. 16 n. 132b. Hölder, Die röm. Thongefässe der Alterthumssammlung in Rottweil. Stuttgart 1889. S. 25.

a. O nach R hat das Aussehen eines starken Punktes.

b. Die vordere Hälfte des Stempels ist abgebrochen.

18. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

//////RMANI *[Ge]rmani*

Der Stempel ist vorne abgebrochen, die Hasta des R nur noch schwach erkennbar.

19. Tasse. — Bonn, Neue Stiftsschule.

GIΛMΛT·F *Giamat(us) f(ecit)*

Die beiden A entbehren des Querstriches.

20. Schälchen. — Grimmlinghausen.

IV////////DF *Iu[cund(us)] f(ecit)*

Der mittlere Theil des Stempels ist nicht zum Ausdruck gelangt.

21. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

IVLLIN *Iullin(i)*

N ist rückläufig gebildet. — Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 462c.

22. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

LENTV///// *Lentu[li]*

Der Stempel ist am Schlusse durch Bruch zerstört.

23. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

/////GIRN *[Lo]girn[i]*

24. Schale. — Bonn, Neue Stiftsschule.

OFMACARI *Of(ficina) Macari*

F ist durch zwei neben einander gestellte Verticalstriche bezeichnet.

25. Teller. — Morschhausen (Hunsrück).

MIANVSF *Maianus f(ecit)*

26. Tasse. — Grimmlinghausen.

MAR *Mar . . . . .*

27. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

////MARTIALFE *Martial(is) fe(cit)*

28. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

MEDDICFC *Meddic(us) f(e)c(it)*

Beide D mit Querstrich. Der ganze Stempel sehr schwach ausgedrückt.

29. Tasse. — Bonn.

MEDD//////// *Medd[icus f(ecit)]*

M und E ligirt. — Beide D mit Querstrich versehen.

30. Teller. — Bonn.

MICCIOI/////// *Miccio f(ecit)*

In rückläufiger Schrift.

31. Schüsselchen. — Grimmlinghausen.

OFMO *Of(ficina) Mo . . . . . .*

Vgl. B. Jahrb. LXXXIX S. 28 n. 222. C. I. L. XII n. 5686, 598. Weckerling, Röm. Abth. des Paulus-Museums II S. 87, 59.

32. Schüssel. — Grimmlinghausen.

MOM *Mom* . . . .

Der Stempel ist vollständig erhalten. Vgl. Schuermans, Sigles figulins n. 3662. C. I. L. XII n. 5686, 600.

33. Schälchen. — Bonn.

MONTANVS *Montanus*

Der Querstrich des T ist sehr kurz. — Am inneren Rande des Fusses ////////NI eingekratzt.

34. Schüsselchen. — Grimmlinghausen.

////NICI//////

Das Zeichen vor N ist unklar. Der Schluss des Stempels ist weggebrochen.

35. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

OFPAR *Of(ficina) Par* . . . . .

Der Stempel ist nicht ganz zum Abdruck gelangt. Von O ist bloss die hintere Hälfte ausgeprägt.

36. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

OF·PASSE *Of(ficina) Passe(ni)*

Der Punkt nach F ist an den mittleren Horizontalstrich desselben so nahe gerückt, dass er wie eine Verdickung desselben aussieht. — Unter dem Boden ist VRBI eingekratzt.

37. Teller. — Bonn, Neue Stiftsschule.

PASSENI *Passeni*

38. Schale. — Grimmlinghausen.

OFPAS///=NI *Of(ficina) Pas[s]seni(i)*

A ist ohne Querstrich; S verwischt und sehr mangelhaft ausgeprägt; der darauf folgende Buchstabe ist nicht zum Vorschein gekommen, ebenso sind von dem darnach stehenden E bloss die Enden der beiden unteren Horizontalstriche sichtbar. — Das Schluss-I ist nur sehr schwach erkennbar.

39. a. Schälchen. } Bonn, Neue Stiftsschule.
b. Näpfchen. }

a. b. OFPONI *Of(ficina) Pont(ii)*

Das letzte Zeichen ist jedenfalls für T anzusehen, obgleich der Horizontalstrich über der Hasta auf keinem der beiden Exemplare mit Sicherheit zu erkennen ist.

a. Unter dem Boden X eingeritzt.

40. Schälchen. — Grimmlinghausen.

OFPRM *Of(ficina) Primi*

IM zu einem Zuge verbunden.

41. a. Teller.
b. Schälchen. } Bonn, Neue Stiftsschule.

a. PRIMVL
b. //RIMLI } *Primul(i)*

b. Der Anfang des Stempels ist weggebrochen.

42. Tasse. — Bonn, Neue Stiftsschule.

/////VINTI *[Q]uinti*

Der Stempel ist vorne abgebrochen.

43. a. Schälchen. — Grimmlinghausen.
b. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

a. OFRVF
b. OFRVF//// } *Of(ficina) Ruf[i]*

b. Das Ende des Stempels ist abgebrochen.

44. Schälchen. — Bonn.

·OFS·

Hiernach ist die in diesen Jahrbüchern LXXXIX S. 36, 291 gegebene Lesung zu berichtigen.

45. Schälchen. — Morschhausen (Hunsrück).

SACRRN////

ƨ zu Anfang ist rückläufig gebildet; der Schluss des Stempels ist nicht ausgedrückt.

46. Teller. — Grimmlinghausen.

SCOTNS

Vgl. C. I. L. XII n. 5686, 796.

47. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

OF.SEVER *Of(ficina) Sever(i)*

Der Punkt nach F steht am Fusse des Buchstabens.

48. Schüsselchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

OFSILVINI *Of(ficina) Silvini*

49. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

VEREC//////// *Verec[undus]*

Der Schluss des Stempels ist abgebrochen.

50. Schälchen. — Grimmlinghausen.

XANT *Xant[hi]*

Das zweite Zeichen ist durch Verschieben des Stempels undeutlich geworden.

51. Schale. — Morschhausen (Hunsrück).

//////ILVSF

Der vordere Theil des Stempels ist zerstört.

52. Teller. — Bonn.

N'//////////

Ob das erhaltene Zeichen den Anfang oder den Schluss des Stempels gebildet hat, ist nicht zu entscheiden.

53. Teller. — Morschhausen (Hunsrück).

//////////////RF

Der übrige Theil des Stempels ist weggebrochen.

54. Schälchen. — Bonn, Neue Stiftsschule.

//////^·OF

Der Stempel ist vorne abgebrochen. Das zerstörte Zeichen im Anfang kann sowohl für C als für S gelten.

55. Schüssel. — Morschhausen.

//////////////////VS ..... *us*

Der ganze Stempel ist bis auf die beiden letzten Buchstaben, deren obere Hälfte nur erhalten ist, zerstört.

b) Zu den Thongefässen mit Graffiti.

1. Schale aus Terra sigillata. — Grimmlinghausen.

Auswärts eingekratzt:

CANDI'////// *Candi[di?]*

C und D sind vollends eckig gebildet.

2. Napf aus Terra sigillata. — Bonn.

Auf der Wandung der folgende Rest eines Namens eingekratzt:

CAT////// *Cat* .....

c) Zu den Amphorenhenkeln mit Inschriften.

1. Henkelstück aus röthlichem Thon. — Grimmlinghausen.

LIVNIM
FL'FABI

Die untere Hälfte der Buchstaben der zweiten Zeile mit Ausnahme der beiden ersten FL ist unausgeprägt geblieben; das vorletzte Zeichen, welches B zu sein scheint, ist gänzlich verwischt.

2. Henkelstück aus gelbem Thon. — Grimmlinghausen.

M·I·M

Vgl. C. I. L. XII n. 5683, 136.

3. Ueber einige Bronzestatuetten vom Rhein und der Rhône.

Von

A. Furtwängler.

(Hierzu Taf. II. III.)

---

1. Bronze der Sammlung Forst in Köln.

Die auf Taf. II in der Grösse des Originales in drei Ansichten mitgetheilte Statuette der Sammlung Forst in Köln[1]) gehört zu den verhältnissmässig seltenen feineren kleinen Bronzen, welche kunstgeschichtliches Interesse haben.

Sie stellt einen bärtigen völlig nackten Mann dar, welcher mit der gesenkten Linken einen Gegenstand umschloss, der jetzt verloren ist, während er seine Rechte geöffnet vorstreckt. Der Daumen dieser Hand ist abgebrochen; er scheint etwas nach dem Inneren der Hand zu bewegt gewesen zu sein. Der Zeigefinger ist nach unten verbogen. Diese Haltung der Hand wird am passendsten durch die Annahme erklärt, dass sie einst eine flache Schale trug, welche auf der Fläche der Hand und den ausgestreckten Fingern ruhte, während der Daumen den Rand derselben festhielt. Der Mann trägt langes Haar, dessen Enden jedoch um eine Binde herum aufgerollt sind. Die Haare sind in langen welligen Linien gebildet und zwar so, dass sie alle gleichmässig vom Wirbel ausgehen. Nur die aufgerollten Enden sind vorne in der Mitte über der Stirne gescheitelt.

Sowohl diese Tracht wie diese Stilisirung des Haares sind charakteristisch für die Epoche des strengen Stiles in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, und zwar besonders für die peloponnesische Kunst dieser Zeit. Später verschwinden sie allmälig beide. Die langen Haare werden nicht mehr so fadenartig einförmig

---

1) Gefunden nach Angabe des Herrn W. Forst im Sommer 1886 in Cöln an der nördlichen Seite der Aachener Strasse, etwa 150 Meter von der Ringstrasse entfernt, an der nämlichen Stelle, an welcher kurz vorher die Jahrbuch LXXXV. S. 55 ff. besprochene Senecabüste entdeckt ward.

behandelt, sondern naturwahrer gebildet und auch die Mode der aufgerollten Enden weicht mehr lockeren und freieren Anordnungen. Doch unsere Statuette weist durch die Behandlung der Körperformen und auch die Bildung des Gesichtes mit seinem geraden Profile vielmehr in die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts. Hier können wir jene einfache Haarrolle an männlichen Figuren nur noch vereinzelt nachweisen. Und zwar erhielt sie sich während dieser Epoche, wie es scheint, besonders bei Gestalten ehrwürdigen Charakters, wie bei Zeus[1]).

Ein Bild des Zeus haben wir aber auch in unserer Statuette zu erkennen; wenigstens lässt sich keine andere Deutung vermuthen, die einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit beanspruchen könnte. Die völlige Nacktheit ist für Zeus seit der archaischen Zeit — ich erinnere nur an den blitzschwingenden Typus[2]) und für die spätere Kunst an das von Overbeck, Zeus S. 151 ff. Gesammelte — mehrfach bezeugt, wenn ihm auch gewöhnlicher ein Gewandstück gegeben ward. Die in der Rechten zur Spende vorgestreckte Schale ist als Attribut des Zeus ebenfalls schon seit dem 5. Jahrhundert nachweisbar; man vergleiche die attischen Vasen des schönen Stiles des 5. Jahrhunderts bei Overbeck, Atlas zur Kunstmythol. Taf. 1, 14. 15. 21 und Monum. d. Inst. XI, 39, wo der Gott thronend die Schale vorstreckt. Die schräge Haltung, welche die Phiale an unserer Statuette hatte, macht deutlich, dass der Gott eine Spende ausgiesst. Wenn die Schale von den Gottheiten auch gewöhnlicher horizontal gehalten wird, wobei man denken mag, dass sie erwarten, es werde ihnen eingegossen, so kommt es doch bekanntlich auch nicht selten vor, dass sie — und zwar hohe Götter wie Zeus selbst, Persephone, Artemis und namentlich Apollon — selbst die Schale über einen Altar ausgiessen: der Gott wird nach dem Vorbilde des frommen Menschen gestaltet[3]).

---

1) Es scheint, dass sie noch der Zeus des Parthenonfrieses trägt, und auch auf diesem gleichzeitigen Vasen erscheint sie zuweilen an Zeus; so an der Gigantenschale des Aristophanes und Erginos (Berlin 2531), und an der Hydria Berlin 2633. — Vergl. über die Tracht überhaupt meine Bemerkungen im 50. Winckelmannsprogramm Berlin 1890, S. 128 ff.

2) Olympia Bd. IV, die Bronzen, No. 43—45. Carapanos, Dodone pl. 12, 4. Münzen von Messene und Athen.

3) Vgl. meine Bemerkungen in den Athen. Mitth. 1881, S. 116 f., die dort citierten Vasen und von Münzen z. B. Overbeck, Apollon,

Die linke Hand unserer Statuette trug wahrscheinlich den Blitz, wofür ihre Haltung vortrefflich passt, indem die Finger einen runden ungefähr horizontal getragenen Gegenstand umpannen. Gerade so wie wir es hier voraussetzen, trägt Zeus den Blitz in einer schönen statuarischen Composition, welche derselben Zeit angehört wie die der Kölner Statuette, und uns in mehreren Repliken erhalten ist[1]), als deren beste ich die Florentiner Bronze, Overbeck, Kunstmyth. d. Zeus, Text, Tf. I nenne. Der Blitz ist allerdings gewöhnlicher das Attribut der rechten Hand des Zeus, wie dies auch bei dem eben verglichenen Typus der Fall ist; doch fehlt es nicht an Beispielen, wo der Gott den Blitz in der Linken trägt[2]), indem er eben dann in friedlicher Ruhe gedacht wird, wo er seine Waffe nicht braucht und sie nur zur Hand hat. Die Schale dagegen ist ein Attribut, das nur in die rechte Hand passt[3]). Indem unsere Statuette mit der Rechten spendend dargestellt war, musste der Blitz in die Linke kommen, wenn dieses kenntlichste Attribut des Gottes über-

Münztaf. 3, 53. 54; 5, 33. 42 u. a. Für Zeus die kyrenäische Münze Müller-Wieseler, D. a. K. II², 24. Artemis auf einer Gemme des 4. Jahrhund. v. Chr., Antiqu. du Bosphore cimm. pl. 17,8 = Impronte gemm. dell' Instituto cent. VII, 39.

1) Ausser in mehreren Bronzen auch in einer Marmorfigur zu Palermo.

2) L. B. Sacken, antike Bronzen in Wien, Taf. I. II, 1. Attische Vase 5. Jahrh. Overbeck Atlas, Taf. 1, 23.

3) Der Zeus einer athenischen Bronzemünze im Britischen Museum, der seit O. Jahn auf den Polieus des Leochares auf der Burg zurückgeführt wird, hält in der gesenkten Rechten den Blitz; auf der vorgestreckten Linken soll er nach den älteren Abbildungen (Müller-Wieseler, Denkm. II², No. 23 nach Combe; Beulé p. 396) und nach der Beschreibung, welche Imhoof-Blumer und Gardner, numism. comm. on Pausanias p. 137 zu pl. B B III und noch der neue Katalog des Britischen Mus., Attica, zu pl. 18,5 geben, eine Schale tragen. Dies wäre sehr auffallend. Die photographischen Abbildungen zeigen indess völlig deutlich, dass eine Schale gar nicht vorhanden ist; eher könnte ein kleiner Kuchen auf der Hand dargestellt sein (woran Beulé auch dachte), mir scheint die Hand indess ganz leer, mit der Aussenfläche nach oben gekehrt, vorgestreckt zu sein. Dies gewinnt dadurch bedeutend an Wahrscheinlichkeit, dass der auf den früheren attischen Kupfermünzen sehr häufige Typus des ruhigstehenden Zeus, welcher die Linke völlig leer vorstreckt (Müller-Wieseler II², 23ᵃ; Imhoof u. Gardner, num. comm. on Paus. pl. B B II; British Museum, catalogue, Attica pl. 14,7) offenbar auf dieselbe Statue zurückgeht, wie jene Münze der Kaiserzeit. Das Motiv des Armes ist von dem älteren Typus des weit ausschreitenden Gottes beibehalten.

haupt angebracht werden sollte. Ein Vasenmaler des streng schönen Stiles gab dem die Schale haltenden Zeus sowohl das Scepter als den Blitz in die Linke[1]).

Der Kopftypus zeigt jene milde Ruhe, welche wir im fünften Jahrhundert bei Zeusbildern gewohnt sind. Zum Vergleiche bietet sich namentlich jene schon oben genannte schöne Florentiner Bronze, deren Auffassung im Ganzen verwandt ist. — Der strengen prunklos einfachen Anordnung des Haares an unserer Statuette entspricht der knappgehaltene Bart; an der Florentiner Figur ist dagegen Beides ungleich reicher gestaltet.

Indess ist der Kopf nicht das Beste an der Bronze; er hat etwas Flaues und entbehrt jener Frische, die wir bei einem ächten Originalwerke der Zeit, deren Stil die Figur sonst trägt, erwarten müssen. Wir werden sie also, was auch wegen ihrer Herkunft wahrscheinlicher ist, nur als eine spätere Nachbildung fassen dürfen. Dieselbe ist aber sichtlich mit grosser Sorgfalt gearbeitet und ich sehe keinen Grund an ihrer Genauigkeit im Allgemeinen zu zweifeln. Auch sind ja sonst schon stilistisch sehr treue Reproductionen älterer griechischer Werke in kleinen Bronzen am Rheine gefunden worden; ich rechne dahin vor Allem die schöne Athenastatuette in diesen Jahrbüchern Heft 73, Taf. I, II.

Aus der Haartracht zusammen mit dem Stile unserer Figur ist zu schliessen, dass ihr Original der Zeit bald nach der Mitte des fünften Jahrh. v. Chr. angehörte. In dieser Periode findet dann auch das Motiv derselben ihre nächsten Analogieen und es ist uns möglich, den Kreis genauer zu bestimmen, in dem jenes Original entstanden sein muss.

Es ist der Kreis der peloponnesischen Kunst, an die wir schon durch die Haartracht erinnert wurden, und es gehört die Statuette einer Richtung an, welche der polykletischen zwar gleichzeitig und parallel und mit ihr aus derselben Wurzel entsprossen, doch vielfach von ihr verschieden ist. Den Nachweis dieser These könnte ich nur in weiterem Zusammenhange geben und muss ihn vorerst dem Leser schuldig bleiben, doch sei auf zwei bedeutende Werke, welchen unsere Figur nahe steht und denen sie sich anreiht, hier aufmerksam gemacht. Es ist das der berühmte Ido-

---

1) Overbeck, Atlas d. Kunstmyth. Taf. 1, 14.

lino in Florenz[1]) und die vorzügliche Bronzestatuette eines Jünglings im Louvre[2]). Diese Figuren und die Kölner Statuette stimmen im Aeusserlichen der Stellung und Haltung bis auf geringe Varianten vollständig überein. Bei allen dreien trägt das rechte Bein das Gewicht des Körpers und das linke ist entlastet etwas zur Seite gesetzt, ruht jedoch mit voller Sohle auf der Erde. Der linke Arm hängt gerade herab, die Hand ist leer am Idolino, sie hielt einen verlorenen runden Gegenstand umfasst bei den beiden andern. Der rechte Vorderarm ist schräg nach unten vorgestreckt, an der Kölner Statuette etwas weiter vom Körper ab als an den andern beiden Figuren. Die rechte Hand ist an allen völlig gleich gestaltet, indem sie eben offenbar eine Schale zur Spende schräg hinaushielt. Der Daumen ist an der Pariser Statuette gerade so eingeschlagen wie am Idolino, um den Schalenrand festzuhalten; die übrigen Finger, von denen an der Pariser Figur indess nur der kleine erhalten ist, sind gerade ausgestreckt. Der Kopf ist nach seiner rechten Seite hin gewendet und geneigt; doch weicht in letzterem Punkte die Kölner Bronze ab, indem ihr Kopf ziemlich geradeaus blickt. Unter diesen drei Werken mag der Idolino das älteste sein; jedenfalls hat er in der Haltung, indem das linke Bein mehr seitwärts gestellt und etwas nach aussen gedreht und die linke Schulter mehr gehoben ist, eine gewisse Härte gegenüber den anderen, mit welcher freilich auch der Reiz des Individuelleren verbunden ist. Die Körperformen sind knapp und in grösseren Flächen dargestellt. Dagegen hat die Pariser Bronze völlig die Formen des Doryphoros Polyklets und einen runderen Rhythmus der Haltung; doch ist ihr enges Verhältniss zum Idolino ganz augenfällig und namentlich der Kopf ist jenem sehr ähnlich. Haben wir hier die polykletische Fassung des Motivs, so muss ich in jenem eine andere, zwar auch peloponnesische doch von einem anderen Künstler herrührende Gestaltung erkennen. Die Kölner Bronze ist nun in der abgerundeteren Haltung der Pariser ähnlich, in der Formgebung erscheint sie aber vielmehr als eine Weiterbildung und feinere Ausgestaltung jener knappen For-

1) Vgl. zuletzt Kekulé, über d. Bronzestatue des sog. Idolino. Von der hier ausgesprochenen Anschauung, dass er in den myronischen Kreis gehöre, habe ich mich nicht überzeugen können. — Vgl. auch Sammlung Sabouroff I, Text zu Taf. 8 ff., S. 6.

2) Die ich bei anderer Gelegenheit zu veröffentlichen gedenke. Eine Photographie, die ich vor Jahren habe machen lassen, liegt mir vor.

men des Idolino. Ihr Körper ist mit grosser Sorgfalt ausserordentlich fein durchgeführt. Leider stören die vielfach anhaftenden Oxydwucherungen etwas die Betrachtung, doch lassen unsere Photographieen die Schönheit der Modellirung nicht verkennen. Das Charakteristische ist, dass — wie am Idolino — jede Fülle streng vermieden wird; ebenso werden aber — hierin im Gegensatze zu jener Statue — keine grösseren Flächen geduldet, sondern durch reiche Modellirung erscheinen alle Formen vielfach gegliedert und alle Härten werden aufgelöst. Man betrachte daraufhin Brust und Bauch, die Arme und namentlich die Beine nebst den Füssen, die besonders gelungen sind. Die Art wie z. B. die Achillessehne unter dem Wadenmuskel herausmodellirt ist — auf der Ansicht von der linken Seite der Figur deutlich —, ist charakteristisch für die Behandlung des ganzen Körpers.

Eine verwandte detaillirte Durchbildung der Körperformen zeigt ein vorzüglicher geschnittener Stein[1]), welcher eine Jünglingsfigur in eben dem hier besprochenen Typus darstellt; derselbe hält die Schale in der Rechten über einen Altar; die linke ist leer. Die Körperdurchbildung ist hier indess noch etwas weiter getrieben und der Gemmenschneider hat auch einige Elemente späteren Stiles dabei einfliessen lassen. Sein Vorbild wird aber in der Art unserer Zeusbronze zu denken sein.

Ueber diese Feststellung des Hauptcharakters unserer Bronze möchte ich in der Analyse ihrer Formen nicht hinausgehen, da wir ja, wie schon bemerkt, schwerlich ein eigentliches Original sondern wohl nur eine spätere Nachbildung vor uns haben, die also in Einzelheiten nicht völlig verlässlich sein kann. So möchte ich vermuthen, dass sie vom Originale etwas abweicht in der Haltung des Kopfes, den ich mir dort auch etwas geneigt denken würde, wie bei den verglichenen Figuren; und auch die zu starke Entwicklung des oberen Theiles des Kappenmuskels, welche den Eindruck hängender Schultern hervorbringt, mochte dem vorausgesetzten Originale fremd sein. Indess haben wir bei solchen Unterscheidungen allzu schlüpfrigen Boden unter uns. Es sei deshalb her-

1) Welchen Michaelis, Annali 1883, 140 und zuletzt Kekulé, Idolino S. 20 besprochen haben; Impronte d. Inst. V, 78. Kekulés Zweifel an der Aechtheit desselben kann ich nicht theilen; er erscheint mir, soweit ich nach dem Abdrucke urtheilen kann — das Original kenne ich nicht — durchaus unverdächtig.

vorgehoben, dass ich keine einzige Form an der Statuette finden kann, von der ich wirklich mit Sicherheit behaupten könnte, sie gehöre späterer Zeit an als die für die Entstehung des Originales angenommene Epoche, die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts.

Von anderen zu vergleichenden Werken möchte ich nur noch eines hervorheben, eine zwar nicht hervorragende doch originale Bronze, die im Peloponnese selbst gefunden ward. Es ist dies eine Statuette aus Tegea, von der mir durch die Gefälligkeit Purgolds Photographieen vorliegen, deren baldige Veröffentlichung wir von ihm hoffen dürfen. Sie stellt einen nackten Jüngling dar mit lose herabhängendem linkem Arme; der rechte Unterarm ist vorgestreckt (jetzt verbogen) und hält die noch ganz erhaltene Schale zur Spende bereit; der Kopf ist nach eben dieser Richtung gewendet und etwas geneigt. Die Haartracht ist wieder jene ächt peloponnesische, eben die unserer Zeusbronze; nur ist das Vorderhaar weniger voll. Die Körperformen bewahren noch etwas vom strengen Stile besonders im Bauche; damit steht es im Zusammenhange, dass der Künstler in der Stellung der Beine — das linke ist das Standbein — noch dem älteren argivischen Kanon folgt[1]), während er die Arme und den Kopf nach dem neueren Typus, dem die hier besprochenen Werke angehören, gebildet hat; es war eben nur ein geringerer Künstler, in dem die Strömungen seiner Zeit sich kreuzten.

Dürfen wir also, wie ich glaube, in der Kölner Bronze eine Zeusbildung der peloponnesischen Kunst oben angegebener Epoche erkennen, so sei schliesslich zum Vergleiche noch auf zwei derselben Periode entstammende, ebenfalls in zwei vorzüglichen Bronzestatuetten erhaltene Zeustypen hingewiesen, den der Florentiner Bronze, welche wir schon oben nannten (S. 51) und den der herrlichen Münchener Statuette bei Lützow, Münchner Antiken Tf. 26. Sie stehen auch beide ruhig da, und zwar ebenfalls auf dem rechten Fusse, während der linke mit voller Sohle daneben aufruht; aber sowohl Haltung und Ausdruck als Körperbildung sind durchaus verschieden: ich glaube in ihnen attische Werke zu erkennen. Selbst die Aeusserlichkeit der Haartracht kann hier erwähnt werden: die einfache Haarrolle unseres Zeus war in der älteren peloponnesischen Kunst besonders beliebt gewesen: jene attischen Figuren haben eine ungleich reichere Tracht.

1) Ueber welchen vgl. das 50. Berl. Winckelm. Programm.

Die Bedeutung der Kölner Statuette möchte ich dahin zusammenfassen, dass dieselbe, indem sie sich anderen peloponnesischen Werken des 5. Jahrhunderts anreiht, als willkommene Bereicherung unserer Kenntniss dieser Schule gelten darf und mit anderen Denkmälern von einer neben der polykletischen hergehenden, von dieser verschiedenen Richtung derselben Zeugniss ablegt, für deren nahes Verhältniss zu jener uns der Vergleich der polykletischen Statuette in Paris lehrreich war.

2. Mercurstatuette des Wallraf-Richarz-Museums zu Köln.

Die nackte Jünglingsfigur von Bronze, welche wir auf Taf. III, 1 ungefähr in der Grösse des Originales veröffentlichen[1]), stellt den römischen Mercur dar, der sich durch den gefüllten Beutel auf der vorgestreckten rechten Hand sofort zu erkennen gibt.

Ist nun auch Gegenstand und Ausführung ohne Zweifel römisch, so liegt doch auch hier, wie dies bei den römischen Götterbildungen ja fast immer der Fall ist, ein griechischer Typus zu Grunde. Aber während wir einen solchen von der vorigen Statuette in voller Reinheit wiedergegeben fanden, so erscheint mir die hier vorliegende Figur vielmehr als ein recht deutliches Beispiel für die Art der Umbildung griechischer Originale in der römischen Zeit.

In allen wesentlichen Grundzügen stimmt die Gestalt vollständig überein mit dem zu Tafel II besprochenen Typus, welcher, wie wir bemerkten, in der peloponnesischen Kunst des 5. Jahrhunderts in mehreren Brechungen nachweisbar ist. Der Jüngling, auf dem rechten Beine fest aufstehend, hat das entlastete linke mit voller Sohle daneben aufgestellt. Der linke Arm hängt unthätig herab; er hielt in unserem Falle ohne Zweifel das Kerykeion, worauf die Haltung der Finger hinweist. Der rechte Unterarm ist vorgestreckt und hält, wie dort meist eine Schale, so hier den Beutel hinaus. Der Kopf ist nach eben dieser Seite hingewendet und leicht geneigt.

Die Grundlinien jenes peloponnesischen für männliche Figuren

1) Im Wallraf-Richarz-Museum zu Köln. Gefunden im März 1890 angeblich in der Huhnsgasse beim Weyerthor zu Köln. Am 30. April desselben Jahres gelangte sie in den Besitz des Museums.

verschiedenster Bedeutung verwendeten Typus sind also vollkommen gewahrt und durch keinerlei störende Zuthaten, wie dies bei manchen anderen römischen Figuren der Fall ist, entstellt. Aber in der Körperbildung liess sich der römische Künstler mehr von seinem schlechten Geschmacke als von den guten Vorbildern leiten. Die klaren und bestimmt abgegrenzten knappen Formen jener glaubte er durch rundere, verschwommener gehaltene ersetzen zu müssen. Er bestrebte sich offenbar, der gemeinen Natur nicht hervorragend athletisch ausgebildeter Körper näher zu kommen; und dies ist ihm wohl auch z. B. in der Bildung der Hüften gelungen. Aber er besass nicht entfernt die künstlerische Kraft, auf eigener Naturanschauung etwas befriedigendes Neues zu schaffen. Seine Formen erscheinen weichlich gedunsen und ohne rechtes inneres Leben. Er hat die schönen Vorbilder durch seine Aenderungen nur verdorben.

Im Kopfe schloss er sich an den in der späteren griechisch-römischen Zeit beliebtesten Hermestypus an, welcher der attischen Kunst entsprungen ist. Charakteristisch sind die kurzen krausen aufstrebenden Löckchen, die Gliederung der Stirn, der kleine Mund, alles Züge, welche auf den attischen Kunstkreis praxitelischer Epoche zurückweisen. Im Haare scheinen kurze Flügel angedeutet.

Zeichen einer gewissen handwerklichen Nachlässigkeit ist es, dass die Arme, welche besonders angesetzt zu sein scheinen, etwas zu lang und dick gerathen sind. Der Fall kommt übrigens bei Bronzestatuetten öfter vor. So bei dem von Conze im Arch. Jahrbuch II, 1887, Taf. 9, S. 133 ff. publicirten kleinen Hermes der Sammlung von Radowitz.

Die letztere Bronze mit der unsrigen zu vergleichen, ist jedoch auch in anderer Hinsicht lehrreich. Sie folgt nämlich ganz demselben Typus wie die Kölner. Die Motive der Stellung und Haltung sind genau dieselben; auch hier ist das rechte das Standbein; der linke Fuss fehlt, war jedoch offenbar ebenso mit voller Sohle aufgestellt wie dort. Der Kopf ist nach seiner Rechten etwas gewendet und geneigt. Der linke Arm hängt lose herab und trug wahrscheinlich auch das Kerykeion. Nur der rechte Unterarm ist weniger vorgestreckt als dort, sondern mehr gesenkt. Indem wir es mit einem griechischen Hermes zu thun haben, finden wir auch nicht den Beutel als Attribut in der Rechten, sondern ein Stück vom Kopfe eines dem Gotte heiligen Thieres, des Widders.

Die Körperformen an dieser Bronze sind nun aber im Gegen-

satz zu denen der Kölner, rein griechische, und zwar ist die Anlehnung an peloponnesischen, Polyklet verwandten Stil hier ganz offenbar. Selbst der Kopf bewahrt noch etwas polykletische Züge[1]), obwohl er in dem von der Stirne aufstrebenden Haare sich von dem später gewöhnlichen Hermestypus beeinflussen liess. Diese den polykletischen verwandten Formen sind eine neue Bestätigung für die peloponnesische Herkunft des Typus, welcher, wie wir sahen, auch unserer Kölner Bronze zu Grunde liegt.

Wir haben die Schwächen der letzteren scharf genug gekennzeichnet. Wir müssen nun auch ihre guten Seiten hervorheben. Diese treten sofort zu Tage, wenn wir sie mit dem Heere von römischen Mercurstatuetten vergleichen, wie sie in allen Theilen des römischen Reiches gefunden zu werden pflegen und wie sie jedes Museum besitzt[2]). Da steht unsere Kölner Figur hoch erhaben über dem Tross. Bei diesen sind die griechischen Vorbilder bis zur völligen Unkenntlichkeit verblasst. Der Gott pflegt auch nicht nackt zu sein, sondern ist meist mit der Chlamys bekleidet und trägt den runden Hut mit den Flügeln. Immer ist der Beutel sein Hauptattribut, den er seltener auf der Hand wie in unserer Statuette, gewöhnlicher am oberen Zipfel gefasst trägt. Der Beutel ist bekanntlich dem griechischen Hermes fremd[3]) und ward erst von den Römern ihrem Handelsgotte Mercurius gegeben.

Durch ihren engeren Anschluss an einen älteren griechischen Typus gesellt sich die Kölner Statuette zu einer kleinen Reihe feinerer römischer Mercurbronzen, welche sich in derselben Weise auszeichnen. Bei weitem die meisten derselben schliessen sich mehr oder weniger direct an polykletische Vorbilder an; dies erstreckt sich bei einigen sogar auf den Kopf. Als ein besonders schönes und bekanntes Stück dieser Art hebe ich die aus der Gegend von Lyon stammende feine Bronze des Britischen Museums hervor, welche den polykletischen Stil sehr deutlich wiedergibt und zugleich die Mercurattribute vollständig erhalten hat[4]). Als andere

---

1) Die Abbildung im „Jahrbuch" welche nur das Profil zeigt, lässt dies nicht hinreichend deutlich erkennen.

2) Beispiele in Abbildungen: Bronzi d'Ercol. II, tav. 33, 34. Sacken, Bronzen in Wien Taf. 11, 1. 3; 17, 8.

3) Vgl. Scherer in Roscher's Lexicon d. Mythol. I, 2426.

4) Specimens of anc. sculpt. I, 33. 34. Müller-Wieseler, D. a. K. II², 314 wo die übrige Literatur.

Beispiele nenne ich einige Bronzen zu Paris im Cabinet des médailles (No. 3350. 3351. 3366; cab. Janzé 81), eine zu Kopenhagen (Br. 14) und eine in Wien (Sacken, ant. Br. Taf. X, 4).

3. Mercurstatuette aus Lyon im Berliner Museum.

Die auf Taf. III, 2 abgebildete Bronze reiht sich hier passend an[1]). Sie ist ein ganz vorzügliches, nach glaubwürdiger Angabe aus der Gegend von Lyon stammendes Stück, wiederum ein römischer Mercur, welcher den Beutel ganz ebenso auf der Hand trägt, wie die vorige Statuette, während auch hier in die Linke ohne Zweifel der Heroldsstab zu ergänzen ist.

Doch der Künstler folgte anderen Vorbildern als jener der Kölner Bronze. Er wandte das Motiv des vollen Schreitens an, wie wir es an den Werken Polyklets zu sehen gewohnt sind. Der Körper ruht wie beim Doryphoros und Diadumenos auf dem rechten Fusse, während der linke im Schreiten weit zurückgesetzt ist; der Kopf ist wie dort nach der Seite des Standbeines gewendet. Werden wir so durch das ganze Motiv an Polyklet und die von ihm abhängigen oben erwähnten Mercurstatuetten gemahnt, so weist dagegen die Formgebung nicht nur des Kopfes sondern auch des ganzen Körpers nach einer völlig anderen Richtung: hier haben Vorbilder praxitelischen Stiles gewirkt. Schon das Motiv des Schreitens selbst ist sehr viel leichter, elastischer und eleganter gefasst als bei Polyklet; und die Körperformen sind vollends verschieden von den dem letzteren Künstler charakteristischen. Sie stehen dagegen denen praxitelischer Werke nahe. Namentlich ist der Typus des belvederischen Hermes zu vergleichen. Mit diesem stimmt auch die Anordnung der Chlamys, welche, von der linken Schulter herabfallend, um den Arm geschlungen ist, nahe überein. Dabei ist freilich zu bedenken, dass dies Motiv in römischer Zeit überhaupt sehr beliebt war. Der Kopf gibt in sehr schöner Ausführung jenen in der römischen Periode, wie schon bemerkt, für Mercur besonders beliebten Typus wieder, der in der attischen Kunst der Epoche des Praxiteles zur Darstellung jugendkräftiger Männer wie des Herakles und athletischer Sieger geschaffen wurde. Nur fehlt alle innere

1) Im Antiquarium der Kgl. Museen zu Berlin, Misc.-Inv. 7093. Erworben 1876. Höhe 0,145.

Erregung, welche der Typus dort zu haben pflegt, und nur ein freundlicher anmuthiger Ausdruck belebt die schönen Züge.

Eine Mercurstatuette des Museums zu Rennes[1]), die höchst wahrscheinlich auch in Gallien gefunden ward, ist eine in allem Aeusserlichen genaue, nur kleinere und geringere Wiederholung unserer Bronze; jedoch scheinen die Körperformen, wenn die Abbildung nicht täuscht, wieder mehr der polykletischen Weise nahe zu stehen. Es würde dies bestätigen, was wir schon ohnedies vermuthen möchten, dass auch die Berliner Bronze als Hauptunterlage den polykletischen Typus hat, welchen der begabte Künstler, dem wir dieselbe verdanken, in praxitelischer Weise umgestaltet hat.

Wir haben noch einige Details zu erwähnen. Aus den Haaren steigen zwei Flügel auf. Der Kopf wird umgeben von einem Kranze von langen spitzen Blättern, also wohl Lorbeer. In der Mitte vorne, wo die beiden Kranzhälften zusammentreffen, ist eine Blume angedeutet. Der Kranz hat hinten eine lange Schleife, deren Enden in zierlicher symmetrischer Weise auf den Schultern aufliegen. Auch jene Bronze zu Rennes hat denselben Kranz mit Binde. Er kommt in gleicher Weise öfter an guten Bronzen der römischen Periode, welche Gottheiten darstellen, vor. So z. B. an einer Zeusstatuette in Wien (Sacken, ant. Bronzen Taf. I) und der vortrefflichen Bronze des thronenden Zeus aus Ungarn im Britischen Museum. An griechischen Bronzen vorrömischer Zeit habe ich dies Detail nie beobachtet. Die Ausführung desselben im Gusse aus einem Stücke mit der Figur, so wie dies hier der Fall ist, setzt eine sehr entwickelte Technik voraus. Unsere Statuette ist in der That vortrefflich gegossen und es scheint alles an ihr, auch der Arm mit dem herabhängenden Chlamyszipfel aus einem Gusse zu sein. Indem der Guss so gelungen war, fiel denn auch der Ciselirung eine geringere Rolle zu als wir es sonst an den antiken, namentlich den griechischen Bronzen, gewöhnt sind.

Die Augen sind, wie häufig an sorgfältigen Bronzen, von Silber eingesetzt. Die Pupillen waren wieder besonders, wohl von Edelstein, eingelegt; jetzt befindet sich an ihrer Stelle nur je ein kleines tiefes Bohrloch.

---

1) Gazette archéol. 1875, pl. 36, 2; p. 135 (de Chanot). Der Herausgeber sieht, sicherlich ganz unbegründeter Weise, in dem Kopfe der Figur eine Aehnlichkeit mit Augustus.

Die Oberfläche ist von einer gleichmässigen schönen hellgrünen Patina überzogen. Leider hat die Vorderseite des Körpers durch Oxydation gelitten; der Rücken zeigt seine vortreffliche Modellirung in schönster Erhaltung, und ebenso unberührt ist der feine Kopf erhalten.

Endlich ist zu bemerken, dass der Zeigefinger der linken Hand durch Oxydation entstellt ist. Eine Ungenauigkeit des Künstlers ist es, dass die rechte, den Beutel tragende Hand ein wenig grösser und derber gebildet ist als die linke.

Die Zeit der Ausführung dieser und der Figuren verwandter Art wird wohl ungefähr in die Epoche des Augustus fallen.

4. Erosstatuette im Bonner Provinzialmuseum.

Die schlanke Gestalt auf Tafel III, 3 gibt sich als Eros zu erkennen durch die Flügel, von welchen ansehnliche Reste auf ihrem Rücken erhalten sind[1]). Diese zeigen, dass die Flügel hoch gehoben waren. Das Gewicht des Körpers ruht auf dem rechten Beine, doch hat sich der rechte Fuss auf die Zehenspitzen erhoben und auch der verlorene linke Fuss kann nur gehoben gewesen sein. Diese Haltung zusammen mit der der Flügel lässt nur die Deutung zu, dass Eros im Begriffe ist, sich in die Lüfte zu erheben. Hierzu passt vortrefflich, dass beide Arme hoch erhoben sind: sie sind von der aufwärts strebenden Bewegung des Körpers mit erfasst. Zur Verdeutlichung seiner Absicht waren die erhobenen Arme dem Künstler offenbar sehr nützlich; mochten die am Körper hängenden Arme ihn herabzuziehen scheinen, so mussten umgekehrt die erhobenen den Eindruck hervorrufen, als wollten sie Bahn brechen da oben in der Luft für den nachfolgenden Körper. Dass das Ziel des Eros indess, obwohl er emporschweben will, nicht in der Höhe sondern auf Erden ist, muss aus dem etwas geneigten Kopfe geschlossen werden: er scheint aus der Höhe herab seine Wirksamkeit entfalten zu wollen. Leider fehlen die linke Hand und der rechte Arm bis auf den Armstumpf, so dass wir nicht wissen, welche seiner Attribute der junge Gott trug.

Die Körperformen, welche leider theilweise durch die Oxydation sehr gelitten haben, sind die eines zarten Knaben von sehr

1) Im Bonner Provinzialmuseum no. 1003. Höhe 0,124. Nach der Angabe des Inventars in Köln gefunden.

schlankem und zierlichem Baue. Das kindliche Alter hat derselbe vollständig hinter sich und mit ihm alle weiche fettige Fülle. Andererseits hat er aber auch noch lange nicht die Muskelkraft des Jünglingsalters erreicht.

Die Bildung des Eros auf dieser Altersstufe ist ein Merkzeichen für die Entstehungszeit des griechischen Originales, welches — wie wir ruhig sagen dürfen, da Niemand unsere Bronze für einen Amor römischer Erfindung halten wird — hier reproducirt ist. Jene Auffassung des Eros als schlanken Knaben ist die der Epoche vor Alexander, während Eros nachher als Kind mit kindlichen fetten Formen dargestellt wird und nur noch in Nachbildungen älterer Werke in jener anderen Gestalt erscheint.

Das Haar hat unser Eros von allen Seiten nach dem Wirbel emporgenommen; es ist die Haartracht junger Mädchen, die dem Eros, dem χρυσοκόμης, der φιλεῖ κάτοπτρα καὶ κόμης ξανθίσματα (Euripides) in der Kunst schon um die Wende des 5. und 4. Jahrhunderts zuweilen gegeben ward[1]), aber mit der späteren Kinderbildung natürlich verschwindet.

Wir gewinnen durch unsere Bronze also den Typus einer Erosstatue der Zeit vor Alexander, welche ein ganz eigenartiges Motiv darbot. Genauer lässt sich die Epoche noch durch den Stil als die des Praxiteles bestimmen. Die zarten schlanken Formen, der schöne Schwung der Linien, welcher in der ausgebogenen Hüfte, dem gehobenen Arme und dem geneigten Haupte liegt, die entzückende Anmuth des Ganzen, welche sich hieraus ergibt, rufen uns die Werke des Praxiteles selbst in die Erinnerung, welche ja auch eine Vorliebe für den hoch gehobenen Arm bekunden.

Leider fehlt der rechte Arm unserer Bronze fast ganz. Wir sehen nur, dass der Oberarm emporgestreckt war; doch dürfen wir wohl aus dem ganzen Rhythmus der Linien einen Schluss auch auf die Haltung des Unterarms ziehen. Es ist einleuchtend, wie ungünstig es wirken würde, wenn derselbe dem linken Arme parallel emporgehoben wäre und wie schön sich dagegen alles abrundet, wenn man denselben sich nach dem Kopfe zu umbiegen lässt. Es kommt dies hauptsächlich daher, dass die rechte Seite die des Standbeines ist und den Schwerpunkt der Figur enthält, weshalb eine geschlossenere Haltung des rechten Armes gegenüber dem frei

1) Vgl. z. B. das Silbermedaillon Gaz. arch. 1879, pl. 19, 2; die attische Vase Stephani, Compte rendu 1861, pl. 5, 2.

herausbewegten linken zu einem wohlthuend harmonischen Abschlusse der Figur erforderlich war.

Die von uns so wiedergewonnene Erosstatue praxitelischen Charakters — sie wird uns nicht zuerst durch diese Bronze bekannt. Sie ist offenbar dieselbe, welche von Kallistratos in einer seiner schwülstigen ἐκφράσεις als Bronzestatue des Eros von Praxiteles beschrieben wird. Alle Hauptmotive, welche übrig bleiben, wenn man die von dem Rhetor bei diesen stilistischen Prunkstücken immer angewandten phrasenhaften Ausführungen über die mit der Natur wetteifernde Weichheit der Oberfläche, über ihre Farbe, über Blick und Ausdruck abzieht, stimmen mit unserer Bronze so sehr überein, dass ohne Zweifel ein Exemplar des uns in dieser erhaltenen Typus die Vorlage zu Kallistratos Beschreibung war. Beide ergänzen sich nun gegenseitig. Dort heisst es von der Figur zunächst, dass sie, obwohl auf fester Basis stehend, doch auch den Flug durch die Luft zu beherrschen schien. Dies sowie die Phrase am Schlusse, dass Praxiteles, der deshalb mit Dädalos verglichen wird, es dahin gebracht habe, dass sein Eros wirklich die Luft mit dem Flügel durchschneide, wird erst recht verständlich durch eine Vorlage wie sie der Typus unserer Statuette bot, wo Eros sich zum Fluge zu erheben im Begriffe ist. Es folgt dann die nähere Beschreibung: das rechte Handgelenk ist gegen den Scheitel hingebogen, das Motiv, das wir für den verlorenen Arm unserer Bronze voraussetzen mussten. Der linke Arm aber ist hoch in die Luft erhoben und hält den Bogen: so gewinnen wir das Attribut für die fehlende linke Hand der Bronze und damit eine wesentliche Vervollständigung der Figur. In der That war auch kein anderer Gegenstand hier passend; Kranz und Tänie, die alten Hauptattribute des Eros, die Praxiteles wahrscheinlich bei einer anderen Statue auch noch angewendet hat[1]), konnten gewiss nicht auf diese Art gerade emporgestreckt werden; zu dieser Haltung passt nur die Waffe des Eros, der Bogen, der zu Praxiteles Zeit noch kein abgebrauchtes, sondern ein neues bedeutungsvolles Attribut war[2]), in welchem man die Macht des Gottes besonders lebhaft ausgedrückt empfand. — Die Beschreibung führt ferner aus, dass die eine Hüfte — wie es an der Bronze der Fall ist — ausgebogen war und der Schwerpunkt nach dieser Seite fiel. Sie nennt die linke — die

1) Vgl. in Roscher's Lex. d. Myth. 1, 1361.

2) Vgl. ebenda Sp. 1348. 1363 f. Arch. Anzeiger 1890, S. 89.

Bronze zeigt, dass es die rechte war. Wenn man bedenkt, wie oft auch in unserer Literatur, und zwar nicht nur in schönrednerischen Ausführungen, sondern in wissenschaftlichen Beschreibungen von Kunstwerken rechts und links vertauscht werden, so wird man diese Differenz nicht allzu hoch anschlagen und in ihr nur einen leicht entschuldbaren Fehler des Rhetors sehen; jedenfalls genügt dieselbe nicht, die Identität des in der Bronze erhaltenen und des von Kallistratos beschriebenen Typus zu erschüttern, indem diese auf der Uebereinstimmung aller Hauptmotive, namentlich der so charakteristischen und ganz vereinzelten Armbewegung begründet ist. Auch das einstige Vorhandensein zweier Varianten des Typus darf man aus jener Differenz nicht erschliessen. Denn es ist klar, dass die Motive der Arme, die hoch emporgestreckte Linke und die zum Kopfe gebogene Rechte, den Stand der Figur auf ihrem rechten Beine verlangen; eine Umkehrung würde unnatürlich und hässlich wirken. — Was Kallistratos endlich über die Haare der Statue sagt, passt nicht gerade auf die Bronze, widerspricht ihr aber auch nicht direkt; da es übrigens einen ganz allgemeinen phrasenhaften Charakter hat, so hat sich der Rhetor in dieser Nebensache offenbar überhaupt nicht um Genauigkeit gekümmert.

Man hat früher — und ich selbst habe dem beigestimmt in Roscher's Lexicon I, 1360 — einen Marmortorso in Dresden mit Kallistratos Beschreibung in Beziehung gebracht. In dieser Statue möchte ich aber jetzt höchstens einen entfernten und wesentlich modificirten Abkommen des durch die Bonner Bronze vertretenen ursprünglichen Typus erkennen; wahrscheinlich aber hat sie gar keine directe Beziehung zu demselben. Vor allem zeigt nämlich der Dresdener Torso ganz andere Körperformen als die Bronze und als sie bei Praxiteles vorausgesetzt werden dürften: sie haben jene der späteren Erosbildung eigene kindliche Fülle [1]). Ferner waren die Arme etwas anders bewegt als an der Bronze und der Kopf war nicht nach seiner Rechten und etwas abwärts wie dort, sondern sicher nach seiner Linken und wahrscheinlich etwas aufwärts gewendet [2]). Die Haltung von Kopf und Armen führt

1) Die Abbildung in der Arch. Ztg. 1879, Taf. 14, 6 giebt eine unrichtige Vorstellung von dem Formcharakter.

2) Es ist noch ein Stück des Halses erhalten, welcher dies zu constatiren gestattet; in der citirten Abbildung ist dies Stück weggelassen.

darauf, dass Eros im Begriff ist, den Bogen in der Richtung nach seiner Linken in die Höhe abzuschiessen oder eben dahin abgeschossen hat. Dies wäre aber ein von Kallistratos Statue und der Bronze völlig verschiedenes Motiv.

Kallistratos schreibt die von ihm beschriebene Erzstatue dem Praxiteles zu. Eine willkommene Bestätigung erfährt diese Angabe durch den praxitelischen Charakter unserer Bronze, den wir bereits hervorgehoben haben. Ohne diese Bestätigung würde ich dem Rhetor hierin nicht fest zu vertrauen wagen. In einer anderen ἔκφρασις nämlich schildert er einen Dionysos von Praxiteles, dessen Motiv ein so triviales und allgemeines ist, dass eine beliebige gewöhnliche Dionysosstatue die Vorlage zu der Beschreibung geliefert haben kann.

Wenn man aber auch Kallistratos Schilderungen sicherlich nur mit der äussersten Vorsicht benutzen darf, so ist man doch neuerdings zu weit gegangen, indem man ihnen jeden Werth abgesprochen hat. Wie falsch es war, wenn Wolters, Arch. Ztg. 1885, S. 97 behauptete, dem Eros des Kallistratos liege „ein klares Motiv" gar nicht zu Grunde und er sei „entweder erfunden oder auf eine kümmerliche Kenntniss hin ausgeschmückt", das haben wir durch den Nachweis der Bonner Bronze gelernt. Man traut diesem Sophisten wahrlich viel zu viel zu, wenn man glaubt, er hätte sich wirkliche künstlerische Motive frei ausgesonnen. Das ging ja weit über seine Fähigkeiten. Und wozu sollte er das thun, er, der in einer Welt lebte, die von Statuen dicht angefüllt war?

Gerade der Umstand, dass unter seinen ἐκφράσεις einige sind, welche so gut wie gar keine bestimmten künstlerischen Motive schildern, sondern sich lediglich in allgemeinen Phrasen über bekannte statuarische Themen bewegen (wie der Kentaur und der Asklepios) beweist, wie mager die Phantasie des Sophisten in dieser Richtung war, wie fern ihm die Fähigkeit lag Motive zu erfinden. So weiss er denn auch von dem Memnon, dessen Statue im fernen Aethiopien er auf Grund der bekannten Fabel ihres wunderbaren Tönens zu beschreiben unternimmt, durchaus gar nichts Bestimmtes, keine Spur eines künstlerischen Motives zu berichten. Wo immer er dagegen in letzterer Beziehung bestimmte Angaben macht, da stehen sie mit der uns erhaltenen antiken Kunst im Ein-

Herr Dr. Paul Herrmann hatte die Freundlichkeit die Statue für mich neu zu untersuchen und mir eine Photographie derselben zu schicken.

klange. Die Motive des Satyrs — es ist, wie Wolters richtig bemerkt[1]), der Borghesische Typus —, des „Indos" — der wohl die Statue eines trunkenen Dionysos zum Vorbild hat —, des Kairos, des Orpheus, des Dionysos, der Medeia sind alle nachweisbar. Bei der Bakchantin beschränkt sich die wirkliche Beschreibung auf Angabe der gelösten Haare und des Zickleins in den Händen, für Mänaden sehr gewöhnliche bekannte Motive, in denen sich jedenfalls keine Erfindungsgabe des Sophisten ausspricht. Das ist ja auch gar nicht sein Hauptziel, die Statuen wirklich zu beschreiben. Sein leitender Gedanke ist überall, mit klingenden Worten zu schildern, wie die Statuen an Natürlichkeit und Lebendigkeit dem wirklichen Leben gleich kämen, ein Gedanke, der ja auch zahlreichen Epigrammen auf Kunstwerke, namentlich denen auf die myronische Kuh, zu Grunde liegt. Wie wir über das Motiv der letzteren trotz aller Epigramme gar nichts erfahren, so ist auch für Kallistratos die Beschreibung der Motive nebensächlich. Wo er aber hierin genauere Angaben macht, da dürfen wir ihnen Vertrauen entgegenbringen, da seine Erfindung, nach dieser Richtung hin thätig zu sein, eben gar keinen Anlass hatte. Am sorgfältigsten sind die Motive beim Narkissos und bei unserem Eros beschrieben. Und so ist denn auch wirklich der erstere, wie ich glaube, in einer Statue des Vatican nachweisbar, welche mit Kallistratos völlig übereinstimmt[2]); und den Eros haben wir durch die Bonner Bronze kennen gelernt.

Mit Hülfe dieser kleinen Nachbildung der Bronzestatue des Praxiteles zusammen mit der Beschreibung des Kallistratos können wir nun doch einen ungefähren Begriff gewinnen von einer der originellsten und reizendsten Erfindungen jenes grossen Künstlers.

---

1) Arch. Ztg. 1885, 94.

2) Die Statue mit der Inschrift Φαίδιμος am Baumstamme, s. Löwy Inschr. gr. Bildh. No. 433. Ihr rechter Arm und der linke Vorderarm sind ergänzt. Der Baumstamm ist durchhöhlt; sie stand also an einem Brunnen, auf dessen Wasserspiegel sie mit trübem Ausdruck herabsah; das Haar fällt auffallenderweise hinten im Nacken lang herab, ein charakteristisches Detail, das Kallistratos auch an seinem Narkissos hervorhebt; er hat ein Gewand, das auf der rechten Schulter geheftet ist und, um den linken Arm gewickelt, nur die Hand freilässt, auch dies ganz wie bei Kallistratos; nur soll es bei letzterem über das Knie herabgereicht haben; indess ist die Stelle corrupt überliefert (vgl. Jacobs Ausg.). In die an der Statue verlorene Rechte dürfen wir, Kallistratos folgend, eine Syrinx ergänzen. — Ich bemerke nachträglich, dass schon Wieseler, Narkissos, Gött. 1856, S. 36 (bei Löwy a. a. O. zu citiren vergessen) diese Statue auf die Beschreibung des Kallistratos bezogen hat.

4. Der Römergang in Köln.

Von

M. Mertz.

Köln am Rhein! Wer kennt sie nicht, die altehrwürdige Stadt, die, in mächtigem, malerischem Halbbogen am linken Ufer des Rheinstromes gelegen, weit hinausschaut in die niederrheinische Tiefebene! Wen ergreift es nicht eigenthümlich, wenn er den Namen der alten „Colonia Agrippinensis" hört, mag er sie nun aus eigner Anschauung kennen, oder aus den Blättern der Geschichte. Fast zwei Jahrtausende steht sie; ihr Fundament wurzelt in klassischer Zeit, die Stürme des Mittelalters brachen sich an ihren Mauern, und erhobenen Hauptes schaut sie in die neue Zeit, sie, die treue und starke Tochter des mächtigen deutschen Reiches. Dem Phönix gleich hat sie sich unter unsern Augen verjüngt, hat gewonnen an Körperkraft und Schönheit, und steht nun da, wie die starke Eiche, die weithin ihre schattigen Aeste ausstreckt und in ihrem Schatten auszuruhen einlädt.

Die alten Mauern des Mittelalters, die die Brust des Stadtkörpers so enge schnürten, sind gefallen, und frisch aufathmend, saugt Köln neue Lebensluft ein. Palast reiht sich an Palast auf dem breiten Gürtel der Ringstrasse, der sich sanft und gefällig um die Stadt vom Rheine zum Rheine zieht. Und es weht der frische Hauch des neuen Köln auch das alte an, mahnend und fordernd, nicht zurückzubleiben hinter dem Fortschritt der Neuzeit, und dem staunenden Auge bietet ein neuer Anblick sich dar. Die Altstadt hörte den Mahnruf, und ein Prachtbau nach dem andern entwächst dem alten Boden.

So wetteifern Altstadt und Neustadt Köln in der Schönheit ihrer Privatbauten; aber auch die öffentlichen Institute regen sich. Zunächst ist in dem Bebauungsplane der Neustadt Gottes nicht vergessen worden: auf schönen Plätzen werden demnächst Gotteshäuser sich erheben, würdig dem erhabenen Zwecke, dem sie dienen, wür-

dig auch den alten Kirchenbauten des Mittelalters, die der Stadt den stolzen Namen des „nordischen Rom“ eintrugen. So sehen wir alle Stände und Gewerbe, des alten Köln wie des neuen, in regem Wetteifer begriffen, wieder wahr zu machen den alten Spruch:

„Köllen eine kroyn
„Boven allen stedten schoin!“

Von Denkmälern der Römerzeit, welche der Boden neuerdings wieder bei Anlage der Neustadt in grosser Menge liefert, hat die über der Erde stehende Stadt nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. Von einem grossartigen unterirdischen römischen Bauwerke, das bereits in diesen Jahrbüchern[1]) von L. Schwörbel geschildert worden ist, der auch über die Entdeckung dieses ursprünglich als Kanal betrachteten Ganges Nachricht gibt und jene Beschreibung durch einen Situationsplan erläutert, theilt Schwörbel einen Bericht des Stadtbaumeisters Weyer an den Oberbürgermeister über den im Jahre 1830 entdeckten Kanal mit. Darin ist gesagt: „Der Kanal ist im Lichten 3′9 breit und 7′9 hoch, also geräumig genug, dass 2 Mann neben einander durchgehen können.“ Wir können hinzufügen, dass auch ein Reiter, der sein Pferd führt, hindurchgehen konnte. Weyer liess den Kanal, der bis beinahe unter den Schluss des Gewölbes mit Lett, Flusssand, Kies und Bauschutt angefüllt war, auf eine Länge von 40′ reinigen. Später war er, wie Archivar Fuchs berichtet, bis auf eine Länge von 462′ aufgeräumt. Schwörbel sagt, dass der Gang unterhalb des Hauses Kleine Budengasse No. 3 durch Schuttmassen versperrt und nach Unter Goldschmied hin durch eine moderne Ziegelmauer geschlossen sei. Er führt die Mittheilung des Herrn Justizrathes Schenk an, dass oben im Gewölbe in bestimmten Zwischenräumen viereckige Luft- oder Lichtschachte angebracht seien. Auch schliesst er, dass der Gang wahrscheinlich zu Vertheidigungszwecken gedient habe. Die Herren Proff. Klein und Schaaffhausen, welche den Gang im Sommer 1888 besichtigten, schlossen sich dieser Ansicht an. Spuren bewegten Wassers sind nicht vorhanden; sie würden nicht fehlen, wenn derselbe längere Zeit als Kanal für den Abfluss eines Wassers gedient hätte. Statten wir dem „Römergang“, zu dem man in der Restauration „Im Römer“, Unter Goldschmied No. 48 gelegen, jetzt auf bequemer Treppe hinabsteigt, einen Besuch ab. Welch'

1) Rhein. Jahrb. LXXXII 1886, S. 15.

ein Anblick, wenn der von vielen Gasflammen erleuchtete Römergang tief unter der Erde vor unsern Blicken sich aufthut!

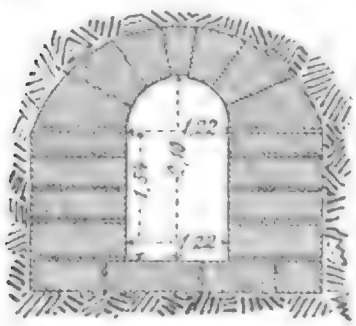
Das Haus „Im Römer" bildet die nordöstliche Ecke des von den Strassen Kleine Budengasse und Unter Goldschmied gebildeten Kreuzwegs. Siebenzehn Treppenstufen steigt man zuerst hinab und gelangt zu der im Souterrain gelegenen Küche des Restaurants, weitere acht Stufen führen in einen kleinen Raum, von wo aus eine eiserne Wendeltreppe von sechsundzwanzig Stufen uns auf den Boden des Römerganges bringt. Das am Eingang der Wendeltreppe angebrachte Schild besagt:

„Römergang, 350 Fuss lang, 30 Fuss unter dem Strassenpflaster."

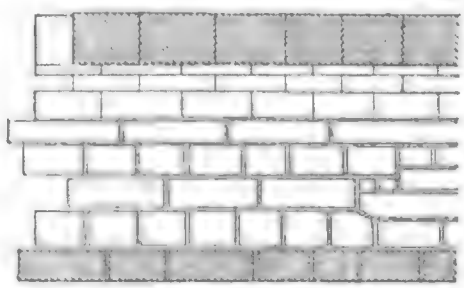
Eine Länge von 350 Fuss wird der Römergang wohl haben, soweit er hier freiliegt; wir massen von der Wendeltreppe bis zum westlichen zugemauerten Ende 96 m = 305,88 Fuss, während von der Wendeltreppe nach Osten auch noch eine Strecke des Ganges frei ist.

Der Bau ist aus Tuffquadern errichtet. Schwörbel bemerkt, dass ein Theil des Materiales zu andern Zwecken schon benutzt gewesen zu sein scheint, indem viele Quadern mit einer durchlaufenden Rinne versehen sind, welche mit kleinen Tuffsteinen ausgefüllt ist, um die Tragfähigkeit der Steine nicht zu beeinträchtigen. Was die Höhe des Ganges zunächst betrifft, so beträgt dieselbe an der Wendeltreppe, also am östlichen Anfang im Gewölbescheitel 2.40 m, nach Schwörbel 2.45 m, während sie am westlichen Ende, in der Nähe der Hochstrasse, nur noch 2.10 m beträgt. An der Sohle ist die Breite anfänglich 1.12 m, am Gewölbeanfang 1.22; dagegen beträgt sie am westlichen Ende sowohl an der Sohle wie am Gewölbeanfang 1.22 m, nach Schwörbel 1.20 m. Das Gewölbe selbst, halbkreisförmig, ist im Scheitel 0.60 m stark und besteht aus sieben Tuffsteinschichten. Die Schlusssteinschicht ist an der innern Gewölbefläche 15 bis 23 cm breit; die übrigen Gewölbeschichten, 3 rechts und 3 links von der Schlussschicht, haben dagegen an der innern Gewölbefläche 26 bis 28 cm Breite. Die Aussenseiten der Gewölbesteine sind flachbogig gearbeitet, so dass die Begrenzung des gesammten Mauerwerks im Querschnitt einem Viereck entspricht, dessen obere Seite eine Bogenlinie ist bei ca. 3.35 bis 3.50 m Breite, 2.20 seitlicher und 3.50 m Höhe in der Mitte. Die Lagerfugen der einzelnen Gewölbesteine sind sehr schwach; daher sind jedenfalls die aufeinanderliegenden Steinflächen

sehr eben und gleichmässig gearbeitet. Die Gewölbesteine selbst sind 50—75 cm lang. Die beiden Widerlagsmauern sind am untern Ende des Ganges 1.77 m hoch, am oberen Ende nur 1.54 m. Sie bestehen aus fünf bezw. vier horizontalen Tuffsteinschichten von 26 bis 40 cm Dicke mit 3—4 cm dicken Mörtelfugen. Die einzelnen Steine haben eine Länge von 60 bis 120 cm, sind stellenweise auch noch länger, sogar 1,50 m lang, die Stossfugen sind überall 3—4 cm breit. Was die Stärke der beiden Widerlagsmauern betrifft, so beträgt dieselbe, wie an einer durchbrochenen Stelle in der Nähe der Wendeltreppe gemessen werden kann, 1.12 m. Die Sohle des Ganges endlich besteht aus einzelnen, verbandmässig zusammengefügten Tuffsteinquadern von ca. 40 cm Dicke und verschiedenen Längen und Breiten. Sie hat bei der oben angegebenen Länge von 96 m nach der Hochstrasse zu eine Steigung von 0.74 m. Die Tiefe des Ganges unter dem Strassenpflaster der Grossen Budengasse und zwar da wo der Luftschacht sich befindet, beträgt genau 9.4 m, so dass die auf dem Plakate bezeichnete Tiefe von 30 Fuss fast genau angegeben ist. Da die Höhe der Grossen Budengasse an Unter Goldschmied über dem Kölner Pegel 16.5 m beträgt, so liegt also die Gangsohle 7.1 m über dem Kölner Pegel. Diese Höhe stimmt auch überein mit der von Herrn Bauinspektor Steuernagel gemachten Angabe. Die hier abgebildeten zwei Quer- und Längsschnitte des Römergangs sowie der Lageplan nach eigenen Aufnahmen, geben ein anschauliches Bild des aus mächtigen Quadern hergestellten Bauwerks, dessen vortreffliche Erhaltung für die Dauerhaftigkeit des dazu verwendeten Materiales spricht.



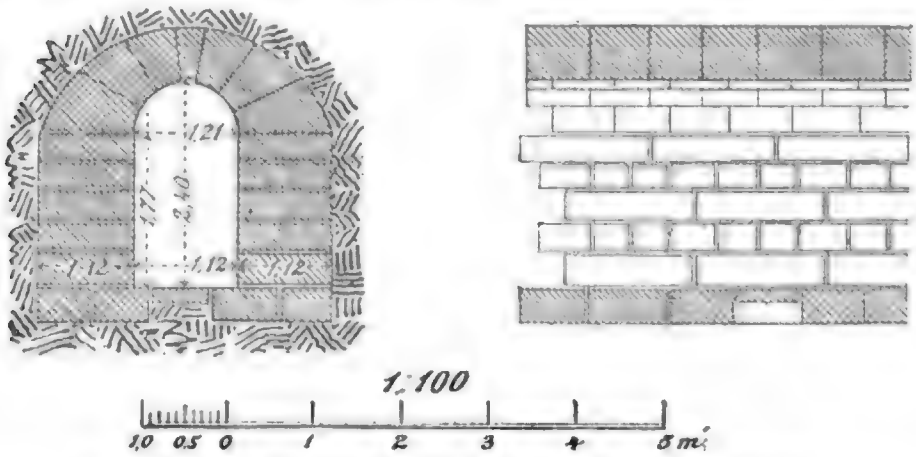
Querschnitt bei A.



Längenschnitt.

Die Richtung des Römerganges geht von Osten nach Westen. Sein östlicher Anfang ist am Rhein d. h. an der alten Ufermauer

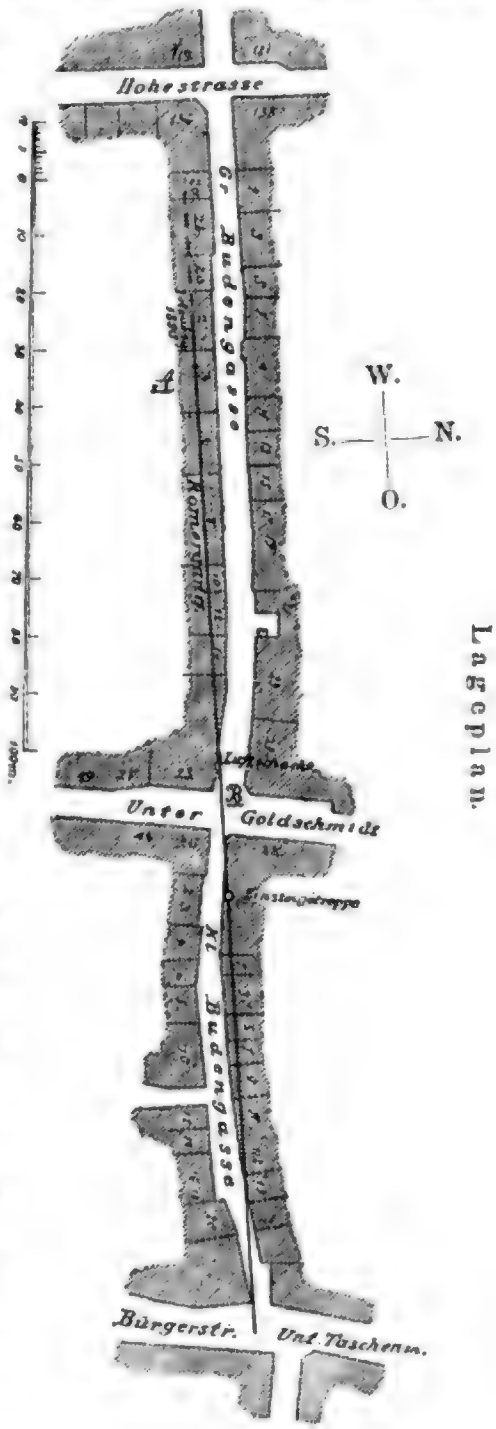
des Stromes, etwa am Hause Bürgerstrasse - Ecke Altermarkt. So ist man bei der Erbauung der Häuser Kleine Budengasse No. 11 und No. 11 A vor etwa vier Jahren beim Ausheben der Fundamentgruben auf das Mauerwerk des Römerganges gestossen, und ebenso ist im Frühling des Jahres 1889 beim Anfertigen des Strassenkanals in der Bürgerstrasse der Römergang ca. 1 m unter der Kanalsohle gefunden worden, und zwar da, wo die Kleine Budengasse einmündet. Herr Hohrath, der bei den Kanalarbeiten beschäftigt war, hat das Gewölbe des Römerganges freilegen lassen und einen genauen Lageplan angefertigt. In einem Berichte des Herrn Metzger an den Bauinspektor Steuernagel heisst es: „Bei Kanalisirung der Bürgerstrasse an der Kreuzung der Kl. Budengasse ist ein Probeloch gemacht worden. Wir sind dabei in einer Tiefe von 3.70 m unter Terrain auf Mauerwerk gestossen; eine eingehende Untersuchung konnte damals aus technischen Gründen nicht vorgenommen werden. Wenn das aufgefundene Mauerwerk das Gewölbe des alten Römerkanals war, so ergibt sich aus der übereinstimmenden Tiefenlage, dass das alte Römerkanalstück der Budengasse in gleichmässigem Gefälle und in gerader Richtung sich bis zur Stelle des aufgefundenen Gewölbemauerwerks erstreckt". Das Probeloch ist nach dem von Herrn Stübben gütigst mitgetheilten Situationsplan von dem zugemauerten Ende des Römergangs unter Kl. Budengasse 9 ca. 43.0 m entfernt. Der Römergang liegt nicht genau in der Richtung der Budengasse, sondern er schneidet anfäng-



Querschnitt bei B. Längenschnitt.

lich die Kleine Budengasse, erstreckt sich unter den Häusern der

Nordseite her, kreuzt die Strasse Unter Goldschmied und geht unter den Häusern der Südseite der Grossen Budengasse weiter. Daher erklärt sich auch die starke Einsenkung des Gewölbes, die an einer Stelle des Ganges vorhanden ist, und jedenfalls von dem Druck herrührt, den die darauf stehenden Gebäude in der Grossen Budengasse verursachen. Als im Jahre 1890 das Haus Gr. Budengasse 2 abgebrochen ward, wurde bei der Fundirung des Neubaues im September d. J. $3^1/_2$ m hinter der Baufluchtlinie das Gewölbe des Römerganges durchbrochen und ein starker Pfeiler in dem Gange aufgemauert. Wo aber endet der Gang? Diese Frage wird wohl noch offen bleiben müssen; denn wie weit der Gang über die Hochstrasse hinaus nach Westen weiter geführt ist, das ist noch nicht festgestellt worden, da es noch nicht gelungen ist, im Zuge der neuen Ludwigstrasse Spuren des Römerganges ausfindig zu machen. Beim Kanalbau in der Hochstrasse ist man mit dem Mauerwerk des Römerganges nicht in Berührung gekommen. Das hat nun zwar seinen Grund darin, dass der dortige Kanal nicht tiefer als ca. 4.50 m unter dem Strassenpflaster liegt, während der Scheitel des Römerganges mindestens 6.70 m unter dem Pflaster liegt. Sehr zu wünschen wäre es, (die Kosten wür-



Lageplan.

den keine allzugrossen sein) wenn die weitere Fortführung des Ganges nach Westen festgestellt werden könnte. Im Publikum sind darüber zwei Ansichten: die eine nimmt an, dass der Gang bis zur Minoritenkirche am Museum geführt, wo die römische Präfektur gestanden habe; die andere lässt ihn noch weiter gehen und zwar bis zum alten Ehrenthor. Endlich müssen wir noch die Frage zu beantworten suchen: „Wozu hat der Römergang gedient?“ Es ist dies allerdings eine Frage, über welche wir bis heute nur Muthmassungen haben können und die vielleicht erst dann mit Bestimmtheit beantwortet werden kann, wenn der Gang in seiner ganzen Ausdehnung bekannt ist. Das aber ist schon heute zu sagen, dass er als „Kanal“, also zur Regelung des Wasserabflusses nicht benutzt worden ist. Die quadratischen Oeffnungen von ca. 0.50 m Seite, welche früher in der Gangsohle in Abständen von ca. 5.0 m vorhanden waren und durch den Eigenthümer des Hauses „Im Römer“, Herrn Waxweiler, in den Jahren 1886 und 1887 zugeplattet worden sind, haben wahrscheinlich den Zweck gehabt, das von der Rheinseite her eingetretene Wasser rasch verschlingen zu lassen. Die Feuchtigkeit des Fussbodens könnte vielleicht unserer Ansicht widersprechen; doch diese rührt, ganz abgesehen von Rohrbrüchen und dergleichen, gewiss auch noch von anderen Umständen her, denn der Gang, soweit er bekannt und frei liegt, ist in der neueren Zeit zu gar Vielem benutzt worden. Welcher alte Kölner erinnert sich nicht, zur Zeit, als man noch keine Eis- und Bierkeller kannte, des freudigen Ereignisses, wenn der Bierbrauer Schorn in der Grossen Budengasse den Anstich seines Lagerbiers bekannt gab? Der Römergang war es, den der praktische Bierbrauer zur Unterbringung seiner Lagerfässer benutzte und so das herrlichste Nass dem durstenden Bürger spenden konnte.

Wozu aber, wenn nicht als Kanal, hat denn der Gang gedient? Da müssen wir antworten: sehr wahrscheinlich zu militärischen Zwecken. Welcher Art aber diese waren, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Jedenfalls aber ist der Gang nur zum Durchgehen benutzt worden und nicht zum Durchfahren; denn es sind nirgendwo Spuren von Eindrücken der Radachsen vorhanden, die doch sonst in dem weichen Tuffstein hätten entstehen müssen. Die einzelnen schadhaften Stellen in den Widerlagsmauern hat Herr Waxweiler vor einigen Jahren ausbessern lassen; er versichert uns,

dass die Tuffsteine hinter der 10 bis 15 cm starken Ziegelstein-Ausbesserung noch sehr fest seien.

Soviel sei über diesen Gang gesagt, der ohne Zweifel aus römischer Zeit stammt, und noch heute, nach fast 2000 Jahren, in seiner ganzen Dauerhaftigkeit und Schönheit uns entgegentritt, ein unterirdisches, würdiges Denkmal der zähen Arbeitskraft des römischen Volkes.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden hatte Herrn Stadtbaurath Stübben beauftragt, das Profil des Römergangs unter der Grossen und Kleinen Budengasse an 3 verschiedenen Stellen aufnehmen zu lassen, was durch Herrn Architekten H. Clef im Juni 1890 geschehen ist. Der erste Durchschnitt an der Einsteigetreppe unter dem Wirthshause „Im Römer" an der Ecke der Kleinen Budengasse und Unter Goldschmied zeigt folgende Maasse: Höhe des Ganges 2.42, obere Breite am Beginn der Wölbung 1.24, Breite an der Sohle 1.15, Dicke der Gewölbedecke in der Mitte 0.60, die des Bodens 0.40, Stärke der Seitenwände 1.20 m. Der zweite Durchschnitt ist gemessen 50 m weiter, von Unter Goldschmied westlich nach der Hochstrasse. Hier ist der Gang 1.84 m hoch, oben 1.22, unten an der Sohle 1,17 breit, die Gewölbedecke ist 0.60, der Boden 0.40 m dick, die Seitenwände sind 1.20 m stark. Der dritte Durchschnitt, 96 m von Unter Goldschmied westlich nach der Hochstrasse, an dem zugemauerten Ende des Ganges gemessen, ergab eine Höhe von 2.10 m, eine obere Breite von 1.22, eine untere von 1.22, die Gewölbedecke war in der Mitte 0.60, der Boden 0.40, die Seitenwände 1.20 m stark. Man war früher der Meinung, der Gang sei dachförmig mit einer sogenannten Gratlinie in der Mitte abgedeckt. Ich fand eine solche nicht. Nach Mittheilung des Herrn Hohrath, der eine genaue Aufnahme des Ganggewölbes in der Bürgerstrasse gemacht hat, ist die Rückenfläche des Gewölbes abgerundet. Von einer Abdeckungsschicht hat auch er nichts bemerkt. Er gibt an, dass die zwischen den kürzeren Gewölbequadern und den breiteren Seitenmauern des Ganges entstandenen äusseren Zwickel mit kleinen Steinen fest und dicht ausgemauert waren. Ob an allen Stellen auf diese Weise das Gewölbe hintermauert ist, bleibt ungewiss.

Wegen der ausschliesslichen Verwendung des Tuffsteins zur Errichtung dieses Bauwerks glaubt Professor Schaaffhausen, dass dasselbe der Mitte oder zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach

Chr. zugeschrieben werden könne. Er schreibt: „Für andere Römerbauten aus diesem Material ist durch Legionsstempel oder Münzfunde eine solche Zeitbestimmung möglich gewesen. Noch vor 25 Jahren wurde die Behauptung aufgestellt, dass die Römer den Tuff aus dem Nette- und Brohlthal wohl zu Grabsärgen und Altären, aber niemals zu Bauwerken gebraucht hätten. Geh. Rath von Dechen[1]) hat das Irrige dieser Annahme durch Anführung zahlreicher Römerbauten am Mittel- und Niederrhein nachgewiesen. Das römische Castrum von Niederbiber bei Neuwied wie das von Bonn waren aus Tuffsteinquadern gebaut, sie wurden an verschiedenen römischen Mauern zwischen Engers und Mühlhofen nachgewiesen, die Villen von Allenz und Walldorf waren daraus erbaut. Dasselbe Material fand sich beim guten Mann in der Nähe von Weissenthurm, an den römischen Mauern bei der Kirche St. Maria im Capitol zu Köln sowie an der römischen Wasserleitung im Kölner Dom, an dem 1843 entdeckten Columbarium zu Weiden, auf dem Droste-Hülshoff'schen Grundstück in Bonn, wie auf dem des H. Theod. Schaaffhausen an der Coblenzerstrasse daselbst, aber auch am Niederrhein bei Calcar, in Castra vetera und in der Colonia Trajana von Xanten; an den beiden letzten Orten kommt Tuffsteinmauerwerk zugleich mit Ziegelsteinbau vor, der erst in späterer Zeit grössere Verwendung fand. Dechen führt unter den Tuffsteinbauten auch den Römergang an, den er als Kanal bezeichnet. Man darf vermuthen, dass zahlreiche Kirchen des Mittelalters in unsern Rheingegenden aus Tuffquadern römischer Ruinen errichtet worden sind, von denen sich deshalb oft so wenig über der Erde erhalten hat. Dieses vortreffliche und dauerhafte Baumaterial konnte immer wieder neue Verwendung finden. Von Erzbischof Bruno wird berichtet, dass er die Reste der Constantin's Brücke zu Köln habe abtragen lassen, um daraus die Kirche St. Pantaleon zu bauen, deren älteste Theile thatsächlich aus Tuffstein bestehen. Es ist möglich, dass die Tuffquadern des römischen Castrums in Bonn zum Bau der St. Martinskirche sowohl, wie zu der von Conrad von Hochstaden erbauten Befestigung dieser Stadt benutzt worden sind. Der Thurm des letzten noch erhaltenen Sternthores in Bonn besteht aus Tuffquadern, aus denen auch wohl die übrigen Stadtthore bestanden haben. Sind doch in ähnlicher Weise in Napoleo-

1) Rhein. Jahrb. XXXVIII 1865, S. 14.

nischer Zeit die Trachytquadern der Kirche von Heisterbach nach Wesel verschifft worden, wo sie zum Bau des Rhein und Maas verbindenden Nordkanals hätten Verwendung finden sollen."

Alle Alterthumsfreunde müssen wünschen, dass für die Erhaltung des hier beschriebenen bemerkenswerthen und einzigen Baudenkmals der Römerzeit in Köln die städtische Behörde die erforderlichen Massregeln trifft und auch die gewiss nicht grossen Geldmittel bewilligt zu einem Versuche, den weiteren Verlauf des Römerganges frei zu legen.

---

5. Die westfälischen Domkirchen.

Von

J. B. Nordhoff.

III. Der Dom zu Minden.

Die Weserstadt am „Thore Westfalens" war in Vorzeiten an günstiger Lage und weitverzweigtem Verkehre den grössten Plätzen Sachsens ebenbürtig und jedem Punkte im Norden Westfalens überlegen. Neben ihrem unversieglichen Strome liefen ihr bereits in Urzeiten, was mancherlei Funde der Umgegend bezeugen[1]), von allen Seiten Handels- und Verkehrswege zu und gleich im Anfange des sächsischen Christenthums sticht Minden als gelegener und bekannter Punkt ebenso mächtig hervor[2]), wie in Landesmitte das volkreiche Soest, obschon dies noch mehr Spuren einer urzeitlichen Cultur kennt[3]); dort weilten Könige und Landesgrosse mit Vorliebe.

Unter Karl d. Gr. tritt Minden zunächst als Missionsstätte mit einem weit über die Ostgrenze Westfalens schneidenden Wirkungskreise hervor, sodann und wohl kaum lange nach dem J. 805[4]) als Sitz eines Bischofes, dessen Sprengel jenseits der Weser, in

---

1) Vgl. meine Schrift: Das Westfalen-Land und die urgeschichtl. Anthropologie. Münster 1890, S. 26 (s. v. Münster) 37, 42, 43, 45, 46, 49).

2) Conf. Ruodolfi Annales Fuldenses ad an. 852 in Mon. Germ. Histor. I, 368: (Ludowicus rex) igitur in loco, qui appellatur Mimida super amnem . . . Visurgim . . . habito generali conventu tam causas populi ad se perlatas iusto absolvit examine, quam ad se pertinentes possessiones iuridicorum gentis decreto recepit. Vgl. Erhard, Reg. Histor. Westphaliae I, Nr. 406. Das schon im 7. Jahrhundert auftauchende Mineden (Lacomblet's Archiv f. Gesch. des Niederrheins II, 58, 63) ist jedoch Menden.

3) Vgl. mein Westfalen-Land S. 18, 28, 37, 41, 42 (s. v. Schneider) und Histor. Jahrbuch 1890, S. 293 ff.

4) H. Böttger, Die Einführung des Christenthums in Sachsen, 1859 S. 47. Westfäl. Urk.-Buch. Supplement Nr. 136, 157.

Niedersachsen, einen beträchtlichern Umfang hatte, als diesseits in Westfalen[1]); denn wie später die Archidiaconate häufig über die volksthümlichen Gaubezirke[2]), griffen in Sachsen und anderswo die Bisthümer häufig über die Völker- und Stammesscheiden hinaus und hier begegnete die Gründung des Bisthums wohl noch kaum einer ethnographischen Scheide von Westfalen und Sachsen, wie sie sich später ausgebildet zeigt[3]).

Trotz der Grösse des Sprengels gibt uns die Bischofsstadt im ersten Jahrtausende wenig andere Lebenszeichen einer Bau- und Kunsthätigkeit, als dass Helmward 952 seinem vielleicht aus einem Brande von 947[4]) wiedererbauten Dome[5]) die Weihe gab[6]) und zwar zu Ehren des h. Laurentius, Alexander und des jetzigen Patrons[7]) Gorgonius. Es handelte sich unstreitig[8]) um eine Basilika, und, da der nächste Dombau, von dem wir hören werden, ein Restaurationsbau und für damals in wenig Jahren zu Ende geführt war, so mag dies unter Benutzung älterer Bautheile geschehen sein. Desungeachtet hat bis heute vom Helmwardschen Dome wohl nichts den Wechsel der Zeiten überdauert, oder es müssten sich von ihm noch Reste unter dem jetzigen Domchore oder vielmehr in der einstigen Krypta wiederfinden. Bis dahin möchte als älteste Probe hiesiger Steinhauerei ein 1887 auf dem kleinen Domhofe ausgegrabener Steinsarkophag mit Deckel anzusehen sein; denn ob auch in

---

1) Vgl. Holscher's Karte in der (Westfäl.) Zeitschr. f. Gesch. und Alterthumskunde (1877) XXXV.

2) Vgl. meine Schrift: Haus, Hof, Mark und Gemeinde in Nordwestfalen, 1889, S. 27. Th. Reismann in der Westfäl. Zeitschr. 47 I, 45.

3) G. Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. V, 173 f. W. U.-B. Supplem. Nr. 353.

4) Vgl. Erhard Reg. H. W. I, Nr. 563 u. E. F. Moyer in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte IX, 250.

5) Die romantischen Sagen über die Verlegung des ersten Domes in das Schloss Wittekinds und dessen Bekehrung bei Calvör, Heidnische und christl. Niedersachen, 1714, S. 203, 205.

6) Erhard, Reg. H. W. I, 574.

7) Anfangs war es der h. Petrus (H. Kampschulte, Westfäl. Kirchen-Patrocinien, 1867, S. 127); doch fand die Translation der Reliquien des h. Grogonius hierher jedenfalls frühzeitig nach der Gründung des Bisthums statt. Moyer a. O. IX, 254.

8) Vgl. die bezüglichen Bemerkungen über den Dom zu Paderborn in den (Bonner) Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden H. 89, S. 165.

der Gesammtform noch den alten Einbäumen gleich[1]), knüpft er doch mit den steigenden Maassen zu Häupten an die einfachen Leichensteine des 11. Jahrhunderts[2]), und da das vorgesehene Kopfloch ebenso den Sarkophagen Bernward's von Hildesheim (1022)[3]) und des hiesigen Bischofs Bruno († 1055)[4]) eignet und das Steinmaterial selbst ein entwickelteres Handwerk voraussetzt, so scheint das Alterthum nicht über die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts zurückzudatieren.

Im neuen Jahrtausende gehen auch, sicherlich zunächst angeregt von Meinwerk's Schöpfungen zu Paderborn, der Weserstadt schöne Kunstbestrebungen und mehrere Stiftungen auf, welch' letztere den kleinen wie den monumentalen Künsten die nachhaltigsten Impulse gaben — so namentlich nächst der Klosterkirche der h. Maria 1000[5]) die Stiftskirche der HH. Martinus und Ulrich 1009[6]), unter dem schaffensfrohen Bischofe Sigebert (1022—1036) Kirchengeräthe von Metall und neun herrliche Bücher mit Miniatüren und Prachtbänden[7]),

1) L. Lindenschmit, Handb. der deutschen Alterthümer I, 98 ff. Landois und Vormann im Archiv für Anthropologie XXVII, 339. Die Einbäume selbst erscheinen hiernach noch lange von den Christen benutzt.

2) z. B. des Bischofs Herman I († 1042) in der Liebfrauenkirche zu Münster. Organ f. christl. Kunst (1868) XVIII, 127 — selbst noch des Osnabrücker Bischofs Gotschalk († 1119) zu Iburg bei W. Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen VI, Taf. V.

3) St. Beissel in den Stimmen aus Maria-Laach XXXVIII, 364.

4) Ausführlich beschrieben bei Herm. de Lerbecke, Chronicon episcop. Mindense ap. Leibnit. SS. rer. Brunwicens. II, 171.

5) Erhard, Reg. I Nr. 701. Vgl. Chronicon episcopor. Mindens. apud Pistorium, SS. rer. Germ. p. 725.

6) W. U.-B. Suppl. Nr. 616; dagegen heisst es im Decerptum ex annalibus vetustis Mindensibus ap. Harenberg (= Storch), Monum. histor. adhuc inedita 1758 I, 163: Canonici ex Angari (Engern) translati in Mindam ad S. Martini ...

7) So vermuthlich ein noch zu Minden befindliches Plenarium mit dem Juramentenbuche der Domofficianten, gebunden in grünem Sammet, der Vorderdeckel belegt mit vergoldetem Silber, an den Rändern mit Ciselirungen und Edelsteinen und mitten mit einer Elfenbeinsculptur, welche in lebendiger Weise die Himmelfahrt Christi vorstellt; — unter den auswärtigen ein liber sacramentorum in kl. 4° zu Berlin (Königl. Bibliothek): den Deckel schmücken die vier Evangelisten aus Elfenbein, den Text zwei Miniaturen auf Goldgrund; eine davon enthält die Kreuzigung mit grünem Kreuze und schlanken, doch nicht unedeln Figuren. Vgl. Lerbecke a. O. II, 169—170. Einzelbeschreibung bei Bethmann im Arch. f. aelt. deutsche Geschichtskunde VIII, 844; E. Dümler im Anzeiger f. Kunde deutsch. Vorzeit XXIII, 289 und in meiner Abhandlung: Westfäl. Zeitschr. 39, I, 158.

sodann die Klosterkirche des h. Mauritius auf dem Werder 1042, wohl noch früher die Markkirche des h. Johannes des Täufers[1]), etwas später die Simeonskirche[2]) — also bis zur Mitte des Jahrhunderts alle grösseren Gotteshäuser, ausgenommen jenes des h. Evangelisten Johannes[3]) (1206) und das Stift des h. Paulus (1236).

Kurz nach der Mitte vereinte sich die bisher geübte Bauthätigkeit auf die Domkirche — diese wurde 1062 mit fast allen Zierden, Weihestücken und Reliquien von einer allgemeinen Feuersbrunst hingerafft und unter dem Bischofe Eilbert (1055—1080) wieder hergestellt[4]). Wie einzelne Kleinodien[5]), mögen im Brande auch gewisse Bautheile erhalten und im Neubaue wieder verwerthet sein. Dahin gehört jedenfalls mit sehr beträchtlichen Resten die ursprüngliche Krypta.

Eine Krypta von späteren Anschauungen verkannt, steckt unter dem heutigen Domchore, wie das schon dessen Hochlage[6]) und die vermauerten Oeffnungen der Nordwand verrathen. Noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts war sie zugänglich und trotz aller Entstellung in einem Zustande, der eine „Reconciliation" mit der Kirche nicht auszuschliessen schien. Die damals herrschende

---

1) St. A. Würdtwein, Subsidia diplomatica (1775) VI, Nr. 98. Chronicon Mindense apud Meibom SS. rer. Germ. I, 563. Ueber Bestimmung und Patronat vgl. J. Evelt in der Zeitschr. f. G. u. A. 31, II, 123. In den Städten, wo mehrere Kirchen sind, ist . . . eine Johanneskirche oft die älteste. H. Kampschulte, Die westfälischen Kirchen-Patrocinien 1867, S. 190.

2) W. U.-B. Supplement Nr. 616.

3) Eine der ältesten dieses Patronats „bei uns". Kampschulte a. O. S. 193.

4) Erhard, Reg. I, Nr. 1089, 1131; Bischof Anno begründet 1183 sein Bittschreiben an das Kloster Corvey um Ueberlassung von Reliquien mit dem Hinweise, quam irreparabile damnum ecclesia nostra ex incendio sub antecessore meo bone memorie Egilberto passa sit, in quo non tantum omnia ornamenta, cleinodia et donaria ab ipso fundationis tempore fideliter custodita uno die perierunt, sed . . . tot sanctorum reliquie nunquam reparande, magna profecto iactura . . . Nach Falke's Abschrift Coll. I, S. 721 im braunschweigischen Archive zu Wolfenbüttel.

5) So ausser den vorhin Nr. 7 angeführten Stücken eine Reliquienbüste der h. Magdalena aus Eichenholz 1072 (also zur Domweihe) mit Silberblech überzogen. Vgl. Katalog z. Ausstellung westfäl. Alterthümer 1879, Münster Nr. 403.

6) Damit vereinigt sich schwerlich der von L. v. Ledebur vermerkte „Brunnen mitten im Chore" in der S. 81. N. 2 genannten Schrift.

Ansicht, sie sei noch von Papst Leo eingeweiht[1]), also ein Nachlass des ersten Dombaues, bezeugt genugsam, wie alterthümlich sich ihr Architekturbild gegenüber dem Dome ausnahm, und vielleicht ergibt einst ihre Blosslegung auch noch Ueberbleibsel vom Helmwardsbaue; spätestens ist sie im Ganzen eine Anlage Eilberts; denn der nächste Chorbau nach ihm ist der bestehende und mit dessen Aufbau ist die Krypta ausser Gebrauch gesetzt und beschnitten.

Was ist nun vom Eilbertschen Neubaue zu sagen? Die Untersuchung sei vorab dem Westwerke des Domes zugewandt und mit der Bemerkung eingeleitet, dass sich unser Hauptziel, die Chronologie, hier leichter als anderswo feststellen lässt, indem die Forschung seither eifrig um den ganzen Dombau und dessen Bauabschnitte bemüht war.

Das in der Jugendfrische seines Stiles kraftvoll und imposant aufsteigende Langhaus zog früh die Augen der Romantiker[2]) wie der Geschichtsfreunde auf sich und von ihm ging die Baubetrachtung schon der Vollständigkeit halber auf die jüngeren und älteren Bautheile im Osten und Westen über.

Die Bahn brachen G. Kallenbach und J. Schmitt[3]) (1850)

---

1) Lerbecke l. c. II, 165 bemerkt zu Helmward's Domweihe (952): altare vero maius tunc consecratum propter aedificium novum circa idem altare, ut apparet, postea apponitur (?), et cripta, quae erat sub choro, prout evidenter in presentiarum videtur, ad ecclesiae decorem deposita fuit, et adhuc non reconsiliatum apparet, sed violatum. Nam creditur, quod per beatum Leonem (papam) consecrata sit, sicut superius expressum est tempore Karoli M. — Der sogen. Wattenstedius bei Paulini, Syntagma 1698 p. 6 spricht sich in ähnlichem Sinne aus mit dem Zusatze: Ego in cripta aliqua legi olim: HRMBTS SCS PTR und deutet die Inschrift auf den ersten Bischof von Minden. „Tiefe Nischen ... im Mauerwerk ... lassen, da man sie als später wieder theilweise zugemauerte Oeffnungen erkennen kann, auf einen — früher vielleicht benutzten — Raum unter dem Chore schliessen" (Tornow).

2) Wie D. Quaglio mit der Innenansicht in Lithographie. — Ihnen ist nicht beizuzählen C. Schimmel, Westfalens Denkmäler deutscher Baukunst und die Cistercienser-Abtei Altenberg bei Köln in mehreren lithographirten Blättern, Münster 1823, da sich die Aufnahmen für jene Zeit einer löblichen Treue befleissigen (Vgl. Liefer. 10: Ansicht und Innenschau); ebensowenig L. v. Ledebur mit seiner archäologischen Beschreibung des Domes in dem Ms.: Das Fürstenthum Minden und Ravensberg in Bezug auf Denkmäler der Geschichte, der Kunst und des Alterthums.

3) Die christl. Baukunst des Abendlandes Taf. 43, 1—3, VII, 1, VIII, 3. Weitere Illustrationen nennt W. Lotz, Kunst-Topographie I, 445, Nr. 1.

— ihnen folgte 1853 W. Lübke — enger oder weiter gefasste Abbildungen begleiteten ihr Wort. Geringe Schwierigkeiten machten die Perioden des Schiffes: das Westwerk erschien allgemein als ein Ebenbild der einstigen Westfronte des Hildesheimer Domes und als eine Leistung des 11. Jahrhunderts, bis F. v. Quast anlässlich einer Recension[1]) darin zwei verschiedene Niederschläge des Romanismus unterschied und schliesslich P. Tornow[2]) deren drei wie im Chorschlusse zwei Stilzeiten der Gothik erkannte.

An sich wurden die Bauperioden nach dem 11. Jahrhundert, wie angedeutet, unschwer ermittelt — dagegen das eine über das andere Mal ein Bedauern darüber laut, dass behufs ihrer näheren Zeitbestimmung so wenig Material vorläge[3]). Letzeres ist zutreffend und auch nicht zutreffend; denn schlichte Baudaten gibt es nicht — wohl schriftliche Angaben, woraus sich die vornehmeren Bauabschnitte ziemlich genau feststellen, und die seitherigen Jahresangaben[4]) zu Nichte machen lassen.

---

1) Der Schift von J. Kayser, Aus der Schatzkammer des Domes zu Minden, Paderborn 1867, im Correspondenzblatte des Gesammt-Vereins (1869) XVII, 5 f.

2) In den Mittelalterlichen Baudenkmälern Nieder-Sachsens (1883) III, 66—74 mit Text-Illustrationen und Aufnahmen, Bl. 125—132), — daran schliesst sich W. Moelle, Das Steinwerk der alten Fenster des Domes zu Minden i. W., Minden 1881 mit 7 Tafeln und kurzem, unbrauchbarem Texte.

3) Weil man sich nicht ernstlich darnach umgesehen hatte; die hiesigen Schriftquellen geben vielmehr, wie wir unten noch erfahren, recht dankenswerthe Aufschlüsse; es wurde sogar bezüglich des Ostbaues ausser Acht gelassen eine durch H. Lövinson, die Minden'sche Chronik des B. Watenstedt 1890 als Paullinische Fälschung erwiesene, aber bis dahin allgemein anerkannte Quelle. Darnach l. c. p. 30, 16 wurde unter dem allerdings durch ein Versehen und fälschlich gewonnenen Jahre 1289 die Translocation des im Inselkloster bestatteten Bischofs Bruno († 1055) ad novum ecclesiae maioris chorum ante summum altare bewerkstelligt nach Lerbecke l. c. II, 171, jedoch bloss ad novum chorum i. e. ecclesiae monasterii. An den Chorbau der Klosterkirche schloss sich, wie sich zeigen wird, nahe an jener der Domkirche.

4) Jene bei Kayser a. O. S. 5 nach Chroniken und Mittheilungen bestimmt oder vermuthlich 1160 für die Westfronte, 1210 für Chor und Kreuz, 1290 für das Langhaus, 1377—1379 für die Chorapsis; obgleich dieselben auch Quast a. O. S. 5. der innern Wahrheit entsprachen und Tornow geradezu maassgebend wurden, verfehlen sie, die letzteren etwa ausgenommen, durchaus ihr Ziel und hätten ohnehin so lange auf sich beruhen

Eilberts Schöpfung vollzog sich zwar in verhältnissmässig kurzer Zeit (1062—1072) und stellte, zumal der Oberbau des Thurmgebäudes wohl nicht einbegriffen war, ein für jene Zeit tadelloses Gebäude aus „köstlichen gehauenen Steinen“ [1]), wie seine Weihe eine ausserordentliche Feierlichkeit dar. Weil über den alten Dom die Feuersbrunst gerade während der Anwesenheit Heinrichs IV hereingebrochen, entschädigte der Fürst 1063 die Kirche mit einem ganzen Landgute [2]). Die Weihe wurde durch Theilnahme anderer Bischöfe und durch allerhand Weihgeschenke [3]) verherrlicht und das Gotteshaus zwei Jahre darauf von Eilbert noch mit weiteren Altären ausgeschmückt [4]). Das Langhaus hat anscheinend ohne besondere Schäden und Besserungen über zweihundert Jahre gestanden und die Hauptursache seines Falles war neben der inzwischen gestiegenen Prachtliebe offenbar Engräumigkeit.

Eilberts Westwerk steht grösstentheils noch heute. Um nun die Chronologie des breitbrüstigen Bautheiles zu klären, bedarf es zunächst, unter Ausschluss der gothischen Verstärkungen seine

---

sollen, als die schon von Quast dafür geforderten Belege nicht erbracht waren. Wahrscheinlich entnahm Kayser die beiden ersten Daten den chronologischen Tafeln von Fr. Mertens (1851) vielleicht in dem guten Glauben, dieser habe sie aus schriftlichen Quellen und nicht aus dem Stilgefühle geschöpft.

1) G. L. Wilms, Zur Gesch. des Gymnasiums zu Minden, 1860, S. 30.

2) Erhard, Reg. Hist. W. I, Nr. 1093.

3) Vgl. ob. S. 80, Nr. 5 und über den vom Bischofe Rudolf von Schleswig dargebrachten Reliquien-Schrein J. Kayser a. O. 65 Fig. 5a—5c. Auf die Domweihe mögen auch zurückgehen die den Balken eines Vortragekreuzes eingefügten Plättchen mit deutschem Kastenschmelz (cloisonné), vielleicht die einzigen Kleinodien dieser Ziertechnik im Lande. Vgl. v. Quast, Zeitschr. für christl. Archaeologie und Kunst II, 265 und Ausstellung der kunstgewerbl. Alterthümer zu Düsseldorf 1880 S. 151. — Durch Brände und anderes Missgeschick nicht mehr vertilgt oder verdorben konnten sich seit der Weihe allerlei Schätze der Kleinkunst (Reliquiarien, Kelche und Leuchter) bei der alten Bischofskirche anhäufen und manche noch bis heute erhalten (vgl. Katalog zur Ausstellung westfäl. Alterthümer S. 165 s. v. Minden, Dom.) Unter den Zierden von dreien überraschen uns vier antike Gemmen (J. G. Eccardus, De imaginibus Caroli M. Luneburgi 1719 Tab. I, Nr. 1, 8, 9, 10), welche vielleicht altsächsischen Götterstätten entstammen (vgl. mein Westfalen-Land S. 4, Nr. 4; S. 8, Nr. 1).

4) H. Finke, Forschungen zur westfäl. Geschichte in römischen Archiven und Bibliotheken: Westfäl. Zeitschr. 45 I, 154.

Hauptglieder nach ihrer ästhetischen und praktischen Bestimmung zu kennzeichnen.

Ungefähr auf zwei Drittel der Höhe sondert ein blos aus Platte und Schräge gemachter Horizontalfries einen schweren Unterbau von einem leichteren Oberbau. Jener zerfällt vertikal in zwei schmalere, viereckige Flankenthürme, die zugleich Treppenlagen sind, und in ein von diesen beiderseits durch eine Horizontalfuge getrenntes, breiteres Mittel; dies letztere wird im Westen von einem niedrigen Vorbaue begrenzt und dadurch ausgezeichnet, dass mit seinen Grundlinien die Spitze des Oberbaues congruirt. Ein breiter Westbau mit zwei Flankenthürmen zählte zu den Vorzügen vieler romanischer Kirchen in Niedersachsen und Westfalen[1]), doch wie mit ihm der Oberbau hier die Fronte zusammensetzt, hat diese allerdings nur wenig Gegenstücke[2]), darunter das 1839 beseitigte Thurmwerk des Domes zu Hildesheim[3]); auch dort lehnte an das Mittel ein Vorbau.

Das eine Denkmal erläutert das andere wie in der Zweckbestimmung, so in der Bauzeit der Theile. Da nun solche Westwerke mit viereckigen Flanken- und Treppenthürmen wohl kaum vor dem Jahre 1000 vollendet waren[4]), so würden beide frühestens im 11. Jahrhunderte, dem so gemächliche Treppenlagen recht zusagten[5]), entstanden sein. Auch das Mindener rührt im Unterbaue allen Umständen nach von der Eilbertschen Domkirche her[6]). Einer späteren Entstehung widerstreben seine massiven Mauermassen und der Gegensatz des zierlicheren Oberbaues, welcher bereits ins 12. Jahrhundert zu verrücken ist. Dann war das Vorbild des Ganzen offenbar der Hildesheimer Westbau, zumal dieser ihm auch an Alter wohl über dreissig Jahre vorangeht. Er ist nämlich vom Bischofe Godehard, der 1038 starb, spätestens von Hezilo bis 1061, also in jedem

1) Vgl. meinen Artikel III: Corvei und die westfälisch-sächsische Früharchitektur im Repertorium f. Kunst-Wissenschaft XII, 380, 382 ff.

2) (Das. XII, 382) und in der Anlage Nichts gemein mit einem Einthurme, von dem wohl gar die Rede ist.

3) Vgl. Auf- und Grundrisse bei G. Mithoff a. O. III, 101 Taf. II und dagegen Minden bei Tornow a. O. III, Taf. 128, 125.

4) Repertor. f. K.-W. XI, 161. XII, 381.

5) v. Quast Cor.-Bl. XVII, 5. Repertor. f. K.-W. XI, 161. Bonner Jahrbücher H. 88, 213, Westdeutsche Ztschr. VII, 321.

6) Moelle a. O. (Text) will indess das 10. Jahrhundert nicht unbedingt ausschliessen.

Falle früher errichtet, als das Mindener Werk — und zu Hildesheim bildete der westliche Vorbau unten Paradis, oben Glockenhaus[1]). — Zu Minden gewahrt man dieselbe Einrichtung, nur dass die Oberhalle des Vorbaues, jetzt wenigstens, niedriger ist, als dort das Glockenhaus.

Dieser Vorbau, ein längliches Viereck, mit einem Tonnengewölbe bedeckt, dem Kirchenkörper mehr vorgesetzt als eingegliedert, hatte einige bis auf einen jetzt vermauerte Eingänge und daher im Untergeschosse keinenfalls den Charakter eines Westchores[2]), sondern, dem Hildesheimer Muster entsprechend, jenen eines Paradises, trotzdem darin ein oder mehrere Altäre standen[3]). Anderseits gleicht er in der schlechten, zierlosen Behandlung geradezu dem anstossenden Unterbau des Westwerkes und daher sicher auch in der Bauzeit. Die Unterhalle des Thurmwerks erscheint zugleich als Vorhalle des Paradises.

Umgestaltet ist der Haupteingang im Westen: er war früher weit geräumiger und mit einem hohen Bogen, wovon Tornow noch die Anfänge erkennen konnte, überfasst; und falls dessen Feld keine Füllung hatte, so überragte die Oeffnung sogar die Wölbung des Paradises ähnlich nur in kleineren Maassen, wie zu Hildesheim, und da die ganze Westfronte wie nach dem sächsischen Vorbilde geschnitten erscheint, hat das Paradis wohl auch ein vollständiges Glockenhaus getragen, an dessen Stelle später die jetzige Oberhalle niedriger und reicher trat; das eigentliche Thurmmittel war stets nach aussen ohne Lichter und schon aus diesem Grunde für eine Glockenhalle untauglich.

Kehren wir zum eigentlichen Westwerke zurück, so tauchen Vertikalfugen zwischen dem Mittelstücke und den Seitenthürmen schon am einheitlichen Westbaue zu Corvey[4]) auf, und hier zu Minden spricht ihre verschobene Lage gegenüber den Thürmen

---

1) J. M. Kratz in der Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen, 1865, S. 369; da die hiesigen Angaben über Godehard's Dombau durchaus mit den Untertheilen des alten Hildesheimer Westwerkes harmoniren, können sie schwerlich von Hezilo schon wieder niedergerissen und erneuert sein. Vgl. Mithoff a. O. III, 101.

2) Wofür v. Quast a. O. XVII, S. 6 ihn ansprechen will.

3) Vgl. C. F. Moyer in der Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1853, S. 15.

4) Repertor. f. K.-W. XI, 161.

eher für eine Zusammengehörigkeit, als für eine ungleichmässige Entstehung der von ihnen zerschnittenen Theile. An diesen sind die Stilcharaktere dieselben und das Mittelstück wiederholt sich sogar in der Ostmauer[1]) des Thurmwerks oder vielmehr in der alten Westmauer der Kirche mit einem grossen Blendbogen. Wozu der Blendbogen in der Stirnmauer? Umfasste er etwa eine Oeffnung gegen die Oberhalle des Paradises, wie der kleine Mauerbogen unten in der westlichen Fronte der Abdinghofer Stiftskirche zu Paderborn wahrscheinlich den Eingang zu einem Westchore? Nein: alsdann hätte der Paradisbau das gleichartige Muster zu Hildesheim, welches wir nicht ausser Acht lassen dürfen, zu sehr an Höhe übertroffen — und thatsächlich enthält der Einschluss des Bogens nur eine vermauerte Thür zur (obern) Paradishalle; der grosse Mauerbogen diente hier also unstreitig halb zur Entlastung, halb zur Zierde, wie ja auch im 11. Jahrhunderte früher oder später zu Essen und zu Echternach die Doppelöffnungen des Thurmes oder der Schiffsarcaden von Bögen überfangen wurden. Diese Bestimmung wird erhärtet durch die alte Westwand der Kirche oder die Ostwand des Thurmwerks: in ihr erscheint der Mauerbogen von gleicher Höhe und Spannung geradezu als Rahmen einer niedrigen Arcade von drei Bögen und die Füllung zwischen dieser und dem Bogen wie ein grosses Tympanum. Die Arcade selbst ist vermauert, wie ihr Säulchenwerk zur Unkenntlichkeit verhauen — einst verband sie das Innere der Kirche hoch oben mit der Empore im Thurmmittel, wie sich ursprünglich eine solche auch in den Westwerken zu Osnabrück und Paderborn[2]) aufthat. Das Resultat ist: dass das Paradis und das anstossende Thurmwerk im Unterbau einheitlich entstanden und beide als Zeugen von Eilberts Domrestauration anzusehen sind.

Wie sieht's mit dem Oberbau aus und zunächst mit den

---

1) Ganz abweichend von der gleichartigen Erscheinung zu Gandersheim. Vgl. C. W. Hase in den Mittelalterl. Baudenkmalen Niedersachsens III, 54.

2) Bonner Jahrbb. H. 88, S. 205, 213, 214, 219. — H. 89, S. 170, 177. Zu Minden öffnet sich die Empore mittelst dreier Bögen über zwei Säulen nach dem Mittelschiffe hin, auch scheinen noch andere Ausbauten für die Empore vorhanden gewesen zu sein, wofür indess nur noch wenige unförmliche, vorspringende Steinreste sprechen. Kallenbach und Schmitt a. O. S. 47.

Hochgeschossen des Thurmwerks? Während das Untergeschoss noch die ganze Thurmbreite bespannt, macht das Obergeschoss mit ihm jederseits eine Stufe und steigt fast anderthalbmal höher (in den Maassen des alten Thurmmittels) empor wie eine Art von Eintburm. Durch das Horizontalgesimse wie die Maasse der Werkstücke vom Unterbaue, mit dem auch die Seitentreppen aufhören, gesondert, oben und unten von Arcaden durchbrochen, die besonders rhythmisch angeordnet sind, trägt der Aufsatz für Jedermanns Auge das Gepräge einer gleichzeitigen und, gegenüber dem Unterbaue, jüngeren Entstehung; wie in den separirten Schalllöchern kuppeln sich in den Arcaden allemal zwei Bögen unter einem weiteren Rundbogen oder es wechseln die Kuppelbögen noch mit wohlgegliederten Pfeilern. Die Säulchen sind verschieden an Bildung und einige ganz oder theilweise deutlich neueren Ursprungs; bei den älteren finden sich neben Würfelcapitälen mit leeren oder linearverzierten Wangen solche von antikischer Kelchform mit mehr oder weniger umstilisirten Blättern z. B. in der Art, dass von diesen zwei Reihen angeordnet und wie im Ganzen mit der Fläche, so auch mit der Spitze bereits anliegen[1]); gleichartige Bildungen bewahrt aus der Mitte des 12. Jahrhunderts die Godehardskirche zu Hildesheim[2]) und zwar an Capitälen mit mehreren Reihen von Blättern, wogegen an jenen mit nur zwei Reihen die Spitzen überschlagen. Zu Minden wechseln ferner unter den Basen solche mit und ohne Eckfüllungen; letztere erscheinen nicht in der jüngeren Form des Blattes, sondern in der älteren von Keilen; andere Basen fallen wieder auf durch steile Bildung, unter den Pfühlen einige obere durch ihre Seilform, einige untere durch einen Spitzenbesatz. Wären auch die älteren Glieder einem früheren Baue, etwa dem ursprünglichen Obergeschosse der beiden Seitenthürme, entnommen und gehen auch die erwähnten Zierden der Pfühle, wie wir gleich bei der Paradislaube nachweisen werden, bis auf die Mitte des 12. Jahrhunderts herab, so stellen doch die alten Säulen im Ganzen Formen dar, welche dem entwickelten Romanismus noch fremd sind, insbesondere theilen sie hohe Schafte, durchschnittlich schwach vortretende Profilglieder und steilgestaltete Kämpfer, Früh-

1) Oder kann das der Palmette nachgebildete Motiv am Abacus Anstoss erregen im Sinne des Repertor. f. K.-W. XI, 158, Nr. 83.

2) Bei C. W. Hase in d. Mittelalterl. Baud. Niedersachsens I, Bl. 2.

gebilde des 12. Jahrhunderts gesellen sich frei zu den Formen des vorigen.

Daher möchten die Hochgeschosse des Thurmwerks[1]) etwa ein halbes Jahrhundert dem Unterbaue an Alter nachstehen und am ersten der Baulust des Bischofs Siegward (1120—1140) erblüht sein; dieser hat dem Dome beträchtliche Güter angebracht und aus eigenem Erbtheile noch ohne Eckblätter bis 1129[2]) auch das schöne Kirchlein zu Idensen erbaut, welches in seiner architektonischen Eleganz ebenso früh und einzig für die Zeit und Gegend dasteht, wie in manchem Betrachte unsere Thurmgeschosse auch. Wenn das Idenser Denkmal auf Soester Bauformen[3]), die Thurmtheile, wie uns an gewissen Basen noch einleuchten wird, zugleich auf niedersächsische Motive zurückgreifen, so hat, scheints, Siegwart die Bautübung seiner Diöcese mit auswärtigen Vorbildern und Bauleuten aufgemuntert und mächtig gehoben.

Das spätere Thurmdatum 1160 ist von Mertens[4]) schwerlich aus gesunden Quellen geschöpft oder es ist durch irgend eine Verwechselung[5]) gewonnen. Denn es entspricht der Herrschaft des Bischofs Werner von Bückeburg (1153—1170) — und von diesem hat der kundigste Ortsforscher[6]) nach Möglichkeit alle Spuren auf-

1) Seltsam genug haben dann später dem Urbilde zu Hildesheim und zwar für den gleichförmigen Oberbau, in dessen Arcaden sich bereits der Spitzbogen mischte, diese Hochgeschosse (von Minden) wieder als Muster gedient — oder ging an beiden Orten der Oberbau auf den ursprünglichen Thurmabschluss von Hildesheim zurück.

2) Fiedler in der Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen 1856, S. 89, 94 mit Abbildungen.

3) Vgl. Hase in d. Mittelalterl. Baud. Nieders. I, 140 Seiner Datirung mit dem Ende des 12. Jahrhunderts stehen doch entgegen die bestimmten Zeugnisse der Quellen, die Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, dass der äusserst splendide Bischofsbau nach etwa 50 Jahren vollständig behufs Neubau niedergerissen sei. Für die Zeit oder Gegend aussergewöhnliche Erscheinungen gibt es überall, so im Osnabrückischen die Kirche zu Wallenhorst (vgl. Hase a. O. I, 29 Taf. 7) — wenn auch die zutreffende Erklärung noch aussteht. Und gilt nicht dasselbe von dem Chorbaue zu Fischbeck an der Weser?

4) Oben S. 82, N. 4.

5) Die Klosterkirche zu Schinna wurde 1150 geweiht (Lerbecke l. c. II, 176; andere Daten bei Moyer a. O. 1853, S. 20) und trotzdem Werners Regierung erst 1153 anhebt, vielleicht das Datum mittelst Verwechselung und Vergrösserung auf den Dom bezogen.

6) C. F. Moyer a. O. 1853, S. 15.

gesucht, auch verschiedene Stiftungen zu Gunsten des Domes und Paradises gefunden, jedoch keine Silbe, woraus eine Bauthätigkeit am Dome hervorginge.

War die ursprüngliche Oberhalle des Paradises beim letzten Thurmbaue beschädigt oder erschüttert worden? die jetzige, eine niedrige Laube, enthält in den Mauerarcaden Säulchen ganz gleichartig der jüngeren Sorte, welche sich oben im Thurme[1]) fand. Daraus folgt, dass sie mit oder nach der Vollendung des letzteren aufgesetzt und überhaupt der Abschluss des ganzen Westwerkes ist. Ihr Mauerstein sticht gegen jenen des Paradises ab, ihre Säulchen haben quer zum Mauerlauf gestellte Kämpfer in Sattelgestalt, sodann charakteristische Basen und Würfelcapitäle: ein solches schmücken flache Ornamente und vier Eckfratzen, ein anderes mehrere gekehlte Seiten — an einer Base ist der Oberwulst seilförmig, der starke Unterwulst oben mit einem Spitzenbande umlegt und mit stumpfen Eckhülsen behaftet — es sind die Formen, worauf wir schon hinwiesen, nämlich die, welche die jüngere Säulensorte oben im Thurme vertritt. Je weniger dieselben zu der Stilistik des 11. Jahrhunderts mehr passen, um so heimischer werden sie im folgenden — und zwar zumeist vor dem Jahre 1150[2]). Das ersehen wir an den Säulen zu Hadmersleben mit dem seilförmigen Oberwulste der Base, an den Capitälen der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, an deren vertikalen Polygonseiten Rundstäbe hinabgehen, — und unter den auffälligen Basenformen zu Moritzberg (Kreuzgang) hat ein Basenwulst mit Spitzenbesatz[3]) ebenso wenig mehr Anspruch auf das 11. Jahrhundert[4]), wie der verwandte zu Bursfelde.

---

1) Der einen oder andern Stelle entliehen Kallenbach und Schmitt die Vorlagen für Taf. VIII, 3.

2) Ungefähr gleich alt wie diese Oberhalle ist der Kreuzgang, trotzdem die Gewölbekappen aufwärts stechen: dicke Kreuzgewölbe ohne Gurten und Schildgurten — ähnlich wie im älteren Flügel am Dome zu Osnabrück, — dreitheilige Lichter in dem an den Ostflügel stossenden Capitelshause, in einem derselben noch zwei Säulchen: Basen mit Eckansätzen, klotziges Würfelcapitäl jedoch mit flachgeschnitztem Laubornamente. Vgl. Corresp.-Blatt für Anthropologie 1890, S. 111.

3) C. W. Hase in den Mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens I, 97 Taf. 23. I, 114 Bl. 26, Fig. 6. I. Bl. 18 — A. Hartmann das. II, Bl. 59 No. 7. Vgl. auch das Seilornament und polygone Kelchcapitäl zu Ilsenburg bei Hase das. I, 158 Taf. 37.

4) Vor 1185 wurden die Domschätze von der Gräfin Oda von Blan-

Den Domen zu Osnabrück, Paderborn und andern romanischen Kirchen auf beiden Ufern der Weser eignen im Westen sehr alte und schwerfällige oder gar düstere Bautheile, in liturgischer und architektonischer Hinsicht seit dem 10. Jahrhunderte gepflegt oder bevorzugt[1]) wie kaum ein anderer Bauabschnitt und darum noch heute im Bestande, während das Langhaus längst helleren und geräumigen Neubauten Platz gemacht hat. Ein Hauptzeuge dafür ist auch der Dom zu Minden.

In behaglichen Abmessungen erheben sich mit elastischem Schwunge im Osten das Kreuzschiff und der Chor nach allgemeiner Annahme als Zwillingsbrüder — am Chore wich der ursprüngliche, wahrscheinlich noch gerade Schluss später einem Polygon und von den beiden Conchen des Kreuzes die südliche einem gothischen Fenster, — sonst bekennt der Ostbau durchaus die reicheren Landesformen der romanischen Architektur. Als Schmuck der Pfeiler[2]) und der Ecken sind starke Dreiviertelsäulen auf die Flächen und elegante Rundstäbe in die Auskantungen gelegt, den Säulenbasen Eckblätter, den Capitälen wie im Dome zu Münster perlbesetzte Blätter gegeben, die sich knollig nach aussen rollen. Die Gewölbe sind im Chore viertheilig[3]), im Kreuzschiff achttheilig, die Rippen jedoch spitzig ausgezogen, die Gurten der Vierung meistentheils nebeneinander abgestuft, die Chorwände durch Mauernischen und höherhin durch Zierarcaden erleichtert und Halbkreise als Besatz eines nördlichen Radfensters gewählt. Aussen spielen runde Kleeblattbögen im Fries des Hochgesimses und am Nordgiebel des Kreuzes drei ihnen gleichförmig abgeschlossene Blenden, wovon die mittlere die seitlichen überragt. Die Portale nehmen je nach ihrer Grösse beiderseits mehr oder weniger Stufen und Rundstäbe an, das nördliche als das liturgisch ausgezeichnete Hauptportal[4]) ladet

---

kenburg bereichert mit einem vergoldeten Silberbilde der h. Maria und mit prachtvollen Geweben, nämlich mit zwei Tapeten, welche historische Compositionen, und mit zwei Messgewändern, welche die Leiden des h. Petrus und Gorgonius versinnbildeten. Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste in Deutschland 1817. II, 78.

1) Vgl. Repertor. f. K.-W. XII, 380.

2) Die äussert massiven Vierungspfeiler tragen jedoch keine Ansätze eines (Mittel)-Thurmes.

3) Hier neu; vgl. unten S. 98. N. 3.

4) Die Porta speciosa, vor welcher die Lehentage abgehalten wurden,

nicht nur selbständig mit kräftigem Deckprofile aus, sondern es erleidet an den Stufen seines hohen Bogens schon eine Abschrägung ähnlich wie das Radfenster darüber. Walten im Ganzen die entwickeltsten Formen des Uebergangsstiles, so löst der Spitzbogen in gewissen decorativen Architekturen den Rundbogen schon häufig, in den constructiven Bögen der Portale, Gurten und Rippen durchgehends ab. Mit ihnen sprechen die ausgebildeten Uebergangscharaktere nicht für den Anfang des 13. Jahrhunderts oder für das Jahr 1210[1]), wie man wohl geschrieben hat, sondern für eine weitaus spätere Entstehung des Ostbaues — zumal nehmen sich ausser den spitzigen Rippenprofilen die Wandarcaden des Chores in ihrer dreifachen Gliederung klar genug als die äusserste und letzte Steigerung jener schönen Wandbelebung aus, welche in den mächtigen Domkirchen zu Münster und Osnabrück erst in zweifacher Stufung vorliegt. Der bauliche Zusammenhang der drei westfälischen Bischofskirchen im 13. Jahrhunderte ist durch die Stilverwandtschaft klar genug bewiesen und heute allseitig anerkannt. Wenn nun für Münster und Osnabrück die Vollendungsjahre 1265 und 1272[2]) eine unbedingte Gültigkeit haben, so könnte für den Chor und das Querhaus zu Minden nur eine Bauzeit in Frage kommen, welche etwa um 1272 anhebt: es könnte ferner das Datum von 1270 oder 1280 für einen Ablassbrief, womit der Bischof von Olmütz dem Mindener Dombaue unter die Arme[3]) griff, nur auf den Ostbau und nicht mehr auf das Langhaus bezogen werden. Dem gegenüber dictiren gewisse Stilcharaktere und Nachrichten eine ältere Bauzeit — die Rippen zumal, welche die Rundform verlassen, theilen noch nicht das ausgeprägte Birnprofil mit einigen des Domchores zu Osnabrück[4]) (1272), sondern erst mit jenen des Chorumganges zu Münster (1265) die einfache Zuspitzung; da nun das Profil eher über die Zeitstellung

---

und darüber das berühmte Marienbildniss. Culemann, Minden'sche Gesch. 1747, IV, 63.

1) Selbst das ähnlich componirte aber noch mit sprödern Mustern gefüllte Rad am Giebel der Stiftskirche zu Fröndenberg (Lübke T. XVIII, Nr. 9) datirt, da der Gesammtbau erst 1230 begann, schwerlich früher als 1250. Vgl. meine Kunst- u. Geschichts-Denkmäler des Kreises Hamm 1880, S. 130.

2) Vgl. über den Dom zu Osnabrück Bonner Jahrbb. H. 88, 221—222.

3) F. v. Quast a. O. XVII, 5.

4) Bei H. Campe in d. Mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens III. Taf. 108.

entscheiden möchte, als die Gliederungen der Chorgallerien, so wird sich der Ostbau in der Vollendung dem Dome zu Münster nähern. Im Einklange hiermit berichtet die Chronik[1]) vom Bischofe Wedekind von Hoja (1251—1261), er habe bei seinem Tode auf manche schöne Thaten und namentlich auf die Erweiterung seiner Domkirche zurückblicken können. Ist, wie nicht anders denkbar, diese Erweiterung nur im Ostbaue zu suchen, so wäre derselbe also 1261 wenigstens bis zum zeitweisen Gebrauche fertig gewesen. Für dies ältere Datum zu stimmen, bewegt uns also das Uebergewicht innerer und äusserer Gründe.

Immerhin[2]) entlockt gerade der Norden unseres Landes, oder vielmehr seine rein sächsische Bevölkerung auf den vornehmsten Kunstheerden von Minden, Münster, Osnabrück dem romanischen Stile noch bezaubernde Funken architektonischer Schönheit, nachdem sich die Gothik bereits in die entlegensten Kirchstätten Deutschlands und von Hessen aus über Marburg und Paderborn in die Mitte und den Süden Westfalens ergossen hatte[3]) — denkwürdige Thatsache! Unter den letzten und unerschütterten Denkmälern des Romanismus[4]) ragt zu Minden an der Weser das mächtige Ostwerk des Domes wie zum unvergänglichen Zeichen des Dankes dafür, dass etwa drei Jahrhunderte vor seiner Erhebung weiter stromaufwärts — nämlich an der altglorreichen Klosterstätte Corvey — der alte Stil in jugendlicher Kühnheit aufgesprosst und dann segensreich über die weiten Ufer des Stromes bis in den deutschen Norden vorgedrungen ist.

---

1) Lerbecke l. c. II, 187: Tandem hic pontifex gloriosus (Wedekindus) post opera insignia ac suae ecclesiae dilatationem ... ad caeli palatium feliciter introivit ...

2) Ausser Zusammenhang mit den Bauneuerungen steht 1251 die Anschaffung der ältesten Thurmglocke mit der (bei Kayser S. 5 ungenauen) Inschrift: Anno Domini millesimo ducent(esimo) LI a Jacobo fusa sum p(ro)curan(t)e Gerardo bei G. Schönermark in der Zeitschrift für Bauwesen 1889 S. 181 mit Abbildung Bl. 6, Nr. 10 — im Dome zu Osnabrück sagt das Taufbecken: Gerardus me fecit (die weitere Inschrift bei L. Tross im Anz. f. K. d. Vorzeit 1858, S. 55. Abbild. bei Mithoff a. O. VI. Taf. III). Vgl. über Jacob von Croisilles H. Otte, Glockenkunde A³. S. 196, 186.

3) Vgl. Dom zu Paderborn in den Bonner Jahrbb. 89, 184.

4) Einen auswärtigen Spätling von 1295 nennt nach Mertens noch R. Redtenbacher, Leidfaden zum Studium der mittelalterl. Baukunst 1881, S. 19.

Allerdings klopfen an das Ostwerk[1]) zu Minden und zumal an die Rippen die Vorboten des neuen Stiles und thatsächlich schüttet die Gothik von hier aus in naiver Jugendkraft ihre lichten Grundformen, ihre himmelstrebenden Stützen und Gewölbe und ein Blendwerk von Feingliedern und Ornamenten gen Westen auf das Langhaus im Innern und Aeussern aus.

Sonst baute es sich auf in der schlichtern Landesform einer Hallenkirche und bezeugte gleich, wie gelenk und fest sich die Wölbungen im Spitzbogen allen oblongen Räumen anpassten. Ebensowenig wie die kuppelartigen[2]) Gewölbe folgte die Hallenform mehr den dem basilikalen Grundrisse ergebenen Bauschulen von Marburg und Münster, sondern den Eingebungen von Soest, die sich in der Diöcese schon vor 1150 bemerklich gemacht hatten[3]). Die Soester hatten ihren Hallenbau aus der Basilika, oder vielmehr die Gleichzahl der Gewölbe nebeneinander und die gleiche Stärke der Stützen nacheinander, dadurch erzielt, dass sie die basilikalen Mittelsäulchen fortwarfen und, während die grossen Mittelgewölbe blieben, die seitlichen nun ungetheilt eine lange und allmälig auch eine breite Grundlage erhielten — daher weite Abstände der Stützen, weite Innenräume und lichtere Durchsichten. In dieser Art begrenzen die drei Stützenpaare zu Minden fast noch quadrate Räume in der Mitte und schmale Oblonga an den Seiten. Dazu kömmt, dass sich, wie in der beinahe gleichzeitigen Marienkirche zu Mühlhausen, alle drei Schiffe gen Westen immer mehr erweitern, also für die Gewölbe Trapeze bilden und die Westenden der neuen Langmauern mittelst einer Zwischenwand an das alte Westwerk schliessen. — Unregelmässigkeiten, die sich aus dem Raumbedürfniss nicht minder, wie aus dem Constructions-Vermögen der Baulente ergeben und allmälig auch in dieser oder jener Anwendung zu Münster (St. Lamberti- und Minoritenkirche) wiederkehren. Sonst sind die Dispositionen noch so basilikal, dass darin der einstige romanische Stützenwechsel nicht unklar wiederscheint und die Seitengewölbe quer getheilt wieder auf das ehemalige Mittelsäulchen hinweisen. Dies

1) Der Einbau im Nordwinkel des Chores und Kreuzes scheint am Schlusse der romanischen Stilzeit begonnen und in älterer oder neuerer Gothik ausgeführt zu sein.

2) Richtig bemerkt von R. Adamy, Architektonik des gothischen Stiles 1889, S. 292.

3) Vgl. oben S. 88.

Durchscheinen der romanischen Grundzüge und die gen Westen zunehmende Breite erklären uns auch die seltsame Schmalheit der drei wesentlichen Joche — diese vertreten nämlich ein altromanisches Westkreuz, das in auffälliger Schmalheit von Corvey auf mehrere bevorzugte Gotteshäuser in Sachsen und Westfalen übertragen[1]) und von uns in verkümmertem Zustande auch in den Domen zu Osnabrück und Paderborn[2]) wiedergefunden ist.

Romanische Nachempfindung, welche die Frühbauten des Stiles in Frankreich (St. Chapelle) und Hessen überall bewegt, waltet hier namentlich in den Abseiten: daher das Vorwiegen des Rundstabes und der Ecken an und in den Fenstern, an den Mauerwerken, Säulen u. s. w., daher der Verzicht der schwächern Simse und Rippen auf das Plättchen und die Birnform; daher kleben die Blätter an der Unterlage und recken sich nach aussen, fast wie in der Uebergangszeit, ohne sich jedoch oben noch knollenförmig umzurollen, wie in der St. Chapelle.

Im Aeussern kräftige Streben, wagerecht abgedeckt, in ihren Fronten noch einige Heiligenbaldachine, die eine halbachteckige Pyramide krönt, die Basen überzogen mit einem breiten und elastischen Gesimse. Zu Paderborn tauchte uns ein ähnliches schon am Domthurme um 1231 auf und hier wipfelten auf den Langmauern auch um 1240 die Giebel empor[3]), deren Gebiet das Nordostquartier des Landes ist. Auch zu Minden verleihen sie dem Aeussern etwas Wechsel- und Kraftvolles zugleich.

Im Innern überraschen uns das Linienspiel der kühn aufsteigenden Gewölbe, deren Rippen sich in den engen Seitenräumen stark stelzen, sodann der Zauber von Gliedern und Feingliedern, welche noch ungern von den romanischen Umrissen zu den gothischen übergehen wollen. Eigenthümlich ist die Construction[4]), dass an den beiden Schmalseiten originell belebte Pilastersegmente ausgekragt sind als hochschwebende Stützen der Rippen.

Jedoch neigen die romanischen Nachklänge den gothischen

---

1) Beispiele im Repertor. f. K.-W. XII, 378.

2) Bonner Jahrbb. H. 88, 208. — H. 89, 178.

3) Daselbst H. 89, 172, 183.

4) Nicht gerade der „westfälischen Bauschule", wie angenommen wird von G. Ungewitter, Lehrbuch der gothischen Constructionen A² 1885, S. 187, 188, Fig. 338, wo irrig auch die Kreuzrippen auf ausgekragte Dienste gesetzt sind.

Formen entgegen, im Hauptschiffe brechen reiche Rippen- und Gurtprofile und überall naturalistische Knospen und Blätter hervor. Der ungetheilten Bewunderung würdig erscheint die Architektur der wechselvollen Fenster, ihre kräftigen und schönen Pfosten, ihre grossartigen Maasswerke[1]). Hierin erscheint als Abschluss das alte überkommene Radfenster, als Füllung mannigfaltige und eigenartige Muster, welche an Urwüchsigkeit jene des Strassburger Münsters[2]), an reicher und origineller Zeichnung sogar jene der Katharinenkirche zu Oppenheim[3]) weit hinter sich zurücklassen. Ueberall fällt indess auf die Scheu vor Drei- und Vier-Blättern und die Herrschaft von Pässen, die seltene Einmischung von Nasen.

Das hehre kirchliche Bauwerk schmückt sich mit gothischer Pracht und Formenfülle, ohne die letzten Zeichen des alten Stiles abzulegen, — es heischt ein so frühzeitiges Datum, als seine Vorgeschichte nur zulässt oder mit andern Worten: dem Abschlusse des Kreuzes folgte in zwei Jahrzehnten[4]) die Grundsteinlegung zum Langhause. Dies schritt von Osten, wo der Kreuzbau bereits auf den neuen Stil eingelenkt hatte, nach Westen fort; und hier endlich bricht auch an Thür und Fenstern das Nasenwerk unverhohlen hervor.

Es gibt kein ausgesprochenes Baudatum[5]) — wohl gibt es in einigen Ereignissen Winke bezüglich der Zeitstellung, so

---

1) Vgl. Moelle a. O. Text, Tafeln auch mit vielen Profilen.

2) Mit diesem verglichen von Schnaase, Gesch. der bild. Künste A² V, 293.

3) Die ihnen sonst am nächsten kommen. Vgl. R. Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst 1887, Fig. 197, 186, Nr. 10 und 11.

4) Schon 1270 die Anschaffung von drei Glocken. L. v. Ledebur im Archiv f. Gesch.-Kunde des Preuss. Staates VIII, 72. Ihre Inschriften auch bei Lerbecke a. O. II, 188.

5) Es errege keinen Anstoss, wenn ich hier, ohne deren Quellen näher zu prüfen, zwei ältere Nachrichten hersetze, welche mehr oder weniger ausdrücklich den frühgothischen Stil von Bauwerken betonen: Anno Domini MCXCIX (1199) obiit Henricus Leo, dux Saxoniae ... qui fuit adjutor archi-comitum in Oldenborg ad aedificationem castri ibidem. Et, ut dicitur, ipse aedificavit arcus rotundos cum turri rotunda, sed archicomites elevatos (spitzbogige) cum quadrata turri. J. Schiphoverus, chronicon archi-com. Oldenburg. ap. Meibom SS. rer. Germ. II, 148.— Rodulphus (abbas Ninoviae in Flandria c. 1207) officinas, claustralem domum meliori et elegantiori arte exornavit ...; (P. Andream, qui anno 1222 novam a fundamentis exstruxit parochialem ecclesiam ...); fratre An-

in jenem Olmützer Ablassbriefe von 1270 oder 1280[1]). Das letztere Jahr verdient den Vorzug; es stimmt besser mit der Stiftung des Kreuzaltares 1297[2]) durch den Bischof Ludolf von Rostorpe (1295—1304). Weil der Kreuzaltar als eigentlicher Volksaltar in der Regel unter dem Triumpfbogen d. h. am Ostende des Langhauses seinen Standort hatte[3]), bedeutet seine Errichtung den mehr oder weniger vollständigen Kirchenbau und jedenfalls rechnete derselbe Bischof Ludolf mit einem fertigen Dome und reichlichem Raume, wenn er hinter dem Hochaltare eine eigenartige Architektur aufführen liess[4]). In der That reiht sich im Dome von 1300—1366 der eine neue Altar an den andern[5]) oder vielmehr es folgte wie zu Osnabrück[6]) dem Bauabschlusse die Bauausstattung und gerade wie dort betheiligten sich hier daran die wohlhäbigen Bürger, auf deren Kosten schon 1307 der Altar des h. Geistes zu Stande kam[7]).

Die neuen Stiftungen galten offenbar dem neuen Langhause. Die Bauzeit von beiläufig zwanzig Jahren währt also vom Schlusse der siebziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts bis in die Mitte der neunziger, — d. h. jedenfalls mit Stockungen, die in der Vermögenslage wurzelten; denn sonst hätte man sich von Minden wohl schwerlich bis Olmütz hin um Beihülfe gewandt. Unstreitig ist es also der Bischof Volquin von Schwalenberg (1275—1293), unter dessen unablässiger Fürsorge der herrlichen Domkirche an der Weser mit dem schönen Mittelbaue die Krone aufgesetzt ward.

---

drea . . . defuncto, frater Sigerus de Alost, successor ipsus fratris Andreae, venusto opere et sumptuoso de elemosinis fidelium infra triginta annos plenarie et laudabiliter consummavit. Annales ordinis Praemonstratensis. Pars I tom. II, 374.

1) Eines Bischofs Bruno, Grafen von Schauenburg. Oben S. 91, N. 3.

2) Von ihm schreibt Lerbecke l. c. II, 189: Anno huius II. fundatum est altare sancte crucis in ecclesia maiori de bonis . . . Von Moyer a. O. 1853, S. 15 verwechselt mit dem Altare der Kreuzerfindung im Paradiso; 1407 heisst er exaltatio s. crucis. Würdtwein l. c. XI, 170.

3) H. Otte, Kunst-Archaeologie des deutschen Mittelalters A[5] I, 130.

4) Item construxit illam structuram retro altare maius. Lerbecke l. c. II, 189.

5) Vgl. Holscher a. O. 35 II, 15—16, 1306 auch an die vorhandenen die vierte und fünfte (grösste) Glocke. L. v. Ledebur a. O. VIII, 73. Datum und Inschriften auch bei Lerbecke l. c. II, 189.

6) Bonner Jahrbb. H. 88, S. 219 ff.

7) Culemann, Minden'sche Geschichte, 1747, II, 7.

Die ältesten Bauabschnitte des Domes gehören dem Westwerke — die jüngsten dem Ostbaue. Am Chorhaupte bis zu den Sohlbänken der Fenster sticht ein Quadergemäuer aus grauweissem, mit Steinmetzzeichen[1]) besäten Materiale gegen die höheren Theile aus Portastein deutlich ab, als wenn hier zwei, freilich an Alter unerheblich abweichende Bauperioden obgewaltet hätten. Die Gothik ist noch edel, nicht angekränkelt von schwächlichen Profilen und unreinem Maasswerke, doch dies bereits gemischt mit vielen Drei- und Vierblättern; zu den reichen Maasswerken geben die gehäuften Profilglieder den Wiederhall. Die bereits von polygonen Basen gestützten Rundstäbe wechseln mit tiefen Kehlen, nehmen das Birnprofil und vereinzelt noch den Kreisumriss an, ermangeln jedoch in den Fenstern der Capitäle, in den Chorecken sogar dort der Kämpfer, wo sich die Rippen ablösen — alles Ansätze zur spätgothischen Stilweise.

Der ziervolle Bau wird auch kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts angefangen oder angesetzt sein; zumal das jüngere und landläufige Datum von 1377/79 bei andern Bauten des Landes schon durch die Fischblase charakterisirt ist, die hier noch fehlt. Wie sich die Maasswerke mit den spitzen Schlüssen der Fenster und Stäbe gruppiren, schlagen sie sogar noch mehr in die frühere, als in die spätere Gestaltung des Stiles.

Mit den im Dreiblatte geschlossenen Bögen der concentrischen Arcaden, welche als Radfenster am Langhause auftreten, sind nicht zu verwechseln die der spätern Fischblasenmuster, mögen beide auch im Aeussern ähneln oder gleichen. Fischblasen bereichern am nördlichen Querarme die Maasswerke des grossen Rundfensters und ebenso am Südarme jene eines Langfensters — an beiden Stellen noch spröde, fast behelflich construirt und von geometrischen Figuren begleitet, deren Spitzen schon in die „Blatt"-Form auslaufen. Da die letztere uns im chronologischen Verfolge der Bauabschnitte erst am Chorschlusse, die Fischblase aber noch nirgendwo begegnet ist, verkündet sich in beiden Fenstern klar die jüngste Bauperiode des Domes und da der Figur der Fischblasen noch etwas Unreifes zukommt, bereits entschiedener der Anfang spätgothischer Stilwandlung, als im Chorschlusse; die beiden decorativen Stücke sind nicht

1) Darunter kehrt am häufigsten wieder ein solches von folgender Gestalt ⋊.

lange nach dem Chorabschlusse eingesetzt — etwa in dem Jahrzehnt 1370—1380[1]).

Hier ist die wichtige Thatsache zu verzeichnen, dass der Chorschluss, wie die ganze Liebfrauenkirche zu Münster, mit Pfählen fundamentirt ist: sie hat nämlich nach und nach allgemein den Glauben begünstigt, dass ein gleiches Fundament den ganzen Baukörper trage[2]) und sie ist weiterhin die Ursache, dass dem Chorschlusse[3]) mit verändertem Wasserstande grosse Gefahren drohten.

Eine architektonische Restauration, wie sie 1839 dem Dome angedieh, fiel zwar allgemein der öffentlichen Verdammung[4]) anheim und erhob dennoch bis auf uns dann hier, dann dort wieder ihr Rabenhaupt. Das erhabene Gebäude wurde, damit mehr Licht einziehe, der noch 1804 verschonten Glasgemälde und, auf dass freie Durchsichten statthätten, seiner Alterthümer und decorativen Kunstwerke, der Leichensteine, Epitaphien, Altäre und des Apostelganges (Lettners) entkleidet[5]) und die so erhaschte Beute wie Schutt in die Ecken geworfen. Seitdem stehen die Mauern nackt, die weiten

---

1) Herr Candidat Jos. Thiemann empfange an dieser Stelle den wohlverdienten Dank dafür, dass er die Untersuchung des Domes beschlossen und trotz aller Beschwernisse auch die Hochpartien bestiegen hat.

2) „Dies grosse Gebäude ist ganz . . . auf einen pilotirten Grund gebaut, der ... ebensoviel gekostet haben soll, wie das über der Erde stehende Gebäude". P. F. Weddigen's Westphäl. Magazin 1784, 1, III, 77. — Roste wurden schon 980 beim Baue des Klosters Petershausen angewandt. J. Neuwirth, Sitzgsber. d. Wiener Akademie der Wissenschaften, Histor.-phil. Classe CVI, 84.

3) Dieser zeigte vor 1866, nachdem durch Vertiefen der Festungsgräben das Grundwasser gesunken und deshalb das Pfahlwerk morsch geworden war, gefährliche Risse und Schwankungen, bis endlich nicht die Techniker, sondern der Pfarrprobst Koppe mittelst einer umfassenden Verankerung ein Rettungsmittel fand. Zugleich ward das Gewölbe des Chorquadrats erneuert und der Kirche eine Polychromie bescheert (Kayser im Organ f. chr. Kunst 1866 XVI, 266, 267). Gegenwärtig meldet sich wieder Gebrech an einem Nordpfeiler des verankerten Theiles.

4) Lübke a. O. S. 238 sagt: „. . . die neueste (Zeit), da sie Nichts hinzuzusetzen wusste, hat leider fortgenommen. Sie hat den Dom seiner Kunstschätze und seines alten Mobiliars, selbst seiner vielen, für die Spezialgeschichte höchst wichtigen Grabplatten beraubt und nur das nackte, wenngleich selbst in diesem Zustande imposante Gerüst des Baues übrig gelassen." Weiteres bei F. v. Quast a. O. XVII, 6 und in Ledebur's Ms.

5) Ueber die letzte Restauration in den sechsziger Jahren vergleiche man oben N. 3.

Hallen leer und der edle Tempel armselig da, wie ein Waldriese, den man um die Gewächse in seinem Schatten, um seine Rinde und Blätter gebracht hat, — doch der Wahrheit die Ehre. Mehrere Altäre, darunter ein altes Holzschnitzwerk[1]), die Reliquienschreine[2]) und ehrwürdigen Kunstalterthümer der Schatzkammer und Sakristei wurden nicht angegriffen, geschweige denn durch „neue Kunstwerke" ersetzt, deren Formen aus den Altwerken nicht organisch entwickelt, sondern ihnen sklavisch nachkopirt sind. Gar behelflich und seltsam erscheinen solche Gebilde, wenn ihre Vorlagen nicht der Vergangenheit des Ortes und der Landschaft entlehnt[3]), sondern Gott weiss nach welchen Bildern weither geholt erscheinen und um so empfindlicher stossen sie in den entleerten Räumen, je häufiger sie angetroffen werden.

Wie kraftvoll und lebenswarm sprudelt dagegen die Gothik an unserm Dome zu Minden. Im Stil und System äussert das Langhaus zunächst ein so eigenartiges Gepräge, dass man vergebens nach nähern Gemeinsamkeiten auf den hessischen und rheinischen Bauplätzen sucht, welche in seiner Entstehungszeit sonst weithin den Ton angaben. Auch die starken Baufäden, welche noch in der Uebergangszeit Minden, Osnabrück und Münster verbanden (S. 91) erscheinen bei ihm plötzlich abgerissen und schliessen auch für die Folge nicht wieder aneinander; eher waren die verwandten Erscheinungen und die Keime der entfalteten Blüthe im Südtheile des Landes zu Hause: zu Paderborn an den frühesten gothischen Theilen des Domes die Mauergiebel, die knorrigen Maasswerkmuster und der Rundglieder eine Fülle, — die Raumdispositionen zu Minden fielen uns dagegen sofort als solche der Soester Schule auf (S. 93). Diese hatte, als sich zum Mindener Baue der Grundstein senkte, längst

---

1) Des „14. (?) und 15. Jahrhunderts" nach Kayser im Organ f. chr. Kunst XVI, 269.

2) Mit Gemälden eines Jeremias Wellner von 1663 in Prüfer's Archiv f. kirchl. Kunst (1886) X, 43 — etwa gleichzeitig das schon für einen Aldegrever ausgegebene Bild eines Seitenaltares (vgl. das. X, 82) hart in der Zeichnung und stumpf in den Farben: Kaiser Karl d. Gr. kommt in seiner Majestät mit Wittekind zusammen. C. J. Böttcher, Germania sacra (1874) I, 318.

3) Vgl. St. Beissel in den Stimmen aus Maria-Laach XXI, 57, 63 über die genaue Beachtung der provincialen Stilcharaktere und die bei Restaurationen gebotene Erhaltung dessen, was überhaupt historischen, archaeologischen und künstlerischen Werth hat.

ihre Kirchen mit weiten Stützenständen und Abseiten, und, wie anderwärts angedeutet[1]) ist, schon mehrere im neuen Stile aufgestellt; in Soest selbst nimmt sich die Minoritenkirche wie ein baldiges Nachbild des Mindener Prachtwerkes aus[2]), von Soest gingen schon im 12. Jahrhunderte Motive und jedenfalls auch Bauleute in die Mindener Diöcese[3]) (Idensen) und in die niederen Wesergegenden nach Bremen, Wildeshausen und Westerstede[4]); Minden dankt ihnen die Hallenkirche, eine reiche Formenwelt und einen glänzenden Bauaufschwung; Soester Einflüsse und Grundlinien erhellen in der Uebergangszeit, weiterhin auch an der Liebfrauenkirche zu Bremen (c. 1260) und an dem schönen Werke zu Berne: hier walten die grossräumigen Abseiten, ausserdem zu Berne die entwickelten Glieder des Fussgesimses (vgl. S. 94) und die Mauergiebel[5]); diese letztern vertreten eine nordwestfälische Eigenart gegenüber der Bauschule von Soest (und Münster). Als es sich dann zu Minden um den Umbau des Domes oder vielmehr um die Einführung des gothischen Stiles handelte, errang hier die Schule unter Paderborner Eingebungen und Soester Beihülfe jenes selbständige und charakteristische Bauvermögen, um nicht nur die erhabene Aufgabe glänzend zu lösen, sondern auch die Kunst nach allen Richtungen hin zu bethätigen, wie das die sehr frühzeitigen und accuraten baupolizeilichen Vorschriften der Stadt über bürgerliche Steinbauten[6]) und die Abbilder des gothischen Dombaues ringsher klar genug bezeugen[7]). Und wenn uns soeben unwidersprechlich westfälische Baueinflüsse der vorgothischen Zeit in den niederen Wesergegenden aufgingen und feststeht, dass insbesondere der Dombau zu Bremen sich in seinen Bauabschnitten der Uebergangszeit so eng mit den drei nordwestfälischen Domkirchen, deren Hauptbaudaten nun vorliegen, berührt[8]),

1) Bonner Jahrbb. 89, S. 185.

2) Schnaase a. O. V, 432.

3) Oben S. 88.

4) Bonner Jahrbb. 88, S. 222, 223.

5) „Den Einfluss, welchen die Bauthätigkeit Westphalens im 13. Jahrh. nordwärts ausübte, sehen wir an der Hallenkirche zu Berne". W. Stock in den Mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens II, 254, 255, Taf. 65, 66.

6) Von 1304 (Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen 1853 S. 111, Nr. XX) und 1343 (Westphäl. Provinzialblätter Cod. dipl. I, Nr. 50), letztere de quadratis et secatis lapidibus . . . tecto de lateribus . . .

7) Lübke S. 238. Schnaase a. O. V, 432.

8) Schnaase a. O. V, 300. Bonner Jahrbb. 88, S. 222. H. A. Müller

so wird sicher ein genauer Vergleich seiner frühgothischen Hallen und Glieder mit dem Langhause des Domes zu Minden[1]) der Baugeschichte lehrreiche Früchte eintragen. Es ist doch durch die Schriftquellen genugsam belegt, dass kurz nach 1400 Münster[2]) mit dem Westtheile Westfalens und etwa hundert Jahre später Osnabrück[3]) wieder unmittelbar auf das Bauleben und Steinwerk der Weser-Metropole und ihres Domes eingewirkt hat.

Für den (S. 78) erwähnten Sarkophag und fast für den ganzen Dombau ist aus der Nähe von der Porta (Hausbergen) ein hartes, doch bildsames Material bezogen[4]) — der Lettenkohlen-Sandstein. Er wurde zu Minden jeder Zeit vorherrschend benutzt und auf den Wasserwegen der Weser, der Flüsse und Canäle auch massenhaft nach Bremen, und nach den Weser- und Marschlandschaften zu Kalk- und Bausteinen, Flurplatten und Dachbelägen[5]) ausgeführt[6]).

Dagegen musste der etwas entlegenere Stein von Oberkirchen, ein Bestandtheil der Wealden-Formation, in Mindener Nähe entschieden zurückstehen, es sei denn, dass er für die lichteren Mauerpartien am Kreuze des Domes und nicht der weisse Thonsandstein[7]) der Weser gewählt ist. Und doch befähigt ihn bekanntlich sowohl eine zartgelbe Farbe wie ein wetterbeständiges Korn zu Bauten und jeglicher Art von Steinwerk vorzugsweise[8]). „Gegenwärtig (1842)

---

im Organ f. chr. Kunst XI, 193 vergleicht die achttheiligen Gewölbe im Dome und in der Liebfrauenkirche, wie wir sie im Ostchore des Domes zu Minden nun schon theilweise mit zugespitzten Rippen fanden, sogar mit jenen der Hauptkirche zu Billerbeck.

1) Wie auffällig sind schon ihre beinahe gleichen Maassverhältnisse bei Otte a. O. I, 107.

2) R. Ehmck und Schumacher im Bremi'schen Jahrbuche II, 279, 294, 340, 357, 419, 420.

3) A. Fitger, Denkmale der Geschichte und der Kunst der freien Hansestadt Bremen (1876) III, 29.

4) Mittheilung des Herrn Ed. Rave zu Nieheim.

5) A. Dauber, Gymnasial-Programm Helmstedt, 1857, S. 1, 11.

6) Stock a. O. II, 254 ff. In den Marschen gibt es ältere Kirchen aus Granit — dann solche mit Granitfundamenten und Aufbau in behauenen Quadern, wahrscheinlich von der porta Westphalica. H Allmers, Marschenbuch 1858, S. 117. Ehmck u. Schumacher a. O. II, 296.

7) Dauber, a. O. S. 10.

8) Vgl. A. v. Lassaulx, Die Bausteine des Kölner Domes 1882, S. 61 ff. H. Wiethase im Wochenblatt für Baukunde 1886 S. 227.

bestehen 18 kunstmässig betriebene Brüche, welche der Oberkirchener Zunft (jetzt 15 Meister und Wittwen) gehören. 150 Tagelöhner brechen, 100 Gesellen und Lehrlinge bearbeiten die Steine — jährlich durchschnittlich 100,000 Cubikfuss. Der grösste Theil geht auf der Weser nach Bremen, dann nach Lübeck, Hamburg, Dänemark, Niederlande. 1564 ist das Rathhaus zu Antwerpen, 1603 der erzbischöfliche Palast in Bremen aus Oberkirchener Steinen aufgeführt"[1]).

Aus dem Nordwesten Westfalens gingen und meistentheils (von Nordhorn) auch auf Wasserwegen nach Holland oder noch weiter nach Belgien die zersprengten Granitblöcke der Hünenbetten für Hafen- und Nutzbauten[2]) und die Sandsteine der Gruben von Gildehaus[3]) namentlich für kunstreiche Bildwerke und Hochbauten. Die letzteren ähneln in ihrer Beschaffenheit mehrfach den Portasteinen; die zunftmässige Ausbeute, wofür schon der Name des Fundortes spricht, theilten sie mit den Oberkirchener Brüchen.

---

1) G. Landau, Beschreibung von Hessen, 1842, S. 354. Im 13. Jahrhundert bezog man zu Wunstorf die Bausteine von Rehburg am Deister. Corresp. Bl. des Gesammt-Vereins 1857, S. 40.

2) Vgl. mein Westfalen-Land und die urgesch. Anthropologie S. 21.

3) Declarant hoc inter alia Batavorum aedes, horti praecipue Amstelaedamensis curia nec non Janus sive curia mercatorum Rotterdamensium utraque Gildehusano lapide superbiens . . . Weiteres bei J. H. Jung, Historia comitatus Benthemiensis 1773 p. 119, 264. Der rothgelbliche Sandstein von Bentheim übertrifft den gleichartigen Portastein noch in der Härte und wurde daher in den Gruben gewerbsmässig zu Mühlensteinen, Wasserbecken (Kümpen), Grund- und Flursteinen verarbeitet, die meisten Erträge zu Wagen in westfälischen Bezirken abgesetzt, viele Stücke jedoch auch „in den vereinigten und selbst in den österreichischen Niederlanden". Vgl. den Bericht in Weddigens Neuem Westphäl. Magazin 1789 I, 107 ff. — War der Steinhändler Johan von Bentheim, von dem die Stadt Bremen 1614 Graustein für das Rathhaus kaufte, Bürger dieser Stadt (Vgl. Ehmck und Schumacher a. O. II, 440) wie Lüder gleichen Familiennamens? (Vgl. G. Pauli, Die Renaissancebauten Bremens 1890, S. 55 ff.). — Eine Privaturkunde nennt um 1500 auch einen Steenmesseler zu Schüttorf.

6. Der Bonner Denarfund von 1890,

vergraben um 1042.

Von

Paul Joseph.

(Hierzu Tafel IV.)

In der Giergasse zu Bonn wurde bei dem Auswerfen der Fundamentgruben für Neubauten des Lederhändlers Herrn F. W. Bachem ungefähr 1,25 m unter der Oberfläche ein irdener Topf, enthaltend Denare und einen silbernen Ring von durchbrochener Arbeit, gefunden. Das Gefäss ist durch Unachtsamkeit der Finder zerschlagen worden; auch die Münzen scheinen Anfangs nicht genügend beachtet worden zu sein, denn viele sind in die Hände der in der Nähe der Baustelle spielenden Kinder gekommen und dann verschleudert worden. Auch von den Arbeitern sind unter der Hand viele Stücke abgegeben worden. Zwar ist es Herrn Bachem gelungen, manche der versprengten Denare wieder an sich zu bringen, ob dies aber vollständig gelungen ist, ist ungewiss[1]).

Auf mich macht der Fund, der bis auf 25 in den Besitz des Herrn van Vleuten gekommene Stücke für das Provinzial-Museum zu Bonn angekauft ist, den Eindruck der annähernden Vollständigkeit, jedenfalls dürften etwa noch auftauchende Stücke das Gesammtbild kaum verändern.

Der, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, um 1042, also vor rund 850 Jahren vergrabene Schatz ist meines Wissens der erste grosse niederrheinische Denarfund, welcher zur Beschreibung gelangt. Bisher sind die meisten aus der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser stammenden Denarschätze im Osten Deutschlands jenseits der Elbe, oder in Polen und Russland zu Tage gekommen. Die Zusammensetzung ist in solchem Falle eine äusserst mannigfaltige, die verschiedensten Münzstätten und Länder umfassende. Man sieht es diesen Schätzen an, wie auch ohne Wei-

1) Bis hierhin Mittheilung des Herrn Professor Dr. Josef Klein, Direktor des Provinzial-Museums zu Bonn.

teres, will man den Zufall eine nicht zu grosse Rolle spielen lassen, angenommen werden muss, dass die einzelnen Stücke sich auf dem langsamen Wege des damals noch sehr wenig entwickelten Verkehrs zusammengefunden haben. Ehe ein Denar auf diese Weise in Russland ankam und der Erde anvertraut wurde, konnten in der Heimath schon ganz neue Arten geprägt sein. Die Bestimmung der Prägezeit einzelner Denare bereitete darum zuweilen Schwierigkeiten, weil sich weder die Vergrabungszeit des Schatzes noch die zwischen der Prägung und der Verscharrung mit Rücksicht auf die weite Entfernung zwischen Herstellungsort und Fundstelle nothwendiger Weise verflossene Anzahl Jahre feststellen lässt.

Auch die Herkunft einzelner Denare liesse sich mit grösserer Sicherheit feststellen, wenn man auf Grund der Zusammensetzung des Schatzes annehmen könnte, dass sie in der Nähe der Prägeanstalt gefunden sind.

Ferner ist anzunehmen, dass in geringer Anzahl geprägte Stücke, die also heute, falls sie überhaupt bekannt sind, zu den grössten Seltenheiten gehören, in der Regel nicht sehr weit verschleppt sein dürften, weil die erzeugte Anzahl eine verschwindende war im Verhältniss zur Grösse des Gebiets, auf dem die Stücke zerstreut wurden. Es ist darum auch die Wahrscheinlichkeit seltene Münzen zu finden bei Heimathsfunden in der Regel grösser als bei denjenigen, deren Ursprungsort weit von der Fundstelle entfernt ist. Die Wichtigkeit der eben genannten Heimathsfunde für die Bestimmung einzelner Stücke und des ganzen Schatzes dürfte danach einleuchtend sein.

Aber es darf dabei nicht unerwähnt gelassen werden, dass ein einzelner Fund nur dem einzelnen Baustein zu dem grossen Gebäude einer Münzgeschichte gleicht und erst nach Auffindung mehrerer Schätze sichere Schlüsse gezogen werden können.

Die Bedeutung des Bonner Fundes liegt in der grossen Anzahl der Kölner Denare mit vielen mehr oder weniger bedeutenden Unterschieden und in einzelnen beachtenswerthen Stücken, unter denen der Verona-Denar unzweifelhaft der hervorragendste ist. Die weiteren Ergebnisse oder Anmerkungen sind dort verzeichnet, wo die besprochene Sache darauf hinführt.

Um die Zusammensetzung des Schatzes nach Ursprungsort und Anzahl der Stücke sowie die auf den Münzen genannten Prägeherren kennen zu lernen, dürfte nachfolgende Uebersicht ausreichen.

Ich bemerke dazu noch, dass die vorangesetzte Nummer die Stelle bezeichnet, unter welcher weiterhin die genaue Beschreibung folgt. Die genannten Orte bezeichnen die Münzstätten, doch dürfte diese bei einzelnen den Namen der Stadt Köln tragenden nicht unbedingt in dieser Stadt zu suchen sein und bei Nr. 77 und 78 ist mit „Trier“ nur das Gebiet des danach genannten Erzbischofs gemeint; die übrigens nicht genannte Münzstätte könnte — ohne dass sich das mit Sicherheit entscheiden liesse — auch in Koblenz gelegen haben.

Nr.		ganze Denare	halbe Denare
1—4.	Köln, Kaiser Otto III. 983—1002	10	1
5—21.	„ „ Heinrich II. 1002—24	133	61
22—26.	„ „ Konrad II. 1024—39	28	1
27—59.	„ „ „ „ „ u. Piligrim 1021—36	1291	402
60—64.	„ „ „ „ „ u. Hermann 1036—56	130	26
65—66.	„ Erzbischof Hermann allein	—	2
67.	Bonn-Verona, Kaiser Heinrich II.	2	1
68.	Andernach, Kaiser Otto III.	1	—
69.	„ Herzog Theodorich v. Lothringen 984—1026	2	—
70—71.	„ ohne Namen	2	—
72—75.	„ Kaiser Konrad II. u. Erzbischof Piligrim	3	1
76.	Duisburg, „ „ „	—	1
77.	Trier, Kaiser Heinrich II.	1	—
78.	„ „ Konrad II. u. Erzbischof Poppo 1016—47	—	1
79.	Thiel „ „ „	2	—
80.	Huy „ „ „	1	1
81.	Worms, „ Heinrich II.	—	1
82.	Würzburg, Kaiser Otto III.	1	—
83.	Soest, Kaiser Konrad II.	1	—
84.	Dortmund, Kaiser Konrad II.	1	—
85.	Hildesheim, Bischof Gothard 1002—38	1	—
86—88.	Unbestimmt	2	1
		1612	500

Unser Fund bestätigt die alte Beobachtung, dass, je näher er einer Münzstätte gemacht wird, und je bedeutender die Thätigkeit in letzterer ist, desto einheitlicher ist die Masse des Schatzes, desto weniger Prägeanstalten sind vertreten und desto geringer ist die vorhandene Anzahl der aus entfernten Münzstätten hervorgegangenen Erzeugnisse. Köln beherrschte als Münzhauptstadt die ganzen Niederrheinlande, auch aufwärts das Gebiet etwa bis Bingen; Süd- und Ost-Deutschland (Harz) ist fast gar nicht im Funde vertreten, die Nachbarorte von Köln sehr schwach.

Vergleicht man unsern aus 1862 ($^2/_2 = {}^1/_1$ gerechnet) Denaren bestehenden Fund, in dem 12 Münzstätten vertreten sind, mit einem im Osten Deutschlands zu Tage gekommenen, z. B. dem von Pammin bei Callies[1]) im Südosten Pommerns, so findet man unter einer geringeren Gesammtzahl von Münzen (332 Stück) eine ungleich grössere Anzahl von Münzstätten (28), aber aus jeder nur 1—4 Exemplare jeder Gattung, daneben eine grosse Anzahl von geographisch unbestimmbaren, ferner von unkenntlichen Stücken und von slavischen Nachahmungen (Wendenpfennige u. a. m.). Die Denare unseres Fundes sind zwar vereinzelt schlecht ausgeprägt, aber nicht durch langen Umlauf abgewetzt, auch zeigen sie nicht die für den Osten Europas (Polen und Russland) charakteristischen Verletzungen, die von kleinen spitzen Werkzeugen herzurühren scheinen.

Um die Prägezeit der Denare und die Vergrabungszeit leichter kenntlich zu machen gebe ich nachfolgende Uebersicht.

	Geprägt in der Zeit von			
	Otto III. 983—1002	Heinrich II. 1002—1024	Konrad II. 1024—1039	Später
Köln	$10^1/_2$	$163^1/_2$	$1663^1/_2$	$1(^2/_2)$
Bonn	—	$2^1/_2$	—	—
Andernach	1	4	3	—
Duisburg	—	—	1	—
Trier	—	1	$^1/_2$	—
Thiel	—	—	1	—
Huy	—	—	1	—
Worms	—	$^1/_2$	—	—
Würzburg	1	—	—	—
Soest	—	—	1	—
Dortmund	—	—	1	—
Hildesheim	—	—	1	—

Man sieht hieraus, dass die Mehrzahl der Denare aus der der Vergrabungszeit nächstliegenden Zeit stammt; ferner bemerkt man die ausserordentlich starke Ausprägung in Konrads II. Zeit (unter Piligrim) und endlich, dass vorliegender Schatz nicht lange nach 1039 der Erde anvertraut sein muss noch kann. Je weiter der Prägeort der jüngsten Münze von der Fundstelle entfernt ist, desto grösser muss der Zeitraum zwischen dem ersten Auftreten des be-

1) Sallet's Zeitschrift für Numismatik Bd. XIII (1885) S. 389—399.

treffenden Stückes und der Vergrabungszeit gedacht werden, desto ungewisser kann letztere festgesetzt werden.

Anders ist das bei unserem Funde, dessen jüngste Stücke aus dem benachbarten Köln stammen, also in kurzer Zeit, einem Tage vielleicht, nach Bonn gebracht sein können. Die jüngsten Denare, zwei Hälften eines solchen von Erzbischof Hermann II. 1036—1056, tragen nicht mehr den Namen des 1039 gestorbenen Kaisers Konrad. Voraussetzen darf man, dass nach dessen Tode nicht mehr unter seinem Namen fortgemünzt ist, was zwar zu anderen Zeiten unter anderem Namen in Köln geschehen ist, aber für diese Zeit nicht angenommen werden kann, weil kein nachweisbarer Grund dazu vorliegt. Gleichwohl ist es auffallend, dass aus der kurzen Zeit von Erzbischof Hermanns Stuhlbesteigung bis zu Konrads II. Tode, also drei Jahren, die grosse Anzahl von 130 Denaren vorliegt. Ferner ist zu beachten, dass zwei verschiedene Typen mit Hermanns Namen allein vorhanden sind, die unmöglich innerhalb ganz kurzer Zeit erfunden und bald nachher wieder aufgegeben sein werden. Erschwerend für die Bestimmung der Vergrabungszeit ist ferner, dass die Münzen Hermanns ohne den Namen Kaiser Konrads, die also von 1039 bis 1056 geprägt sein sollen, recht selten sind, so dass es den Anschein gewinnt, als habe die Thätigkeit der Kölner Münzstätte eine Zeit lang geruht. Man weiss deswegen nicht genau, wann die in unserem Funde fehlenden Denare mit Brustbild des Erzbischof Hermann und die von demselben herrührenden mit Namen König Heinrichs III.[1]) zuerst geprägt sind.

Berücksichtigt man, dass die eben genannten jüngeren kölnischen Denare Hermanns mit Brustbild im Funde fehlen und in diesem nur zwei Exemplare vorkommen, die wahrscheinlich nach Konrads II. Tode geprägt sind, so scheint es mir am gerathensten, die Vergrabung vorliegenden Schatzes ungefähr 2 oder 3 Jahre nach Konrads Tode, also in das Jahr 1041 oder 1042 zu setzen. Will man ganz sicher gehen, so wird man das Jahr 1045 als späteste Zeit der Verscharrung ansehen müssen, aber ich glaube, man kommt der Wahrheit am nächsten, wenn man annimmt, der Schatz sei um 1042 der Erde übergeben worden. Ein zwingender Grund, eine uns näher liegende Zeit anzunehmen, liegt nicht vor.

Die 1862 Denare — je zwei halbe sind für einen ganzen

1) Vergl. Dannenberg: „Der Münzfund von Pammin" in Sallets Zeitschrift für Numismatik Bd. 13.

dazu eingerechnet — haben ein Gewicht von 2535 Gramm, rund 5 Pfund oder $10^3/_4$ alten kölnischen Mark.

Um den Edelmetallgehalt festzustellen, sind in der Frankfurter „Deutschen Gold- und Silber-Scheideanstalt" durch Herrn Grimm (Schneidwallgasse 8) für je 12 Hälften der Denare Nr. 9 von Heinrich II. mit der jüngeren COLONIA-Inschrift und Nr. 27 von Konrad-Piligrim zwei genaue chemische Untersuchungen (trocken und nass) angestellt worden. Dieselben ergaben für

Nr. 9: 939 Tausendtheile fein Silber, 1 Tausendtheil Gold
Nr. 27: 938 „ „ „ 1 „ „

Im Uebrigen wurde Kupfer als Beimischung festgestellt.

Es lässt sich annehmen, dass die Gesammtheit der Denare ungefähr denselben Edelmetallgehalt ($938^1/_2$) besitzt. Es sind demnach unter den 2535 Gramm enthalten

2379,09 Gramm Silber und 2,535 Gramm Gold.

Der Metallwerth, den Silbercours an der Frankfurter Börse vom 1. November 1890 mit Mk. 146 für das Kilogramm Silber, den Goldwerth mit Mk. 2800 für das Kilogramm angenommen

ergibt für 2379,09 gr Silber	=	Mk. 347,35	Pf.
2,535 „ Gold	=	„ 7,10	„
Zusammen		Mk. 354,45	Pf.

Um den Münzwerth der gefundenen Denare festzustellen vergleicht man den Edelmetallgehalt zuweilen mit dem des deutschen Vereinsthalers, der $16^2/_3$ gr Silber enthält. Die vorhandenen 2,535 gr Gold, im Werthe ($1 : 15^1/_2$) gleich 39,29 gr Silber, den gefundenen 2379,09 gr Silber zugelegt, ergibt 2418,38 gr Silber, die in 145,10 Thalern enthalten sind, also 435 Mark 30 Pf. gleichstehen.

Zu einem richtigeren Ergebniss gelangt man, wenn der Edelmetallinhalt, zusammen 2381,63 gr[1]), in Gold umgerechnet und dieses an den heutigen Stücken der herrschenden Goldwährung gemessen wird. Nehmen wir das Werthverhältniss des Goldes zum Silber an, wie es 1343[2]) in Geltung war: 1:12,1, so sind 2381,63 gr Edelmetall der Denare gleich 196,83 gr Gold. Dieses würde, da die deutschen Münzanstalten das Pfund Gold zu 1395 Mark annehmen, einen Münzwerth von 549 Mark 16 Pfennig haben.

1) Den geringen Goldinhalt konnte man im Mittelalter nicht feststellen; man empfand ihn bei der Probe nur wie Silber.

2) Ich folge hier Herrn Dr. Ernst Kruse (Kölnische Geldgeschichte S. 118). Angaben für die Zeit von 1042 fehlen.

Die Kaufkraft, welche im westlichen Deutschland während des 11. Jahrhunderts ungefähr das Zehnfache des heutigen Geldes betrug, liesse sich für den Bonner Denarfund auf ungefähr 5500 Mark schätzen.

Die Beschreibung des Fundes wird immer dem Umfange und der Bedeutung desselben entsprechen müssen. Ich habe mich darum nicht begnügt, blos eine kurze Uebersicht über den Schatz zu geben, im übrigen aber auf andere Werke zu verweisen, allenfalls einige hervorragende Neuigkeiten genauer aufzuführen, auch nicht blos eine einseitige numismatische Beschreibung zu liefern — sondern ich habe versucht ihn so zu behandeln, dass er nach verschiedenen Gesichtspunkten und Richtungen ausgenutzt werden kann, ohne die Stücke noch einmal durchzusehen und ohne andere Werke benutzen zu müssen[1]). Dass die einschlägigen Arbeiten 1. Dannenberg, Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, Berlin 1876 — 2. Cappe, Beschreibung der cölnischen Münzen des Mittelalters, Dresden 1853 — 3. Desselben, Die Münzen der deutschen Kaiser und Könige des Mittelalters, 3 Bde., Dresden 1848, 50 und 57 benutzt und angeführt sind, versteht sich von selbst. Selten ist die von Wallraf verfasste „Beschreibung der Köllnischen Münzsammlung des Domherrn von Merle", Köln 1792, erwähnt wegen mangelhafter und kritikloser Behandlung des Stoffes. Hartzheims und Hamms numismatische Arbeiten stehen in Bezug auf Zuverlässigkeit und Genauigkeit aller Angaben über die Münzen und deren Beschreibungen noch weit unter denen des viel getadelten Cappe, dessen Bücher, wie längst allgemein bekannt ist, sehr verbesserungsbedürftig sind.

Vorangestellt sind die Münzen von Köln, weil sie den grössten Antheil des Ganzen ausmachen; angefügt sind die nächstgelegenen, zu demselben Erzstift gehörigen Orte Bonn und Andernach, dann folgen die Denare der übrigen rheinischen Münzstätten, die der niederländischen, süddeutschen, westfälischen und einer ostdeutschen.

Die gleichartigen Stücke wurden zusammengestellt, die correcten Inschriften voran, die entarteten ans Ende. Bei der grossen

---

1) Erfahrungsgemäss werden abgekürzte Fundbeschreibungen, bei denen andere Werke in die Hand genommen werden müssen, fast niemals gelesen oder benutzt, weil sie in der Regel nicht ganz genau sind und die Arbeit zu sehr erschwert wird.

Menge des Materials würden die Buchstaben des Alphabets öfter nicht ausgereicht haben zur Kennzeichnung der Unterschiede, wenn ich alle Denare des gleichen Typ unter einer Nummer hätte vereinigen wollen; nothgedrungen habe ich deswegen mehrmals neubezifferte Unterabtheilungen gemacht. Manchmal geschah dies auch, um die Denare von annähernd gleichartiger Entartung unter sich zu vereinigen bezw. von einander zu trennen.

Wenn die Inschrift eines Denars mit der des vorhergehenden übereinstimmt, so ist dieselbe nicht wiederholt worden, sondern ein wagerechter Strich ist an die Stelle der gleichen Buchstaben gesetzt. Wenn diese oder ein Strich eingeklammert ist, so heisst das, es stehen wahrscheinlich dieselben Schriftzeichen oder eine gleiche Anzahl derselben an einer wegen mangelhafter Ausprägung unlesbaren Stelle. Oftmals ergänzen zwei oder mehr Exemplare die Umschrift, auch wenn dies nicht immer angegeben ist.

Köln.

Kaiser Otto III. 983—1002.

1. a. ✠ODDO✠9IIIIꟻVIII
   b. —(—)DO—IVIP.IIVG
   c. —D(——)——I(——)
   d. —ODD———PINIG
   e. —(————)PIIIIG
   f. (————)AVG(—)
   g. (————)AV(——)

Innen breites bis zum Binnenreif reichendes Kreuz mit Kugel in jedem Winkel.

Ks. Die mehr oder weniger entartete Inschrift S
COLONII
A

Bei a. ist das S von rechts nach links umgekehrt. Die beiden O sind stets klein und kreisförmig, die andern Buchstaben dagegen sehr viel grösser, doch ist das C bei a, b, c nicht viel länger als das O. Bei d, f und g liegt das C ausserhalb des Schrötlings, ist also auf der Münze nicht zu sehen.

18—19,5 mm. 1,425 gr, Durchschnitt von sieben Exemplaren, die zusammen 9,99 gr wiegen.

Zu Dannenberg 342. Cappe, Köln Taf. II Nr. 20. Merle, S. 9 Nr. 28, 29, 31—36. $7^1/_2$ Stück.

Trotz der starken Entartung der Umschrift auf der Hauptseite kann man doch immer noch erkennen, dass sie ursprünglich OTTO IMPerator AVGustus gelautet hat. Exemplare mit correkter Inschrift sind bei Dannenberg Nr. 334 (Otto II. 973—983 zugeschrieben) und Nr. 342 (Otto III. beigelegt) abgebildet.

Die Inschrift der Kehrseite Sancta Colonia weist diese Denare ursprünglich und in der Regel nach Köln; aber die starke Verbreitung der sehr beliebten Münzgattung hat ihre zahlreiche Nachahmung hervorgerufen, die theils eine ganz getreue war — abgesehen vom Stil, der nach Ort und Zeit verschieden ist — theils sind mehr oder weniger deutliche Beizeichen hinzugefügt oder drittens es ist der nachahmende Münzherr bezw. die Münzstätte genannt, wenigstens durch ein Wappen[1]).

Die dritte Art von Nachahmung mit der oben beschriebenen COLONIA-Inschrift („Kölner Monogramm") nebst Angabe des Münzherrn oder Münzstätte findet man auf folgenden Denaren:

1. Andernach. Herzog Theodorich von Lothringen 984—1026. Vergl. Nr. 69 und Dannenberg Nr. 444.

2. Soest. Kaiser Konrad 1024—39. Vergl. Nr. 83 dieses Fundes; Dannenberg 742; Cappe, Köln Taf. IV Nr. 59; Weingärtner[2]) Taf. I Nr. 2. Hs. Brustbild des Kaisers. Ks. Name von Soest unter dem Kölner Monogramm.

3. Desgl. Erzbischof Arnold II. 1151—1156. Weingärtner Taf. I Nr. 4. Katalog Garthe 5112.

4. Desgl. Erbischof Philipp 1167—1191. Weingärtner Taf. I Nr. 5; Cappe, Köln Taf. IX. 150. Garthe 5119 u. 5120 (Obol). Bei Nr. 3 u. 4 ist auf der Hs. der Münzherr genannt und das Soester Münzzeichen hinzugefügt. Ks. nur das Monogramm von Köln.

5. Desgl. Erzbischof Adolf 1193—1205. Gebäude. Ks. Monogramm. Cappe, Taf. X, 160. Katalog Garthe 5127.

6. Desgl. Aus dem 13. Jahrhundert. Hs. Stadtthor und -name. Ks. Monogramm mit Engelskopf als Zierrath. Cappe, Köln Taf. X, 161; Weingärtner Taf. I, 9. Ferner ein Obol. Vergl. Blätter für Münzfreunde Nr. 168. Taf. 102, 1.

7. Berg. Engelbrecht, 1160—1189. Der Name des Grafen.

---

1) Das Wappen vertrat bekanntlich im Mittelalter oft die Stelle der Schrift.

2) Die Silbermünzen von Cölnisch Herzogthum Westfalen und Grafschaft oder Vest Recklinghausen. Münster 1886.

Ks. Das Monogramm von Köln. Grote, Münzstudien Bd. 7 S. 66 (nach Plato, Sendschreiben Fig. 31). Vergl. die Abbildung daselbst Taf. 1 Nr. 4b mit dreithürmigem Gebäude.

8. Osnabrück. Bischof („Philipp" 1141—1173) Grote, Münzstudien Bd. IV. Taf. 1 u. 2: Denar und Obol. Name der Münzstätte. Ks. Das Kölner Monogramm, aber entartet.

9. „Osnabrück". Gerhard (1192—1216). Aufsatz von Weber, in der Zeitschrift für Numismatik Bd. XIV S. 43. Kreuz mit Soester Münzzeichen und Name Gerhards. Ks. nur das Monogramm. (Vielleicht ist das Stück auch in Soest geprägt wie Nr. 3 u. 4.)

10. Minden. Dannenberg 725. Name der Münzstätte. Ks. Kölner Monogramm mit Beizeichen.

11. Corvey. Dannenberg 739. Weingärtner, Corvey Taf. I, 13. Name der Münzstätte. Ks. Kölner Monogramm mit Beizeichen.

12. Paderborn. Dannenberg 741. Name der Münzstätte. Ks. Monogramm von Köln.

13. Lippe. (Hermann II. 1196—1229.) Zwei Denare und zwei Obole, dem Gepräge der Hauptseite nach aus dem 13. Jahrhundert. Grote, Münzstudien Bd. 5 Taf. I Nr. 1 u. 2, Taf. VIII Nr. 1 u. 2. Hs. Gebäude und bei drei Exemplaren Name der Münzstätte. Ks. Monogramm und Rose (Wappenbild von Lippe) als Beizeichen.

14. Waldeck. (Godschalk I. 1187—1221) mit Namen des „Bischofs Bernhard von Paderborn" 1186—1203. Grote, Münzstudien Bd. V Taf. 3 Nr. 1. Hs. Wappen von Pyrmont. Ks. Monogramm von Köln.

15. Desgl. Adolf, 1214—1270. Dannenberg in Grote's Münzstudien Bd. 5 S. 518, Taf. 6 Nr. 4. Hs. Sitzender Graf. Ks. Kölner Monogramm.

16. Halberstadt. Bischof Arnulf, 996—1023. Dannenberg 626. Hs. Kopf ohne Umschrift. Ks. Kölner Monogramm mit G als Beizeichen, das auch auf kölnischen Münzen vorkommt.

17. Fritzlar. Dannenberg 870. Name der Münzstätte. Ks. Kölner Monogramm.

18. Schwabach. Dannenberg 875. Ebenfalls mit Bezeichnung der Münzstätte. Ks. schlecht gezeichnetes und entstelltes Monogramm von Köln.

19. Friesland. Graf Ludolf († 1038). Dannenberg 497. Brustbild und Name des Münzherrn. Ks. Kölner Monogramm.

Bei diesen 19 Nachahmungen von Kölner Denaren ist der Urheber stets zu erkennen; schwieriger oder fast unmöglich ist das, wenn nur ein Beizeichen die Nachbildung von dem Vorbilde unterscheidet[1]) und in noch höherem Grade ist die Bestimmung erschwert, wenn kein besonderes Abzeichen hinzugefügt ist. In diesem Falle, der bei den unter Nr. 1 unseres Fundes aufgezählten Denaren zutrifft, bieten die von dem Stempelschneider uns unabsichtlich gelieferten Merkmale, der Stil, eine Handhabung zur Bestimmung.

Natürlich sind solche Kennzeichen nicht so handgreiflich, dass sie jedem sofort in die Augen leuchten und es wird selten mehr gesündigt bei Münzbestimmungen als mit dem Ausdruck „Fabrik" und „Aehnlichkeit". Trotzdem bleibt es richtig, dass, wie man beispielsweise eine in der Rococcozeit hergestellte Nachahmung einer antiken Figur leicht als Erzeugniss ihrer Zeit erkennen kann, so auch Münzen an ihrem Stil nach Ort und Zeit richtig zu bestimmen sind. Allerdings wird ein etwas geübtes Auge dazu nöthig sein, jede Voreingenommenheit muss fehlen und man darf Niemand zumuthen, auf Grund des Stils gemachte Angaben zu glauben, wenn nicht wenigstens ein sicheres Merkmal angeführt werden kann. Dieses finde ich bei unsern Ottodenaren in dem eigenthümlich geformten Kreuz. Es ist auf den sicher kölnischen Ottodenaren stets schlank, manchmal nach den Enden der Schenkel verbreitert, auch einzelne Nachahmungen haben es ebenso. Aber alle sicher in Soest geprägten Denare mit dem Kölner Monogramm, vergleiche die oben aufgezählten Nachahmungen Nr. 3, 4 und die ebenfalls wahrscheinlich in Soest entstandene Nr. 9, haben ein überall gleichmässiges, sehr breites Kreuz, das stets den Binnenreif berührt. Dieses Kreuz findet man auch auf den Ottodenaren unseres Fundes. Die Stücke sind zudem so schön erhalten, während der Andernacher Denar von Herzog Theodorich fast vollständig abgeschliffen ist, dass sich bei unseren Ottodenaren eine Umlaufszeit von ungefähr 40 Jahren (vom Tode Otto's III. bis zur Vergrabungszeit des Schatzes) nicht annehmen lässt.

Es liegt übrigens im Wesen des zäh am Alten und Hergebrachten hangenden Westfalen, wie auch aus den oben angeführten

1) Sicher aus Soest ist der Otto-Denar bei Weingärtner, Köln, Taf. I Nr. 1.

zahlreichen Nachahmungen mit Kennzeichnung der Münzstätte zweifellos hervorgeht, dass man ihm die kölnischen Denare auf der rothen Erde nachprägte[1]), als die ursprüngliche Münzstätte Köln sie nicht mehr lieferte. Dass man hier um 1014 zu neuen Typen überging, ist aus den Ausführungen bei Nr. 3 der Fundbeschreibung zu ersehen.

Dass ich diese Ottodenare unter „Köln" aufführe, trotzdem ich sie für westfälische Nachprägungen halte, hat seinen Grund darin, dass sie eben nur Nachprägungen sind und von Jedermann unter Köln gesucht werden. Dannenberg verfährt ebenso und sagt über die Nachahmungen S. 289 seines bekannten grossen Werkes: „Wie viel Münzen kölnischen Gepräges aber mögen wir haben, die uns ihre eigentliche Heimath nicht verrathen." Zu diesen nichtkölnischen COLONIA-Denaren gehört beispielsweise seine Nr. 342d, die wohl in Minden entstanden ist; vielleicht auch gehört Nr. 347 mit dem freischwebenden Königskopf nach Thiel (siehe unsere Nr. 79) u. s. w.

Ueber die Nachahmungen drückt sich Grote in seiner Osnabrückischen Münzgeschichte (Münzstudien Bd. IV S. 57) in gleichem Sinne folgendermassen aus: „Manche Osnabrücker jener Typen (Minnigardeford- und kölnische Ottodenare) mag es geben, auf denen man auch die fremden Umschriften beibehielt."

2. ✠TTO N(I)MP D (GR) Gekrönter Kopf von links.

Ks. S
COLON
A

16,5 mm. 0,97 gr. 1 Stück.

Dannenberg hat dies seltene Stück mit der etwas abweichenden Umschrift OTTO GRAtia Dei REX unter Nr. 340 aufgeführt. Auch seine Exemplare sind unterwichtig; er gibt die Schwere auf 1,07 gr und 0,8 gr an.

Das Stück gehört offenbar keinem älteren Otto an, aber man dürfte vielleicht fragen, ob es wirklich in Köln und nicht vielmehr in den Niederlanden entstanden ist! Möglich ist zudem, dass es nach Otto III. Tode auf einer Seite den älteren COLONIA-Denaren nachgeahmt, auf der andern nach der Sitte der späteren Zeit mit einem Brustbilde versehen ist.

1) Vergl. Dannenberg 725; das Stück hat dieselben Beizeichen und die schräggestellten Buchstaben auf der Hauptseite wie Nr. 342d daselbst.

Eine bedeutende Münzstätte ändert übrigens nicht leicht und vorübergehend ihr Gepräge, es scheint mir darum auch aus diesem Grunde die Wahrscheinlichkeit für eine auswärtige Prägung mit theilweiser Nachahmung des Kölner Typus zu sprechen.

3. (✠)OTTO RE(X) Kreuz, in jedem Winkel ein Punkt.
Ks. (S)CA
(C O L O
(NI)A✠
19,3 mm. 2,60 gr. 1 Stück.
Nicht bei Dannenberg.

Dieser und der nachfolgende Denar sind die ersten ihrer Art, welche uns bekannt geworden sind; sie müssen daher in geringer Menge geprägt sein, besonders wenn man ihre Anzahl mit der der übrigen bekannten Kölner Ottodenare vergleicht.

Das Auffallende an Nr. 3 ist, dass hier die jüngere COLONIA-Inschrift auftaucht, während man die ältere noch auf Denaren von Ottos Nachfolger, Heinrich II. findet. Gäbe es solche Denare von Heinrich II. mit der älteren COLONIA-Inschrift nicht, so könnte man schliessen: In dem letzten Lebensjahre Ottos III. ist die neue Inschrift aufgekommen und man hatte sie kaum geprägt, so kam Heinrich II. zur Regierung, daher die grosse Seltenheit von Nr. 3. Nun kennt man aber von Heinrich II. als Rex und als Imperator Denare mit der älteren COLONIA-Inschrift und unser Fund bringt deren selbst mehrere, während die grosse Mehrzahl der Heinrichsdenare mit Rex- und mit Imperator-Titel die jüngere COLONIA-Inschrift trägt. Anscheinend wird die chronologische Bestimmung dieser Inschrift noch erschwert durch das Vorkommen von Denaren Konrads II. mit dem älteren Kölner Monogramm. Aber das Vorhandensein der Stücke ist, wie Dannenberg S. 160 sagt, nicht zweifellos und im übrigen halten Köhne und Dannenberg die erwähnten Konradsdenare für Soester Nachprägungen.

Nach den bis jetzt bekannten Heinrichsdenaren muss der Wechsel der älteren Inschrift $\begin{matrix}\text{S}\\\text{COLONIA}\\\text{A}\end{matrix}$ gegen die neue $\begin{matrix}\text{SCA}\\\text{COLO}\\\text{NIA}\end{matrix}$ zu Heinrichs II. Zeiten eingetreten sein und zwar um 1014, seiner Kaiserkrönung. Man findet, wie bereits erwähnt, die beiden Inschriften auf Heinrichsdenaren mit Rex- und Imperator-Titel; das hat seinen Grund darin, dass zu gleicher Zeit wegen der starken Ausprägungen

eine grosse Anzahl von Personen beschäftigt und eine mindestens ebenso grosse von Stempeln in Gebrauch war. Wegen der starken Abnutzung war sogar eine grössere Menge von Stempeln vorräthig. War der Beschluss gefasst, eine neue Art von Prägestöcken herzustellen, so gab man die alten nicht auf, sondern benutzte sie bis zur völligen Unbrauchbarkeit fort[1]). Während ein Theil der Münzknechte noch mit den alten Stempeln arbeitete, hatte der andere bereits die neuen in Gebrauch genommen. Die gleichzeitige Entstehung von Denaren mit der alten und der neuen COLONIA-Inschrift ist darum recht gut möglich, und wenn beide den Rex- und auch den Imperator-Titel tragen, so lässt sich nur annehmen, dass der Wechsel der COLONIA-Inschriften mit dem der Titel gleichzeitig eintrat.

Nach dem Vorhergesagten dürfte die Erklärung unsers Otto-Denars keinen grossen Schwierigkeiten mehr begegnen. Zweifellos darf man ihn für eine Nachprägung unter Heinrich II. ansehen. Man könnte sich den Hergang folgendermassen vorstellen. Als der Stempelschneider im Jahre 1014 den neuen Prägestock fertig hatte, wollte er einen Probeabschlag sehen. Er setzte den neuen Stempel in den Ambos, legte einen Denarschrötling darauf und, da der Hammer nicht direkt hierauf schlagen sollte oder durfte, so musste man einen zweiten Stempel aufsetzen. Man hätte hierzu einen der gerade im Gebrauch befindlichen mit Heinricus nehmen können, aber die Abprägungen hiervon gingen durch die Hand höherer Beamten, des Münzmeisters und des Wardeins. Diese würden den Probeabschlag zurückgewiesen haben, da die Prägung des neuen Typ noch nicht genehmigt war. Man nahm also einen der alten Ottostempel, der übrigens die Abschläge als Proben besser als der andere charakterisirte. Gewiss war die Anzahl der Proben eine sehr geringe, die Stücke wanderten vielleicht zunächst nur in die Tasche von Münzbeamten, bis sie endlich auch in den Verkehr gelangten und endlich auch auf uns gekommen sind.

---

1) Man weiss sogar aus späterer Zeit, dass selbst der Tod eines Kaisers nicht zur Abgabe der seinen Namen tragenden Stempel veranlasste. Der Frankfurter Münzmeister soll z. B. nach dem Tode Kaiser Siegmunds (9. Dezember 1437) noch mit den alten Stempeln fortgemünzt haben und in einem Schreiben vom 31. März 1438 verbietet ihm das der Mainzer Erzbischof von Mainz geradezu. Vergl. Joseph, Goldmünzen des XIV. und XV. Jahrhunderts S. 106.

Mag man übrigens sich den Vorgang so wie geschildert oder anders vorstellen, zweifellos verdankt der Ottodenar mit der jüngeren COLONIA-Inschrift nur einem Zufalle seine Entstehung.

4. (✠OT)TO RE(X) Innen Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. Verprägt. Man sieht nur durcheinander geworfene Theile der jüngeren COLONIA-Inschrift und daneben den sogenannten „gordischen Knoten" oder dreifache Schleife. Auch scheint eine Umschrift vorhanden gewesen zu sein, von der CV deutlich zu sehen ist. Unmittelbar vor C sieht man ein nicht ganz deutliches R.

19,5 mm. 1,34 gr. 1 Stück.

Dieser Denar, wahrscheinlich eine Nachprägung späterer Zeit, ist nicht deutlich genug, um Bestimmtes über das auffallende Stück sagen zu können. Da neben der jüngeren COLONIA-Inschrift meines Wissens keine Umschrift sonst vorkommt, hier aber das RCVS auf HENRCVS schliessen lässt, so könnte man vielleicht an eine doppelte Prägung, einmal aus Versehen mit dem Otto-, das andere Mal berichtigend mit dem Heinrichstempel denken. Allerdings muss man zwischen der Umwechselung der Stempel auch ein Umdrehen des Schrötlings sich denken.

Heinrich II.

1002—1024, Kaiser seit 1014.

5. a. H(EI)NRII(S) IEX
b. H(————) R(E)X

Innen befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. b. S a. S
OLONII LONIA
A A ω $2^1/_2$ Stück.

a. 19 mm. 0,87 gr. b. 18,8 mm. 1,49 gr (ungereinigt).

Bei beiden Exemplaren ist neben dem unteren A je ein Beizeichen, bei a anscheinend ein W oder ω.

Exemplare mit correcter Inschrift auf der Hauptseite sind bei Dannenberg 345, bei Cappe, Köln Taf. III 46 und 43 (hier ohne Anfangs-H) abgebildet.

Diese Denare sind zwischen den Jahren 1002 und 1014, vor der Kaiserkrönung Heinrichs II., geschlagen, da sie den Königstitel noch tragen.

6. a. HEN(RIC)V ∽ III(P)
b. (—)IHRICV ∽ I(MP)
c. (H)EINR✠III (IMP)
d. H(EINI)R✠IMR
e. (HE)EINR✠IM(P

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. a. S COL(ON) (A) b. S HoJo) (A) c. S COLONI A d. S ЬIIIA A e. S oLoNIA A

a. 18,5 mm. 1,12 gr. b. 18 mm. 0,93 gr (ungereinigt). c. 18,8 mm. 0,89 gr. d. 19,2 mm. 1,10 gr. e. 20 mm. 1,10 gr. 5 Stück.

Dannenberg 351. Cappe, Kaisermünzen Bd. I. Taf. XIIII, 226. Cappe, Köln Taf. III. 49.

Dannenberg führt diesen Denar nach Cappe mit der Bemerkung: „Ob sicher?" an, und diese Zweifel waren bei der Cappe'schen Lesung HEINRICI IMPRAT berechtigt. Dass Denare mit dem Imperatortitel von Heinrich II. vorhanden sind, beweisen die vorliegenden Stücke, aber kein einziger gibt die Inschrift vollkommen korrekt. Trotzdem sind es, auch das sehr entartete Exemplar d, unzweifelhaft ächte Kölner Gepräge, keine auswärtigen Nachmünzen.

7. ✠HE(INRICV) ∽ X

Befusstes Kreuz mit grossem Punkt in jedem Winkel.

Ks. (S)CA
(C)O·LO
(N)IA

19 mm. 0,98 gr. 1 Stück.

Dieser Denar hat vom Titel nur den Schlussbuchstaben, das X; es kann aber trotz der fehlenden Buchstaben RE keinem Zweifel unterliegen, dass der Stempelschneider REX — nicht IMPERATOR darzustellen beabsichtigt hat.

Das ungewöhnlich grosse L neben den wesentlich kleineren O erinnert an die ältere COLONIA-Inschrift.

Dannenberg führt ein ähnliches Stück, auf dem der Name Heinricus nicht sichtbar ist, aber der Titel REX ganz ausgeschrieben ist, dagegen mit rückläufiger Inschrift auf der Kehrseite nach Köhne (Mémoires de St. Pétersbourg Bd. IV S. 43 Nr. 249) an. Auch hier war es das einzige Exemplar.

Die Seltenheit der Heinrichsdenare a) mit Königstitel und jün-

gerer COLONIA-Inschrift, b) mit Kaisertitel und dem älteren Monogramm bestätigt das bei Nr. 3 Gesagte, dass um 1014 bei dem Titelwechsel auch die Inschrift der Kehrseite geändert wurde.

8. a. ✠HEIHIICVꝏ 4 Stück.
b. —N——RI—— 10 „
c. ✠HENI·I·PICVꝏ 1 „
d. —NEIIH·I·IC(——) 1 „
e. ———HIRICVꝏ 3 „
f. ———III——— 2 „
g. ———IH·(RI)CV(S) 1 „
h. ✠NEIPH(C)Vꝏ 1 „
i. (–)——RH(ICVS) 1 „
k. ✠HEIH(RICV)ꝏ 1 „
l. —IIEIIIRICVꝏ 1 „
m. —NFIHRICVꝏ 1 „

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. ꝏCA
COLO
NIA

18—23 mm. 1,32 gr. 24 Stück.

Nicht bei Dannenberg.

9. a. HEIN(RICV)ꝏ IMIR
b. ——————— IIP
c. ✠NEIIIII(——— ——)
d. (H)EINRICVꝏ IMP 2
e. ———H——— IMII
f. HIN · RI(——— –)MP
g. ·HEINRIC(VS) I
h. —(–)—(——) I
i. HEIIIICV(S IM)R 4
k. ————ꝏ IP
l. HERIC(V)ꝏ NIP
m. HEIP(I)CVꝏ NR
n. (HE)IH·PICVꝏ (IM)
o. (H)IIH·——— (——)
p. (HEINI)CVꝏ✠ I(HP) 3
q. HEIIIICI✠R
r. ✠NEIIH·R(ICVS IM)
s. (HII)IIH·RICNI

t. HENCVꝏ IP
u. HEINICVꝏ —
v. HRICVꝏ (II)N(I)
w. (HEINRIC)Vꝏ IMIPE

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. a—v: S̄CA w: SCA
COLO CO(LO)
NIA NI(A)

18—23 mm. 1,32 gr. 48 u. 54/2 Stück, davon 20 undeutlich oder verwildert.

Dannenberg 350.

Die unter Nr. 8 und 9 verzeichneten Denare sind bis auf den bei erster Nr. fehlenden Titel gleich, fast niemals rund, sondern nahezu vier- oder achteckig. Die Buchstaben sind in der Regel roh, plump und grob geschnitten, selten fein und regelmässig gestellt.

56 nicht ganz gereinigte Exemplare von Nr. 8 und 9 wiegen zusammen 73,85 gr, einzeln also im Durchschnitt 1,32 gr. 54 zerschnittene wiegen 35,22 gr, einzeln also 0,6522 gr, ein ganzer Denar danach 1,3044 gr. Der Durchmesser ist wie die Form recht ungleich und wechselt zwischen 18 bis 23 mm.

10. a. HEIHRI(C)Vꝏ IMIP
b. —(—————) MIP

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. ab. S̄CA
ab. COLO
a. NIA/ b. NIA·/

a. 22,3 mm. 1,43 gr. b. ist zerschnitten. 1½ Stück

11. ∪HIE(R)CVꝏ IMP Kreuz mit vier Punkten.

Ks. ꝏC>
COLO
///A

18,8 mm. 1,32 gr. 1 Stück.

Das Stück zeichnet sich durch sehr grosse Buchstaben aus. Der Bogen vor H auf der Hauptseite berührt das Schluss-P, so dass er mit diesem für ein R gehalten werden kann, das aber in dieser Form erst in der Hohenstaufenzeit vorkommt. Die schräg gestellten Buchstaben erinnern an Dannenberg 342d und 725, beide wohl in Minden geprägt.

12. ✠NEIHRICVꝏ Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. ꝏ̄CA
COLO
NIA✠ 6 Stück.

20, 21 und 23 mm. Fünf Exemplare des Museums wiegen 6,64 gr, ein einzelnes im Durchschnitt also 1,33 gr. Das sechste Stück, Herrn van Vleuten gehörig, wiegt 0,92 gr.

13. a. HEIHICVꝏ IP\ (imperator)
b. HEI(RI)CVꝏ —
c. IIEIIIPVꝏ (—)

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. ꝏ̄CA
COLO
NIA✠

Der fast wagerechte Abkürzungsstrich über S hat bei a und b drei kleine senkrechte Striche, so dass er dem auf Wappen öfter vorkommenden Turnierkragen gleicht, natürlich hier ohne dessen Bedeutung.

a. 21 mm. 1,06 gr. b. 19,2 mm. 1,58 gr. c. 20 mm. 1,54 gr. 3 Stück.

14. a. IIE(IR)ICVꝏ II(I)
b. II(NR)IICVꝏ IP

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. ꝏ¯CA b. ꝏ+CA
COLO COLO
NIA (Schleife) NIA (Schleife)

a. 19. 20. 20,5 mm. 1,40. 1,41. 1,52 gr. b. 19 mm. 1,31 gr. 4 Stück.

15. Rückläufig: a. HЯVCI(VS IMP?)
b. H(EINR)CIVꝏ (IMP?)

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. ꝏCA
COLO
GA (Schleife)

19 mm. a. 1,30 gr. b. 1,63. $2^1/_2$ Stück.

Ausserdem die Hälfte eines Denars, anscheinend wie c.

Die Inschrift beider Denare scheint Heinricus imperator zu lauten. Vergleiche Nr. 71.

16. HIII·RIC NMP· Befusstes Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln.

Ks. ꝏCA
COLO
V

19,3 mm. 1,10 gr. 1 Stück.

17. ✠NEIIHRICV·o Befusstes Kreuz mit vier Punkten.

Ks. ꝏCA
COLO
NIA

In den beiden ganz runden O ist ein Kreuz, so dass das O wie ein Rad aussieht.

20 mm. 1,49 gr. 1 Stück.

18. ✠IIEIIHRICV(ꝏ)o✠ Befusstes Kreuz mit vier Punkten.

Ks. ꝏCA
COLO
NIA

Ueber dem SC ist ein nach unten offener Bogen und an jeder Seite eine V ähnliche Figur. Die O haben innen ein Kreuz wie Nr. 17.

19,2 mm. 1,22 gr. 1 Stück.

19. a. HEINRICVꝏ (IM)D
b. IIE:RHVhIIDVꝏ

Befusstes Kreuz mit vier Punkten. Bei a sieht man von dem D oder P noch einen kleinen Theil.

Ks. a. ꝏCA b. ADꝏ
OLO) OIO)
IIIA AIH

a. Bonn. 19,8 mm. 0,93 gr. b. Herr van Vleuten 19,5 mm. 1,17 gr. 2 Stück.

20. (H)EINRIH·RE(X) Befusstes Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln. Das erste und letzte E ist nur in seinem unteren Theile sichtbar.

Ks. (HI)RICVꝏ PC Befusstes Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln.

19 mm. 1,18 gr. 1 Stück.

Offenbar sind hier zwei Hauptseiten zusammen abgeschlagen worden und ist demnach vorliegender Denar eine Zwittermünze. Wäre das Stück einzeln oder in einem ostdeutschen Funde — von polnischen und russischen gar nicht zu reden — aufgetaucht, so

würde man es zwar zweifellos unter Heinrich II. eingereiht haben, aber den Prägeort zu bestimmen hätte man wohl Bedenken getragen. Anders liegt die Sache bei unserm Funde, der in Bonn zu Tage gekommen ist und zu mehr als $^{9}/_{10}$ aus Kölnern besteht. Es liegt da nahe Umschau zu halten, wo diese Stempel einzeln verwendet sind. Der Augenschein muss jedem Unbefangenen sagen, dass die gleichen Stempel bei den Heinrichsdenaren mit der jüngeren COLONIA-Inschrift vorkommen. Aber, könnte man einwenden, lässt sich annehmen, dass in einer so bedeutenden und angesehenen Prägeanstalt wie der Kölner Verwechselungen vorkommen? Wer den Massstab einer modernen Münzanstalt anlegt, müsste vielleicht mit nein antworten, jedenfalls würden Zwittergepräge nicht ausgegeben werden, obwohl man weiss, dass allerlei Irrthümer und Willkürlichkeiten auch in unsern Tagen schon vorgekommen sind[1]). Wenn man aber bedenkt, wie wenige damals lesen konnten, welche geringe Bedeutung die genaue Wiedergabe der richtigen Inschrift deswegen haben musste, wie urwüchsig der ganze Münzbetrieb überhaupt war, dann wird man kaum die Möglichkeit von Stempelverwechselungen bezweifeln. Es lässt sich weiter annehmen, dass die Abprägung von zwei nicht zusammengehörigen Stempeln eher dort stattfinden konnte, wo ein starker Betrieb eine grosse Anzahl von Münzstöcken und Personen zusammenführte als an einer Kleinbetriebsstätte. Man wird also immer wieder auf Köln als die sehr wahrscheinliche Prägestätte unsers Zwitterdenars hingeführt. Nach meiner Ansicht hiesse es der sonst gewiss sehr berechtigten Vorsicht zu weiten Spielraum lassen, wollte man die naheliegende Verweisung nach Köln unterlassen. Denn wenn ein unberechtigter Münzer einen Denar nachahmen wollte, würde er sicher beide Seiten kopirt haben.

21. a. HEI(NR)C(VS IM)
b. (HE)HRCII(S IM)
c. HEN(RI)HCVꝏ
d. HEHRC(Vꝏ IM)
e. Undeutlich.

Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln. Bei d ist mitten auf einer Kugel noch ein kleines Pünktchen; die gegenüberliegende Kugel ist wegen mangelhafter Ausprägung nicht sichtbar.

1) Ich erinnere nur an die zweierlei Abschläge vom Frankfurter Doppelgulden auf die Kaiserwahl Friedrich Wilhelms IV. von Preussen.

c. ∑A(N)CT(A C)OLONIA
a. ꝏ(ANCT COLO)II(A)
b. RITA(COLON)
c. (S)AT(———)
d. (SATA COL)OHA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache, darauf ein Kreuz. Der Stempelschnitt ist bei a—d ein roher, bei e ein zierlicher, doch sind hier wegen schlechter Prägung nur Spuren von Buchstaben sichtbar. $5^1/_2$ Stück.

a. 20 mm. 1,09 gr. b. 19 mm. 1,29 gr. c. 19,5 mm. 1,25 gr. d. 18,5 mm. 1,01 gr. e. 20,5 mm. 1,35 gr.

Dannenberg 352.

22. a. (C)HVOHRDAS MP
b. ✠(CH)VO(H)——— —
c. —NVOHRDAꝏ MP . . . 4
d. —HVO(————)
e. (—)HVOH(————)
f. (——)OHPD(———)
g. (——)ΘHRDA(——)
h. ↄ(————)VꝏII
i. (+)CT(N)RAↄV(S)

Kreuz mit vier Kugeln.

Ks. a. c. d. f.—h. SANC(TA COL)ONIA
b. ———— ——ΘHIA
e. (—)HICT (————)
i. ꝏANO(T COLO)III

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dach, darauf ein Kreuz.

Bei einem zerschnittenen Denar hat die Kirche sechs Säulen.

19 mm. Zwölf ganze Denare wiegen zusammen 15,37 gr, einzeln also im Durchschnitt 1,28 gr, der halbe 0,60 gr. $12^1/_2$ Stück.

Dannenberg 359.

23. a. ✠CHONPADV(S)MP
b. ————V o —

Befusstes Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln.

Ks. a. b. SANCTA CO(LONIA)

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dach, darauf ein Kreuz. Der Balken über und unter den fünf Säulen trägt rechts und links eine kugelförmige Verzierung auf einem kleinen Stielchen (vergl. Dannenberg 379 und Cappe, Köln Taf. VI. 87).

a. 19,1 mm. 1,41 und 1,525 gr. b. 19,4 mm. 1,42 gr. 3 Stück.

Fehlt bei Dannenberg.

Diese Denare und die folgende Nr. 24 erinnern sehr an die unter Nr. 60—63 beschriebenen, welche das Wort COLONIA zweizeilig im Kirchengebäude und den Namen des Erzbischofs Hermann tragen. Vielleicht sind diese Denare nach Piligrims Tode zur Zeit der Stuhlerledigung geprägt. Ich habe sie hier eingereiht, weil im Allgemeinen die Denare, welche nur den Kaisernamen, nicht auch den Bischofnamen nennen, älter sind.

24. a. ✠CHVONRADVS IMI 3
b. ———H——— —
c. ———N——— MP
d. ———NP——— —
e. ✠——————— —
f. (+)CTIORADVS IM·R (oder P?)

Befusstes Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln.

Ks. a.—e. SANCTA COLONIA
f. AINC(T)A (————)

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dach, darauf ein Kreuz. An den vier Ecken der Kirche ist je eine Kugel und auf dem Dach unter dem Kreuz ein Punkt.

Fehlt bei Dannenberg. 8 Stück.

Acht Stück wiegen zusammen 11,22 gr, im Durchschnitt einzeln 1,402 gr.

Nr. 24 unterscheidet sich von Nr. 23 durch das bei letzter Nummer fehlende V in dem sonst gewöhnlich CHVONRADVS geschriebenen Kaisernamen.

25. Rückläufig: a. ✠OVONЯVCIA(SR)O
b. —V————SЯO(M?)

Befusstes Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln.

Ks. a. ANC(TA C)OLOA (oder OИ)
b. (AN)CTA COLOA

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dach und darauf ein Kreuz. Die fünf Säulen haben hier nicht wie bei den beiden vorhergehenden Nummern Knäufe, sondern sind als einfache dicke Striche gezeichnet. Ueber und unter den Säulen sind die Querbalken doppelt vorhanden und tragen rechts und links eine kleine Kugel.

a. 19,8 mm. 1,325 gr. b. 19,8 mm. 1,20 gr. 2 Stück.

26. a. b. ✠NVOR(ADVS IMP)
c. (–)———(A)DVS I(MP)

Kreuz, in dessen Winkeln $\left(\begin{smallmatrix}1 & 2\\ 4 & 3\end{smallmatrix}\right)$ 1: B — 2: dreifache Schleife („gordischer Knoten“) — 3: H — 4: menschliches Gesicht.

Ks. a. ∑AHCTA (O)LONIA
b. (———)A oLoNIA
c. ——— oLoNIA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache, darauf ein Kreuz. Der Boden und das Dach sind doppellinig.

Einzelne der auf der Kehrseite angegebenen Buchstaben sind zwar nur in ihrem unteren Theile sichtbar, dennoch aber zweifellos; übrigens wird die Umschrift durch die beiden andern Exemplare ergänzt.

a. 19 mm. 1,455 gr. b. 10 mm. 1,34 gr. c. 20 mm. 1,26 gr.
Dannenberg 1258. 3 Stück.

Dannenberg kannte dieses seltene Stück zwar schon, aber nur nach Devegge in einem mangelhaften Exemplar. Er führte es daher vorsichtig unter den unbestimmten Münzen auf, bestimmte die Zeit ungefähr richtig („Heinrich II. oder Piligrim“) und vermuthete auch die Heimath in Köln. Unser Exemplar macht es durch seine Umschrift, trotzdem sie etwas verdorben ist, zweifellos, dass es unter König Konrad II. geprägt ist. Die dreifache Schleife auf der Hauptseite macht Andernach als Prägeort wahrscheinlich.

Kaiser Konrad II. 1024—39.
Erzbischof Piligrim 1021—36.

1. Abtheilung: Nr. 27—50.

Die grosse Masse des Fundes besteht aus den Denaren, welche die Namen Kaiser Konrads und Erzbischof Piligrims tragen.

Das Gepräge stimmt zunächst mit den vorherbeschriebenen im wesentlichen überein: auf der Hauptseite ist ein befusstes Kreuz und die Umschrift nennt den Namen des Kaisers; auf der Kehrseite ist die fünfsäulige Kirche und darum SANCTA COLONIA. Der Unterschied gegen das vorhergehende Gepräge liegt im vorher fehlenden Namen des Erzbischofs, der auf der Hauptseite in den Winkeln des Kreuzes vertheilt ist: $\frac{\text{PI}|\text{LI}}{\text{GR}|\text{IM}}$

Die grosse Mehrzahl der Stücke ist von zierlichem Gepräge, die Säulen an der Kirche sind in der Regel nicht als gerade Linien gezeichnet, sondern oben und unten verziert.

Um eine Uebersicht über die grosse Masse zu gewinnen, habe

ich Unterabtheilungen gemacht, kenntlich an leicht bemerkbaren Aeusserlichkeiten des Gepräges.

A. Die Kirche hat ein spitzes Dach Nr. 27—43.
B. „ „ „ „ rundes „ Nr. 44—50.

A 1. ohne Punkt	vor jedem	Schenkelende	des	Kreuzes	(Hs.).			Nr. 27—41.
A 2. mit	„	„	„	„	„	„	„	Nr. 42. 43.
B 1. ohne	„	„	„	„	„	„	„	Nr. 44.
B 2. mit	„	„	„	„	„	„	„	Nr. 45—48.
B 3. mit oc (Ringel)	„	„	„	„	„	„	„	Nr. 49.
B 4. mit Є	„	„	„	„	„	„	„	Nr. 50.

2. Abtheilung: Nr. 51 und Zwitterdenare Nr. 52.

Die Hauptseite von Nr. 51 trägt den Namen des Kaisers als Umschrift, in der Mitte ein befusstes Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln, ist also gleich den ohne Piligrims Namen geprägten Denaren. Die Kehrseite hat eine runddachige Kirche und darin den Namen PILI / GRIM ist also den jüngeren Konradsdenaren mit Brustbild des Kaisers auf dieser Seite gleich.

Hier habe ich die Zwitterdenare eingefügt, welche auf beiden Seiten den Namen Piligrims tragen, wozu die Stempel der Hauptseite von Nr. 27—50 und die der Kehrseite von Nr. 53—59 (Brustbilddenare) verwendet sind.

3. Abtheilung Nr. 53—59.

Hs. Brustbild des Kaisers von rechts. Der Name als Umschrift.

Ks. Kirche, runddachig, darin PILI / GRIM Umschrift SANCTA COLONIA.

27. Hs.	✠CHVONRADVS IMP	PI|LI|GR|IM		
Ks.	a. SANCTA COLONIA	571	Stück	
	b. ——— ———A.	1	„	
	c. ——— ———IIII(A)	1	„	
	d. ——— OCLONIA	2	„	
	e. (———) CO¬ONIA	1	„	
	f. ——— CϴLOONIA	1	„	
	g. ——— COLONA	1	„	
	h. ——— ———NA	6	„	
	i. SAIICTA COLONA	1	„	
	k. SAHCTA COLONIA	1	„	

l. SNCTA COLONIA 6 Stück
m. ∞ANCTA ———— 4 „
n. ANCTA COLOIA? 3 „

19,5—20,5 mm. 599 Stück.

Dannenberg 381. Cappe, Köln Taf. VI Nr. 86.

Von Nr. 27a sind fünfzehn Exemplare mit ausgebrochenen Stempeln geprägt.

Es wiegen von den Piligrim-Denaren Nr. 27 und folgenden mit spitzem Dache

100	Stück	138,60	gr,	im	Durchschnitt	1,386	gr.
50	„	69,60	„	„	„	1,392	„
50	„	70,20	„	„	„	1,404	„
50	„	70,05	„	„	„	1,401	„
50	„	70,10	„	„	„	1,402	„
50	„	70,22	„	„	„	1,4044	„
50	„	67,80	„	„	„	1,356	„
50	„	70,40	„	„	„	1,408	„
50	„	68,15	„	„	„	1,363	„
50	„	69,28	„	„	„	1,3856	„
50	„	68,68	„	„	„	1,3736	„
50	„	68,04	„	„	„	1,3608	„
23	„	33,00	„	„	„	1,435	„
1	„	0,93	„	„	„	0,93	„
674	Stück	935,05	gr,	im	Durchschnitt	1,38731	gr

Es wiegen 319 halbe Denare von Nr. 27 und den folgenden bis Nr. 50 mit spitzem und mit rundem Dache 224,81 gr, im Durchschnitt also der durchschnittene Denar 0,705 gr, der ganze 1,41 gr.

28. ✠CHVONRADVS IMP In den Winkeln des Kreuzes: PI|LI|GR|IM|.

Ks. SANCTA COLONIA Kirche.

20 mm. 2 Stück.

29. a. b. c. ✠CHVONRADVS IMΓ PI|LI|GR|IM
d. ———————— ——— ————IM

Ks. a. b. c. SANCTA COLONIA
d. ——— ———MA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dach und darauf ein Kreuz. Bei a. ist neben der Kirche rechts und links ein senkrechter Strich.

18. 19,5. 20,5 mm. 7 Stück.

30.	a. ✠CHVO(NRA)VS II+	|PI|LI|cP.|III		1
	b. —(————) IMIR	——G(R|IM)	}	2
	c. (————)VS ——	————	}	
	d. ✠CH(VONRA)DVS IMP	PI LI GP I(M)		1
e. f. g.	————————	——GR|IM		3
h. i.	————V ꝏ—	————		10
k.	————MI—	————		1
l. m.	———— IMP	————		11
o.	———— MP	————		1
p.	———— IMK	————		1

Bei d.—k. ist das P nach IM schräg statt wie sonst zur Abkürzung wagerecht durchstrichen.

K. a. ꝏAHCTA COLOHI(A)
n. SAN(—) ————A
b. c. d. (SA)N—— ——(ONIA)
e. SAH(CT)A C(OLON)IA
f. SANCTA COLONA
g. ——— OCLONIA
h. k. l. o. ——— COLONIA
i. p. ꝏAN(— ——)ONA
m. ——HCTA ———

18,8—19—19,5—20,5 mm. 31 Stück

Vergl. Cappe, Köln S. 48 Nr. 209.

31.	a. (✠CH)VONRꝏDS IM(P)	PI|LI|GR|IM|		1 Stück.
	b. c. ————AꝎS ———	——— — —		4 „

Ks. a. b. SANCTA COLONIA
c. ——— ———H—

18,3—19,8—20 mm. 5 Stück.

Eins der Stücke ist mit ausgebrochenem Stempel geprägt.

32.	a. ✠C(H)VoHRA(D)Vꝏ	(MP)	PI|LI|GR|IM|	1
	b. ——H VꝎN———S	IMP	————	2
	c. ——(————)DVS	IIIIP	———|III	1

Ks. a. S(AN)HCTA COLONIA
b. —(———)— CᴼLᴼNIA
c. ⌋(————)OLOIIIII

19,5 mm. 4 Stück.

b. ist aus zwei Exemplaren ergänzt.

33.	a. ✠CNVONRADVS	IMP	|PI|LI|GR|IM|
	b. ————ꝏ	——	————

Ks. SANCTA COLONIA

19—19,5 mm. 8 Stück.

34. Die Umschrift beginnt nicht oben wie gewöhnlich, sondern links (im objectiven Sinne: rechts+links):

a. ✠CHVONRADVS IMP PI|LI|GR|IM| 26 Stück

b. –(—)VONIADVΣ IIIP —|—|—|III| 1 „

Ks. SANCTA COLONIA Fünfsäulige Kirche.

Der Stempel zu b. ist von einem ungeschulten, lesensunkundigen „Isengräber“ geschnitten.

19,3—19,5—20—20,2 mm. 27 Stück.

35. Die Umschrift beginnt rechts (rechts+links):

✠CHVONRADVS IMP |PI|LI|GR|IM|

Ks. SANCTA COLONIA Fünfsäulige Kirche.

19—19,5—20 mm. 3 Stück.

36. ✠CHVONRADVS IMP Kreuz mit PI LI / GR IM in den Winkeln.

Ks. SANCTA COLONIA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache und darauf Kreuz. Die mittlere Säule hat einen Querstrich und ist also gekreuzt.

19,5 mm. Sieben Exemplare wiegen 10,01 gr, im Durchschnitt also 1,43 gr. 7 Stück.

37. ✠CHVONRA(DVS) IMP |PI|LI|GR|IM|

Ks. SANCTA COLONIA Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache und Kreuz darauf. Unter der Kirche ist der „gordische Knoten“.

19 mm. 1,01 gr. 1 Stück.

38. a. b. ✠CHONRADVꝏ IMP |PI|Schleife|GR|IW|

c. ———H——V— N—— ————————

d. (——)O(—)ADVꝏ —— ————————

Ks. SANCTA COLONIA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache und darauf ein Kreuz. Unter der Kirche befindet sich bei a. und c. die dreifache Schleife wie auf der Hauptseite an Stelle von LI im zweiten Kreuzwinkel.

19,2 mm. a. 1,38 gr (Durchschnitt von 4 Exemplaren). — b. 1,31 gr (Durchschnitt von 4 Exemplaren). — c. 1,14 gr. — d. 1,29 gr.

Dannenberg 381a. 10 Stück.

39. Ebenso: ✠C(HON)RAD(VS I)MP

Ks. SA(NCTA COL)ONIA, aber die dreifache Schleife steht im dritten Winkel $\left(\begin{smallmatrix}1 & 2\\ 3 & 4\end{smallmatrix}\right)$ an Stelle von GR (also PI|LI| Schleife|IM|).

19 mm. 1,465 gr, der halbe Denar 0,63 gr. $1^1/_2$ Stück.

40. Wie Nr. 38a, dazu auf der Kehrseite neben der Kirche rechts und links eine zweigartige Figur, dargestellt durch eine oben und unten in einem Punkte endigende senkrechte Linie, auf der zwei kleine Bogen querüber liegen.

19,5 mm. 1,265 gr. 1 Stück.

Dannenberg 381b.

41. ✠(CHONR)ADUS IMP (|PI|LI|)GR|IM

Ks. (SAN)CTA COLONIA Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dach und Kreuz, daneben rechts ƨ.

19,9 mm. 1,025 gr. 1 Stück.

Das Münzzeichen S ist gewiss nicht ohne Bedeutung, aber man kennt sie nicht.

42. a. b. c.	✠CHVONRADVS	IMP	|PI|LI|GR|IM|	43 (38+2+3)
d. e.	———————ƨ	——	————IH	2
f.	———————ƨ	——	————	1
g.	————(——	—)M(—)	————IH	1
h. i.	———————S	IMP	————IM	16
k.	————H———	—(—)	——CP|III	1
l.	——NVOH———	(—)D	————	1
m.	(✠CHVO)NKIHIR	I(MP)	——|GR|IM	1

Kreuz mit Punkt vor jedem Schenkelende.

Ks. a. b. d. h.—m. SANCTA COLONIA

c. e. f. g. ——— ———NA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache und Kreuz oben darauf. Bei b. und i. ist die mittlere Säule gekreuzt.

19,5—20 mm. 66 Denare wiegen 93,36 gr, einzelne im Durchschnitt 1,415 gr. 67 Stück.

43. ✠CHVONHDII(RADVS)

Kreuz mit Punkt vor jedem Schenkelende, in den Winkeln rückläufig PI LI / MI RO

Ks. S(AN)CTA COAONIA

Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache und Kreuz darauf.

19,5 mm. 1,48 gr. 1 Stück.

Auf der Hauptseite scheint die Umschrift verprägt zu sein.

44. Die Umschrift beginnt rechts (r. + l.) CHVONRADAS (IMP). Breites befusstes Kreuz ohne Punkte vor den Schenkeln; in den Winkeln des Kreuzes steht: PI LI / GR III

Ks. ZANC(TA COLO)NIA Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache. Unter der Kirche befindet sich ein oben offener Halbmond.

19,5 mm. 0,89 gr. 1 Stück.

Buchstaben, Kreuz und Kirche sind ausserordentlich breit gezeichnet. Dieser Denar ist auch noch dadurch auffallend, dass das Kirchengebäude mit rundem Dache und zugleich das Kreuz ohne Punkte vor den Schenkeln erscheint.

45. ✠CHVONRADVS IMP

Innen PI LI / GR IM in den Winkeln eines befussten Kreuzes mit einem Punkte vor jedem Schenkel.

Ks.	a.	SANCTA	COLONIA	184 Stück (v. Vl. 1)
	b.	———	———IIIA	1 „
	c.	———	———NA	7 „
	d.	———	———M(A)	1 „
	e.	———	———INA	6 „
	f.	SAИCTA	(COLON)IA	2 „
	g.	SACTA	COLOMIA	15 „
	h.	ANCTA	COLOA	8 „
	i.	———	———AƧ	2 „
	k.	(S)AИƆTA	ƆOJONA(I) rückläufig	2 „

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache, oben darauf ein Kreuz. Vielfach ist mitten auf dem Dache ein Punkt, zuweilen auch unten im Felde. Die Zeichnung und Prägung ist im allgemeinen eine rohere und flüchtigere als die der älteren Denare mit spitzem Dache auf der Kirche.

19,5 mm gewöhnlich. 228 Stück.

Es wiegen von Nr. 45 und den folgenden Varianten fast ganz gereinigte Denare

50 Stück	67,35 gr,	im Durchschnitt	1,347 gr
50 „	69,15 „	„ „	1,383 „
50 „	68,40 „	„ „	1,368 „
50 „	69,75 „	„ „	1,395 „

50 Stück	66,40 gr,	im Durchschnitt	1,328 gr	
28 „	36,85 „	„ „	1,316 „	
278 Stück	377,90 gr,	im Durchschnitt	1,36 gr.	

46. a.	✠CHVONRADVS	IMP	|PI|LI|GR|IM|	
b.	————————	—P	————III'	
c. d.	————(—)D(—	—)	————	16 (11+5)
e.	————————	MP	————(—)	
f. g.	(————)DVS	IN(P)	————(—)	2
h. i.	————————	INP	————	7 (2+5)
k.	————HRDVS	(IMP)	————	2
l.	——OVIIHRADV(S	—)	————	
m.	——VONRADV(S	—)	————IM	
n.	————IRADVS	(—)	————III	
o.	————RIVS	IIIP	————	
p.	——IVOIRADVS	(IM)Ь	————	
q.	(————)———	—P	————HC	
r.	✠COVIINRADVS	IMP	PI|LI|GR|III	

Undeutlich 3.

Kreuz mit Punkt vor jedem Schenkelende.

Ks. a.—c. SANCTA COLONIA
d. i. SACTA COLOMIA
e. SANCTA ——NA
g. ——(— ——HIA
h. —NCTA CO(LONIA)
k. (—)HCTA COIOHI(A)
n. p. (S)AII—— ——N(—)

Undeutlich 3.

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache und Kreuz darauf. Meistens ist auf dem Dache ein grosser Punkt und unter der Kirche ein kleiner mit den Spitzen nach oben gerichteter Halbmond. Der Punkt ist zuweilen durch ein Ringel ersetzt oder fehlt ganz; der Halbmond fehlt noch öfter, z. B. a., b., k., l., n., p., oder das Vorhandensein ist zweifelhaft.

20 mm. 47 Stück.

47. a. ✠CHVON(RADVS IMP)
b. (——)—NAꟻV(S) —I) rückläufig

Befusstes Kreuz mit Punkt vor jedem Schenkelende. In den Winkeln rückläufig a. LI PI (MI) CR b. LI PI NI CR

Ks. a. AHC(TA COLONIA)
b. SAITA —(O)M— Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache und Kreuz oben darauf; auf dem Dache ist a. ein Punkt, b. ein Ringel.

a. 19,5 mm. 1,29 gr. b. 20 mm. 1,10 gr. 2 Stück.

48. ✠CHVONRADVS IMP

Befusstes Kreuz mit Punkt vor jedem Schenkelende; in den Winkeln PI LI / GR IM

Ks. Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache und Kreuz oben. Auf dem Dache sind drei Pünktchen ∴ zu sehen. 5 Stück.

19—19,5 mm. 1,35 gr. (Durchschnitt von vier Exemplaren.)

49.	a.	✠CHVONRADVS	IMP	PI LI GR IM		C	1
	b.	———————	——	————	III	C	7
	c.	———HDAD(S)	IVR	————	—	C	3
	d.	———(NRA)DVΣ	IMP	————	—	o	1
	e.	———H———S	——	————	—	o	5

Breites befusstes Kreuz, vor den Schenkelenden ∪ bei a.—c., ein Ringel o bei d.—e.

Ks. SANCTA COLONIA

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache, darauf ein Kreuz. Bei a. fehlt jedes Beizeichen, bei allen übrigen ist mitten auf dem Dache ein Punkt und unter der Kirche ein kleiner mit den Spitzen nach oben gekehrter Halbmond. Bei einem Exemplar ist der Halbmond nicht sichtbar, wahrscheinlich wegen mangelhafter Ausprägung.

19—20—20,5 mm. 1,245 gr. Durchschnitt von 17 Exemplaren. 17 Stück.

50. ✠CHVONRADVS IMP

Befusstes Kreuz, und in dessen Winkeln: PI LI / GR III Vor jedem Schenkelende steht ein kleiner Halbmond mit Punkt darin: ϵ.

Ks. a. SANCTA COLONIA 26
b. ——— ———H— 3

Fünfsäulige Kirche mit rundem Dache und darauf ein Kreuz. Mitten auf der Fläche des Daches ist ein Punkt und unter der Kirche ein kleiner mit den Spitzen nach oben gerichteter Halbmond. Der letztere fehlt auf zwei Exemplaren von a.

18,5 mm. 1,5565 gr. (Durchschnitt von 29 Denaren, die zusammen 40,47 gr wiegen.) 29 Stück.

51. a. ✠CΓIO(NRADVS IMP)
b. c. (————)ADV(———)
d. ————)DAS IM(P)

Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. a. (S)AN(CTA COLONIA)
b. (————)OLΘ(——)
c. (———)TII CO(———)
d. SANC(————)IA

Innen: d. $\frac{\text{PIII}}{\text{IIII}}$ a. $\frac{\text{IILI}}{\text{IIII}}$ b. c. $\frac{\text{IIII}}{\text{IIII}}$ in einer Kirche mit rundem Dache und Kreuz darauf.

a. 20 mm. 1,38 gr. b. 20 mm. 1,40 gr. c. 20 mm. 1,225 gr. d. 19—21,3 mm. 1,35 gr.

Dannenberg 379. 4 Stück.

Vier schlecht geprägte, von roh geschnittenen Stempeln abgeschlagene Denare einer durchaus nicht seltenen Münze.

Die bei a. sehr entartete Umschrift sieht am Anfange fast wie OTTO aus, zumal die Spitzen des C sich nahe kommen; doch kann es gar nicht zweifelhaft sein, dass CHVO, nicht OTTO darzustellen beabsichtigt war.

52. a. ✠CHVONA(R)PV(S) NMP PI LI GR III
b. ———IIRA(DV)S I(MP) ————
c. ———(O)H——— —— ————
d. –(————)VZ —— ————
e. ——(————)— —— ————(–)

Breites, befusstes Kreuz, vor dessen Schenkelenden bei a. ein Punkt — bei b. ein Halbmond — bei c. d. ein Ringel — bei e. Halbmond mit Punkt steht.

Ks. a. ANCTA COLONIA IIII|·IIII
b. (S)——— ——— PLI|CPI
c. ——— ——— IILI|CPM
d. (——)CTA ——— PILI|CIIII
e. (———)A ———(IA) IIII|IIII

Kirche mit rundem Dache und Kreuz darauf; in dem Gebäude die mehr oder weniger verdorbene Inschrift PILI GRIM Unter der Kirche bei a. ein Halbmond.

a. 19,8 mm. 1,43 gr. — b. 19,5 mm. 1,16 gr. — c. 19,5 mm. 1,20 gr. — d. 19 mm. 1,21 gr. — e. 195 mm. 1,20 gr. 5 Stück.

Diese Denare sind Zwittermünzen und zwar die Hauptseiten

a. von Nr. 46, 48.
b. von Nr. 49 a.—c.
c., d. von Nr. 49 d. e.
e. von Nr. 50.

Die Kehrseiten sind die der nachfolgend beschriebenen Konradsdenare mit dem Brustbilde. Es wird durch das Abprägen der hier vereinigten Stempel wahrscheinlich, dass sie der Zeit nach auf einander gefolgt sind, die Brustbilddenare Konrads also jünger als die vorher beschriebenen Denare mit dem Kreuz und der Kirche sind.

Ferner geben unsere Zwittermünzen den Beweis, dass die Denare Nr. 45, 46, 48—50 sämmtlich aus einer Werkstätte, aus der kölnischen, herrühren, also die Denare mit verdorbener Inschrift nicht von fremden Herren geprägte „Nachmünzen" sind.

Denare mit Brustbild.

Die erste häufige Münze unter den kölnischen Denaren mit dem Brustbilde eines Königs ist die von Konrad II. Wäre nicht ein Theil des Obergewandes, welches auf der rechten Schulter geknüpft oder auf andere Weise geschlossen ist, sichtbar, so könnte man nicht von einem Brustbilde, sondern nur von einem Kopfe sprechen. Dieser ist von rechter Seite dargestellt; er zeigt einen Vollbart, um das Haar ist in der Regel ein Band gelegt, welches in zwei Schleifen hinten herabhängt, wahrscheinlich sollte damit ein Diadem dargestellt werden. Auf manchen andern Denaren findet man an dessen Stelle einen Reif mit kugelförmigen Erhöhungen, also eine Krone, und endlich sind auf andern Exemplaren über dem Diadem auch zwei Bogen neben einander und darüber eine kleeblattartige Figur, also offenbar der erhabene mittelste Theil einer Krone sichtbar.

Die Zeichnung des Kopfes ist trotz einzelner kleiner Unterschiede im wesentlichen gleich, so dass sich annehmen lässt, es habe dem Stempelschneider ein bestimmtes Bild vorgeschwebt. Aber an Porträtähnlichkeit nach modernen Begriffen zu glauben ist dennoch ausgeschlossen; möglich ist es, dass die Zeitgenossen Konrads II. und die auf gleicher niedriger Entwickelungsstufe stehenden Stempelschneider aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts daran geglaubt haben. Selbst die Porträtähnlichkeit der Darstellungen von Kaisern aus dem Zeitalter der Hohenstaufen auf Münzen wird

trotz der um vieles gestiegenen Kultur mit Recht bezweifelt werden dürfen.

Die Kehrseite der Brustbild-Denare Konrads zeigt eine Kirche, wie sie auf den vorherbeschriebenen Denaren und in fast ganz gleicher Form auf den späteren Denaren mit den Namen des Königs Konrad und des auf Piligrim folgenden Erzbischofs Hermann II., 1036—1056 zu finden ist. Man muss daher die Konradsdenare mit Piligrims Namen in der Kirche für die jüngsten, also unmittelbar vor 1036 geschlagen, halten, da sie mit den ältesten Hermannsdenaren auf einer Seite im wesentlichen gleich sind.

Das Kirchengebäude der Brustbilddenare unterscheidet sich von dem älteren dadurch, dass nicht mehr fünf Säulen dargestellt sind, sondern nur noch zwei und an Stelle der fortgefallenen inneren drei die zweizeilige Inschrift PILI / GRIM welche vorher auf der Hauptseite in den Winkeln eines Kreuzes gestanden hatte, getreten ist. Die Umschrift SANCTA COLONIA ist geblieben.

53. ✠CHVONRADVS IMP

Diademirtes Brustbild von rechts, vor dem Gesicht ein Fisch.

Ks. a. SANCTA COLONIA 8

b. ——— ——OINA 3

Im Felde eine Kirche mit rundem Dache und Kreuz darauf. In der Kirche: PILI / GRIM

Die beiden kleinen Schrägstriche im M sind zuweilen so schwach ausgeprägt, dass sie wie II aussehen.

19,5 mm. 1,384 gr, Durchschnitt von 11 Exemplaren. Die halben wiegen 0,64—0,72—0,775 gr. $11^3/_2$ Stück.

Nicht bei Dannenberg.

Alle Exemplare sind von demselben Stempel der Hauptseite abgeschlagen und zeigen meistens einen am rechten Mundwinkel angefangenen Aussprung des Stempels.

Ueber die Bedeutung des Fisches etwas zu sagen ist recht schwer. Man ist allgemein der Ueberzeugung, dass schon ein einzelner Punkt neben einer Figur seine Bedeutung haben kann und wahrscheinlich zur Kennzeichnung einzelner Emissionen diente, aber man nimmt auch an, dass viel wichtiger erscheinende Dinge, z. B. das menschliche Gesicht im O auf trierischen Goldgulden von Kuno und Werner von Falkenstein nur eine Spielerei sei. Ich kann mich

dieser Ansicht nicht anschliessen. In einer Zeit, in der die meisten mit Geld hantirenden Menschen nicht lesen konnten, die Umschrift also wenig oder gar nicht in Betracht kam, dagegen an Beizeichen[1]) die Münzen kenntlich gemacht wurden, kann ein so merklich hervortretendes Zeichen wie ein Fisch neben dem Brustbilde des Kaisers in der Regel nicht der Spielerei des Münzmeisters seine Entstehung verdanken. Es dürfte dies vielmehr Ausnahme sein. Bei den vorher erwähnten Trierer Goldgulden mit Menschengesicht im O scheint mir folgende Erklärung nahe zu liegen: Man weiss, dass der Münzmeister „Vois von der Winterbach", als er unter König Sigmund in Frankfurt münzte, die von ihm geprägten Goldgulden durch einen Halbmond mit Menschengesicht von vorn oder von rechts zeichnete. Zu derselben Zeit waren der alte Vois und dessen Söhne Thielgen und Fässgin Inhaber der trierischen Münzstätten zu Koblenz, Wesel und Offenbach. Es liegt unter diesen Umständen doch sehr nahe anzunehmen, dass das Menschengesicht auf Trierer Goldgulden keine andere Bedeutung als das auf Frankfurter Stücken haben kann, nämlich als Fabrikmarke zu dienen, das Stück als von der Familie Winterbach geprägt zu kennzeichnen. Dass auf den einen das Menschengesicht mit, auf den andern ohne Halbmond erscheint, dürfte das Gesagte nicht aufheben, denn der Halbmond ist mit dem O zusammengefallen.

Ebenso dürfte manches nicht auffallende, gewiss aber das wie der Fisch recht in die Augen springende Beizeichen seine Bedeutung haben, sei es zur Kennzeichnung einer neuen Emission, sei es um anzuzeigen, dass ein neuer Münzmeister eingetreten oder die Prägestätte einmal verlegt war. Aus späteren Jahrhunderten weiss man zur Genüge, dass so etwas Anlass zu Beizeichen gegeben hat.

54. ✠CHVONRADVS IMP

Brustbild von rechts, bei 26 Exemplaren (a. b. c.) mit Diadem, bei 2 (d.) mit Krone bestehend aus einem Reif mit vielen Erhöhungen daran, bei einem Exemplar (e.) mit Krone bestehend aus Reif und mitten darüber drei Punkte.

---

1) Vergleiche Joseph, Goldmünzen d. 14. u. 15. Jahrhunderts S. 217. Probe V von 1409: „Die alden menczer ane pünctechin — die menczer gulden mit den rosechin — item die zu nest davor geslagin sin mit den ringelchin — item die alden mit den ringelchin — item die alden mit zwein ringelchin by dem zwifeltigen W".

Ks. SANCTA COLONIA Innen: a. PILI / GRIM = 4

b. PILI / GRIII = 3

c. d. e. PILI / GRII =22 (19+2+1)

19,8—20,2 mm. 29 Exemplare wiegen zusammen 41,40 gr, im Durchschnitt 1,428 gr. 29 Stück.

55.	a.—p.	✠CHVONRADVS	IMP	69
	q.	————(——	M)IP	1
	r. s.	————————	MIP	6
	t.	———ИRADS	ИP	1
	u.	———NPADVS	IMP	1
	v. w.	————————	INP	9
	x. y. z.	———IIRADVS	IMP	5
56.	a. b.	———I RADVS	——	4
	c. d.	———RADVS	——	2
	e.	—N(V)OHRAD(VS)	MP	1
	f.	—OИRVDVS	IMP	4
	g. h.	—(NR)AD—	IMP	2
	i.	—IRADVS	——	4
57.	a. b. c.	✠CVONRADVS	——	14
58.		—ONADVS	——	4
59.		—HVOHOVS	NIP	4
			Undeutlich	13.

Brustbild von rechts, Nr. 55 a.—h., v., w., Nr. 56 a.—c., g.—i., Nr. 57 u. 58 mit Diadem, — Nr. 55 i.—m., mit Diadem, darüber zwei Bogen und drei Punkte, — Nr. 55 n.—o., q., r., s., Nr. 59 mit Diadem und darüber drei Punkte, — Nr. 55 p. und Nr. 56 f. mit Diadem, an dem meistens sieben Kronenzacken (Kugeln), — Nr. 55 t. mit Diadem, darüber drei Bogen und fünf Punkte.

55.	Ks. a. i. n.	SANCTA	COLONIA	PILI | GRIN
	b.	———	———	—— —IH
	c. k. o. p. r.	———	———	—— —III
	d. l.	———	———	—— —NI
	e. w. 56. a.	———	———	—— —II
	f.	———	———	IIII CIII
	g.	———	C•L•NIA	PILI CRIII
	h. 56. b.	———	COLONIA	PILI GRII

m. t.	(SA)ИCTA	COLOИA	LJII	CIIII
q.	———	———(NIA)	(PI)ΓI	(GR)III
s.	——N——	———	IIΓI	CRIII
u.	———	(———)A	PILI	GIII
x.	———	———ИIA	——	CRII
y.	———	———(—)	——	CPIII
z.	———	———	PIII	CRII
56. c.	———	(———)	PIIJ	CRII
d.	———	CoLoNIA	PILI	CRII
e.	———	COLONIA	——	GIII
f.	SANCTA	———	——	CNII
g.	———	(—)LOИ—	PIΓI	GRII
h. i.	———	COLONA	PILI	——
57. a.	———	——(ONIA)	——	GRIII
b.	———	———(——)	——	——II
c.	———	———И—	PIΓI	——
58.	ƧANCTA	CONIΩ	IIII	CIII
59.	SИCTA	COLONIA	PIII	IIII

Kirche mit rundem Dache und Kreuz darauf. Vorn im Gebäude zweizeilig $\frac{\text{PILI}}{\text{GRIM}}$, meistens entstellt. Zwischen beiden Reihen ist ein Punkt, der keine Bedeutung hat, sondern davon herrührt, dass der Stempelschneider die Zirkelspitze in die Mitte des Stempels gesetzt hat, um einen Kreis für die Umschrift zu schlagen.

19,5—20 mm.

Dannenberg 380. Cappe, Köln, Taf. VI. 84. 144 Stück.

Es wiegen von

Nr. 55 a.—p.	66	Exemplare	91,95	gr
q.	1	„	1,53	„
r. s.	6	„	7,88	„
t.	1	„	1,40	„
u.	1	„	1,27	„
v. w.	9	„	12,87	„
x. y. z.	5	„	5,97	„
Nr. 56. a. b.	4	„	5,29	„
c. d.	2	„	2,98	„
e.	1	„	1,02	„
f.	4	„	5,19	„
g. h.	2	„	2,54	„

i.	4	Exemplare	4,64 gr
Nr. 57 a. b. c.	14	„	18,82 „
Nr. 58	4	„	5,08 „
Nr. 59	4	„	5,05 „
Undeutlich	13	„	17,68 „
	141	Exemplare	191,16 gr

Es wiegt also ein gereinigter Denar von Nr. 55—59 im Durchschnitt 1,35575 gr.

Es wiegen ferner 78 Hälften von Denaren 54,22 gr, im Durchschnitt 0,695 gr, ein ganzer Denar demnach 1,39 gr.

60.	a.—s.	✠CHVONRADVS	IMP	=66
	t. u.	————————	IMI	= 6
	v. w. x.	————————	MP	= 8
61.	a.—h.	————P———	——	=33
	i.	———HR———	H	= 1
	k.	—N————V	M	= 1
	l.	——VONPADVS	MP	= 1
	m.	—CHVOHRAHHS	IMP	= 1
	n.	—CHVONRADVS	HN	= 2
	o.	—CHO(NR)ADVS	NP	= 1

Breitschenkliges, befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. 60.	a. v.	IERIMANN	ARCHIEPS	Innen: |COLO|NIA|	21. 2
	b.	————	——HEPS	————	1
	c.	————	——HIEIS	————	2
	d.	————	ARCHIEPS	————	2
	e.	(————N	A·RCHEPS	COL|NIA	1
	f.	————NN	AICHIEPS	COLO|NIA	1
	g.	————	————	COL |——	1
	h. t.	————	ARCHIEIS	COLO|——	1. 3
	i. u. w.	————	——HEPS	————	13. 3. 5
	k.	————	————	COL |——	10
	l.	NERIH(AN	————)	COIO |IIIA	1
	m.	IERI(ANN)	————	COLO|NIA	1
	n.	(HER)MANN	AICHEPS	————	3
	o.	(————)ANN	A(————)	•DO|IIA	1
	p.	(——)HANH	VRCH(IEPS)	COIO|HA	1
	q.	——RMAH	CEIVS	COLO|NIA	4
	r.	(——)IMAN(N)	———	————	1

	s.	HERII(AN(N)	RꝏIIꝏ	Innen: COLO|NIA	1
	x.	—R(———)	(ARCH)EPS	————	1
61.	a. n.	HERIMANN	ARCHIEPS	COLO|NIA	3. 2
	b. l.	————	———EIS	————	22. 1
	c.	————	——HEIPS	————	1
	d.	————	———EPS	————	3
	e.	——HAN(—	————)	————	1
	f.	——MANN	AICHEPS	————	1
	g.	————	—(———)	————	2
	h.	(———)AHII	AIC(——)	————	2
	i.	HRMAIHI	ACHHEIꝏ	————	1
	k.	HRHMH	ICNIHI	OIↃ|IIII	1
	m.	(———)	AICHHEPS	COLO|NIA	1
	o.	(———)	ARCHIPS	————	1

Innen Kirche mit spitzem Dache und Kreuz darauf. In der Kirche steht die Inschrift COLO NIA mehr oder weniger entstellt; oft ist das O kleiner als C und L. Neben der Kirche steht rechts und links ein Ringel. Bei 61 f. ist unter der Kirche ein kleiner Halbmond, dessen Spitzen den Boden des Gebäudes berühren.

19,5 mm. 1,40 gr.

Dannenberg 385. Cappe, Köln, Taf. VI, Merle. S. 26 Nr. 5. $128^{25}/_{2}$ Stück.

Von Nr. 60 wiegen	a.—s.	66	Denare	92,34	gr
	t.—u.	6	„	7,91	„
	v. w. x.	8	„	10,99	„
Nr. 61.	a.—h.	33	„	47,65	„
	i.—k.	2	„	2,655	„
	l.	1	„	1,38	„
	m.	1	„	1,05	„
	n.	2	„	3,—	„
	o.	1	„	1,52	„
	undeutliche	6	„	7,41	„
		126	Denare	175,905	gr

Im Durchschnitt wiegt also ein Denar 1,3961 gr.

25 zerschnittene Denare wiegen zusammen 17,22 gr, im Durchschnitt also 0,6888 gr, ein ganzer Denar demnach 1,3776 gr.

62. ✠CHVONRA(DVS) (IM)P

Befusstes Kreuz mit Punkt im 1. u. 4., Schleife im 2. und 3. Winkel $\left(\begin{smallmatrix}1. & 2.\\ 3. & 4.\end{smallmatrix}\right)$

Ks. (HER)MANN ACHEPS

$\begin{smallmatrix}\text{COR}\\ \text{NIA}\end{smallmatrix}$ in einer Kirche mit spitzem Dache und Kreuz darauf, unter und neben der Kirche ein Ringel.

18,4 mm. 1,18 und 1,27 gr. 2 Stück.

Aehnlich Dannenberg 385c.

63. (✠CHVONR)ADVS M(P) Breites befusstes Kreuz, in dessen 1. und 4. Winkel die Schleife, im 2. und 3. Winkel ein Ringel mit Punkt darin.

Ks. (HER)MAN A(RCHIEPS) Kirche (mit COLO|NIA darin, daneben H=R), darunter M.

18,3 mm. 0,655 gr. $^1/_2$ Stück.

Dannenberg 385b.

64. ✠CHVONRADVS IMI Befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. SARMTA NCOLoHRA In einer spitzdachigen Kirche mit Kreuz die zweizeilige Inschrift $\begin{smallmatrix}\text{COL}\\ \text{NIA}\end{smallmatrix}$ Neben der Kirche rechts und links ein Ringel.

18,8 und 19 mm. 1,27 und 1,32 gr. 2 Stück.

Dem lesensunkundigen Stempelschneider haben bei diesem interessanten Stücke offenbar die ältere Inschrift SANCTA COLONIA vorgeschwebt, die ihm aus früheren Arbeiten bekannt war, und die auf den kurz vorher beschriebenen Denaren stehende neuere HERIMANNVS ARCHIEPS, welche hier beide in wunderlicher Vermischung auftreten.

65. (✠CH)RISTIANA (RELIGIO)

$\begin{smallmatrix}\text{(HE-R)II}\\ \text{AN- VS}\end{smallmatrix}$ in den Winkeln eines befussten Kreuzes.

Ks. S€A (COLONIA) Fünfsäulige Kirche mit spitzem Dache und Kreuz darauf.

19,8 mm. 0,68 gr. $^1/_2$ Stück.

Dannenberg 387. Cappe, Köln, Taf. VI, 88. Merle S. 25 Nr. 1.

66. ✠H(ERIMA)NNVS Im Felde $\begin{smallmatrix}\text{AR(C)}\\ \text{E(PS)}\end{smallmatrix}$

Ks. (S)€A COLO(NIA) Fünfsäulige Kirche.

19,5 mm. 0,68 gr. $^1/_2$ Stück.
Dannenberg 338. Cappe, Köln, Taf. VI Nr. 93.

Bonn.

Heinrich II. 1002—24.

67. a. ✠IIEIII(N)AIDVS Kreuz mit Kugel in jedem Winkel.
b. (——)II AID(——)
c. ——(————)VS

Ks. VI
ERO
NA

a. 20,8 mm. 1,28 gr. — b. 20,1 mm. 1,52 gr. — c. zerschnittenes Exemplar 19,6 mm. 0,81 gr. $2^1/_2$ Stück.

Nicht bei Dannenberg.

Die drei Stücke scheinen auf der Kehrseite von demselben Stempel herzurühren, sicher ist das bei den ganzen Denaren der Fall, denn diese zeigen nicht nur gleiche Form und Stellung der Buchstaben, sondern auch übereinstimmende Folgen von Ausbruchstellen im Eisen; doch ist bei dem zweiten Stempel eine Erweiterung der Beschädigung bemerkbar.

Obwohl die Umschrift der Hauptseite stark entartet ist, II statt H, A statt R, ein umgekehrtes D statt C steht, wird man doch keinen Augenblick im Zweifel sein, dass Heinricus gelesen werden muss und das kann nach der ganzen Zusammensetzung des Fundes kein anderer als der zweite sein.

Der vorliegende Denar ist das bemerkenswertheste Stück des Fundes; man kann es unbedenklich als bisher unbekannt bezeichnen, obwohl Dannenberg ein ähnliches unbestimmt gelassenes im Nachtrage zu seinem grossen Werke unter Nr. 1384 abgebildet hat, das von der Umschrift der Hauptseite nur die Buchstaben OT und auf der Kehrseite $\frac{\text{ER}}{\text{N}}$ aufweist, zu wenig, um eine genaue Bestimmung zuzulassen. Unser Denar hat das Gute, dass er nicht nur deutlich seinen Prägeort und damit eine im Zeitalter der sächsischen und fränkischen Kaiser bisher noch nicht bekannte Münzstätte nennt, sondern er bestimmt auch Dannenbergs Denar Nr. 1384, selbst wenn dieser, was nicht ganz unmöglich ist, BERN oder BERNA getragen haben sollte.

Der deutsche Charakter unseres Denars ist so auffallend, dass wohl kaum jemand an das italienische Verona denken wird. Unwahrscheinlich ist es schon deswegen, weil unser Fund zu mehr als neun Zehnteln aus Kölner Münzen besteht, von dem Rest nur ein winziger Theil ausserhalb der Rheinlande geprägt ist und kein Stück aus dem Auslande stammt — Ausland[1]) im numismatischen Sinne, nicht im politischen und noch weniger nach den heutigen staatlichen Grenzen zu verstehen. Man wird schon aus diesem Umstande an das rheinische Verona, gewöhnlich schon im Mittelalter wie jetzt Bonn genannt, denken.

Wenn das OT auf dem vorher genannten Denare Dannenbergs, der als vollkommen zuverlässig im Lesen der Münzinschriften allgemein bekannt ist, ganz deutlich und demnach sicher ist, so wäre derselbe von Otto III. und der älteste numismatische Beleg für den immerhin seltenen Namen Verona = Bonn, denn die Angaben Harzheims (Historia rei nummariae Coloniensis, Colon. 1754) und Hamms (Moneta Ubio-Agrippinensis. Colon. s. a.) über Münzen Erzbischof Brunos, Piligrims und Arnolds mit demselben Namen Verona sind plumpe Erfindungen, obwohl sie aus den Aufzeichnungen des Kölner Münzmeisters Rodorff genommen sein sollen.

Dagegen hat man keine Ursache an dem Vorhandensein der beiden Sterlinge mit BEATA = VERONAX VINCES von den Kölner Erzbischöfen Siegfried von Westerburg 1257—1297 und Heinrich II. Grafen von Virneburg 1304—1332 zu zweifeln. Sie sind abgebildet in Grote's Blättern für Münzkunde Bd. IV Taf. IX Nr. 221 und 222, ferner beschrieben bei Cappe, Köln Nr. 774, 787 (abgeb. Taf. XIII, 210) und 791[2]); Merle Seite 157 Nr. 5 und 6 kannte wenigstens den Sterling von Heinrich. Alle Münzen mit Verona-Bonn sind sehr selten.

Die wichtigsten Belegstellen für das rheinische Verona seien hier kurz angeführt:

Mehrfach abgebildet (Jahrbücher LXXVI, 1883, S. 186. — Ennen und Eckertz, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln Bd. II Taf. III Nr. 14 u. a. O.) ist das alte Bonner Siegel mit der Um-

1) Vergleiche die Karte in Dannenberg's Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit.

2) Dies soll nach Cappe ein halber Pfennig sein. Ich kenne das Stück nicht.

schrift: SIGILLVM : ANTIQVE : VERONE : NVNC : OPIDI : BVNNENSIS, welches 1242 hergestellt sein dürfte, als Erzbischof Konrad Bonn zur Stadt erklärte. Für diese Zeit spricht der Stil der Buchstaben und der übrigen Zeichnung. Es kommt vor an Urkunden von 1264, 1288, 1294, 1331, 1344, 1351 u. s. w.

Die wichtigsten urkundlichen Belege sind folgende:

1043 Erzbischof Hermann II. von Köln schenkt dem Severinstifte u. a. eine Hufe Land zu Kessenich bei Bonn, ferner ein Pfund aus dem Zolle „civitatis Verone".

1142 nennt sich ein Roingus „Veronensis concivis" (Günther, cod. dipl. Rheno-Mosell. I. 129); drei Jahre vorher heissen er und sein Sohn „ciues Bunnenses".

Im Uebrigen vergleiche man Jahrbücher I, III u. LXXVI, woselbst die weitere Litteratur angegeben ist.

Nach den bisher vorliegenden Forschungen war es der um das Cassiusstift liegende älteste Theil Bonns, der 854 Villa Basilica genannt wird (Lacomblet, Archiv f. d. Geschichte des Niederrheins Bd. II S. 81) und später Verona, in der Regel aber mit den übrigen Anbauten zusammen Bonn heisst. In Hagen's Reimchronik kommt auch die Form Berne vor.

Andernach.

Kaiser Otto III. 983—1002.

68. (✠)O(TTO REX) Innen befusstes Kreuz.

Ks. ✠ANDE(RNAKA) Perspektivisch gezeichnete, runde Stadtmauer, vorn mit drei Thürmen; über dem mittelsten ist in Kleeblattform der sogenannte gordische Knoten (Schleife).

19,8 mm. 1,13 gr. 1 Stück.

Dannenberg 433.

Das Gepräge der Hauptseite ist äusserst flach.

Unser Fund hat leider nichts zur Entscheidung der Frage, ob rheinländische Münzen mit der dreifachen Schleife für Andernacher Gepräge anzusehen sind, beigetragen. Der Umstand, dass viele Denare von Andernach das Zeichen tragen, kann zur Bestätigung der Frage beitragen; verneinend dagegen wirkt das Vorkommen der dreifachen Schleife auf Strassburger Denaren von Erkambold (965—991; Dannenberg 933; Engel und Lehr: Numismatique de l'Alsace S. 157 Nr. 65—68, pl. XXV, 8. 9) und auf

einem Denar von Kaiser Konrad und dem Trierer Erzbischof Poppo (vergl. Nr. 78 und Dannenberg 467).

Es ist unwesentlich für den numismatischen Zweck zu wissen, welche Bedeutung der sogenannte gordische Knoten im bürgerlichen oder kirchlichen Leben hatte. Es ist recht gut möglich, dass das Zeichen die h. Dreieinigkeit symbolisch darstellen sollte, wie Herr Landgerichtsrath Dannenberg sehr ansprechend meint. Aber damit ist nur eine weitere Stütze für die berechtigte Annahme, dass man in Strassburg aus einem in Uebereinstimmung mit der herrschenden Volksmeinung stehenden Grunde das bekannte Zeichen wählte. Einen numismatischen Zweck muss die Schleife in Strassburg nicht gehabt haben. Anders dagegen ist es, wo sie als Beizeichen auftritt, also eine numismatische Bedeutung anzunehmen nahe liegt.

Wo Gründe fehlen, darf man wohl auch eine Ansicht äussern, wenn sie nicht im Widerspruch mit bekannten Thatsachen steht.

Man weiss aus Zeiten, in denen schon längst die Münze vom Kaiser an die Fürsten übergegangen war, dass das deutsche Oberhaupt unter seinem Namen münzen liess in Städten, die schon unter die Herrschaft eines geistlichen oder weltlichen Herrn gekommen waren. So giebt es z. B. von Mainz einen Denar des Königs Heinrich (VII.), Friedrichs II. Sohn. Man muss daher zugeben, und zahlreiche Beispiele bestätigen dieses, dass auch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts der Kaiser münzen liess, wo er gerade Geld brauchte, ohne Rücksicht auf den Inhaber der Prägeanstalt. Wie oft mag es damals vorgekommen sein, dass man einen beispielsweise in Köln angefertigten Stempel auch noch anderwärts, z. B. in den Niederlanden benutzte! Diesem Umstande könnte Nr. 2 unsers Fundes sein Dasein verdanken; denn wenn auch der Kehrseitenstempel noch in Köln geschnitten sein mag, so sieht doch das Brustbild des Kaisers aus, als wäre der Stempel an der Maas gegraben worden, worauf auch der geringe Durchmesser und das Untergewicht des Stückes deuten. Wie der Kölner Stempel an der Maas verwendet wurde, so konnte er es auch in Andernach[1]), oder umgekehrt, die

1) Zwei Andernacher Denare, der eine mit dem Namen König Ottos, der andere mit dem Herzog Theodorichs von Lothringen, haben genau dieselbe Kehrseite, Dannenberg Nr. 433b und 442. Man benutzte also für den Kaiser denselben Stempel wie für den Herzog.

Andernacher Eisen konnten auch in Köln in Benutzung genommen werden. Wahrscheinlich war die Andernacher Münze in den Händen eines damit Belichenen; kam der Kaiser dorthin und arbeitete der Münzmeister für ihn, so setzte er entweder sein Zeichen auf die in Benutzung genommenen Stempel, mochten diese von ihm oder von dem kaiserlichen Beamten geliefert sein. Ebenso geschah es, wenn der Kölner Erzbischof auf einem Kriegszuge in oder bei Andernach prägen lassen wollte.

Wenn einmal der Trierer Erzbischof etwas Silber vermünzt haben wollte, so hatte man ebenfalls keine Ursache Schwierigkeiten zu machen, da Niemand geschädigt wurde. Auch hierfür giebt es Beispiele, und es wird damit der rheinische Charakter des Denars Nr. 78 erklärlich. Derselbe könnte übrigens auch von dem Andernacher Münzmeister in Koblenz geprägt sein und deswegen die Schleife tragen.

Meines Dafürhaltens hat die Ansicht, dass in Andernach ein Münzmeister als Inhaber der Prägestätte gesessen habe, der die dreifache Schleife, den gordischen Knoten, als sein Zeichen auf die Denare setzte, wenn er sie prägte, am meisten Wahrscheinlichkeit für sich. Dadurch wird die Schleife als Münzzeichen auf Andernacher Denaren im besonderen wie auf erzbischöflich kölnischen und kaiserlichen Stücken ohne Zwang erklärlich.

Herzog Theodorich von Oberlothringen.

984—1026.

69. a. ✠THEODERI(C)VS (DVX)
b. (————————)ⅅVS R

Bei a. Brustbild von links. Das Gepräge ist recht schwach und von dem der Kehrseite auch noch etwas zerstört, doch ist Nase, Auge und Ohr sichtbar. Das Brustbild erinnert an das des Kaisers auf den kölnischen Konradsdenaren Nr. 53—59 (Dannenberg 380), von dem es sich durch die fehlende Krone unterscheidet; die Haare sind wulstartig dargestellt.

Ks. Die ältere Colonia-Inschrift a. CO$\overset{S}{\underset{A}{L}}$ON b. OIOII
A

a. 19,7 mm. 1,0 gr. b. 20,2 mm. 1,21 gr. 2 Stück.
Dannenberg 444.

Das zweite Exemplar scheint eine Verwilderung des ersten zu sein; ähnlich ist es ihm durch die feinen zierlichen Buchstaben der Hauptseite, den ebenso feinen Perlenkranz, welcher die Umschrift nach innen begrenzt, und das äusserst flache Gepräge. Dagegen ist die COLONIA-Inschrift bis zu einem so hohen Grade entartet, dass sie in ihrem Haupttheile aus zwei Ringeln und dreimal zwei Keilen, welche mit den Spitzen an einander gestellt sind, besteht. Auch das Schluss-R der Hauptseiteninschrift könnte vielleicht wie die entartete Kehrseite die Bestimmung zweifelhaft machen. Trotzdem scheint sie mir ausser wegen der bereits angegebenen Uebereinstimmungen beider Denare dadurch als die wahrscheinliche, weil auf der Hauptseite von den sehr gleichmässig gestellten Buchstaben sicher zwölf bis dreizehn vorhanden waren, also auf den Herzogsnamen ✠THEODERICVS schliessen lassen. Wollte man das Schluss-R mit REX auflösen und HenriCVS lesen, so würde das viel weniger zur Anzahl der Buchstaben passen.

Ohne Regentennamen.

70. ✠ΛNO(E)RN(A)OA Befusstes Kreuz mit kleinem Punkt in den Winkeln.

Ks. EN(D) | EOI | abwärts zu beiden Seiten eines Kirchengebäudes mit spitzem Dache und Kreuz darauf. In der Kirche ist ebenfalls ein Kreuz.

19 mm. 1,28 gr.

Dannenberg 445. 1 Stück.

71. Rückläufig: a. ∩ MЧЭ(RNAKA) b. (–)——HЯ(——) Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

Ks. a. (S⁻CA) COL(O) (Schleife) A⁻ b. ꝏ C A C O L O G Λ̄ (Schleife)

Der bei a. nach dem A sichtbare Querstrich dürfte ein Schenkel eines kleinen Kreuzes sein.

a. 19,2 mm. 1,33 gr. b. 19 mm. 1,42 gr. 2 Stück.

Nicht bei Dannenberg.

Die angegebenen Buchstaben der Hauptseite sind ganz deutlich und lassen wohl kaum eine andere Lesung als Andernaka zu. Zweifel daran verursacht nur das oben runde A, dessen unterer Theil übrigens die beim A charakteristische Verbreiterung zeigt;

doch fehlt wiederum der Querstrich. Vergleicht man den vorliegenden und die ganz ähnlichen Heinrichs- und Konrads-Denare mit der jüngeren Colonia-Inschrift (Nr. 7—19, Dannenberg 350 und 358), so wird man zwar auf der Kehrseite viel Uebereinstimmung finden. Aber es wäre verfehlt, wollte man die Inschrift der Kehrseite entscheidend sein lassen, denn man findet dieselbe auch auf Denaren von Remagen und ferner ist die auf Andernach weisende Schleife da (siehe auch Nr. 14 und 15). Vergleicht man die Hauptseiten mit einander, so wird man unmöglich die Umschrift AMPE (selbst bei der Unförmlichkeit des A für das entstellte HEINRICVS oder CHONRADS REX erklären können. Man wird also trotz der wegen mangelhafter Inschrift aufsteigenden Zweifel die vorgeschlagene Verweisung nach Andernach für die wahrscheinlich richtige halten, wenngleich die endgültige Entscheidung erst durch ein Exemplar mit weniger verdorbener und vollständigerer Umschrift gegeben werden kann.

Nur möchte ich noch anmerken, dass die vielleicht versuchte Lesung IMPERATOR sicher unrichtig wäre.

Kaiser Konrad II. 1024—1039 und Erzbischof Piligrim 1021—1036, zusammen 1024—1036.

72. ✠CHVON(RA)DVS Innen: PILIGR I M V S

In den Winkeln des durch die Inschrift gebildeten Kreuzes sind vier Bogen.

Ks. AND|ERN abwärts, bezw. aufwärts neben einer Kirche mit spitzem Dache und Kreuz darauf. In der Kirche ist ·X·, unter derselben eine blumenartige Verzierung.

19,8 mm. 1,38 gr.

Dannenberg 447. 1 Stück.

73. (✠CH)VONR(ADVS) Innen: (PILI)GR I M V S

in den Winkeln des aus den Buchstaben gebildeten Kreuzes je ein Bogen.

Ks. AND|(ERN) neben einer Kirche, deren spitzes Dach nebst Kreuz auf zwei zierlichen Säulen ruht. Im rundbogigen Portal ist ein ·X·, unter der Kirche steht ·✠·.

19,8 mm. Zerschnittener Denar: 0,60 gr. $^1/_2$ Stück.

Dieser Denar ist ein Mittelding zwischen Nr. 72 und Nr. 74, insofern die Kehrseite in der Kirche nicht nur das ·X· von Nr. 72, sondern auch das rundbogige Portal von Nr. 74 hat, aber das ·X· in dem Portal. Es dürfte demnach Nr. 73 auch der Zeit nach zwischen Nr. 72 und 73 stehen.

74. ✠(CHVO)NRADVS Innen: (PI)LIG(R) und je ein Bo-
I
M
V
S

gen in den Winkeln der Inschrift.

Ks. Kirche mit rundem Thor und spitzem Dach, darauf ein Kreuz, ein ebensolches ist unter der Kirche. Von der Umschrift AND|ERNA| der Kehrseite ist nur der Rest, die Hälfte eines A sichtbar.

19,4 mm. 1,07 gr.

Dannenberg Hauptseite 447, Kehrseite 450. 1 Stück.

Vorliegender Denar ist auf der Hauptseite, obwohl einige Buchstaben derselben wegen des mangelhaften Stempels undeutlich sind, mit den vorhergehenden vollkommen gleich. Auf der Kehrseite steht ein Kirchengebäude, welches mit dem auf dem Denar bei Dannenberg 450 durchaus übereinstimmt, so dass die Heimath unsers Denars in Andernach gesucht werden muss. Zweifel daran könnte auch nur die von Dannenberg mit einem Fragezeichen versehene, also wohl undeutliche Inschrift +ER? — ONA, die auf Verona-Bonn verweisen würde, erwecken. So verlockend es wäre, Verona zu lesen, muss man doch zugeben, dass der Gesammteindruck für Andernach spricht, wenigstens würde ich nicht vor dem Auffinden eines deutlichen Exemplars hiervon abzugehen wagen. Möglich ist es immerhin, dass ähnliche Denare in Verona-Bonn geprägt sind.

75. (✠CH)VONP(A)V(IM) Innen Iðo II und vier kleine
II
oIo

Bogen in den Winkeln der Inschrift.

Ks. EH|IOA neben einer spitzdachigen Kirche, in der ein Kreuz sich befindet.

Die Um- und Inschriften sind so entstellt, dass nur die unterstrichenen Buchstaben und die Inschrift der Hauptseite zweifellos sind.

19,1 mm. 0,98 gr.

Zu Dannenberg 449b. 1 Stück.

Duisburg.

Kaiser Konrad II. 1024—39.

76. (✠C)HVOIN(RADVS) Gekröntes Brustbild von vorn.
B
V
Ks. ✠(DIVS)
R
G

In den Winkeln des aus Buchstaben gebildeten Kreuzes je ein Bogen aus Doppellinien.

18,5 mm. 0,62 gr (zerschnitten). $^1/_2$ Stück.

Dannenberg 311. — Cappe, Kaisermünzen I Taf. V, Nr. 66 (mit entstelltem Kopf) daselbst Taf. XIX Nr. 307, und Bd. II Taf. XXII. Nr. 246.

Trier.

Heinrich II. 1002—24.

77. (✠)HEIRIC(VS R) Kreuz, in jedem Winkel V.

Ks. Statt der Umschrift sieht man nur grosse Ringel: ✠ЄOC(OOO)OO. Im Felde ein grosses A mit Punkt darin.

19,8 mm. 1,27 gr.

Vergl. Dannenberg 466 und die Abbildung auf Taf. IV. 1 Stück.

Bis auf die vollständigere Umschrift HEINRICVS REX ist die Hauptseite vorliegenden Denars dem bei Dannenberg unter Nr. 466 abgebildeten gleich, insbesondere ist das V in den Winkeln des Kreuzes bei beiden Denaren vorhanden. Die Kehrseiten haben in dem grossen A ebenfalls etwas Uebereinstimmendes; aber die bei Dannenberg angegebene Umschrift POPO TERVI ist auf dem vorliegenden Denar durch Ringel ersetzt. Die Verweisung dieses

Denars nach Trier ist darum zwar wahrscheinlich richtig, wenngleich nicht sicher.

Kaiser Konrad II. 1024—39 und Erzbischof Poppo 1016—47, zusammen 1024—39.

78. (✠CHVONR)ADVS IM(P) Gekröntes Brustbild von vorn.
Ks. ✠POPPO (ARCHIEPS) Befusstes Kreuz, darin ganz innen je ein ϑ, mehr nach aussen $\binom{4.1}{3.2}$ 1: dreifache Schleife, 2: P — (3: A — 4: x).
19,5 mm. 0,70 gr (zerschnitten).
Dannenberg 467. ½ Stück.

Auffallend ist, dass auf diesem Trierer, vielleicht in Koblenz[1]) geschlagenen Denar, das Brustbild genau so dargestellt ist wie auf denen von Duisburg, was auf einen gemeinsamen Stempelschneider schliessen lässt. Dass das zwischen beiden Orten liegende Köln auf gleichzeitigen Denaren den Kaiser nicht von vorn, sondern von der Seite darstellte, könnte die Meinung, der für alle genannten drei Orte schneidende „Isengräber" habe in Köln gesessen, nicht hinfällig machen, denn man legte den Stempelschneidern in der Regel die Verpflichtung auf — und sicher geschah das in allen wichtigen Prägeanstalten wie Köln — für andere Münzstätten keine Stempel mit demselben Typ herzustellen. Der Stil ist der gleiche auf den Brustbild-Denaren Konrads von Duisburg, Köln und dem vorliegenden; alle stammen sie wahrscheinlich aus den letzten Jahren vor Konrads Tode.

Thiel[2]).

Kaiser Konrad II. 1024—39.

79. a. (✠)CI(HVO)V(RADVS)
b. (——)IHI(————)
Schwebender gekrönter Kopf.
Ks. b. (✠TOIO)I⊏OΓoI
a. (————)I⊏OVo/I

1) Da die Münzstätte nicht genannt ist, lässt sich nur eine Vermuthung ausdrücken, diese wird durch den auf eine rheinische Münzstätte weisenden Stil vorliegenden Denars gestützt.

2) Westlich von Nymwegen.

Befusstes Kreuz mit Kugeln in jedem Winkel.

a. 19,5 mm. 1,05 gr. b. 19,2 mm. 1,36 gr. 2 Stück.

Die beiden Denare bieten in ihrer mangelhaften Inschrift und schlechten Prägung kaum etwas anderes als den für Thiel charakteristischen schwebenden Kaiserkopf zur Bestimmung dar. Doch dürfte sie nicht zweifelhaft sein, da die Aehnlichkeit mit den bei Dannenberg abgebildeten Exemplaren die Verweisung nach Thiel sichert.

Huy [1]).

80. IMP CONRADVS Kopf von rechts, ohne Krone.

Ks. (ꝏCꝏLA)N = BIRT(VS) Innen: HOIVC

18 mm. 1,24 gr. $^1/_2$ Denar 0,57 gr. $1^1/_2$ Stück.

Dannenberg 230.

Worms.

Heinrich II. 1002—24.

81. Zerschnittener Denar, beiderseits ohne erkennbare Umschrift.

Hs. Kreuz, in drei Winkeln je eine Kugel, in der vierten Kugel mit Halbmond, das Wormser Münzzeichen.

Ks. Einfache „Holz"-Kirche mit Punkt darin.

17,8 mm. 0,43 gr (zerschnitten).

Dannenberg 845. $^1/_2$ Stück.

Würzburg.

Otto III. 983—1002.

82. (OT)TO (IMPE) Kreuz mit Kugel in jedem Winkel.

Ks. ꝏ KIL(IANVS) Kopf von rechts.

18 mm. 1,10 gr.

Dannenberg 856.

Soest.

Kaiser Konrad II. 1024—39.

83. ✠CHVO(N)IMDVN Diademirtes Brustbild von rechts.

---

1) An der Maas zwischen Lüttich und Namur.

Im Felde neben der Nase ein Kreuz, neben dem Munde ein Punkt.

Ks. S
OXOXXX
ЄNIƆAŚAI

Das Stück ist verprägt, daher sieht man die unter COLON gewöhnlich deutlich stehende Inschrift SOES = SASN hier nur in ihrer zweiten Hälfte deutlich.

19 mm. 1,195 gr.

Dannenberg 742. 1 Stück.

Der Stempelschnitt erinnert sehr an den kölnischen, obwohl Soest in Westfalen liegt und weiter als Dortmund — siehe das nachfolgend beschriebene Stück — von Köln entfernt ist.

Dortmund.

Konrad II. 1024—39.

84. Rückläufig (IM) ꟻƎꟻA(TO) Gekrönter Kopf von links.

Ks. Rückläufig O(ON)ꟻAOIVƨ ꟻƎ

Kreuz mit Kugel in jedem Winkel.

18,9 mm. 1,38 gr.

Dannenberg 754. 1 Stück.

Dieser Denar zeigt den rohen, derben westfälischen Stempelschnitt, der ihn wesentlich von dem linksrheinischen unterscheidet.

Hildesheim.

Gothard. 1022—38.

85. (✠GODEHARDV)S ƎP(S) Kopf von rechts.

Ks. Rückläufig: ✠H(LI)DƎNƎ(SHE)IM

Roh gezeichnete Stadtmauer mit drei Thürmen.

17,3 mm. 1,33 gr.

Dannenberg 712a. 1 Stück.

Unbestimmt.

86. Brustbild eines Kaisers, der wahrscheinlich gekrönt ist, da neben dem Gesichte Ketten oder Bänder herabhängen. Das Brustbild ist so klein gezeichnet, dass sich zur Linken noch ein zweites erwarten lässt.

Ks. HOV(———) Kreuz, in dem einen deutlich sichtbaren Winkel ist ein grosser Punkt.

19 mm. 0,61 gr (zerschnittene Hälfte). $^1/_2$ Stück.

Vor dem H ist noch ein kleiner Theil von O sichtbar, nicht C, sodass die Ergänzung zu CHVONRADVS nicht statthaft scheint. Der Name des Kaisers müsste übrigens auch neben dem oder den Brustbildern stehen.

Die sehr feine Zeichnung des kaiserlichen Brustbildes erinnert an den bei Cappe, Kaisermünzen, Bd. III, Taf. VI, 83 abgebildeten Speirer Denar, aber der unsrige trägt auf der Kehrseite ein Kreuz, der Cappe'sche das Brustbild der Madonna.

87. Schöner stilisirter Kopf von rechts, anscheinend mit Diadem. Umschriftspuren sind nicht zu bemerken.

Ks. Umschriftspuren. Innen befusstes Kreuz mit Punkt in jedem Winkel.

17,5 mm. 1,22 gr. 1 Stück.

Dieser Denar erinnert etwas an Dannenberg Nr. 1178, dessen Heimath die mittlere Maas sein soll.

88. Beiderseits buchstabenähnliche Striche an Stelle der Umschrift. Hs. Kreuz, in dessen Winkeln Ring und Kreuz abwechseln. Ks. In einem auf die Spitze gestellten Viereck fünf Kreuzchen in Form eines Kreuzes zusammengestellt:

4.
1. 2. 3.
5.

18,8 mm. 0,595 gr. 1 Stück.

Eine entfernte Aehnlichkeit hat die Kreuzzusammenstellung im Viereck mit dem „Monogramm von Hennegau." Vergl. R. Chalon, Monnaies des comtes de Hainaut pl. 1 Nr. 3. Doch soll keineswegs damit die Heimath des Stückes angedeutet werden.

Gänzlich unkenntlich war die Hälfte eines zerschnittenen Denars. Den Münzen beigemischt waren noch zwei gewalzte aber ungeprägte Silberplättchen, das eine von 18 mm im Durchmesser und 1,72 gr Gewicht, das andere, vierkantig mit abgestumpften Ecken 17 mm Durchmesser und 1,23 gr Gewicht; ferner zwei schwach schüsselförmig gebogene Silberplättchen: 21 mm, 1,26 und 1,19 gr.

———

Ich möchte meinen Bericht über den Bonner Denarfund nicht schliessen, ohne dem Wunsche Ausdruck zu geben, es möchten die

für die allgemeine und besonders für die Münzgeschichte der Rheinlande so äusserst wichtigen Funde von Münzen, mögen diese dem Mittelalter oder der Neuzeit entstammen, unter allen Umständen in erster Linie den rheinischen Provinzial-Museen in Bonn und Trier vorgelegt werden.

Ausserrheinische Sammlungen werden, wenn sie für ein begrenztes Gebiet bestimmt sind, dies fast ausschliesslich pflegen, dabei, wenn sie umfassender ihre Aufgabe ansehen, nur Raritäten zu bekommen suchen und die neuere Zeit ausschliessen. Die wissenschaftliche Numismatik darf aber weder einzelne Zeitabschnitte ausschliessen noch sich vorzugsweise mit Raritäten beschäftigen. Vielmehr braucht sie ganze Funde und muss gerade die häufiger vorkommenden Stücke, weil sie für die Geld- wie Münzgeschichte von grösster und entscheidender Bedeutung sind, vorzugsweise beachten.

Nachtrag.

Obwohl das oben auf Seite 111 ff. gegebene Verzeichniss in erster Linie das Gebiet, wo Nachahmungen der kölner Denare erzeugt wurden, darstellen sollte, also Vollständigkeit nicht unbedingt beabsichtigt war, so will ich doch folgenden Denar, den ich bei Herrn Landgerichtsrath Dannenberg im Original gesehen habe, hier anführen.

Mark. Friedrich von Altena: COMES FRIDERICVS Gebäude. Ks. Das kölner Monogramm. Joachim, Groschenkabinet, 10. Fach Tab. V Nr. 1.

II. Litteratur.

1. Franz von Pulsky, Denkmäler der Völkerwanderung. (Ungarische Revue, Budapest 1890. Heft II S. 81).

Ungarn war stets die Heerstrasse der Völkerwanderungen. Vandalen und Westgothen, Hunnen und Ostgothen, Langobarden und Avaren hatten für kürzere oder längere Zeit hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen; hier liessen sie ihre Todten, hier verbargen sie ihre Schätze. Die zwei Szilágy-Somlyóer Goldfunde sind desshalb von so grosser Wichtigkeit, weil wir bestimmt sagen können, dass sie Erzeugnisse westgothischer Kunst sind und wir mit einiger Wahrscheinlichkeit selbst das Jahr angeben können, in welchem sie vergraben wurden. Sie sind die ältesten Denkmäler jenes germanischen Kunststils, der sich später am Rhein, in Frankreich, England, Nord-Italien und in Spanien weiter ausgebildet hat. Den ersten Schatzfund von Szilágy-Somlyó entdeckten 1797 zwei Ziegenhirten. Der Fund kam, wenn auch nicht vollständig, nach Wien in das K. K. Antiken-Cabinet. Ausser 24 Gegenständen, darunter eine Doppelkette, 25 Ringe, ein Beschlagstück, eine Bulla, gehörten dazu 14 Goldmedaillone von seltener Grösse, 3 von Maximian, 2 von Constantin, 1 Constantius, 1 Valentinian, 4 von Valens, 1 von Gratian, alle haben ein Oehr, um als Brustschmuck zu dienen. Diese Goldmedaillons kamen wahrscheinlich als Geschenke in den Besitz der in Dacien und der Umgegend herrschenden Barbarenfürsten, die bald Bundesgenossen, Söldner und Feinde der Römer waren. In der Gegend des Fundes hatten sich, nachdem Aurelian 270 die römischen Legionen und Colonisten aus der Provinz zurückgezogen hatte, die Westgothen angesiedelt und liessen ihre Felder durch die Slaven bearbeiten. Einige Theile des Schatzes zeigen römische Technik, die Zellenfassung der Granaten wird nie in römischen Gräbern gefunden und ist bezeichnend für die allemannischen und fränkischen Grabfelder in Deutschland und Frankreich, die burgundischen in der Schweiz, die angelsächsischen in England, die westgothischen Arbeiten in der Krone des Reccesvintus, die langobardischen Schätze von Monza.

Auf den zweiten hier vergrabenen Goldschatz stiessen in diesem Jahre auf demselben Ackerstück zwei Tagelöhner, welche Kartoffeln

setzen wollten. Die Gegenstände lagen alle auf einem Haufen. Es zeigten sich noch Reste eines vermoderten Stoffes, in den sie eingewickelt waren. Pulsky eilte nach Somlyó, wo der Bürgermeister die Sachen in Sicherheit gebracht hatte. Der Schatz bestand aus 7 goldenen Fibelpaaren verschiedener Grösse, hinten mit Silber gefüttert, vorn mit Granaten reich verziert, und mehreren Goldfibeln mit Löwenbildern und Granaten geziert, einem Armring und 3 Goldschalen. Es sind Theile desselben Schatzes, den man absichtlich an zwei verschiedenen Orten vergrub. Dies geschah wahrscheinlich im Jahre 375, als zur Zeit der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian, die Hunnen, nachdem sie die Ostgothen am Borysthenes unterjocht hatten, sich gegen die Westgothen wandten und in ihr Land einfielen. König Athanarich flüchtete sich erst 380 nach Constantinopel, nachdem er seine Schätze verborgen hatte. Ihm wird der 1837 in der Moldau gefundene Schatz von Petreossa zugeschrieben. So mögen auch andere Gothenfürsten ihre Schätze vergraben haben. Die römischen Schriftsteller beschrieben die Barbaren, zumal die Germanen, der Völkerwanderungszeit als Wilde, die Rom und Karthago, Ephesus und Eleusis, Korinth und ganz Griechenland, wie die Küstenstädte Italiens und Kleinasiens verwüsteten. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Verwüstung selbst zu unsern Zeiten Hand in Hand mit dem Kriege geht. Jedenfalls zeugen die Grab- und Schatzfunde der Völkerwanderungszeit von einer eigenthümlichen Cultur, die trotz des Einflusses der klassischen Völker von den Traditionen der alten Welt abweicht und sich auf besondere Art entwickelt. Baron von Sacken und Kenner bemerken mit Recht, „dass die Goldarbeit der Römer von der Feinheit und Höhe der älteren Zeit namentlich in Filigran und Guss zu einer bequemeren und gröberen herabsinkt, sie verliert das sie auszeichnende Merkmal der Darstellung von menschlichen Gestalten. An die Stelle geschnittener Steine treten glattgeschliffene Edelsteine oder Pasten. Das Material beginnt über die Formen vorzuherrschen, welche schwerer und wuchtiger werden. Durch die im 4. Jahrh. aufkommende Art, Granaten und Pasten zwischen aufgelötheto Wandungen aus Goldblech einzulassen, tritt an die Stelle der plastischen Wirkung im Schmuk durch den Reiz der Farbe eine malerische. Vorzüglich durch byzantinischen Schmuck genährt, hat diese Technik um die Zeit der Völkerwanderung ihren Höhepunkt erreicht."

Man hat die Granaten dieser Schmucksachen häufig für rothes Glas gehalten und umsomehr, als die grünen Einsätze, welche mit den Granaten der Farbe nach oft abwechseln, wirklich Glaspasten sind. De Linas hält die Steine im Grabfund des Königs Childerich für Glas. Otto Tischler hat die Frage endgiltig gelöst und eine Vorrichtung zum Messen der Strahlenbrechung konstruirt, mit welcher er beweisen konnte, dass die rothen Einsätze der Schmuckgegenstände der Völkerwanderungszeit stets Granaten sind und nie Glaspasten.

Kedrenos, ein byzantinischer Schriftsteller des XI. Jahrh., erzählt, dass der Philosoph Metrodoros dem Kaiser Constantin viele Edelsteine, die er aus Indien mitgebracht, geschenkt habe. Dieser habe dieselben zu Gewandspangen und anderem Schmuck fassen lassen. Er sandte sie als Geschenk den Fürsten der am jenseitigen Ufer der Donau wohnenden Barbaren mit der Aufschrift: „dem Würdigsten".

Die Ueberzeugung Lasteyries, dass die Kunsttechnik des Zellenschmuckwerks mit Granatschmuck germanische Erfindung sei, ist nicht ohne Widerspruch geblieben. J. Amador de los Rios glaubt, dass die gothischen Eroberer Spaniens diese Kunst von den latino-hispanischen Bewohnern übernommen hätten, aber es ist kein früheres Denkmal nachzuweisen. Lebarte fand die Armbänder des Bakoder Fundes zu elegant, als dass sie Barbaren zugeschrieben werden könnten, er hielt sie für byzantinisch. De Linas wollte nachweisen, dass die vasa und pocula gemmata der Alten sich auf diese Technik beziehen. Aber der Granatenschmuck ist das Eigenthümliche dieser Kunstweise. Pulsky will übrigens nicht behaupten, dass dieselbe eine Erfindung germanischer Stämme sei. De Linas führt das im Museum zu Wiesbaden befindliche Gürtelstück von Wolfsheim als das älteste Kunstwerk dieser Art in Europa an. Auf der Rückseite desselben ist der Name des Sassanidenkönigs Ardeschir (230—34) in Pehlvi-Charakteren eingegraben. De Linas sucht daher den Ursprung dieses Kunststils bei den persischen Sassaniden und weist auf die Prachtschale im Louvre hin, was mit den Forschungen Hampels übereinstimmt, der in seiner Studie über den Nagy-Szent-Miklóser Goldschatz den Einfluss betont, welchen die mixthellenische Cultur der griechischen Städte an der Küste des schwarzen und Azow'schen Meeres, bei welchen auch sassanidische Denkmäler vorkommen, auf die benachbarten Barbaren ausübte. Er fand unter den skythischen Alterthümern der Eremitage in Petersburg verschiedene solche granatverzierte Zellengoldschmiedwerke, welche bis jetzt nicht veröffentlicht sind.

Pulsky erwähnt noch folgende Gegenstände von Granatgoldschmuck in Ungarn: die Prachtfibel mit dem von Granaten umrahmten Nicolo, 1852 bei Nagy-Mihóly gefunden, jetzt im k. k. Antiken-Cabinet in Wien, den Bakoder Grabschatz und den Schatz von der Puszta Tothi im Nationalmuseum zu Pest; ferner den Fund von Mezö-Berény und den goldnen Schildschmuck von Fünfkirchen, sowie zwei granatenverzierte Goldcikaden und einen Drachen, sowie zahlreiche Ohrringe, Schnallen und Zierstücke daselbst. Schaaffhausen.

2. Dr. Georg Heeger, Ueber die Trojanersagen der Franken und Normannen. Landau 1890.

Nach dem Falle Troja's lässt die Sage Troja auf abendländischem Boden wieder erstehen. Gleich den Römern waren die meisten Völker

des Mittelalters, Germanen wie Kelten, bestrebt, einen trojanischen Helden an den Anfang ihrer Geschichte zu stellen. Zwei dieser Abstammungssagen, die der Franken und die der Normannen (Gothen) bilden den Gegenstand der Untersuchung des Verfassers, der auch über die Trojasage der Briten (München 1886) geschrieben hat. Die Sage der Franken findet sich zum ersten Male in der dem Fredegarius Scholasticus zugeschriebenen Chronik. Mone, Görres, A. Menzel, Müller, Braun behaupten, es spiegele sich in den Sagen das Bewusstsein einer gemeinsamen Abkunft dieser Völker ab. Moët de la Forte-Maison stellt den trojanischen Ursprung der fränkischen Völker als geschichtliche Thatsache hin, denn die Franken kämen nach Gregor von Tours aus Pannonien und seien identisch mit den Bryges in Thracien und den Phryges in Kleinasien. Mascou knüpft die Sage an die Rückkehr der von Kaiser Probus nach dem Pontus verpflanzten Franken, Wormstall glaubt die historische Grundlage der Sage sei nicht die Zerstörung Troja's durch die Griechen, sondern die durch die Gothen im 3. Jahrh. Dederich führt dazu noch an, dass nach Tacitus im 1. Jahrh. unter Tiberius eine sigambrische Cohorte in Pannonien stand. Die Trojasage der Franken in der ältesten Gestalt hat aber gar keine Berührungspunkte mit den Berichten über die Rückkehr der Franken aus dem Pontus, sondern steht mit derselben in Widerspruch, die Zerstörung Iliums im 3. Jahrh. geht die Gothen an und nicht die Franken, und die Notiz des Tacitus findet sich noch gar nicht bei Fredegar, sondern ist von dem Verfasser der Gesta Francorum aus Gregor von Tours erst in die Sage eingeführt. Andere glauben, das Mittelalter habe nur die römische Sage übernommen, die Germanen seien darauf bedacht gewesen, ihren Ursprung mit dem des römischen Volkes in Verbindung zu bringen. Wie sollten aber die Germanen, auf deren Ansturm das Römerreich zusammenbrach, auf die Stammesgemeinschaft mit den Römern stolz gewesen sein, die bei Fredegar wie in den Gesta Francorum nur als ihre Unterdrücker und Feinde bezeichnet werden? Roth wies nach, dass Fredegar und die Gesta Francorum die einzige Quelle für alle späteren Darstellungen der Sage bilden, dass die Sage aber über die Zeit der Begegnung der Franken mit den Römern hinaufreiche, er glaubt, dass die Sage einen religiös-mystischen Hintergrund habe. Dies bestritt Zarncke, der aber in den Irrthum verfiel, die Entstehung der Sage auf das Citat des Prosper Tiro zurückzuführen, dessen älteste Handschrift die Namen der früheren Könige gar nicht enthält. Loebell lässt die Sage in der Zeit von Gregor von Tours von dreisten Erfindern erdichtet sein, welche den Franken schmeicheln wollten. Giesebrecht urtheilt ähnlich, beide glauben, dass die so erfundene Sage nach und nach eine gewisse Volksthümlichkeit erlangt habe, und Fredegar wie der Verfasser der Gesta aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft hätten. Gaston Paris sagt mit Recht, dass, wenn auch eine unbestimmte Vorstellung

der asiatischen Herkunft bei allen arischen Völkern bestanden hat, die trojanischen Genealogieen doch dem Volksbewusstsein gänzlich fremd seien. Auch Lüthchen sagt, dass diese Sagen mit dem Leben des fränkischen Volkes keine Beziehung hätten und die Spur falscher Gelehrsamkeit der Erfindung und Nachahmung an der Stirne trügen. Loebell und Giesebrecht glauben, dass Gregor von Tours die Sage gekannt, aber historische Kritik an derselben geübt und nur die Herkunft aus Pannonien beibehalten habe. Dagegen beweist Lüthchen, dass Gregor von Tours die Sage noch nicht gekannt hat. Da die Handschriften die Cosmographie des Aethicus dem Hieronymus zuschreiben und Fredegar sich auf den beatus Hieronymus bezieht, so glaubt Pertz, dass Fredegar unter dem Hieronymus den Aethicus verstehe und dieser Fredegars Quelle für die Trojanersage sei. Wattenbach, Wormstall und Zarncke pflichten ihm bei. Lüthchen vergleicht die Berichte des Aethicus und Fredegar und findet, dass nur eine entfernte Verwandtschaft beider bestehe. Die Trojasage liegt in zwei Redactionen vor, einer längeren und kürzeren. Lüthchen weist nach, dass der längere Bericht der ursprüngliche ist. Er vergleicht die Vorrede des ächten Idacius mit der seines Abschreibers Idacius und zeigt, dass dieser nach seiner eigenen Angabe den Hieronymus interpolirt hat; diese interpolirte Chronik des Hieronymus war Fredegars Quelle. Die einzige schriftliche Quelle des Interpolators war die Chronik des Hieronymus. Der ganze Bericht ist ein unsinniges Lügengewebe und enthält in schlechtem Latein so grobe Irrthümer, dass er nur das Machwerk eines unwissenden Fälschers sein kann. Lüthchen erklärt ferner, dass Fredegar nicht die directe Quelle der Gesta sein kann, dass die Sage sich im Laufe der Zeit verändert habe und aus mündlichen Traditionen von dem Verfasser der Gesta aufgenommen worden sei. Die ganze Frage wurde durch die Untersuchungen von Krusch in ein neues Stadium gerückt. Ehe der Verfasser aus Krusch's Studien die Folgerungen für die Trojanersage zieht, bemerkt er in Betreff des Aethicus, dass Einige ihn vor Fredegar stellen und in seiner konfusen Erzählung die älteste Gestalt der fränkischen Trojasage erblicken, Andere untersuchen sein Verhältniss zu Isidor Hisp. und gelangen zu einem entgegengesetzten Ergebniss. Wieder Andere setzen ihn nach Fredegar und die Gesta und betrachten ihn als einen Fälscher, der den geachteten Namen des Hieronymus erborgt habe. Die letzte Ansicht ist die richtige. Zwei bei Isidor getrennte Stellen über die Germanen und die Sueven sind bei Aethicus und den Gesta zu einer vereinigt, also hat einer von beiden den anderen benutzt. Die Gesta schöpfen direct aus Isidor, während Aethicus die Gesta benutzt hat. Krusch kommt zu dem Ergebniss, dass die Chronik des sog. Fredegar das Werk dreier Autoren ist. Im Jahre 613 legte der erste Bearbeiter das Sammelwerk an, indem er den Liber Gener., Hieronymus und Idacius auszog und burgundische Annalen aufnahm,

die er bis auf seine Zeit fortsetzte. Um 642 hat ein zweiter Bearbeiter den beiden ersten Büchern Zusätze angehängt, ein Excerpt aus Gregor als 3. Buch hinzugefügt und die Geschichte bis auf seine Zeit fortgeführt. Dasselbe wollte ein dritter Bearbeiter um 658 thun, kam aber nicht über einige Ergänzungen hinaus. Dederich glaubte, dass der längere Bericht der Trojanersage in Fredegar's Chronik nur eine weitläufige Wiederholung des kürzeren und klareren sei; da aber der längere im 2. Buch, der kürzere im 3. Buch der Chronik enthalten ist, das 2. aber vor dem 3. geschrieben ist, so muss der längere der ursprüngliche sein. Von einem Verfasser können beide nicht herrühren, denn das Excerpt aus Hieronymus rührt vom ersten Autor, das aus Gregor vom zweiten her, der längere Bericht ist also von jenem, der kürzere von diesem verfasst. Wenn dieser den Hieronymus und Idacius citirt, so meint er nicht die Originalwerke, sondern die Auszüge seines Vorgängers. Was veranlasste ihn, die Trojanersage in einer kürzeren Fassung zu wiederholen? Nachdem er das Werk seines Vorgängers abgeschrieben und ein Excerpt aus Gregor hinzugefügt hatte, glaubte er diesen zu verbessern, wenn er aus dem Hieronymus-Excerpt die Namen der ersten Könige der Franken, Priamus und noch 3 andere hinzufügte. Er schaltete willkürlich mit dem Berichte des ersteren. Er lässt die Trojaner sich am Rheine festsetzen, der erste hatte gesagt zwischen Rhein und Donau. Er lässt sie eine Stadt gründen, nicht fern vom Rheine, im ersten Berichte war nur von der Gründung Roms die Rede. Lüthchen bezeichnet den ersten Bericht als eine inhaltlose, unsinnige Zusammenstellung von Namen bekannter Personen und Heroen des trojanischen Krieges und der römischen Geschichte, die er meist dem Hieronymus entnommen. Da er den Sohn des Priamus, Alexander nicht kennt, lässt er den Priamus die Helena rauben. Statt Caesar, der gegen die Germanen streitet, nennt er Pompejus. Im 2. Buche des Fredegar kommt eine Stelle vor, die wichtig ist. Da heisst es: In jener Zeit regierte Tantanus in Assyrien. Damals wurde Troja erobert. Die Assyrer hätten die Trojaner verfolgt und zum Verlassen der Heimath gezwungen. Die bodenlose Unwissenheit des Verfassers hat dies aus den Worten des Hieronymus herausgelesen. In Wirklichkeit stand Tantanus auf Seiten der Trojaner und schickte ihnen Hilfe. Der Verfasser jener Stelle ist jedenfalls ein anderer als der des übrigen Berichtes, der für die Angaben des Hieronymus das richtige Verständniss hat. Jener stellt dem König Aeneas einen König Frigas zur Seite und lässt die Trojaner in zwei Abtheilungen auswandern und zwei Reiche gründen, das regnum Latinorum und Frigorum. Heeger glaubt, dass dieser Theil des Berichtes älter ist als der übrige, weil sich alle Angaben desselben aus Hieronymus erklären lassen. Der jüngere Berichterstatter machte aus dem regnum Frigorum ein regnum Francorum.

Dass die Normannen oder Dänen ihren Ursprung auf die Trojaner

zurückführen, berichtet zuerst der normannische Historiker Dudo von St. Quentin. Seine Geschichte scheint um das Jahr 1020 verfasst zu sein. Er sagt: Igitur Dani nuncupantur a suis Danai vel Dani, gloriantur-que se ex Antenore progenitos. Die übrigen normannischen Autoren erwähnen nichts davon. Hugo von Fleury gedenkt nur der fränkischen Sage. Wilhelm von Iumièges, der vor 1087 schrieb, ist der erste, der nach Dudo die trojanische Herkunft der Normannen verkündet. Er sagt selbst, dass er seine Geschichte bis zu Richard II aus Dudo geschöpft habe. Man kann dies sofort erkennen, aber er erweiterte dessen Bericht. Dudo verwechselt die Dänen und die Danaer, er weiss nicht einmal, dass unter den letzteren nicht die Trojaner, sondern die Griechen, die Feinde der Trojaner zu verstehen sind. Er meint, der Name Dani komme von einem Könige Danaus, dieser war aber der Gründer von Argos, nachdem die Griechen Danai genannt wurden. Den König Danaus hatte er von Isidor, andere Angaben von Jordanes und Dares. Dass Antenor nach der Zerstörung Troja's nach Germanien kam, ist der Trojanersage entnommen, wie sie die Gesta Francorum berichten. Die gereimte Chronik von Benoit de Sainte-More aus dem folgenden Jahrhundert ist nur eine metrische Bearbeitung der Darstellung Wilhelms. Dudo, dem Graf Rudolph für die Geschichte der Herzöge der Normandie Beiträge lieferte, zog für die Einleitung seines Werkes den Plinius, Orosius und Jordanes zu Rathe. Lair meint, dass ihm die Trojanersage Graf Rudolph erzählt habe. Er hält die Sage für eine alte scandinavische, die später mit der Trojanersage der Franken vereinigt worden sei. Die jüngere Edda berichtet, dass die Asen unter Priamus aus dem Tyrklande nach dem Norden eingewandert seien. Dieser Priamus und die Tyrken sind aber nichts anderes als der Priamus und die Turchi des Fredegar, der den Torcoth oder Torquatus dem Hieronymus entnahm. Die scandinavische Sage ist die fränkische, die erst 500 Jahre nach Fredegar auf nordischen Boden verpflanzt wurde. Heeger erklärt die Entstehung der Trojanersage Dudo's, indem er dessen Bericht in einzelne Theile zerlegt. Dudo ist nicht im Stande, Dacier, Dänen und Danaer auseinander zu halten. Er hält Dacia und Dania für ein und dasselbe. Indem er die Heimath der Normannen, Dänemark beschreibt, entnimmt er die Ausdrücke wörtlich dem Orosius und Jordanes, die das wirkliche Dacien beschrieben hatten, er verlegt den scythischen Pontus, die maeotischen Sümpfe, die Alpen und die Donau nach Dänemark. Die Gesta Francorum berichten, dass Antenor mit den Trojanern in die maeotischen Sümpfe gekommen sei und sich hierauf in Pannonien niedergelassen hätte. Dudo lässt die Normannen in derselben Gegend wohnen und da die maeotischen Sümpfe in Dänemark liegen, so schliesst er, dass sie von den Trojanern Antenors abstammen. Die weiteren Mittheilungen über Antenor sind fast wörtlich dem Virgil (Aeneis I 242) entnommen. So stellt sich der Bericht Dudo's

als sein eigenes Werk heraus, allerdings nicht als das seiner Phantasie, sondern als das seiner unglaublichen Unwissenheit in geographischen und historischen Dingen. Saxo Grammaticus bezeichnete also schon mit Recht Dudo als den Urheber der normannischen Trojanersage.

Die mit einer reichen Literatur ausgestattete Abhandlung Heegers hat den Werth und Unwerth der schriftlichen Urkunden der Trojanersage aus dem 7. bis 12. Jahrh. mit kritischer Schärfe festgestellt. Inwieweit aber der Sage eine ältere Volks-Ueberlieferung zu Grunde liegt, bleibt noch zu erforschen. Wenn der Fall Troja's in das Jahr 1270 oder 1183 vor Chr. gesetzt wird und Phönizier um 1048 Gades gründeten, wie die Phokäer um 600 Massilia, warum sollten nicht früher schon aus Kleinasien Wanderungen wie nach Süd-Italien, so nach dem fernen Westen Europa's stattgefunden haben? Was Tacitus von Ulyxes und von Asciburgum erzählt und Timagenes, der unter Augustus lebte, von den Griechen, die nach dem Falle Troja's das noch leere Gallien besetzt hätten, ist nicht dem Virgil entlehnt. Schon vor Caesar wurden die Haeduer vom römischen Senat als Blutsverwandte anerkannt, B. G. I 33, 2, was nach Holtzmann nur auf die trojanische Abstammung bezogen werden kann. Es giebt eine Reihe von Angaben der alten Schriftsteller, die vor den hier besprochenen schriftlichen Quellen der Sage weit zurückliegen und noch der Aufklärung bedürfen. Man vergleiche einige Bemerkungen des Berichterstatters über dieselben im Rh. Jahrb. LXXII, S. 206.

Schaaffhausen.

3. W. Drexler, Mythologische Beiträge. Heft 1. Der Cultus der ägyptischen Gottheiten in den Donauländern. Leipzig, B. G. Teubner. 1890.

Mehrfach ist in diesen Jahrbüchern der Cultus besprochen worden, den in der römischen Kaiserzeit die ägyptischen Gottheiten, vor allem Isis, in den Rheinlanden gefunden haben, ein Cultus, von dem Inschriften ebensowohl wie mehrfach in Germanien entdeckte echtägyptische Gegenstände Zeugniss ablegen. Eine einigermassen abschliessende Zusammenstellung der betreffenden Denkmäler zu geben, ist jedoch kaum möglich, so lange nicht der das Rheinland behandelnde Band des Corpus Inscriptionum Latinarum vorliegt, um so mehr als bei den Funden echtägyptischer Gegenstände die Gefahr eine sehr grosse ist, dass man einem Betruge zum Opfer fällt und von den Ausgrabern dem Handel entlehnte Stücke den wirklich an Ort und Stelle gefundenen Alterthümern beigemengt werden[1]). Gelegentlich wurde in diesen Jahrbüchern (85 S. 158f.)

1) Bereits am Anfange dieses Jahrhunderts wurden auch moderne Fälschungen als Zeugnisse des Isiscultes vorgebracht. Dem angeblich in Dransdorf bei Bonn entdeckten gefälschten bronzenen Naophorus (jetzt

darauf hingewiesen, dass in den Donauprovinzen analoge Verhältnisse herrschten und auch in ihnen Inschriften und Denkmäler die Verehrung der Isis, des Sarapis und ihrer Genossen belegten. Eine sorgsame Zusammenstellung der diesbezüglichen Fundgegenstände hat nunmehr Drexler in dem vorliegenden Werke geliefert. Die von ihm behandelten Provinzen sind Raetien, Noricum, Panonia superior und inferior, Dalmatia, Dacia, Moesia superior (welches nichts ergab) und inferior, Thracien und Macedonien. Das Hauptgewicht wurde mit Recht auf die Inschriften und Münzen gelegt, die ägyptischen Stücke sind diesen in Klammern beigefügt worden, ebenso wie die verhältnissmässig wenigen in Inschriften erscheinenden, mit Hülfe der in Betracht kommenden Gottheitsnamen gebildeten Eigennamen, welche letztere selbstverständlich an und für sich keinen direkten Rückschluss auf die Verehrung der genannten Götter durch ihre Träger gestatten würden. Von Gottheiten kamen in Betracht Isis, Sarapis, Harpokrates, Anubis und Bubastis, während Ammon, der dem Kreise dieser Gestalten ganz fern steht und bereits frühe gräcisirt ward, im Allgemeinen unberücksichtigt blieb.

In der Einleitung spricht der Verf. kurz über die Verbreitung, die der ägyptische Kult seit der Zeit Alexanders des Grossen im römischen Reiche gefunden hatte, eine Frage, die vor einigen Jahren von G. Lafaye, Histoire du culte des divinités d'Alexandrie hors de l'Egypte. Paris 1884 eingehender behandelt worden ist, und weist darauf hin, dass derselbe über Delos und Sicilien in Rom selbst Eingang fand. Von hier drang er nach Oberitalien, vor allem nach Aquileja, von wo sich die fremden Culte dann weiter nordwärts nach den Donauprovinzen verbreitet hätten. Für die westlichen Gegenden ist dies gewiss richtig, für den Osten jedoch ist eher an eine direkte Entlehnung aus Aegypten zu denken, worauf ausser den vom Verfasser S. 97 f. besprochenen Beziehungen zwischen Thracien und Aegypten besonders der Umstand hindeutet, dass die Zahl der auf den Cult bezüglichen Denkmäler nicht nach Osten hin abnimmt, im Gegentheile gerade hier die grösste Höhe erreicht. Der Osten ist es denn auch allein, in welchem die Münzbilder Beziehungen zum ägyptischen Culte zeigen; ausser Dyrrhachium und Apollonia liegen alle Prägestätten derartiger Stücke in Moesia inferior (Nicopolis ad Istrum, Marcianopolis, Odessos, Dionysopolis, Callatis, Tomis, Chersonesus Taurica) und Thracien (Mesembria, Anchialos, Develtus, Bizya, Byzantion, Perinth, Sestos, Traianopolis, Hadrianopolis, Augusta Traiana, Philippopolis, Serdica, Pantalia, Plotinopolis?, Nicopolis) und vielleicht in Makedonien (Thes-

---

im Bonner Provinzialmuseum Nr. 391. M. K. 2065 vgl. Jahrb. 78 S. 122) stehn in Noricum die angeblich 1815—22 auf dem Birglsteiner Grunde zu Salzburg ausgegrabenen, von Drexler S. 19 f. besprochenen, jetzt im Königl. Antiquarium zu München aufbewahrten Fälschungen ägyptisirender Gegenstände zur Seite.

salonike?). Die erhaltenen Exemplare der betreffenden Münzen finden sich S. 50 ff. aufgezählt und beschrieben. Der taurische Chersones ist ausserdem neben Rom der reichste Fundort echtägyptischer Alterthümer im ganzen nördlichen Bereiche des römischen Reiches (vgl. S. 93 ff.).

In dem Buche selbst werden die auf den Cultus bezüglichen Stücke der geographischen Lage ihrer Fundorte im Allgemeinen von Westen nach Osten folgend besprochen und jedem die über ihn bisher erschienene Litteratur in grösster Vollständigkeit beigefügt. Eingeflochten findet sich die Zusammenstellung einer Reihe von Monumenten, welche mit dem Culte mehr oder weniger eng zusammenhängen, auch von andern Orten, so der zahlreichen Lampen mit Darstellungen der ägyptischen Gottheiten von den verschiedensten Stätten des römischen Weltreiches (S. 44 ff.), der gnostischen Gemmen mit dem schlangenartigen Bilde des Chnubis (S. 61 ff.) u. a. m. Hierdurch ist zugleich eine Vorarbeit für die Behandlung der ägyptischen Götter in den übrigen Provinzen des römischen Reiches gegeben worden. Ergänzt werden die Angaben der Arbeit selbst durch zwei anhangsweise abgedruckte Aufsätze des Verf. aus der Ungarischen Revue über „Aegyptische Gottheiten betreffende Inschriften Pannoniens" und „Die Inschrift von Csiv." Dieselben behandeln besonders den Beinamen myrionyma der Isis, die Göttin Bubastis und den Gott Ammon in den nördlichen Provinzen, wo erstere in Scarbantia, letzterer in Carnuntum vorkommt, endlich die Bedeutung des Sarapis für die Seefahrer im Anschlusse an eine Widmungsinschrift „Sarapidi Neptuno". — Vermisst haben wir in dem auch für die Behandlung der religiösen Zustände der Rheinlande in der Römerzeit wichtigen Werke ein alphabetisches Register, welches eine schnelle Orientirung in der Fülle des beigebrachten Materiales ermöglichte.

A. Wiedemann.

4. Jahresberichte des Historischen Vereins Dillingen. Jahrgang 1—2. 1888—9.

Im Jahre 1888 hat sich zu Dillingen ein Verein gebildet, welcher es sich zur Aufgabe stellte, die zahlreichen in der Umgebung der Stadt vorhandenen Denkmäler der Vorzeit zu sammeln und zu erhalten, und die vielseitige Geschichte der Stadt und der umliegenden Ortschaften, welche von den prähistorischen Zeiten an bis in unser Jahrhundert eine interessante Rolle gespielt haben, zu behandeln.

Zunächst wurden eine Reihe von Gräbern am Ziegelstadel westlich von Dillingen und im Ried eröffnet, welche Bruchstücke von Thongefässen, Bronzegeräthen, besonders einer Bronze-Halskette, Bernsteinperlen und ähnliches enthielten; dieselben werden der ältern Bronzezeit, bez. der La-Tène-Zeit zugeschrieben. Dann gelangte die Vereinssammlung in den Besitz einer grössern Sammlung von Töpferei-Stempeln und Münzen, welche

auf der befestigten Höhe über Aislingen entdeckt worden waren. Erstere, 63 an der Zahl, sind von Englert (Heft I. 32 ff), letztere, die von Cäsar bis auf Alexander Severus reichen, grossentheils aber der Zeit des Augustus angehören, von Ortner (l. c. 39 ff.) edirt worden. Seine Hauptresultate erzielte der Verein bei dem Dorfe Faimingen. Es wurde festgestellt, dass dieses an der Stelle einer römischen Niederlassung stand, von deren Baulichkeiten sich mehrfach Reste fanden, darunter die leider wenig gut erhaltenen Fundamente eines kleinen Tempels. Von Inschriften entdeckte man ausser einigen Töpferstempeln (Heft II. 30 f.) eine in dem nahe bei Dillingen gelegenen Orte Hausen (besprochen von Fink in Abh. der Münchner Ak. 1889 Bd. II Heft 1) und ein Bronzetäfelchen mit einer Weihung an Sol (Mithras) durch einen Soldaten der Cohors I Breucorum im Kastell zu Faimingen; eine dritte Inschrift mit einer Widmung an Apollo Grannus wurde bereits Anfang des Jahrhunderts in der Nähe aufgedeckt und nach Augsburg gebracht (publ. C. I. L. 5873). Interessanter waren zwei Fragmente eines Reliefs, welches einen Gott und eine Göttin auf je einem ungeschickt gearbeiteten Vierfüssler stehend darstellte (publ. Heft I Taf.); die Gestalten werden für Jupiter Dolichenus und die Magna Mater erklärt. — Etwas östlich von dieser römischen Ortschaft, an dem Ufer der Brenz, deren Bette hier bis zu der Anfangs der vierziger Jahre durchgeführten Flussregulierung das der Donau gebildet hatte, legte man die Umwallung einer römischen Befestigungsanlage bloss, welche zu den zahlreichen zwischen dem rätischen Limes und der Donau befindlichen Kastellen gehört hatte (vgl. Hübner, Bonner Jahrb. 88 p. 21). Die Messungen, bez. Berechnungen ergaben als Grösse der Anlage, östliche Mauer 260, nördliche 242, westliche 250, südliche 173, Umfang also 925 m, Inhalt 6,05 ha; dieselbe entspricht also in der Grösse etwa dem Lager von Niederbieber mit 920 m Umfang. Nach Norden und nach Osten hin wurde je ein Thor nachgewiesen, welches von Thürmen flankirt war; im Osten lag ausserdem vor der eigentlichen Mauer noch eine zweite äussere Umfassungsmauer, durch welche gleichfalls ein durch Thürme geschütztes Thor führte. Auffallender Weise lag dieses dem Thore der inneren Mauer nicht genau gegenüber, wie auch die Aussenmauer nicht parallel mit dieser verlief. Nördlich von der ganzen Anlage deckte man auf einer Länge von 700 m eine Römerstrasse auf, welche einen Theil des Strassenzuges Faimingerthal-Sachsenhausen-Heidenheim bildete, und stiess unweit dieser Strasse auf ein römisches Grab mit Gefässresten aus rohem Thon und Terra sigillata. Ausführlich berichtet über die vorstehend skizzirten Funde Scheller in Heft II. 10 ff, während Arnold Heft II. 2. Abth. S. 68 ff. die Bedeutung der Befestigung darlegt.

Für die Geschichte Dillingens im Mittelalter lieferte Schild, Dillingen von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunders auf Grund von Urkunden einen interessanten Beitrag, während S. E. Auszüge aus

den Pergamenturkunden des Pfarrarchivs zu Dillingen giebt; dieselben erstrecken sich auf den Zeitraum von 1396 bis 1690. — So hat der Dillinger Historische Verein, welcher, wie das Verzeichniss der Mitglieder und der Schenkgeber für das Museum zeigt, in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung von Dillingen, Lauingen und Umgebung Anklang gefunden hat, bereits während der kurzen Zeit seines Bestehens der Wissenschaft interessantes und wichtiges Material zuzuführen vermocht; der Eifer und die Umsicht, mit welcher derselbe dabei vorgegangen ist, bieten Gewähr, dass seine Forschungen auch weiterhin erfolgreiche sein werden. A. Wiedemann.

5. Die römisch-christlichen Grabschriften Kölns (nebst Wiedergabe derselben im Lichtdruck). Von Gymnasiallehrer Dr. Jos. Klinkenberg. S. 17. 4. (Im Programm des Königlichen katholischen Gymnasiums an Marzellen zu Köln. Schuljahr 1890—91.)

Eine erfreuliche Erscheinung begrüssen wir in vorliegender Abhandlung; denn der Verfasser vereinigt Fleiss, Kenntniss und Spürsinn, wenn er auch zuweilen zu rasch urtheilt, und die Behandlung örtlicher Alterthümer eignet sich besonders zu Schulschriften. Gerade Köln legt durch die nicht unbeträchtliche Zahl erhaltener römischer Denkmale es jedem Gebildeten nahe, sich das Verständniss dieser stummen, aber beredten Zeugen römischer und römisch-christlicher Bildung zu gewinnen. Der durch seine Forschungen über die Kölner Märterinnen bekannte Verfasser glaubt mit Recht, damit auch dem Interesse gebildeter Kreise der Stadt entgegenzukommen. Vielleicht hätte derselbe auf diese noch etwas mehr Rücksicht nehmen, einzelne Punkte kurz erörtern sollen, die dem Forscher bekannt sind, deren Kenntniss aber bei einem weitern Kreise nicht vorausgesetzt werden kann, während dieser leicht durch eine Andeutung des thatsächlich Feststehenden mit der Sache vertraut und zu einer anschaulichen Vergegenwärtigung belebt werden kann. Von dieser Art scheint uns die Weise der ältesten christlichen Bestattung bei Griechen und Römern und die Abfassung der Grabinschriften mit ihrem formelhaften Ἐνθάδε κεῖται, *Hic iacet*. So hätte auch das gelegentlich (S. 2) über die Darstellung des Kreuzes Bemerkte weiter ausgeführt werden sollen; ja das Gesagte scheint uns nicht einmal ganz richtig. Das Kreuz vor Inschrift 10 beweist nicht, dass sie jünger als das Jahr 540 sei. Dieses findet sich auch auf heidnischen Steinen zur Verzierung, ja als Trennungszeichen, und gerade die in Rede stehende Inschrift erinnert an die von Kraus Jahrb. L, 304 angeführte aus einem römischen Columbarium, wo das griechische Kreuz zwischen nacheinander aufgeführte Namen tritt, so dass man denken könnte, die Inschrift sei ein Stück eines auf mehrere Personen bezüglichen Denkmals, das als eine neue Person durch das vorgesetzte Kreuz den hier genannten Presbiter einführe.

Eine sehr dankenswerthe Beigabe ist die photographische Aufnahme der sämmtlichen sieben noch vorhandenen Inschriften. Wenn aber Kl. für alles auf das Aeussere der Inschriften Bezügliche ein- für allemal auf die beigefügte Tafel verweist (S. 2), so reicht doch die Photographie dazu allein nicht hin, da es bei der Lesung häufig darauf ankommt, wie die vom Lichtbilde wiedergespiegelten Züge in den Stein eingehauen sind. Nur einmal (S. 11) verweist Kl. auf einen sorgfältigen Abzug, der deutlicher die Schrift zeige, und an einzelnen Stellen erwähnt er auch Näheres, was die genaue Betrachtung des Steines selbst ergibt. Manches, was die Photographie zeigt, sind spätere Beschädigungen des Steines durch Hieb bei der Aufgrabung oder bei sonstiger Verwendung, anderes muss als Verletzung des Steines vor dem Einhauen der Inschrift gelten. Solche nimmt auch Kl. in Inschrift 1 im Namen *Emeterius* an, und der Strich daselbst innerhalb des *qui* dürfte derselben Art sein, wogegen die Sache Z. 5 zweifelhafter scheint. Dazu kommen mit mehr oder weniger spitzigen Werkzeugen gemachte Versuche, einen Buchstaben, den man vermuthet, durch Nachfahren herauszubringen, wodurch ein nachfolgender Beschauer getäuscht werden kann. Kl. selbst glaubt S. 5 sich zur Annahme berechtigt, auf einem in der Vorhalle zur Gereonskirche eingemauerten Steine sei in neuester Zeit ein R angebracht worden, das Lersch noch nicht auf demselben gesehen. Wenn dieses in der Vorhalle einer Kirche möglich war, kann nicht in ähnlicher Weise auch in einem Museum, wo nicht immer Beobachter vorhanden sind, ein leichter Zug angebracht werden, der dann als Spur eines jetzt fast verschwundenen Buchstabens sich darstellt?

Gehen wir zunächst auf die neuen Lesungen ein, so gibt Kl. in der ersten Inschrift Z. 3 *qu.i vixit*, aber auf dem Steine und der Photographie findet sich *qu.(?)iutxit*. Lersch erklärte dies richtig für ein handgreifliches Versehen des Steinhauers. Auffallend erwähnt Kl. gar nicht, dass hier ein T statt des I steht, wie ähnliche Verwechslungen selbstverständlich mehrfach vorkommen; so in unserm Wallraflanum II, 7 E statt F, 177. 205 I statt L, 201 R statt P. Das Bild der zweiten Inschrift ist durch die Photographie bedeutend anschaulicher als bisher geworden. Es ergibt sich daraus, dass Z. 4 nach *et* eine Lücke von etwa zwei Buchstaben sich findet, dagegen Z. 5 vor *albis* nachträglich ein *in* gesetzt wurde, was ohne Zweifel in der vorigen Zeile gelöscht worden, wobei es auffällt, dass der Steinmetz nicht, wie sonst geschieht, das Wort durch einen Querstrich als zu tilgend bezeichnet, sondern die Buchstaben ausgehauen hat. Offenbar hatte er bei den in seiner Vorlage stehenden Worten *et dies XVI et in albis*, durch das wiederkehrende *et* verleitet, *dies XVI* übersehen und war gleich zu *in albis* übergesprungen. Ein ähnliches Versehen, das aber eine grössere Aenderung nöthig machte, hatte er schon in der vorigen Zeile begangen, dort *anno*

III et übersehen und begonnen *menses* einzuhauen; da er aber den Fehler bemerkte, änderte er *an|no* in *mē|ses*. Kl. will über dem ersten *n* von *anno* noch einen Querstrich und an dem letzten Striche von N den Strich eines ligirten E entdeckt haben, wovon freilich die Photographie keine Spur zeigt. Aber die Berichtigung erstreckte sich nach Kl.'s Angabe (freilich zeigt die Photographie davon kaum ein Zeichen) noch über das T des vorangehenden *vixit* und das nachfolgende Zahlzeichen III. Dass dies der Ausgleichung wegen geschehen, will uns nicht recht einleuchten. Fand sich in der Vorlage wirklich *menses III*, und hatte der Steinmetz dies eingehauen, so konnte III stehen bleiben; denn der Raum vom Monogramm bis zu III reichte vollkommen zu SES hin, wogegen die Verbesserung sich nöthig erwies, wenn die auf der Vorlage angegebene Zahl der Monate, die er schon eingehauen, von der der Jahre, die hier stehen musste, verschieden war. Denken wir uns etwa, es habe bereits da gestanden *mēses VI*, so musste die Verbesserung sich auch auf die Zahl erstrecken. Ob auch das letzte *I* von *III* neu eingehauen sei, wird sich wohl leicht ergeben; es ist nach gewohnter Weise etwas höher als die beiden vorangehenden. Wenn auch das T von *vixit* mit in die Rasur gezogen wurde, so mag dies ursprünglich etwas näher dem eingehauenen ME als dem jetzigen AN gestanden haben. Kl. nimmt an, die Vorlage habe gelautet *anno et menses III*, der Steinmetz habe sich nun damit geholfen, dass er gegen alle Gewohnheit die Zahl schon hinter dem Jahre genannt, bei den Monaten übergangen. Der Gebrauch, dass man bei gleichen Zahlen der Jahre, Monate und Tage diese nur einmal schreibe, wäre hierbei doch wohl zu begründen gewesen, was freilich nicht schwer fallen konnte. So finden sich auf Trierer Inschriften *annos et menses decem*, *menses et dies viginti*. Aber wäre dem Steinhauer auch der Irrthum erst aufgefallen, nachdem schon ET da stand, was sehr unwahrscheinlich, so würde es ihm doch nicht schwer gewesen sein, statt *an III et menses* zu verbessern *annos et menses III*. Die jetzige Verbesserung erklärt sich einfach so, dass er die Zahl in Z. 3 änderte, sie aber bei *menses* beizufügen vergass. Ja der Mann war so verdutzt, dass er, da er aus Irrthum geschrieben hatte *ses et in*, das *in* tilgte, statt das Richtige einfach herzustellen *ses VI* (oder eine andere Zahl) *et*. Bei der dritten Inschrift übergeht Kl. das nach der Photographie in der ersten Zeile nach *Artemia* deutlich hervortretende Trennungszeichen, während er sonst auch falsche Zeichen im Texte gibt. Z. 4 nimmt er nach *quinto* das Monogramm in der Form eines Kreuzes mit darüber hervorragendem R an. Eine Spur findet er in einem zwischen *quinto* und *ad* unterhalb der Zeile zu sehenden Striche, von welchem auch die Photographie eine Andeutung gibt, aber dieser Strich kann ein späterer Hieb sein; auch müsste das R wohl noch etwas über der Zeile hervorragen. Zwischen *quinto* und *ad* findet sich freilich eine Lücke, aber diese kann

durch einen ursprünglichen Schaden des Steines verursacht sein, wie denn weiter unten ein solcher sich zeigt, oder beim Einhauen war etwa ein Stückchen des Steins ausgesprungen, so dass der folgende Buchstabe daneben versucht werden musste. Später ist dem Steine so übel mitgespielt worden, dass jene angebliche Spur des Endes eines Monogramms sich als Folge erlittener Gewalt leicht erklärt.

Bei der fünften Inschrift (im Wallrafianum 231) bedauert Kl., dass sie am wenigsten genau herausgegeben sei. Wirklich hat er in der dritten Zeile das Ende des Namens richtiger gelesen. Nach der Photographie scheint es auch mir unzweifelhaft, dass dieser nicht mit *ma*, sondern mit *ula* schloss; aber Kl.'s Behauptung, der Name habe sicher *Rudufula* geheissen, obgleich er in der Mitte stark verstümmelt sei, ist von seiner Sucht beeinflusst, hier den deutschen Namen *Rudolf* zu finden, wobei er freilich den Ausfall des *l* vor *f* annehmen muss, der durch das auf einer Inschrift stehende *Sufurarius*, das ein blosses Versehen sein kann, nicht belegt wird, auch nicht durch *ducissimus*, wo man in der ersten Silbe das Ueberspringen des *l* in der Aussprache sich leichter erklären, aber auch an das Uebersehen der Ligatur von V und L denken kann. Das französische *doux* setzt den Abfall der Endung voraus. Doch kehren wir zu unserer Inschrift zurück. Zwischen dem zweiten und dritten V ist kein Raum für ein F, sondern nur für einen Strich, und da ein I hier kaum anzunehmen (statt *iulus* erwartete man *iolus*), so vermuthe ich hier ein ähnliches L mit schiefem unter der Zeile stehenden unterm Striche, wie es drei Buchstaben später sich findet. Der dritte Buchstabe ist und bleibt nicht zu erkennen. Die Züge sind so unsicher, dass man leicht verschiedene darin zu entdecken glauben kann. Jedenfalls scheint es ein Buchstabe zu sein, der eine grosse Breite in Anspruch nahm. Da *Ru-ulula* mir höchst wahrscheinlich ist, so vermuthe ich *Rululula*, eine Diminutivform von *Rululus*, mag dieses nun der bekannte Volksname oder von *rutula* abgeleitet sein; denn dass hier der häufige Wechsel von *o* und *u* anzunehmen und ein *rotulus* oder *rotula* zu Grunde liege, möchte ich kaum glauben. Schlimmer ist es, wenn Kl. übersieht, dass, wie auf manchen Steinen, hier die eine Seite, und zwar die, auf welche die Zeilen endigen, abgeschürft und dadurch die letzten Buchstaben verschwunden sind, so dass keine Photographie sie wieder erwecken kann. Hierdurch ist er zu den starken Annahmen gekommen, die erste Zeile ende mit *dignatu* = *dignatur*, die zweite mit *nom* = *nomen*, und beides seien abgeschliffene Formen. Freilich finden sich schon in früher Zeit *censeto* und *censetor* verwechselt, auch durch Versehen des Steinmetzen am Ende von Wörtern auf *er* das R ausgelassen, aber der Wegfall des *r* im Präsens Pass. bedürfte eines sichern Beweises, und das Französische *nom* kann nicht für eine gleiche Form im fünften Jahrhundert zeugen. Von Z. 3 behauptet Kl. einmal, *dicor*

finde sich mit „absichtlich gedehnten Endbuchstaben", das anderemal, R sei „absichtlich an den Schluss der Zeile gerückt". Ich kann beides weder auf dem Steine noch auf der Photographie erkennen, sondern sehe nach dem O noch Raum genug zu einem vollständigen R, ja sogar noch einem Q. Uebrigens habe ich selbst gesagt, wie nach mir Kraus, den Kl. mir gegenüberstellt, das doppelte VI sei wohl Versehen des Steinmetzen, nur die Möglichkeit nicht verschwiegen, dass *qui vixi* zu lesen sei. Am Schlusse von 4 vermuthet Kl. ein Blatt zur Ausfüllung des Raumes. Will man auf Vermuthungen sich einlassen, so könnte man auch an den Anfang der Zahl der Jahre denken, XX oder XXX, wie in der siebenten Inschrift die vorletzte Zeile *nos XX*, die letzte IIII hat. Der Steinhauer, der die Zeile etwas vor der zweiten und dritten angefangen, die erste eingerückt hatte, konnte auch mit der Zahl eine neue Zeile beginnen, selbst wenn nicht, was ja immer möglich, der Stein hier beschädigt war. Noch muss ich bemerken, dass Kl. behauptet, in der letzten Zeile überrage das T von *sociata* die übrigen Buchstaben nicht, wie ich angebe. Aber selbst die Photographie zeigt den Querstrich oberhalb der Zeile; ohne diesen wäre der Buchstabe ja nur ein I.

In der sechsten Inschrift findet sich nach X ein Zeichen, das ich als ein schiefliegendes V angesehen, dessen Schlussstrich überlang gerathen, wie denn die beiden Striche des V zuweilen sehr ungleiche Länge zeigen. Kraus hat an meiner Lesung keinen Anstoss genommen. Auch Kl. scheint sie anfangs trotz der „unerhörten Form" nicht beanstandet zu haben. Er schreibt: „Insbesondere musste der Umstand gegen diese Interpretation Bedenken erregen, dass das fragliche Zeichen auf der Mitte der Zeile steht. Durch diese Erwägung bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass wir es hier mit einem Interpunktionszeichen zu thun haben." Aber er hätte nicht übersehen dürfen, dass die Buchstaben unserer Inschrift mehrfach trotz der gezogenen Linien über diese heraufhüpfen. Auf der Photographie ist deutlich zu sehen, dass ET von *iacet*, I am Ende von Z. 1, und O in *Fugilo*, weiter O von *annos*, IS von *fidelis* und CE von *pace*, theils in der Mitte der Zeile, theils höher als die übrigen Buchstaben beginnen. So fiel es mir denn auch nicht auf, dass nach dem X das Zeichen der Hälfte von zehn nicht auf der Zeile, sondern darüber stand. Freilich hatte ich mir das Zeichen als einen oberhalb der Zeile schwebenden spitzen Winkel angemerkt. Nach der Photographie ist es ein rechter Winkel, dessen wagerechter Strich, gut doppelt so lang als der senkrechte, der Mitte des X gegenüberliegt. Demnach wäre es ein auf den längern Strich mit dem Winkel nach links gelegtes L, wie es auf der von mir angeführten christlichen Inschrift aus Worms sich findet. Genau wie auf unserer Inschrift soll sich nach Kl. das Zeichen auf einer Inschrift von 559 n. Chr. zeigen, wo es gleichfalls nach einer Zahl (LXXX) steht. Kl. beruft sich darauf, dass der

Winkel, nach den verschiedenen Richtungen geöffnet, häufig Interpunktionszeichen auf gallischen Inschriften sei. Die Hauptfrage ist, ob das Zeichen ein rechter oder ein spitzer Winkel ist. Dass von den dreiseitigen Interpunktionen der Schlussstrich weggelassen wurde, kann nicht auffallen, und so finden sich auch nach oben oder nach unten geöffnete spitze Winkel im Wallrafianum II, 1, 198, aber damit haben wir noch keinen rechten Winkel, wie die Photographie hier zeigt. Ich bemerke, dass das Zeichen die Zahl X überragt, während Interpunktionszeichen sich nahe der Mitte der Zeile halten, auf der ersten Inschrift bis unterhalb derselben gehen. Die Möglichkeit, dass auch hier das Zeichen einen Sinnabschnitt bedeute, will ich nicht in Abrede stellen. Aber auch noch ein, ja zwei andere Versehen soll ich bei Lesung derselben Inschrift begangen haben. Einmal habe ich *iacit* und *quai* gelesen, während auf dem Steine *iacet* und *quae* stehe, der letztere Fehler sei von Kraus verbessert; auch er übersah also den ersten. Die Photographie gibt wirklich die Lesarten von Kl. Gern stehe ich darüber Rede. Kurz nachdem der betreffende Stein im Grundboden, auf dem die Bibliothek sich endlich erheben sollte, gefunden worden war, sah ich denselben in einem vom Bauführer bewohnten Zimmer, wo er auf dem Tische stand. Ich glaube mich zu erinnern, dass der junge Bauführer schon *iacet* und *quae* ergänzt hatte, ich wies ihn aber darauf hin, dass diese Formen eben nicht auf dem Steine standen, und man auf christlichen Grabsteinen des fünften Jahrhunderts kein klassisches Latein suchen dürfe. Er überzeugte sich denn auch mit mir, dass die E nicht vorhanden seien. Man wird mir doch zutrauen, dass ich, wenn das richtige E dort gestanden, es nicht übersehen hätte, besonders jener Verbesserung des lateinkundigen Bauführers gegenüber. Wie es mit den jetzigen von der Photographie wiedergegebenen Spuren derselben sich verhält, weiss ich nicht. Dass aber, seit dieselbe im Wallrafianum eingemauert ist, die Hand eines Beschauers die zum E fehlenden Striche dem Steine beigebracht haben könne, wird auch Kl. nach dem von neuerer Hand in der Vorhalle der Gereonskirche angebrachten R vor *recessit* nicht für unmöglich halten. Ich habe früher bemerkt, dass das schliessende I der ersten Zeile schief sei und nicht auf die Zeile herabgehe, während die E der Inschrift nicht schief stehen, wenn auch der obere und untere Querstrich nach der Höhe und nach der Tiefe gerichtet sind, die I dagegen nicht ganz gerade. Was die Beweiskraft der Photographie betrifft, so behauptet Kl. in Uebereinstimmung mit mir: „Durch ein Versehen des Steinmetzen fehlt im zweiten E von *recessit* der Querstrich", aber die Photographie zeigt wenigstens einen Ansatz dazu. Ferner berichtet Kl. zur zweiten Inschrift (S. 5): „Ob die drei kleinen Ansätze rechts an dem I von HIC dasselbe zu E machen sollen, so dass die Vulgärform *hec* zu lesen wäre, will ich nicht entscheiden". Die Photogra-

phie zeigt sie nicht. Aber wenn sie auf dem Steine zu bemerken sind, warum sollen sie hier keine sichern Zeugen sein, aber als solche in Inschrift 6 gegen mich Beweiskraft haben?

Die siebente Inschrift hat Kl. zum erstenmal mitgetheilt. Sie lautet:

HICIACE[T]
VERESE
MVSIN
NOCESFV
NERECAP
TVSQVIV
IXITAN
NOSXX
IIII

Am Ende steht ein längliches Blatt. Die Platte von weissem Sandstein, 0,57 m hoch, 0,30 breit, 0,05 dick, auf welcher die Buchstaben von höchst ungeschickter Hand eingemeisselt sind, wurde nach Kl.'s Bericht „vor einigen Jahren auf dem Gereonskloster aufgefunden"; jetzt befindet sie sich in der Krypta der Gereonskirche. Für den christlichen Ursprung der Inschrift führt Kl. das *innocens* und die Anfangsformel an. Ein sonstiges Zeichen, dass der Verstorbene Christ gewesen und seinem Glauben treu geblieben, hat die einfache Inschrift nicht. *Funere captus* findet sich auch auf einer Trierer Inschrift, deren christlicher Ursprung nicht zu erweisen ist. Der an dichterische Sprache anklingende Ausdruck deutet auf den voreiligen Tod, das *funus acerbum*, ist also nichts weniger als christlich, da er jede Andeutung an das jenseitige Leben ausschliesst.

Es folgen fünf verlorene christliche Grabinschriften aus Köln. Von den der Nonne Elisabeth von Schönau vorgelegten hält Kl. mit Le Blant nur die eine von Aetherius für echt. Ich möchte auch hier eher an eine Fälschung glauben, die freilich von einem herrührt, der mit solchen altchristlichen Grabschriften vertrauter war als die fromme Visionärin, auf die der Name Aetherius ganz besonders berechnet gewesen zu sein scheint, um der britischen Prinzessin einen vom Himmel ihr bestimmten Bräutigam zu geben, wie seltsam es auch war, dass von ihm nur gesagt wurde, er sei, fünfundzwanzig Jahre alt, als gläubiger Christ gestorben. Einen höchst schlagenden Beweis der Echtheit findet Kl. in dem vulgärlateinischen *fideles*. Aber warum sollte einer, der eine Inschrift auf einen Aetherius nach ihm vorliegenden christlichen Inschriften fälschen wollte, nicht von einer solchen auch die vulgärlateinische Form hergenommen haben. Die Namen, die er auf solchen fand, schienen ihm für seinen Zweck weniger passend, dagegen gab ihm ein *Aetherius* den glücklichen Gegensatz zu *in terris*, der sonst bei so einfachen Inschriften nicht zu finden ist. Uebrigens brauchte er bei seiner

Fälschung nicht zu vorsichtig zu sein, da Elisabeth von echten Inschriften so wenig verstand. An neunter Stelle gibt Kl. nach Gruter und Le Blant das Bruchstück einer christlichen Grabschrift, welche von der *schola armaturarum seniorum* gesetzt worden; denn so ergänzt er wohl richtig nach der *Notitia dignitatum* das lückenhafte *arma.....orum*, während Le Blant und Kraus *armaturae* gaben. An dem unmittelbar darauf folgenden VBII·B·S·E·DE versuchte sich Kl. mit Recht nicht, da die Ueberlieferung, obgleich sie von Freher stammt, viel zu unsicher ist, um darauf eine Vermuthung zu bauen, ja wir nicht einmal wissen, ob die Inschrift damit zu Ende war.

Ganz eigenthümlich verhält es sich mit den drei folgenden Inschriften, die Lersch spätestens im Sommer 1838 in der Vorhalle der Gereonskirche aufgezeichnet und ohne Zweifel (nach I S. VII) noch später verglichen hat, wahrscheinlich mit dem damaligen Kandidaten Krafft, dem noch lebenden Jubilarpfarrer in Elberfeld. Kl.'s Behauptung: „Alle drei wurden noch von Lersch und Steiner (vor 1851) gesehen", und die Bezeichnung von Lersch als einem „wenig genauen Gewährsmann" sind gleich unwahr. Steiner hat nach seiner Art den Vorgänger abgeschrieben und nur eine abenteuerliche Vermuthung über den Zusammenhang gegeben. Zu jener verächtlichen Bezeichnung hat Lersch keinen Grund gegeben. Ich weiss aus eigener Erfahrung, wie sorgfältig er dabei verfuhr, und hat er auch einmal geirrt und bei dem ersten Hefte seines „Centralmuseums" noch nicht die Gewandtheit im Lesen von Inschriften gehabt, wie in späteren Jahren, ein leichtfertiger Copirer war er nicht. Uebrigens hätte Kl. nicht übersehen sollen, dass Inschrift 10 und 11 schon in der Epigrammatographia des Baron von Hüpsch (1801) sich fanden. Lersch selbst wurde darauf erst später durch Grotefend aufmerksam gemacht, wie sich aus dessen drittem Hefte S. 114 ergibt. Ebendort hätte Kl. auch finden können, dass Inschrift 2 schon 1824 in der „Geschichte über die Erbauung und Stiftung der Kirche zum heiligen Gereon" abgedruckt ist, deren Verfasser der freilich nicht sachkundige Baron von Mering war, wo ausser dieser Inschrift nur noch die metrische der Vorhalle *Optaeis nomen* sich findet. Als ich im Jahre 1842 die Inschriften der Vorhalle vergleichen wollte, fand ich nur letztere mehr vor, wovon wohl der Grund war, dass man jene kurz vorher neu in Stand gesetzt hatte. Aber Le Blant sah Inschrift 12 noch Mitte der fünfziger Jahre. Lersch sagt nicht ausdrücklich, wie bei Kl. steht, dass 10 bis 12 in der Vorhalle eingemauert gewesen, wie Inschrift 2, sondern nur dass sie sich dort befunden. Sie könnten also dort niedergelegt gewesen und es Le Blant gelungen sein, noch eine derselben später zu sehen. Kl. schreibt: „Woraus Lersch und nach ihm Steiner den Schluss gezogen hat, Fragment 10 und 11 gehörten zusammen, lässt sich gegenwärtig nicht mehr beurtheilen." Stei-

ner ist, wie bemerkt, ganz von Lersch abhängig; dieser aber sagt bloss: „Diese Fragmente scheinen zusammenzugehören.“ Dieser Schein erklärt sich offenbar aus der Gleichheit der Steinart und der Breite. Als irrig müssen wir auch die Behauptung Kl.'s abweisen, der Text von Lersch stimme in 12 nicht ganz mit dem von Le Blant, vielmehr weichen sie in keinem Buchstaben von einander ab. Blos bei der Wiedergabe des Textes in gewöhnlicher Schrift hat Lersch *man(u)* ergänzt und die Worte *Criste a* von einander geschieden. Da für die beiden ersten Inschriften Lersch die einzige Quelle ist, hätte auch seine Lesung genau wiedergegeben werden sollen, also die Zeilen gerade so untereinander, wie er sie gegeben; das ist aber nicht der Fall. Auch lesen wir 11, 5 statt des mit E ligirten T ersteres mit einem unverbunden über ihm schwebenden Querstrich. Von Inschrift 10 erwähnt Kl. bloss Steiners unglücklichen Deutungsversuch. Gewisses ist freilich nicht anzugeben, aber man könnte denken, am Ende von Z. 2 habe statt I ein Kreuz gestanden, und es folgte einfach nach *Delpin Samo* ein anderer Name. Ueber Kl.'s Versuch, aus dem Anfange von 11 den Schluss eines Hexameters zu gewinnen, sagen wir lieber gar nichts. Dass die Zeilen viel breiter gewesen, als sie erhalten sind, dürfte nach der mit punktirten griechischen Kreuzen umgebenen Schlusszeile wenig wahrscheinlich sein, und wer über die Schlusszeilen ein *non liquet* aussprechen muss, sollte sich auch an den Anfang nicht wagen, da man nicht wissen kann, wie viele Zeilen noch vorhergegangen, auch das II der ersten Zeile leicht ein E vertreten kann. Nicht unwahrscheinlich sind die bei beiden Schlusszeilen von 11 Genetive. Auch Kl.'s Vermuthung über Inschrift 12 ist blosse Spielerei, da gar nicht zu sagen, ob, ja es durchaus unwahrscheinlich ist, dass uns der Anfang der Inschrift erhalten ist, aber freilich scheut sich Kl. nicht, es für eine Möglichkeit auszugeben, dass nach *Christe, a tua manu annus .. XX* ein *acceptos*, von dem *a tua manu* abhängig sei, nachschleppen soll. Lieber hätten wir es gesehen, wenn er darauf hingewiesen, dass die Christen gern ihre Inschriften auf Reste zerstörter Tempel oder sonstiger heidnischen Gebäude einmeisseln liessen, wie z. B. Inschrift 2 auf einem Kapitäl eines Pfeilers steht. Auch so feierte man einen Triumph über die heidnischen Dämonen.

Wenden wir uns von der Feststellung des Wortlautes der Inschriften zu Kl.'s neuen Erklärungen, so gestehen wir gerne, dass dieser sich zu seinem Zwecke in der neuern Literatur der römischen, insonderheit der christlichen Alterthumskunde gut umgesehen, und manches zum Zwecke Dienliche beigebracht, auch die meisten bei unsern Inschriften sich aufdrängenden Fragen einsichtig erwogen hat, nur können wir auch hier nicht überall ihm zustimmen. Gleich in der ersten Inschrift müssen wir die Verkleidung des Namens *Emeterius* in ein griechisches Ἡμέτεριος für ganz verunglückt halten; es müsste wenigstens

Ἡμετέρειος heissen, wonach nicht bloss die Aspiration zugesetzt, sondern auch *i* für ει eingetreten wäre. Freilich ist das Wort, aber genau, wie es überliefert ist, mit Ausnahme des lateinischen *u*, echt griechisch; der Name hiess Ἐμετήριος. — Ueber den *numerus gentilium* hat Kl. nach Mommsen das Richtige gegeben. Vielleicht hätte man erwarten dürfen, dass Kl. sich über den seltenen, wenn auch durch eine Reihe von späteren Inschriften feststehenden Gebrauch von *ex* gegen den regelmässigen Genetiv, woneben auch der Ablativ zuweilen steht, ausgesprochen hätte, besonders weil *ex numero* in anderem Sinne gebräuchlich ist. *Miles numeri* finde ich Br. 1237. 1317, *circitor numeri* 1293, dagegen *veteranus ex numero* 56. — Das schliessende D D D mit dem Monogramm des Namens *Christus* vor dem letzten D, das Lersch *deo dedicatus* erklärte, hat Kl. *deo domino devotus* gedeutet, gestützt auf das sonst vorkommende *de suo devotus*, das *in nomine Christi* D·D, worauf folgt *(et sal)vatoris nostrum*, und den häufigen ähnlichen Gebrauch von *devotus* und D·D. Wir wollen nicht widersprechen, obgleich man lieber das letzte D *deo* deutete. Aber dass die Schlussformel enge mit dem am Anfange stehenden *hic iacit* zu verbinden sei, können wir nicht zugeben. Freilich steht es etwas abgesondert für sich, aber es bezieht sich auf *Emeritus*. Sonst könnte man auch bei dem letzten D an *decessit* denken, wie sich *decessit in pace*, *discessit in Christo* findet. Uebergangen hat Kl., dass die Photographie zwischen dem letzten D und dem dreieckigen Schlusspunkte, der auch innerhalb der Inschrift sich einmal findet, einen schief nach rechts gerichteten Strich zeigt, der freilich ein nicht vom Steinhauer herrührender Hieb sein mag, sonst könnte man DI als Abkürzung von *dicatus* fassen.

Dass der Knabe *Valentinianus* auf der zweiten Inschrift seinen Namen von dem christenfreundlichen Kaiser Valentinian erhalten, wie Kl. mit Le Blant annimmt, ist doch nur eine Möglichkeit, und wenn sein Name an diesen guten Kaiser erinnerte, so konnte dies auch noch nach dem Hingange desselben geschehen. Das *in albis* = *albatus* hat bei Kl. eine eingehendere Erklärung als bei Lersch gefunden. Freilich geht aus der Inschrift nicht bestimmt hervor, dass der Knabe in der Krankheit die Taufe empfangen, aber immer bleibt dies das Wahrscheinlichere. Kl. erklärt sich gegen Le Blant's Annahme, in *nomine Valentiniano* stehe der Name selbst im Ablativ. Es wäre dies freilich eine eigenthümliche Art der Attraktion, die aber erklärlich wird, wenn man sich des vielbesprochenen Schwankens zwischen *nomen est Iulius*, *Iulii*, *Iulio* erinnert. Le Blant hatte sich auf das inschriftliche *nomene Mannone* berufen, das Kl. damit zurückweist, hier sei das *m* geschwunden, wie bei den unmittelbar vorhergehenden Accusativen auf *o*. Aber der Abfall bei *om* ist doch viel leichter und daher gebräuchlicher als bei *em*, und wenn auf jener Inschrift auch *pro* mit dem Accusativ steht,

so ist dies ein bekanntlich später eingerissener Fehler. Kl. muss ausser dem Wegfall des *s* auch die Form auf *o* und *u* annehmen. Freilich die Möglichkeit seiner Auffassung kann nicht bestritten werden.

In der dritten Inschrift hat sich Kl. mit Recht gegen die Ergänzung *quinto(s)* von Le Blant erklärt, aber er hätte wohl erwähnen können, dass die von ihm gegebene Deutung dem Sinne nach längst von mir aufgestellt worden; freilich weiche ich darin von ihm ab, dass ich *in quinto* nicht mit *detulit* verbinde, sondern erkläre im fünften stehend mit der selbst bei Klassikern sich findenden Auslassung des Particips, wo die Griechen zuweilen ihr ὤν verwenden. In anderer Weise deutet auf den schon begonnenen zwanzigsten Tag die Optacisinschrift in der Vorhalle von Gereon: *Mensis post decimum nonum clausit properantia fata.*

Bei der vierten Inschrift bemerkt Kl. zu *funere raptus*, über das ich mich Jahrb. XLII, 77 ausgesprochen (in der Optacisinschrift wird der Dativ *quis (parentibus)* hinzugefügt), die Wendung klinge heidnisch. Aber auch auf christlichen Inschriften durfte sich der Schmerz und die Liebe der Eltern aussprechen, wie letztere hier in *dulcissimus patri, pientissimus matri* zu Tage tritt, in Inschrift 3 die Lieblichkeit und die Anmuth des Kindes ausführlich geschildert wird, auf andern wenigstens das gestorbene Kind als *dulcis, dulcissimus* gerühmt wird. Freilich begnügen sich manche mit der blossen Angabe des Namens, des Alters und des christlichen Glaubens, während andere noch auf die himmlische Seligkeit hindeuten; einmal tröstet das Kind damit die hinterlassenen Eltern. Unsere Inschrift gedenkt noch vor dem Lobe des Knaben seines christlichen Glaubens, aber nach der Angabe des Alters fügt sie *innocens funere raptus* hinzu, was hier nur bezeichnen kann „in der Unschuld (der unschuldigen Jugendzeit) gestorben". Wenn Kl. das folgende *beatus mente* deutet „weil er *innocens* war", so übersieht er, dass mit *beatus* ein neuer Satz beginnt, was er selbst dadurch anerkennt, dass er das Wort im Texte mit grossem Anfangsbuchstaben schreibt. Wir glauben *beatus mente* darauf beziehen zu müssen, dass er trotz seines Körperleidens im Geiste glücklich war (weil er die ewige Seligkeit hoffte). *In pace* deutet Kl. „weil Glaube und Taufe ihm die Aussicht auf die ewige Seligkeit eröffneten", aber das liegt schon in *beatus mente* angedeutet und durfte nicht durch *felix* davon getrennt werden. Nach S. 6 soll *in pace* „den christlichen Glauben und seine friedebringenden Wahrheiten, insbesondere die Hoffnung auf die ewige Seligkeit" bezeichnen, und, abweichend von Kraus, diese Verwendung von *pax* nicht von dem Grusse *pax vobis*, sondern von Stellen wie Joh. XIV, 21. Eph. 2, 17 sich herschreiben. Aber nicht auf einzelne Bibelstellen deutet *in pace*. Εἰρήνη, *pax* bezeichnet die innere Beruhigung, welche der wahre Glaube gewährt, und wenn es heisst, einer sei *in* (seltener *cum*) *pace* hingeschie-

den, so deutet dies auf die freudige Ergebenheit in den Tod, der den Gläubigen nicht in einen schrecklichen Strafort führen wird (wie es in einer Trierer Grabschrift heisst: *quem nec Tartarus furens nec poena saeva nocebit*), sondern (nach Inschrift 3) *ad caelestia regna*. Das ist *pax dei, pax dominica*, der Friede Gottes, von dem auch Goethe so rührend spricht. So heisst es denn auch anderswo von den Eltern, sie hätten den Grabstein *in* oder *cum pace* gesetzt, in gläubiger Ergebung. — Wenn Kl. nichts davon wissen will, dass *mensis* die alte klassische Form des Acc. Plur. erhalten habe, sondern bloss die gangbare Verwechselung von *i* und *e* sieht, so scheinen die von ihm vorgebrachten Beispiele wie *ticum, quiisset* blosse Versehen des Steinmetzen.

In der fünften Inschrift liest Kl. die drei ersten Zeilen metrisch. Irrig ist seine Behauptung, „allgemein" habe man die Behauptung von Lersch „ignorirt", dass der Anfang metrisch sei. Ich habe ausdrücklich der Thatsache gedacht, dass Lersch hier einen holperigen Hexameter, noch dazu mit einem überzähligen Fusse annehme, und Jahrb. I, 98 mich gegen dessen gewaltsame Verhexametrirung erklärt. Auch Kl. billigt die Lesung von Lersch nicht, macht es aber noch schlimmer. Er muthet uns einen Hexameter zu (die Füsse habe ich durch senkrechte Striche abgetheilt):

Si quis dig|natur re|scire meo | nom Ru|dufula | dicor.

Wer aber hat ihm das Recht gegeben, die ehrliche Prosa in eine solche Zwangsjacke zu stecken? Wer Worte metrisch fassen will, muss dazu einen zwingenden äussern oder innern Grund haben, sonst handelt er willkürlich. Selbst bei einem regelmässigen Hexameter ist es zu beachten, ob dieser so gemeint ist. Der erste Satz der Annalen des Tacitus ist ein richtiger Hexameter: aber wer wird glauben, dass dieser als solcher gedacht sei? Hexametrische Schlüsse von Sätzen sind so häufig, dass die Rhetoriker deren Vermeidung vorschreiben. In unserm Satze lassen sich bloss zwei Daktylen herausfinden, die in den vierten und sechsten Fuss fallen würden. Freilich wenn man mit der Quantität sich auf gespannten Fuss stellt, wird jede noch so prosaische Rede dieser *ultima ratio* zum Opfer fallen. Mich wundert nur, dass Kl. nicht auch seine Inschrift 8 in zwei Hexameter gespannt hat.

Hic iacet | in ter|ris Ae|therius | qui vixit | annos
Vigin|ti quin|que fi|deles in | pace re|cessit.

Kl. übergeht, dass Lersch III, 31—34 seinen gewaltsamen Weg weiter verfolgt hat. Er selbst beginnt mit zwei von diesem aufgestellten Beispielen, treibt es damit aber noch ärger. Er nöthigt uns Verse auf wie:

Ursini|ano | subdia|cono sub | hoc tumulo | ossa
Quiescunt | qui meru|it sanc|torum so|ciari se|pulcro

Le Blant hat mit Recht die Verse der unverkennbar hexame-

trisch gedachten Inschrift 3 getadelt, weil sie die gangbare Prosodie, die sie doch scheinbar befolgen wollen, gewissenlos verletzen. Unmittelbar nach einander werden die letzten Silben von *Artemia* und *dulcis* gelängt, der letzte Vers beginnt mit *innocens* als drei Längen und schliesst mit *transivit*. Mag man so weit gehen, die Längung der mittleren Silbe von *innocens* zu gestatten, weil das nöthige Wort nicht anders in den Vers ging, und selbst ein *iniquus* am Anfang des Hexameters verzeihen, aber unerträglich ist die Kürzung der ersten Silbe von *transivit*, da diese zugleich durch den Vokal und durch Position lang ist. Der Hochton der folgenden Silbe kann dies nicht entschuldigen, eben so wenig des Ausonius *Clytemestra*; denn dies war eine ältere römische Form, die das *n* ausstiess und das *ae* zu *e* schwächte. Wenn Ausonius in dem kurzen anapästischen Verse *sine herede tuo* die erste Silbe von *herede* kürzte, so war das freilich eine starke Freiheit, die ihm die Noth abpresste, aber sie ist mit einem *transivit* am Ende des Hexameters nicht zu vergleichen. Und vier prosodische Freiheiten in vier Versen ist doch des Bösen zu viel. Aber dies will nichts sagen gegenüber der von Kl. willkürlich angenommenen Hexameter, die alle Bande sprengen und sich bloss mit dem Schilde des Wortaccents schützen. Ein wahrer Greuel wären Verse, wie Kl. sie schafft, der den beiden Lersch'schen Beispielen zwei andere zugesellt mit Uebergehung dreier von diesem gegebenen:

Casti|tas fi|des cari|tas pie|tas ob|sequium.

Da herrscht nicht der Wortton, sondern der Umsturz. Schlechte Dichter hat es zu allen Zeiten gegeben und man muss es wie andere Uebel ertragen, wenn sie Unprosodisches als prosodisch, Reimloses als gereimt ausgeben, aber Prosa ohne zwingenden Grund zu Versen stempeln zum Beweise, dass man zu einer gewissen Zeit sich über die Prosodie hinweggesetzt: *cui bono?*

In Inschrift 6 nimmt Kl. mit mir *Fugilo* als ein germanisches Wort. Aber wenn er mit mir *fugilo* gleich Gothisch *fugls*, Altd. *fugal* u. s. w. setzt, wie kann er zugleich behaupten, *ilo* sei Diminutivendung. Diminutivendungen leiten von Stämmen, nicht von Wurzeln ab. *Fugls* ist der Fliegende, kein Diminutiv; das Diminutiv ist, wie ich längst bemerkt habe, *fugill*. Wenn *il* auch zu Diminutiven verwendet wird, so ist dies nicht seine eigentliche Bestimmung, so wenig wie *oculus*, *aemulus*, *regula*, *ferula* Diminutive sind, weil man von *rex regulus*, von *adolescens adolescentulus* bildet. Freilich findet sich *o* bei Frauennamen, aber auch bei Männernamen; in *Fugilo* wird es germanische Endung sein. Will man *Fugilo* für einen männlichen Namen nehmen, wie Kraus, so müsste man freilich ein Versehen des Steinmetzen annehmen. Noch einmal komme ich auf das Zeichen nach X zurück. Ich möchte es für Abkürzung von semis halten, mag es nun aus dem schiefliegenden S

oder als Zeichen der Hälfte der Einzahl sich gebildet haben. Auch bei der Angabe der Lebensjahre tritt zuweilen statt der Zahl von sechs Monaten S ein, selbst schon in früher Zeit. Vgl. bei Brambach 15. 209. 1984. Einmal (1053) lesen wir *semissem anni et dies octo.*

Den Namen *Veresemus* in Inschrift 7 möchte Kl. für germanisch halten, obgleich *sam*, das hier mit unorganischem Umlaut erschiene, sonst nicht als zweites Glied der Zusammensetzung verwandt werde. Ein echt griechischer Name wäre Φερέσημος. Freilich entspricht dem griechischen φ gewöhnlich *f*, wenn ersteres auch ein weicherer Laut ist. Aber dialektisch wechselt β mit φ, wie in Βερενίκη statt Φερενίκη, Βίλιππος statt Φίλιππος, Βρύγες statt Φρύγες, und dass *b* und *v* vielfach auf den Inschriften vertauscht werden, ist bekannt. Eine besondere Veranlassung in *Beresemus* das *b* in *v* umzusetzen, könnte in dem häufigen Namen *Verecundus* liegen. So wird man denn den Namen *Veresemus* wohl als griechisch ansprechen dürfen.

Wir können schliesslich bei allen einzelnen Bedenken unser günstiges Urtheil nur wiederholen und müssen den Wunsch aussprechen, dass der Verfasser auf dem betretenen Wege rüstig fortschreiten möge; mit der vollen Erkenntniss der Schwierigkeiten steigern sich auch Besonnenheit, Muth und Kraft des redlich Strebenden.

H. Düntzer.

6. Humann: Der Westbau des Münsters zu Essen. Aufgenommen, gezeichnet und erläutert von Georg Humann in Essen. Mit 3 Taf. und 24 Fig. im Text. Essen 1890. Selbstverlag des Verfassers, 4°. Preis 4 Mk; für Mitglieder des Vereins von Alterthumsfreunden bei direktem Bezug 3 Mk.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Schrift die Resultate seiner langjährigen Studien über die hochinteressante Münsterkirche in Essen in ansprechender und übersichtlicher Form zusammengestellt; denn wenn auch das Hauptaugenmerk auf den Westbau in Hinsicht auf seine Gestaltung, kunsthistorische Bedeutung und richtige Datirung gerichtet wird, so giebt uns doch das als Einleitung verwendete Capitel: „Die Basilica des heil. Altfried", wenn auch in knapper Form, Aufschluss über die älteste Gestalt der Essener Kirche, eines Bauwerkes, welches vor 873 errichtet wurde. An der Hand kunsthistorischer Erörterungen setzt Humann den Erweiterungsbau der Westanlage in den Ausgang des 10. oder in den Anfang des 11. Jahrhunderts. Diese Feststellung gewinnt durch Mittheilungen aus der Geschichte der Essener Aebtissinnen an Wahrscheinlichkeit.

In Bezug auf die „künstlerische und kunsthistorische Bedeutung" (letztes Kap.) des Westbaues glaubt der Verfasser auf oberitalienische Bauleute schliessen zu können und betont dann die grossen Verschieden-

heiten, welche zwischen dem Essener Erweiterungsbau und der Pfalzkirche zu Aachen bestehen. Die dem betreffenden Baumeister gewordene Aufgabe, die bestehende Basilica nach Westen zu erweiteren und dieselbe mit einem Chor, einer Empore und einem Thurme zu versehen, sei in so formschöner und zweckmässiger Weise gelöst worden, dass das entstandene Werk als der „würdigste Vertreter der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter den grossen Ottonen bethätigten Kunstübung betrachtet werden könne"; auch entwickelt der Verfasser in überzeugender Weise, wie trotz der im allgemeinen noch „durchaus antiken Formensprache" verschiedene Einzelheiten schon auf frühromanische Motive hinweisen.

Dass einzelne Mittheilungen aus dem heute besprochenen Buche schon früher in Zeitschriften eine Stelle gefunden (so in Heft 80 und 82 unserer Jahrb.), kann den Werth der Arbeit nicht beeinträchtigen; sie bietet eine Fülle neuen Materials. Auch ist es immer erwünscht, die in Zeitschriften zerstreuten Einzelheiten über ein so wichtiges Kunstwerk an einer Stelle zusammengestellt zu finden.

Die Ausstattung des Buches ist schön und geschmackvoll, die Abbildungen sind klar und sauber. In Bezug auf letztere hätten wir gewünscht, dass Taf. VI, Heft 82 unserer Jahrb., welche in sehr belehrender Weise die Gestaltung des Westbaues im 10. und 13. Jahrhundert neben einander stellt, auch wieder zum Abdruck gelangt wäre.

Ein sinnentstellender Druckfehler ist uns aufgefallen; S. 20 im ersten Satze muss es offenbar heissen: „auf den Taf. I—III und in den Fig. 21 und 22 ist der Westbau nicht in seiner jetzigen Gestalt, sondern so gezeichnet, wie er meines Erachtens anfänglich gewesen."

Wir können das interessante Buch allen Forschern auf dem Gebiete der alten Baukunst in Deutschland warm empfehlen.

Bonn, Nov. 1890. F. van Vleuten.

7. A. Engel et R. Serrure: Traité de numismatique du moyen-âge. Tome premier, depuis la chute de l'empire Romain d'occident jusqu'à la fin de l'époque carolingienne. 645 illustrations dans le texte. Paris 1891, Ernst Leroux, éditeur. 87 und 352 S. gr. 8°. 15 Fr.

Schon die erste Ankündigung des vorliegenden Werkes haben wir mit rechter Freude begrüsst, denn man durfte hoffen, dass durch dasselbe eine empfindliche Lücke in der numismatischen Litteratur ausgefüllt werde, da das veraltete Buch von Lelewel bei dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr genügt. Der nun erschienene erste Band entspricht für die behandelte Zeit voll und ganz den gehegten Erwartungen. Die Herren Engel und Serrure verbinden mit einer umfassenden Belesenheit in der Fachlitteratur und mit bekannter Sachkenntniss eine grosse Uebersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung. Ueber die Münzen ein-

zelner Länder und Epochen waren wir ja auch bisher im Besitze recht guter litterarischer Hülfsmittel, aber gerade in dem gut geordneten Nebeneinanderstellen liegt ein Hauptwerth des Buches; durch dasselbe sind wir in der Lage leicht zu erkennen, wie die früh mittelalterliche Münzprägekunst sich allmählich von ihrem Ausgangspunkte, der römischen und byzantinischen, entfernt und wie dieselbe unter Pipin d. Kl. eine neue Gestalt annimmt, um sich dann selbstständig weiter zu entwickeln; die stilistischen Verschiedenheiten bei den einzelnen Völkerschaften und das Zurückgreifen auf ältere Vorbilder tritt dabei in ansprechender Weise zu Tage.

Es muss hervorgehoben werden, dass diese Abhandlung über Mittelaltermünzen bei der Behandlung der einschlägigen Fragen nichts Wesentliches als bekannt voraussetzt; alle nöthigen Mittheilungen über Währungsverhältnisse, Münzrecht und Münzkonventionen, über die Technik des Münzens, über Münzfälschungen u. s. w. werden in der Einleitung ausführlich besprochen, während in den einzelnen Kapiteln auf die Darlegung der geschichtlichen Thatsachen und der besonderen Verhältnisse eine grosse Sorgfalt gerichtet wird. Hierdurch erreichen die Herren Verfasser, dass die Schrift auch für den Gelehrten, welcher, ohne Numismatiker zu sein, für einen besonderen Fall Auskunft über die Münzverhältnisse eines Landes oder eines Regenten zu einer bestimmten Zeit wünscht, alles Erforderliche bietet, ohne zeitraubendes Nachforschen in anderen Werken nöthig zu machen.

Die weise Beschränkung bei der Ueberfülle des Materials, welche mit Vorsicht nur Nebensächliches übergeht um alles Wichtige zu bringen, macht diesen Band zur Münzbestimmung überaus geeignet; wo dies wider Erwarten einmal nicht gelingen sollte, gibt die jedem Kapitel beigefügte Litteratur-Uebersicht die nöthigen weiteren Hülfsmittel an die Hand. Wir zweifeln nicht, dass das besprochene Werk bald ein unentbehrliches Handbuch für den Freund der mittelalterlichen Numismatik werden wird.

Bonn, März 1891. F. van Vleuten.

8. Franz Xaver Kraus, Die christlichen Inschriften der Rheinlande. Erster Theil: Die altchristlichen Inschriften von den Anfängen des Christenthums am Rhein bis zur Mitte des achten Jahrhunderts. Mit 22 Lichtdrucktafeln und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. B. 1890. Akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 4°.

Ein abschliessendes Urtheil über dies vortrefflich ausgestattete Werk wird erst nach dem Erscheinen des zweiten Theils möglich sein, welcher die Inschriften von Beginn der Karolingischen Periode bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts umfassen und nahezu die doppelte Zahl von Inschriften

bringen soll. Demselben werden die Prolegomena und Indices beigegeben, hoffentlich auch ein ausführliches Quellen- und Autorenregister (mit Erklärung der Abkürzungen). Kraus beschränkt seine Publikation auf das Gebiet des Rheins von den Quellen bis an die holländische Grenze; ausgeschlossen sind Belgien und Holland, das jetzige Königreich Württemberg, Regierungsbezirk Cassel (Bisthum Fulda), die nicht zum Grossherzogthum Hessen gehörigen Gebiete des Mains (östliche Theile des ehemaligen Erzbisthums Mainz) und das nicht zu Deutschland gehörige Gebiet der Mosel, eine Beschränkung, deren Berechtigung nicht Allen einleuchten wird. Die Befürchtung von Kraus, dass durch Aufnahme der Inschriften der bezeichneten Gebiete die Vollendung seines Werkes in unabsehbare Zeit hinausgerückt worden wäre, vermag ich nicht zu theilen, wenigstens was die Inschriften des ersten Theils (Denkmäler, die der römischen Kultur angehören) anlangt. Die in Betracht kommenden Inschriften Belgiens und Hollands sind keineswegs so zahlreich. Für die von Kraus ausgeschlossenen Gebiete muss also der Zangemeister'sche Band des Corpus inscriptionum Latinarum abgewartet werden.

Die Anordnung geschieht nach Bisthümern: Chur, Basel, Constanz (Nr. 1—14), Strassburg, Speier, Worms (15—30), Mainz (31—64), Metz (65—68), Trier (69—279, auf Trier fällt die Hauptmasse), Köln (280—303), p. 1—152. Anhang I behandelt die von auswärts eingeführten Inschriften mit besonderer Nummerirung (1—13) p. 153—159; Anhang II die gefälschten, ebenfalls mit besonderer Numerirung (1—20) p. 161—171.

Dazu kommen als dritter Anhang 'Addenda et corrigenda' mit besonderer Paginirung [p. 1—8], hauptsächlich Nachträge zu den Trierer Inschriften aus der Feder F. Hettners. Sehr praktisch ist diese Einrichtung gerade nicht. Wie unbequem ist es z. B., wenn man Nr. 306 citiren will. Diesem Uebelstand würde wenigstens die fortlaufende Paginirung abgeholfen haben. So muss man auf den Hettner'schen Nachtrag bei Kraus etc., Addenda p. [7] (*sic!*) verweisen.

Für die Anordnung des Textes nahm Kraus mit Recht das CIL. zum Vorbild, in manchen Einzelheiten hätte er sich noch enger an die dort befolgte Methode, die sich von Band zu Band mehr bewährt hat, anschliessen können, manche kleine Inconsequenzen (auch im Drucke) würden dadurch vermieden sein. Doch das sind schliesslich Nebendinge. Ebenso würde ich, meiner subjectiven Anschauung folgend, darauf verzichtet haben, die verlorenen Denkmäler in kleinerer Capitale wiederzugeben, während man damit einverstanden sein wird, dass Inschriften, deren monumentale Ausführung zweifelhaft schien, in gewöhnlicher Antiqua gedruckt sind, was im CIL. auch für die falsae befolgt wird. Von den verlorenen oder besser verschollenen Steinen kann ja noch mancher zum Vorschein kommen. Was die angeführte Litteratur anlangt, so scheint manchmal mehr namhaft gemacht, als streng genommen nöthig

war. Blosse Wiederholungen eines Inschrifttextes aus einer bekannten Quelle brauchen nicht berücksichtigt zu werden, es sei denn, dass von den Autoren neues zur Erklärung beigebracht wird, oder dass sie sich in einem verbreiteten Handbuch (Orelli, Leblant u. s. w.) finden.

Alles durchzugehen, was zu besprechen wäre, kann hier nicht der Ort sein. Das Bonner Provinzialmuseum ist nicht genügend berücksichtigt worden. U. a. vermisse ich die Grabschrift des *Ranovaldus* mit dem zu einer gewissen Berühmtheit gelangten *inveda mors abstra(h)it*, das — wie böse Zungen munkeln — einst frei übersetzt worden sein soll: „in Wied" ereilte ihn der Tod. Ob und wo dieselbe veröffentlicht ist, weiss ich allerdings nicht zu sagen. Die Remagener Inschrift No. 279 ist nicht mehr im Besitz des Herrn Martinengo, sondern befindet sich im Bonner Provinzialmuseum. Eine neue christliche Grabschrift aus Köln theilt Jos. Klinkenberg in dem kürzlich erschienenen Programm des K. Gymnasiums an Marzellen 1891 p. 14 mit.

Die Ausstattung des Werkes ist, wie schon bemerkt, vortrefflich, der Druck nicht überall frei von Fehlern (einige sind in den Addenda verbessert), von bleibendem Werth sind die beigefügten gut ausgeführten Lichtdrucktafeln mit den Abbildungen der meisten in dem Bande mitgetheilten Inschriften und Inschriftenfragmente, für die Paläographie der christlichen Inschriften des Rheinlands eine wichtige Beigabe. Nach der Abbildung Taf. XII 3 lese ich die Trierer Spieltafel

VIRTVS ⌣ IMPERI
HOSTES ◎ VINCTI
LVDANT ⌒ ROMANI

Kraus giebt im Text (Nr. 118) nach der früheren Publikation IMPERI, aber ohne den für den Fall der Ligatur in Betracht kommenden Punkt. Von einer Ligatur MP ist nichts zu erkennen, nur sind die beiden äusseren Schenkel des M undeutlich. Die Verweisung auf die Spieltafel von Monteleone (CIL. IX 4907) bei Kraus ist zu tilgen oder es ist ihr wenigstens eine andere Fassung zu geben. Denn eine Analogie zu der Trierer ist die Aufschrift jener *tabula lusoria* — eine unter vielen — keineswegs. Eher kann das Fragment bei De Rossi, Roma sotterranea III p. 719 zum Vergleich herangezogen werden. Dass auch Nr. 210 das Stück einer Spieltafel ist, hat Kraus bemerkt, aber seine Ergänzung *da lusO locum* beruht wohl auf einem Versehen. Es heisst sonst auf den Tafeln derselben Gattung *da luso|ri locu*. Auf dem Trierer Fragment, das nach Taf. VIII 16 lautet

)VDERE
OLOCVM

war offenbar die Buchstabenvertheilung eine andere. Nach *l*VDERE —

das L stand auf der linken Seite der Tafel — fehlt noch ein Buchstabe, der Raum dafür war vorhanden. Die Aufschrift bestand also nicht aus 6 einzelnen Worten, sondern die 36 Buchstaben waren ohne Rücksicht auf die Wortabtheilung auf die Felder vertheilt. Analogien bieten Orelli 4315b. 4316 und besonders die aus ganz später Zeit stammende stadtrömische Tafel Bullettino della commiss. archeol. di Roma 1887 p. 326 (vgl. Bonner Studien: Römische Spieltafeln p. 228). Vielleicht ist zu ergänzen [*d*]*o locum*. Der Spieler spricht in der ersten Person auch in der Aufschrift Bullettino della commiss. 1887 p. 44 *victus recedo, rixari nescio*. Dass auch auf Nr. 89, wie Hettner in den Addenda bemerkt, ursprünglich eine Spieltafelaufschrift gestanden habe, scheint mir nicht ganz sicher; SICLVDO ist deutlich zu lesen Taf. IX 10, kaum SICLVD mit nachfolgendem Kreis. Spieltafeln von der Art wie die genannten pflegen anders auszusehen, die Buchstaben stehen nicht so gedrängt bei einander.

Der zweite Theil dieser Inschriftensammlung soll binnen Kurzem ausgegeben werden. Der Verfasser wird darin Gelegenheit haben, zum ersten wichtigeren Theile die nöthigen Nachträge und Verbesserungen anzubringen.

M. Ihm.

III. Miscellen.

Erklärung des Vorstandes.

Nachdem im Hefte LXXVII unserer Jahrbücher in dem Aufsatze des Herrn Arnoldi über römischen Isiscult an der Mosel auf Seite 43 ein angeblich in Bertrich gefundener Dolch in Bronze veröffentlicht war, erschien in Bonn ein geehrtes Mitglied unseres Vereins und legte dem Vorsitzenden eine Zeichnung desselben Gegenstandes vor, die derselbe vor mehreren Jahren gemacht hatte, als er selbst im Besitze dieses Alterthums war. Nähere Nachforschungen in Köln nach dem Ursprung des in Bertrich ausgegrabenen Dolches veranlassten Herrn Herstatt daselbst zu der Mittheilung, dass bereits im Jahre 1867 ein entsprechender Dolch in Köln zum Ankauf angeboten worden sei und dass er dem Vereins-Museum in Bonn sowohl diesen Dolch, als zwei andere Gegenstände, ein Medaillon und einen Ring von Bronze als Belegstücke moderner Fälschungen übergeben habe. Das Heft XLIV und XLV vom Jahre 1867 unserer Jahrbücher enthält auf Seite 285 den Bericht über diese Schenkung. Bei der provisorischen Aufstellung unserer Alterthümer in einem von der Provinzialverwaltung uns zur Verfügung gestellten Hause waren diese Gegenstände den jetzigen Mitgliedern des Vorstandes unbekannt geblieben. Der Dolch hat sich beim Nachsuchen unter den nicht ausgestellten Gegenständen wiedergefunden und ist in allen Einzelnheiten mit dem in Bertrich gefundenen übereinstimmend. Da der Betrug bei der Auffindung dieses Gegenstandes in einem Grabe zu Bertrich ganz zweifellos ist, so kann der Vorstand für die in jenem Aufsatze gegebenen Fundberichte sowie für die Aechtheit einzelner der beschriebenen Gegenstände keine Verantwortung übernehmen. Herr Arnoldi war bei den Grabungen nicht gegenwärtig, sondern liess sich jede Woche die gemachten Funde abliefern.

Eine vorläufige Mittheilung über dieses Vorkommniss hat der Vorsitzende in der letzten Generalversammlung des Vereins, vgl. Jahrb. Heft LXXXIX S. 259, bereits gemacht.

1. Griechische Matres. In den Miscellanea eruditae antiquitatis (Lugdunum 1685) LXXVIII (p. 106) erwähnt I. Spon eine griechische Mütterinschrift lautend

ΑΡΗΙ ΜΗΤΡΑΣΙ ΚΑΙ ΔΙΟΣΚΟΡΟΙΣ

ohne nähere Angaben darüber zu machen, besonders ohne die Provenienz zu bezeichnen. Ich nahm daher unter Vorbehalt von derselben Notiz im Matronenkultus Bonner Jahrb. 83 p. 59 (Anmerk. 5 zu p. 58) bei Gelegenheit der Besprechung der die Ματέρες nennenden sicilischen Schleuderbleie (νίκη ματέρων und νίκη μητέρων Corp. inscr. Graec. n. 5748 f und 8530 d)[1]. Dieselbe Inschrift ist in etwas veränderter Fassung wieder aufgetaucht. R. Mowat entdeckte sie in einer Handschrift der Bibliothèque nationale ms. Dupuy 667 f. 124 und theilte sie in der Sitzung der Société des antiquaires de France vom 19. März 1890 mit. Nach der Revue celtique XI 1890 p. 386 lautet dieselbe:

ΑΔΡΗ ΜΗ
ΤΡΑCΙ ΚΑΙ
ΔΙΟCΚΟΡΟΙ

Dadurch verschwindet wenigstens die seltsame Zusammenstellung der Μητέρες mit dem Kriegsgott Ares, obgleich die Inschrift auch so noch zu Bedenken Anlass giebt[2].

In der Umschrift am genannten Orte wird der erste Name *Arda* gelesen. So heisst, worauf Mowat hingewiesen hat, einer der *apparitores* auf der einem Sex. Julius Lucanus *II vir civitatis Segusiavor(um)* geweihten, bei *Feurs*, dem alten *Forum Segusiavorum*, gefundenen Bronzetafel, vgl. Boissieu, Inscriptions de Lyon p. 118. 119. Möglich, dass derselbe Name in dem Töpferstempel Corp. inscr. Lat. XII n. 5686, 72 (Fundorte Vienne, Narbonne, Nimes u. a.) OF·ARDA wiederkehrt, obgleich die grössere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, darin eine abgekürzte Form des unter n. 5686, 73 mitgetheilten ARDAC (OF·I·ARDAC) zu erblicken.

Wichtiger ist das Bekanntwerden des Fundorts *Agde*, einer kleinen Hafenstadt in Gallia Narbonnensis, in der Nähe von Béziers, dem keltischen *Baeterrae*, gelegen. Im Corpus inscr. Latin. ist nur eine Inschrift verzeichnet, die aus dem alten *Agathe* herrührt, um so zahlreicher sind die Funde in dem benachbarten Béziers, unter denen auch eine griechische Inschrift mit den Namen zweier Rhetoren erscheint (mitgetheilt von Otto Hirschfeld Corp. inscr. Lat. XII p. 511). Der Umstand, dass auch in

1) G. Kaibel, Inscriptiones Graecae Siciliae et Italiae n. 2407, 7 b. c.
2) Sie ist jetzt mit den anderen griechischen Inschriften Galliens veröffentlicht von Albert Lebègue in dem Kaibel'schen Inschriftenband No. 2514. Ausser Dupuy hat sie Peiresc copirt cod. Parisin. 8958 f. 119'; beide geben an, die Inschrift habe 'in lapide nigro' gestanden. Von Peiresc soll sie Spon cod. Paris. 10810 p. 47 haben. Der Spon'sche Druck ist bei Lebègue nicht vermerkt.

Béziers die Matres inschriftlich nicht erscheinen (u. a. sind dort die Steine der zu den Matres in Beziehung gesetzten *Digenes* und *Menmandutae* oder *Menmanduti* gefunden worden CIL. XII n. 4216 und 4223), beweist nichts weiter; dass der Mütterkult in jener Gegend heimisch war, steht zur Genüge fest.

Bleibt noch die Zusammenstellung der Μητέρες mit den Dioskuren (oder den *Castores*, wie sie mehrfach auf römischen Steinen und in der sonstigen Ueberlieferung genannt werden), welche wir hier zum ersten Male vorfinden: also die keltischen Mütter und die griechischen 'reisigen' Jünglinge, die heiligen Nothelfer, deren Kult sich von Grossgriechenland (Locri) aus den Weg nach Latium bahnte (vgl. Maur. Albert, Le culte de Castor et Pollux en Italie, 1883), von deren Verehrung im sonstigen römischen Reiche aber nur wenig Spuren vorhanden sind. Verhältnissmässig am zahlreichsten erscheinen sie inschriftlich im südlichen Frankreich; nicht über die Alpen drang hier ihr Kult ein, sondern von Massilia und den andern Seestädten ging er aus, wo griechische Bildung und griechischer Kultus schon frühzeitig festen Fuss gefasst hatten. Wir finden die Dioskuren verehrt an lauter Orten, wo der Mütterkult heimisch war: in Vienne, wo ihnen *signa cum equis* votiert werden (CIL. XII n. 1904), bei Nemausus (n. 2999 *Castoris* sic!), bei Annecy (n. 2526 *Castori et Polluci*, mit Apollo zusammen?), in Beaucaire (n. 2821 *Castoribus Augustis ex visu*, ebendort ein Votivstein der *Proxumae* n. 2822). Pollux scheint sogar einen topischen Beinamen erhalten zu haben; wenigstens finden wir die Widmung *Vintio Augusto Polluci sacrum* n. 2561 neben *deo Vintio Polluci* n. 2562, die an den *Mars Vintius*, den Gott von Vence *(Vintium)*, erinnert (CIL. XII n. 3 und V unter n. 7871, vgl. die Anführung aus dem Buche von Revon bei Hirschfeld zu CIL. XII n. 2562). Die rheinländische Inschrift mit *Castori* bei Brambach Corp. inscr. Rhenanarum n. 381 ist verschollen (vgl. auch Jordan bei Preller Römische Mythol. 3. Aufl. II. p. 305 Anmerk. 1). Es wäre also an sich auch gegen eine Zusammenstellung der fremdländischen und einheimischen Gottheiten nichts einzuwenden, wenn dergleichen Fälle im eigentlichen Kultusgebiet auch selten sind. Denn die stadtrömischen Votivsteine der equites singulares (Matronenkultus n. 1 ff.), die ja mehr als ein Dutzend Gottheiten in einem Athem zusammen nennen, dürfen nicht in's Treffen geführt werden. Es bleiben somit nur die Bedenken gegen die Ueberlieferung bestehen, das zweifelhafte ΑΔΡΗ oder ΑΡΔΗ, dessen Deutung mir noch nicht einleuchten will, und die Form ΔΙΟϹΚΟΡΟΙ, denn die Lesarten von Spon ΑΡΗΙ und ΔΙΟΣΚΟΡΟΙΣ beruhen wohl auf Conjectur.

M. Ihm.

2. Gallischer Münzfund bei Asberg am Niederrhein. In der Nähe des durch die dunkele Nachricht bei Tacitus bekannten

Asciburgium am Niederrhein wurden Ende vorigen Jahres, anscheinlich in einem gallischen Thongefässe vereinigt, fast Einhalbhundert gleichartiger gallischer Münzen, sogenannter Regenbogenschüsselchen gefunden, welche nicht nur wegen einer Eigenthümlichkeit ihres Prägezeichen, sondern auch hinsichtlich des Volksgeschichtlichen ihrer Fundstelle von grosser wissenschaftlicher Bedeutung sind und einen eingehenden Hinweis auf ihren wissenschaftlichen Werth nützlich erscheinen lassen.

Wir verdanken die wissenschaftliche Sicherung dieses hochinteressanten Gegenstandes unserem für die antiquarischen Interessen seiner Heimath unausgesetzt thätigen Vereinsmitgliede Herrn H. Stremme in Crefeld. Unter seiner ortskundigen Führung war es mir möglich am 24. April dieses Jahres die Fundstelle und Fundumstände näher zu untersuchen.

Die Fundstelle liegt ungefähr eine halbe Stunde südwestlich von Asberg, in nächster Nähe der Ortschaft Trompet, ungefähr 500 Schritte östlich der in der Generalstabskarte angegebenen Asberger „Römerstrasse". Die Oertlichkeit wird Lohheide genannt und steht im Zusammenhang mit der in der Generalstabskarte verzeichneten Stelle „Auf'm Berg"; sie bildet einer der höchsten Punkte dieser Gemarkung. Südlich wird diese Oertlichkeit begrenzt durch den linken Uferabhang eines alten Rheinbettes, das sich von Friemersheim nach Rheinberg hin erstreckt, an welchen beiden Orten es mit dem heutigen Rheinlaufe zusammentrifft. Durch das ehemalige Rheinbett fliesst jetzt ein stellenweis von Sumpfboden begleiteter Bach, der verschiedene Namen führt. Als „Graben" umschliesst derselbe den Borg'schen Hof und ergiesst sich bei Friemersheim in den Rhein. Von da läuft der Bach ungefähr 25 Schritte entlang der Fundstelle unserer Münzen und zwar unter dem Namen „Kennert" durch eine über 50 Schritte breite Thalmulde, welche im Jahre 1882 vom Hochwasser des Rheines eingenommen wurde. Weiter abwärts dehnt sich, da wo auf der Generalstabskarte „Kendel" steht, der Bach aus unter dem Namen „Schorfheimer Meer". Dann folgt das „Virnische Meer", weiter führt er zu den Stadtgraben von Mörs und erbreitert sich oberhalb dieses zu dem „Repelner Meer". Als „Kanal" leitet er nach Norden an „Rheinkamp" vorbei, lässt „Strommörs" links liegen und stellt endlich, um Rheinberg herum leitend, die Verbindung mit dem „alten Rhein" her, der von Ossenberg in den heutigen Rhein einläuft.

Asberg und sein südlicher gelegenes klassisches Burgfeld liegen nordöstlich des rechten Ufers jenes alten Rheinbettes und die von Asberg nach Süden leitende Römerstrasse durchschneidet dasselbe. Zu der Zeit, als der Rhein den Lauf des Kendelbaches einnahm und seine linke Seite den Fuss unserer Münz-Fundstelle entlang strömte, musste die Asberger Gemarkung auf der rechten Rheinseite oder aber auf einer Rheininsel gelegen haben. In der Römerzeit befanden sich genannte römische Culturstätten allerdings auf dem linken Rheinufer und zwar so, dass das

letztere von der nordöstlich von Asberg führenden Uferstrasse begrenzt wurde. Unsere Münzenfundstelle, so kann man sagen, ist ein Theil der niedrigsten, also jüngsten vorrömischen Rheinuferterassen und bildete in vorrömischer Zeit eine zur Ansiedelung einladende, einen weiten Umblick gestattende hohe Stelle am linken Rheinufer.

Ueber die Fundumstände selbst erfuhr ich in Begleitung des Herrn Stremme das Nachfolgende: Wir waren, so erzählten uns die Finder, mit Umgraben unseres Ackers beschäftigt, als wir plötzlich einen von Grünspan durchzogenen und von anhaftenden Gefässscherben begleiteten Klumpen Erde auswarfen. Dieser und seine nähere Umgebung schloss etwa 48 Münzen in sich. Wir hoben zu gleicher Zeit eine Bronzeblechscheibe auf. In dem Glauben, es mit „al' koffere Knöp" zu thun zu haben, verschenkten wir die Geldstücke an die ersten besten Interessenten; die meisten und zwar dreizehn der Münzen sowie die Metallplatte gaben wir Herrn Stremme.

Die mir von Hern Stremme vorgelegte Metallscheibe ist keine einheimische, sondern eine importirte der Discusscheibe ähnliche Arbeit der südlichen Culturstaaten; das besagt die äusserst saubere Herstellungsweise und ihre durchaus klassische Modellation. Wir können es mit dem Deckel eines Topfes oder Metallkessels zu thun haben. Ob die Scheibe mit den Münzen in Zusammenhang gebracht, etwa als Deckel des Topfes betrachtet werden darf, von dem die Scherben mit den Münzen zusammen gefunden wurden, wie die Finder glauben, vermochte ich nicht zu ergründen. Sicher rühren die in Begleitung der Münzen angetroffenen Gefässscherben, nach Allem, was ich in Erfahrung zu bringen vermochte, von einem Topf her, welcher die Münzen barg. Die mir vom Finder vorgelegten, jetzt im Besitze des Herrn Stremme befindlichen Topfscherben gehören zu jener schmutzig schwarzgrauen, stellenweise braunschwarzen, hier und da in das Röthlichgelbe übergehenden dickwandigen irdenen Waare wie solche am ganzen Rheine, so auch östlich des Rheines bis über die Elbe und die nördlichen Küstenstriche der Ostsee hinaus, besonders in Begleitung jener mit Tupfen- und mit Leistenschmuck ausgestatteten Gefässe vorkommt; sie lässt sich in bezeichnenden Uebergängen zurück verfolgen bis zu den bekannten geschweiften, schnurverzierten Bechern, welche, wie in Deutschland, in England, in Dänemark so auch anderwärts vorkommen und nach dem Beweismateriale, welches ich diesbezüglich heranzuziehen vermochte, von mir als Hinterlassenschaften der eigentlichen Kelten betrachtet werden. (Vgl. meinen Vortrag auf dem Anthropologen-Congresse in Bonn, Correspondenzblatt der Deutschen Anthrop. Gesellschaft Jahrg. VIII, Nr. 10, S. 148—152). Es sind diese Gefässe verschieden von denjenigen, allerdings auch jüngeren Gefässen der niederrheinischen Hügel- und Flachgräber, welche sich durch

die diese begleitenden Münzen und Schriftzeichen auf die Germanen des Niederrheins zurückführen lassen.

Die Münzen selbst, wenigstens die 13, welche Herr Stromme besitzt, habe ich mit einander verglichen; sie alle sind aus Bronze, gleichartig napfförmig, mit ein und denselben Zeichen versehen und von gleichem Gewichte. Diese guttae iridis stimmen bis auf eine, vielleicht für die Münzengeschichte hoch wichtige Abweichung mit dem von Franz Streber (Regenbogenschüsselchen, München 1860 Taf. 7, Fig. 84) und von Schaaffhausen (Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. i. Rheinl. Heft LXXXVII) abgebildeten Regenbogenschüsselchen überein. Auf der concaven Seite sehen wir die zu einer Triangel vereinigten sechs Ringe umgeben von einer durch zwei weitere Ringe unterbrochenen Wellenlinie. Die oberen drei pyramidenförmig zusammengestellten Ringe umschliessen kleinere Ringe; die kleineren, unterhalb der Pyramide zu einer Reihe vereinigten fünf weiteren Ringe zeigen in der Mitte eine Kugel. Wir sehen aber bei unserer Münze den freien Raum, der zwischen der rechten Seite der beiden oberen Ringe und der Wellenlinie bei dem von Streber und Schaaffhausen besprochenen Münzen leer ist, ausgefüllt durch einen achten Ring. Derselbe hat die Grösse der unteren Ringe, aber nicht in der Mitte eine Kugel, sondern einen von der rechten zur linken Seite gerichteten Stab aufzuweisen. Die convexe Seite zeigt das Triquetrum; allein der die drei Beine vereinigende Mittelraum ist nicht, wie bei den von den genannten Gelehrten abgebildeten Münzen, in der Mitte von einem Kugelkreise besetzt, sondern das Triquetrum ist hier völlig glatt, ohne jedwede Verzierung. Die, jene drei Arme des Triquetrum begrenzenden Kugeln, sind hingegen vorhanden, ebenso wird das Triquetrum durch den von zwei Kugelkreisen begrenzten, weit geöffneten, aus einer Art von Blättern oder Pfeilspitzen zusammengesetzten Bogen umgeben. Das Gewicht beträgt nach der in der Apotheke des Herrn Schmitz zu Neuss veranlassten genauen Bestimmung 5,92. Ist die geschilderte Abweichung von den bisher bekannt gewordenen Typen vielleicht ein Stammeszeichen, eine später in Wegfall gekommene Eigenthümlichkeit, oder eine Neuerung?

Besondere Wichtigkeit gewinnt unser Münzenschatz durch die Lage der Fundstelle. Befindet sich die letztere doch in einem Theile des Belgischen Galliens, welcher bei Caesar (25 u. 58 vgl. mit Caes. B. G. II 4) Germania heisst und zuerst von den nördlich an die Menapier grenzenden Eburonen, also von einem Stamme jener Germani besetzt war, von denen Tacitus (Germ. 2; Caes. B. G. 2, 4) erzählt, sie seien die ersten ihrer Stammesgenossen, welche den Rhein überschritten und die auf dem linken Rheinufer ansässigen Kelten von hier verdrängten. J. Caesar vernichtete bekanntlich die Eburonen, und Agrippa führte die Ubier an das Rheinufer (Tac. Germ. 28). Wir finden hier auch Sitze

der Gugerner (Plin. Nat. IV, 17), welche man als dorthin verpflanzte Sigamber betrachtet (Tac. Hist. IV, 26; Suet. Octav. Aug. 21; Zeus, die Deutschen u. s. w. S. 85 f.). Sicher ist jedenfalls, dass die Fundstelle zuerst von Kelten und dann, bis in die römische Kaiserzeit hinein von ächten Germanen bewohnt wurde. Wenn nun Tacitus (Germ. 5 u. 26) darauf hinweist, dass die Germanen keine eigene Münze hatten, sich wohl des lang bekannten gediegenen römischen Geldes bedienten, so ist doch zu beachten, dass die belgischen Germanen, wie eben unsere Eburonen, politisch Gallier waren (Caes. B. G. V, 27). Es bleibt ferner zu berücksichtigen, dass diejenigen romanisirten Orts-, Wasser- und Flurnamen des Niederrheines, welche zweifellos keltischer Herkunft sind, offenbar keltische Ansiedler voraussetzen. Vielleicht sogar ist unser Fund eine Hinterlassenschaft der Kelten aus jener Zeit, als diese noch die linke Seite des Niederrheins beherrschten und ihre Gaue von den Germanen noch nicht besetzt waren.

Nehmen wir dieses an und zugleich, dass diese Regenbogenschüsselchen, wie Mommsen (Geschichte des röm. Münzwesens, Berlin 1860, S. 688) für wahrscheinlich hält, abgeleitet sind aus dem belgisch-britischen Philippus, dann könnte nur in oder nach der Regierungszeit dieses Herrschers die germanische Besitznahme des Keltenlandes erfolgt sein. Das würde den diesbezüglichen Müllenhof'schen Forschungen, die auf ganz anderem Wege zu demselben Ergebnisse kamen, als treffliche Bestätigung dienen.

Constantin Koenen.

3. Römische Funde an der Coblenzer Strasse sowie am Viehmarkt zu Bonn. Zu Anfang April wurden beim Auswerfen des Grundes zu dem neuen katholischen Konvict im Garten der Villa Schaafhausen, von der Coblenzer Strasse 103 Meter entfernt, in 2 m Tiefe Fundamente römischer Gebäude und folgende Gegenstände gefunden: das vordere Stück der Bekrönung eines Grabsteines aus Jurakalk, 42 cm breit, 25 in der Mitte hoch; in der dreieckigen Stirnfläche ist ein Medusenhaupt ausgehauen, das von einem starken Profil umgeben ist und einem gallo-römischen Ornament von aufrecht stehenden Spiralen, ein Salbenstreicher oder Schreibgriffel, aus Bronze, 18 cm lang, ein Lämpchen von Thon, ein einhenkeliger Krug von weissem Thon, 16 cm hoch, ein oben wenig ausladender Trinkbecher aus sehr dünnem weissen Thon, 10 cm hoch, zwei sehr wohl erhaltene Ziegelplatten 46 bezw. 73 cm lang, oben 43, unten 39 cm breit, die, ineinandergeschoben, zum Wasserabfluss dienten, mit dem Stempel der Legio I Minervia. Die auch an anderen Ziegelbruchstücken befindlichen Stempel waren nach Mittheilung des H. Prof. Klein die folgenden: 1 mal LEGTMPF in vertiefter Schrift, 2 mal LEGTM ebenso, 2 mal LTMPF

in erhabener Schrift, 1 mal LEG/TMP in vertiefter Schrift, darum im Kreise, ebenfalls in vertiefter Schrift die zum Theil mangelhaft ausgeprägte Inschrift: AVGV////////VSRIS FELC. Ueber diese Inschrift vgl. Rh. Jahrbuch LXXII S. 91. Diese Funde wurden dem Provinzial-Museum übergeben. Im Besitze des Herrn van Vleuten jun. befinden sich noch folgende 51 Ziegelstempel von derselben Fundstelle: 23 mal, meist auf Hohlziegeln: LEGTMPF in vertiefter Schrift, auf 2 viereckigen dicken Platten: LIMPF in erhabener Schrift, 4 runde Stempel in vertiefter Schrift: LEGTMPII. Ein Hohlziegel hat in vertiefter Schrift: LEGIOOPF, ein anderer: LEG·dWI. Zwei Ziegel hatten in rückläufiger Schrift: MIOƎJ, ein Rundstempel in erhabener Schrift: LEGTMPF, zwei Rundstempel: LEGTM vertieft; 3 mal kommt rückläufig, erhaben: IIMTOƎJ, einmal erhaben: L·I·M, ein andermal: LATAM vor, ferner in erhabener Schrift: LXXI, zweimal LEGXXI, zweimal: VEXI, zweimal: LTMANTON, einmal: LEGA, einmal: HX/LIMPII und in Grafitto: XVI.

Im nördlichen Theile der Baustelle fand sich in $1^1/_2$ m Tiefe auf einer Länge von 15 Schritt ein mehrere Zoll dicker Cementboden, der aber nicht untermauert war und einem grossen Raume anzugehören schien, dessen Breite aber nicht festgestellt werden konnte. In der Mitte der Baustelle, mit dem Estrich nicht zusammenhängend, fand sich eine Mauer aus Tuffquadern in derselben Tiefe, von denen an einer Stelle noch 3 Schichten regelrecht übereinander standen. Das Fundament dieser Mauer bestand aus Tuffblöcken, zwischen denen sich auch Basaltblöcke befanden. Dieser Mauerrest glich in der Grösse der Quadern den Mauern des Römischen Castrums in Bonn, die im Jahre 1888 sowohl im südlichen Theil des Castrums nahe bei der Husarenkaserne, als im nördlichen neben dem Garten des Männerasyls aufgedeckt waren.

Im Garten des Herrn Professor Zitelmann, Cobl. Str. 81, wurden von der Strasse 13 bis 17 m entfernt mehrere römische Brandgräber beim Kanalbau in 2 m Tiefe geöffnet; eine grosse und zwei kleinere Aschenurnen, mehrere einhenkelige Krüge, auch Henkel grösserer Gefässe, eine Schale aus weissem Thon mit umgelegtem Rande, zwei Lämpchen aus der Offizin von Strobilis und Fortis und Bruchstücke blauer Glasgefässe nebst einem Grosserz aus der ersten Kaiserzeit wurden gefunden.

Im Garten des Herrn Ollendorf am Viehmarkt wurden beim Ausschachten des Grundes für einen Neubau in 2 m Tiefe unter dem Boden des Platzes 4 Skelette und 1 Aschenurne gefunden. Bei jedem Todten fanden sich einige hellgelbe einhenkelige Thonkrüge von $11^1/_2$, 18 und 21 cm Höhe, einer hatte 3 Henkel. Der Oberschenkelknochen eines Man-

nes von roher Gesichtsbildung hatte die ungewöhnliche Länge von 45 cm. Es fanden sich noch 2 wohlerhaltene kugelförmige Fläschchen von blaugrünem Glase, 6,5 cm hoch und 6,8 breit und eine Sigillataschale mit dem nicht ausgedrückten Stempel VI · · · · O. Die Fundgegenstände wurden dem Provinzialmuseum geschenkt. Schaaffhausen.

4. Römisches Gräberfeld bei Bonn. In Heft LXXXVI S. 125 dieser Jahrbücher beschrieb Professor J. Klein den Grabstein eines römischen Reiters nemetischer Herkunft Namens Niger. Der Stein wurde südwestlich der Kölner Chaussee zwischen der Provinzial-Irrenanstalt und dem Josephshofe im November 1889 gefunden. Dicht dabei lag ein stark verrosteter pugio, dessen unten etwas abgebrochene Klinge 24 cm lang und am Hefte ca. 5 cm breit ist. Derselbe hat möglicher Weise zur Ausrüstung des Niger gehört. Eine nähere Untersuchung der Fundstelle ergab, dass sich hier der Kölner Strasse entlang ein römisches Gräberfeld aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. hinzieht, auf dem schon früher Funde (jetzt im Besitze des Herrn Gutsbesitzer Schmitz, Josephshof) gemacht wurden. Die hier vorkommenden Henkelkrüge (amphorae) gehören der Flavierzeit an, denn sie bilden der Form nach einen Uebergang von den Henkelkrügen, welche Constantin Koenen bei der vom Bonner Provinzial-Museum veranstalteten Ausgrabung in Andernach mit Münzen des Augustus und der folgenden Kaiser bis Claudius, sowie mit Gefässen aus der Zeit des Nero als spätesten Beigaben fand (cfr. Bonner Jahrbücher Heft LXXXVI Seite 222, Taf. V, 43), zu denjenigen, welche nach Koenen's Feststellung erst von Trajan ab auftreten (cfr. a. a. O. Seite 222 und 227; Taf. X, 51). Die übrigen Gefässe, resp. Gefässscherben, weisen ebenfalls die Formen und Technik der Flavierzeit auf.

Auf diesem Gräberfelde kam vor einiger Zeit unter zahlreichen Scherben, gewöhnlicheren Gefässen, Lampen mit Bildschmuck, Fläschchen etc. eine interessante Gesichtsurne aus grau-blauem Thone mit hoher Reliefdarstellung zu Tage. Das Gefäss ist 16,7 cm hoch und hat am Rande einen Durchmesser von 13 cm. Bei der Gesichtsdarstellung sind die Ohren und ein starker Vollbart angedeutet, während unterhalb des Mundes zu beiden Seiten je ein ziemlich langer phallus angebracht ist, von denen der linke aufs linke Auge, der andere auf den rechten Mundwinkel gerichtet ist. Ein Gefäss desselben Profils fand Koenen in Andernach (cfr. a. a. O. Seite 223, Taf. VI, 12).

Von dieser Fundstelle stammt ferner ein Lämpchen von seltener Form. Ein 3,5 cm hohes, oben ganz offenes Henkelgefässchen von bläulichem Thone, mit einem Durchmesser von 6,5 cm am Rande und einem solchen von 5,3 cm am Boden, zeigt in der Mitte eine etwas konisch zulaufende Röhre von gleicher Höhe mit dem Gefässrande und mit einem

oberen Durchmesser von 1,7 cm. Nach dem Henkel zu befindet sich an dieser Röhre eine von dem Boden bis zum Rande gehende elliptische Oeffnung von ca. 1,5 cm grösster Breite. Das Röhrchen diente zur Aufnahme des Dochtes und die elliptische Oeffnung vermittelte das Herantreten einer den übrigen Raum anfüllenden, brennbaren, dickflüssigen Masse an den Docht. An eine dünne Flüssigkeit als Füllung dieser Lampe zu denken, wäre wohl bei der naheliegenden Gefahr des Verschüttens gewagt, zumal auch die grosse, elliptische Oeffnung an der Röhre eher auf eine dickflüssige Masse deutet. Der harte Talg würde auch unzweckmässig gewesen sein, da der zu drei Viertel seines Umfanges geschlossene Dochthalter den Schmelzprocess des grössten Theiles dieser dicken Masse verhindert haben würde. — Schon die Hellenen kannten zu Homer's Zeiten, wie kürzlich Professor Loeschke festgestellt hat, offene Lampen — allerdings ohne Dochthalter — die nur eine Art Talgfüllung gehabt haben konnten.

Oscar Rautert.

5. Cöln. Römische Stadtmauer. Vor einiger Zeit übergab mir Herr Baumeister Franz Statz eine römische Münze, welche beim Abbruch der Römermauer auf dem Grundstück seines Vaters, Apernstrasse 26, im Juli 1890 gefunden wurde. Die Münze, ein schlecht erhaltenes Kleinerz des Saloninus, hat an und für sich keinen Werth, gewinnt aber ein erhöhtes Interesse dadurch, dass sie innerhalb des Mauerwerks selbst sich vorfand. Mit Hülfe derselben können wir demnach das Alter der Mauer, wenigstens annähernd, bestimmen. Saloninus regirte von 253 bis 259 n. Chr. als Caesar, gleichzeitig mit seinem Vater, dem Augustus Gallienus.

Nun hat bereits früher der inzwischen verstorbene Dr. Kamp, wie er in diesen Jahrbüchern Heft 77 S. 222 bemerkt, auf der hiesigen porta paphia unter den Buchstaben C C A A das Wort „Gallien" gelesen. Die Lesung ist angezweifelt worden, erhält aber durch unsern Münzfund eine auffallende Bestätigung. Jedenfalls ist die Annahme gerechtfertigt, dass der Bau der Stadtmauer der Colonia Claudia Augusta Agrippinensis in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts stattgefunden hat. Bisher gingen die Ansichten hierüber sehr auseinander. Mertz setzt in seiner Beschreibung der Ueberreste der Römermauer im Programm der hiesigen Oberrealschule von 1883 den Bau ins Jahr 69 n. Chr., wobei er sich auf Tac. hist. IV, 64 beruft. Wie General von Veith in seinem Fest-Programm: „Das Römische Köln" Bonn 1885 S. 14 nachgewiesen hat, ist dies jedoch eine einfache Lagermauer gewesen und jedenfalls nicht die in ihren Fundamenten theilweise noch vorhandene.

Düntzer setzt in seinem Katalog der römischen Alterthümer des Kölner Museums den Bau der porta paphia, des nördlichen Stadtthores,

ins 4. Jahrhundert. Der Bau dieses Thores, sowie des Clarenthurmes mag einer spätern Zeit angehören, worauf namentlich die Ornamente des letztern hinweisen sollen; dass aber der Bau der Mauer selbst ans Ende des dritten Jahrhunderts zu setzen ist, scheint mir zweifellos. Die Münze habe ich dem hiesigen Museum übergeben, dessen neuer Direktor, Hofrath Aldenhoven, ein begeisterter Verehrer und gründlicher Kenner sowohl der Kunst überhaupt, wie besonders der des klassischen Alterthums, eifrig bemüht ist, das wenige, was heute noch von römischen Alterthümern hier gefunden wird, für das Museum zu erwerben.

Stedtfeld.

6. Sepulcralinschrift eines Kindes aus Köln. Im Frühjahr vorigen Jahres wurde in der Nähe der Kirche von St. Gereon zu Köln das aus zwei ungleichen Theilen bestehende Bruchstück einer 6 cm dicken Platte aus Kalkstein zu Tage gefördert, welches zudem nach unten und an der linken Seite vom Beschauer abgebrochen ist. Die jetzige Höhe derselben beträgt 49 cm, während die Breite oben 29 cm, unten 46 cm ausmacht. In der Mitte der Platte befindet sich oberhalb ein 16 cm hohes Medaillon mit dem Brustbilde eines kleinen Kindes, welches an der linken Seite nur unbedeutend gelitten hat. Zu beiden Seiten und unterhalb des Medaillons stand ehemals die Grabschrift des Kleinen, von welcher sich Folgendes noch erhalten hat.

M
I·DIO
TI·DVL
O·QVI·VIXIT
5 M·VIII·GORGO
S·ET·TIGRIS·PATR
FILIO·KARISSF·C

Die Buchstaben haben in allen Zeilen die gleiche Höhe von $3^1/_2$ cm; sie sind noch ziemlich gut und regelmässig.

In der ersten Zeile hat zur Seite der Rundung des Medaillons das zur Formel *D(is) M(anibus)* gehörende D gestanden. — Das in dem erhaltenen Theile der zweiten Zeile zuvörderst stehende I mag dem Gentilnamen des Knaben angehört haben, von dessen Cognomen die am Schlusse der Zeile vorhandenen Silben DIO den Anfang gebildet haben. Ist auch eine sichere Ergänzung des Namens wegen der vielen Möglichkeiten kaum findbar, so lässt sich doch nach Massgabe der Länge der unteren ziemlich vollständigen Zeilen soviel mit Bestimmtheit behaupten, dass derselbe kurz gewesen ist und nur aus wenigen Silben bestanden hat. Denn in derselben dritten Zeile haben auch noch vor dem Medaillon die beiden Silben INFAN gestanden des Wortes *infanti*, von dem die letzte Silbe TI unmittelbar hinter dem Medaillon vorhanden ist. — In Z. 4. im An-

fang ergiebt sich die Ergänzung CISSIM]O von selbst. — Z. 5 ist die Angabe der Lebensjahre ausgefallen, welche der Kleine erreicht hat. — In der sechsten Zeile gehört das erste Zeichen S unzweifelhaft zum Schluss des Namens des Vaters des Kindes, welcher vielleicht *Gorgo[niu]s* zu ergänzen sein wird. Andere Ergänzungen, welche sich darbieten, sind dabei freilich nicht ausgeschlossen, wie *Gorgonicus, Gorgopas, Gorgosthenes,* wenngleich das letztere Wort wegen seiner Länge am wenigsten in Betracht kommen dürfte. Der Umstand, dass Gorgonius und Tigris nur einen Namen führen, lässt sie als Peregrinen erscheinen. Sie waren die Eltern des Knaben. Denn PATR am Ende der sechsten Zeile ist *patr[es]* und im Sinne von *parentes* zu deuten, in welcher Bedeutung der Pluralis von *pater* mehrfach auf Inschriften wiederkehrt. Vgl. C. I. Rhen. 1065. C. I. Lat. V, 1568. IX, 1866. Henzen 6200. — Z. 7 fehlt hinter KARISS, an dessen K die beiden Querstriche sehr kurz sind, der Punkt auffallender Weise, während sonst die Interpunktion überall mit Sorgfalt gehandhabt ist. Die Schreibung *kariss(imo)* statt *cariss(imo)* findet sich auch sonst auf rheinischen Inschriften. Vgl. C. I. Rhen. 373.

Demnach wird die Inschrift mit beispielweise gemachter Ergänzung der Eigennamen etwa folgendermassen gelautet haben:

[D(is)] M(anibus). [P. Ael]i(o) Dio[ni] infan]ti dul[cissim]o, qui vixit ann . . . . . m(enses) octo, Gorgo[niu]s et Tigris patr(es) filio kariss(imo) f(aciendum) curaverunt.

Bonn. Josef Klein.

7. Votivinschrift aus Köln. An der Zülpicher Strasse zu Köln wurde unlängst bei den Erdarbeiten für einen Neubau ein kleiner, unten beschädigter Weihealtar aus Kalkstein ausgegraben, welcher 28 cm hoch, 18½ cm breit und 10 cm dick ist. Oberhalb war derselbe ehemals zu beiden Seiten, wie es scheint, mit Schneckenrollen geschmückt, in der Mitte befindet sich eine jetzt unkenntlich gewordene Frucht; darunter vorne und auf den beiden Seiten ein hervorspringendes, stellenweise zerstörtes Sims. An der rechten Seite vom Beschauer sowie unten in der letzten Zeile ist der Stein stark abgeschliffen, so dass die Schlussbuchstaben der drei ersten Zeilen ziemlich und die der letzten Zeile stark verwischt sind. Die Inschrift, deren Buchstaben eine Höhe von 2½ cm haben, lautet:

ADVERNO
L·VALERIVS
ATTICVS
//////VI///II//S

In Zeile 1 steht deutlich ADVERNO. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass *Adverno* für *Arverno* gesetzt und dass unter der hier genannten Gottheit der sonst auf Inschriften und Denkmälern Galliens

und des rheinischen Germaniens mehrfach vorkommende *Mercurius Arvernus* oder *Arvernorum* zu verstehen ist, mag nun hier ein Versehen des Steinmetzen oder ein sprachlicher, auf der Vertauschung der Consonanten D und R beruhender Vorgang zu Grunde liegen. Gewöhnlich steht zwar der Beiname nicht ohne Hinzufügung des Namens *Mercurius*, allein das Fehlen desselben hat sein Analogon in den Bezeichnungen anderer Gottheiten. So kommt beim Mars ausser den vollständigen Bezeichnungen Mars Camulus und Mars Leherenus auch die einfache Setzung des Beinamens Camulus (C. I. Rhen. 164 vgl. mit C. I. L. VI, 46) und Leherenus (Orelli-Henzen n. 5894. 5895) vor, und ebenso findet sich beim Mercur selbst neben Mercurius Visucius (C. I. Rh. 1581. 1696) auch einfach Visucius (C. I. Rh. 1704).

Der Anfang der vierten Zeile ist jetzt völlig abgescheuert. Das erste einigermassen erkennbare Zeichen ist M, dessen Vorderschenkel fehlt. Darauf folgt eine senkrechte Hasta, der Rest eines P; dann abermals zwei Vertikalstriche, von denen der zweite, wie das am Schluss der Zeile noch schwach durchschimmernde S klar beweist, ebenfalls einem P angehört. Darnach bietet die Ergänzung der ganzen Zeile keine Schwierigkeit mehr dar; sie hat [i]MP(erio) IPS(ius) gelautet. Denn nach Massgabe des Raumes scheint kein *ex* vor [i]mp(erio) gesetzt gewesen zu sein.

Ob noch eine weitere Zeile auf dem Steine gestanden hat mit der bekannten Widmungsformel V(otum) S(olvit) L(ubens) M(erito), ist sehr fraglich; wenigstens lassen sich keine Spuren von Buchstaben mehr auf dem Steine entdecken.

Bonn. Josef Klein.

8. Die römischen Denkmäler Köln's bildeten den Gegenstand eines Vortrages des Hrn. Dr. Klinkenberg, in der Congregation junger Kaufleute zu Köln. Der ergiebigste Fundort für römische Denkmäler ist der nordöstlichste Theil des alten Köln, die Strecke vom Appellhof bis zum Chor des Domes. Schon früher entdeckte man auf der Burgmauer die Ueberreste des Amphitheaters, erst in diesem Jahrhundert sollen die letzten Spuren in den Gärten mehrerer Häuser verschwunden sein. In einem römischen Mauerthurm dem Appellhof gegenüber fand man einen Weihestein der Diana, auf welchem A. Titius Severus, Hauptmann der 6. Legion, erklärte, dass er das Gelass der wilden Thiere mit einer Mauer habe umgeben lassen. Eine Menge Statuen und zahlreiche Altäre hat diese Gegend dem Museum geliefert. Sie bildeten den Schmuck des freien Platzes, der sich zwischen der Nordmauer und den Wohnhäusern ausdehnte. An der Trankgasse stand der Tempel des Merkur, erbaut in den Jahren 79 bis 81 v. Chr., das älteste Denkmal, welches aus dem römischen Köln herrührt. Unter der Terrasse auf der Ost- und Nordseite des Domes hat man die Ueberreste eines grossen römischen Privathauses gefunden,

in welchem fünf Räume, u. a. das Bad und die Küche blosgelegt wurden. In der Nähe fand man einen ehernen Griffel aus spätrömischer Zeit mit der Aufschrift: Hego scribo sine manum, d. h.: Ich schreibe ohne Hand. Eine zweite wichtige Fundstelle ist die Gegend der Peterskirche und des Bürgerhospitals. Bei dem Bau der Schulhäuser von St. Peter hat man viele Reste eines Palastes mit mächtigen Mauern und Eckthürmen gefunden. Aus dieser Gegend stammt eine der Hauptzierden unseres Museums, der 1844 im Garten des Hospitals gefundene grosse Mosaikboden. Im October v. J. fand man bei der Fundamentirung der Freitreppe am Südportal des Domes einen sehr schönen Weihestein mit zierlicher Inschrift. Neben römischen wurden in Köln auch keltische, kleinasiatische und ägyptische Gottheiten verehrt, wie u. a. der Fund der Statue der Isis in St. Ursula beweist. Regelmässige Grabfelder hat man im Norden der Römerstadt bei St. Gereon und St. Ursula bis zum Eigelstein, im Süden am Pantaleons-Bahnhof und um St. Severin herum gefunden. In den Gräbern fand man Aschen-Urnen, Schmucksachen aus Metall und Elfenbein u. a. Weil Köln vornehmlich Militär-Station war, sind auch die meisten der Grabdenkmäler solche von Militärpersonen, die hier aus allen Theilen des weiten Reiches zusammenkamen. Man findet Denkmäler englischer, thrakischer, ägyptischer und kleinasiatischer Soldaten, daneben zahlreiche Denkmäler verstorbener Kaufleute. Bei der Anlage der Neustadt fand man am Hahnenthor die Reste von drei römischen Töpferfabriken mit zahlreichen Erzeugnissen derselben, die wahrscheinlich in's 2. Jahrhundert n. Chr. gehören. Von den christlichen Grab-Inschriften aus römischer Zeit wurden besonders die sogen. Clematianische Inschrift in der St. Ursulakirche und die im Museum und in der Vorhalle von St. Gereon befindlichen Grabplatten erwähnt.

Köln. Volkszeitung, 28. März 1891, II.

9. Köln. Münze Lothar's I. Raymond Serrure veröffentlicht in dem Pariser: „Annuaire de la Société de Numismatique 1890" eine Mittheilung über einen in Holland in der Gegend von Groningen gemachten Fund von Carolingermünzen. Unter den beschriebenen Stücken ist die No. 19 von Interesse für die rheinische Numismatik; sie wird beschrieben wie folgt: +COLONNE CIVITAS+ Temple tétrastyle. Grènetis extérieur. Rev. +LOTHARIVS REX IMPE, entre deux grènetis. Au centre, croix pattée cantonnée de quatre globules[1]). Dieses einzige Exemplar des Fundes ist in die Sammlung des Herrn H. Meyer übergegangen, und ist von vorzüglicher Erhaltung, wie aus der beigegebenen Abbildung ersichtlich ist, während eine früher im Bulletin de Numismatique

---

1) Nach der Abbildung befindet sich zwischen *rex* und *impe* auch ein +.

(1886—88 S. 37) beschriebene ähnliche Münze, welche in Domburg, Seeland, gefunden wurde, durch den Salzgehalt des Bodens ein stark verwittertes Metall zeigte. Wir erblicken in dieser Münze das Urbild derjenigen Kölner Münze Lothar's I. 840—855, von welcher Kappe in seinen Kaisermünzen I. S. 14 und Taf. XIII No. 203 eine corrumpirte Nachprägung bringt. Dass die Schreibweise Colonna sich unserm neudeutschen Köln in gewisser Beziehung nähert, wird von Serrure besonders hervorgehoben.

F. van Vleuten.

10. Römisches Gräberfeld bei Düsseldorf. Dort, wo in Lierenfeld bei Düsseldorf die von Prof. J. Schneider festgestellte alte Heerstrasse, welche von Jülich kommend über Hamm bei Düsseldorf durch Oberbilk, Lierenfeld nach Gerresheim geht (cfr. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichts-Vereins Bd. IV, S. 5. N. 7), mit der Erkratherstrasse hinter dem ehemaligen Bilkerbusch sich kreuzt, wurden vor kurzer Zeit etwa 200 m. von der ersteren und ca. 100 m. von der letzteren Strasse auf dem Gebiete des verschwundenen Bilkerbusches römische Gräber bei Gelegenheit von Ausschachtungen entdeckt. Ein Gefäss von terra sigillata mit Relief-Verzierungen, das leider die Glasur eingebüsst hat, ist durch Vermittelung des Herrn Philipp Braun aus Düsseldorf in den Besitz des Historischen Museums zu Düsseldorf übergegangen. Der Inhalt desselben bestand aus verbrannten Knochenresten, den Ueberresten eines Kammes aus Knochen und eines im Scheiterhaufen zusammengeschmolzenen Fingerhutes. Das Gefäss gehört der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. an. — Es gelang mir, noch ein zweites Gefäss von seltener Grösse zu retten, während mehrere andere Gefässe — nach der Beschreibung der Finder aus terra sigillata — Kindern zum Spielzeug dienten und so dem Untergange geweiht waren. Das Gefäss zeigt ungefähr die Form unserer Suppenkumpen, hat eine Höhe von 24,8 cm., einen Durchmesser am Rande von 38 cm., einen solchen am Boden von 14 cm. und ist aus gelblichem Thone gefertigt. Der Inhalt wies verbrannte Knochenreste und Broncesachen — „avgestorven Kupper", wie der Finder es bezeichnete — auf; letztere sind leider verloren gegangen. Früher schon wurden im Bilkerbusch, wie Herr Rentner Guntrum in Düsseldorf mir mittheilte, germanische Grabfunde gemacht.

Dass die Ansicht, unterhalb Deutz fände sich auf der rechten Rheinseite kein römisches Grab, eine irrige ist, hat Constantin Koenen in diesen Jahrbüchern (Heft 85, S. 152) bereits nachgewiesen. Unsere Funde können dies nur bestätigen. Ferner dürfte es wohl wahrscheinlich sein, dass die Erkrather Strasse, zumal an ihr auch ein germanisches Gräberfeld liegt, eine alte Strasse ist.

Oscar Rautert.

11. Godesberg. Bei der im Sommer und Herbst vorigen Jahres vorgenommenen Reinigung des Godesberger Baches wurden in einer Vertiefung unterhalb der Chausseebrücke eine Reihe von Münzen gefunden, welche der Bach hier zusammen geschwemmt hatte. Dieselben befinden sich jetzt in Händen des H. Bürgermeister Dengler. Ausser einigen modernen Münzen und solchen des 16. bis 18. Jahrhunderts von Köln, Jülich und Berg befanden sich darunter zwei freilich schlecht erhaltene und stark verwaschene römische. Die bessere zeigt auf der Vorderseite einen Kopf mit Strahlendiadem und der Umschrift [G]ALLIEN...; auf der Rückseite einen stehenden Mann mit Helm und Panzerhemd, in der linken Hand eine Lanze, die rechte Hand hielt einen jetzt nicht mehr erkennbaren Gegenstand. Vor dem Manne das Zeichen X. Die zweite Münze hat auf der Vorderseite einen Kopf (Trajan?) und den Stempel IEXX, die Umschrift ist zerstört; auf der Rückseite Reste einer stehenden Figur (Abundantia?), dahinter ein C, das dazu gehörige S vor der Figur ist verschwunden. — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass sich an der linken Seite des Fusspfades, der zu Muffendorf oberhalb des Dorfes von dem Schulhause aus nach Süden führt, etwa halbwegs nach der von der ehemaligen Commende nach dem Haiderhof hinauf führenden Einsattelung zahlreiche Bruchstücke römischer Ziegel und Gefässe in den Weinbergen und Aeckern finden, so dass hier wohl eine römische Ansiedlung gelegen haben wird. A. Wiedemann.

12. Die bronzene Gedenktafel des Burgbaues zu Kempen[1]). Der hiesige Kunst- und Alterthums-Verein ist neulich durch Kauf in den Besitz der bronzenen Gedenktafel gelangt, welche, ehemals über dem Eingangsthore der hiesigen Burg angebracht, in sechs leoninischen Hexametern die Hauptdaten der Erbauungsgeschichte dieser Burg enthält. In gelehrter und interessanter Weise ist die Gedenktafel beschrieben und erklärt worden von Dr. A. Rein, ehemaligem Rector der Höheren Stadtschule zu Crefeld, in Heft XLVI der Bonner Jahrbücher (1869) S. 119—134. Unser lebhafter Wunsch, die Rein'sche Lesung durch Vergleichung derselben mit dem Original auf ihre Richtigkeit zu prüfen, sollte sich als nur zu berechtigt herausstellen. Abgesehen von unwesentlichen Kleinigkeiten, hat Rein in der ersten Zeile falsch minus statt nonis[2]) gelesen, wodurch sich ihm irrig die Jahre 1384—1388 statt der richtigen 1396—1400 als Bauzeit ergaben. Der Text, in welchem wir die

1) Kempener Wochenblatt. 19. Jahrgang. Nr. 33. 1890. 16. August.
2) Der Zweifel an der Richtigkeit der Lesung „minus" ging von mir aus, der Vorschlag „nonis" zu lesen, von meinem Collegen Herrn Oberlehrer Dr. G. Terwelp hierselbst, die Begründung und Erklärung von „nonis" wieder von mir.

Auslassungen und Abkürzungen des Originals durch Klammern andeuten, lautet folgendermassen:

M. semel. et. ter. c. nonis. x. v. semel. J. q(ue)
pri(n)cipio. May. Jubet. hoc. castr(um). fab(ri)cari
presul. Magnific(us). agrippine. frederic(us)
de. sarward. nat(us). valeat. sine. fine. beat(us)
quatuor. hoc. annis. op(us). explet. cura. Joh(ann)is
hunt. ditti. xpe. da. sit. felix. locus. iste.

Von Ligaturen sind folgende anzugeben: Zeile 1: in nonis ist das erste n mit o verbunden. Zeile 2: in principio ist das zweite p mit o verbunden, und i über beide geschrieben; in hoc ist o mit h verbunden. Zeile 3: in agrippine sind die beiden p mit einander verbunden, und das zweite i ist übergeschrieben; in fredericus: das zweite e mit d. Zeile 4: in de: e mit d. In Zeile 5: in hoc: wieder o mit h. In Zeile 6 steht ditti für dicti, xpe für Christe. Die zwischen den einzelnen Wörtern stehenden Punkte haben im Original die Form von fünfblättrigen Rosetten. Die wortgetreue Uebersetzung lautet: Tausend einmal, und dreimal hundert, neunmal zehn, fünf einmal und eins, im Anfang des Mai befiehlt diese Burg zu erbauen der grossherzige Oberhirt Agrippinas Friedrich, entstammend von Sarward[1]). Er lebe gesund, ohne Ende beglückt! In vier Jahren vollendet dieses Bauwerk die sorgfältige Bemühung des Johannes, Hunt genannt. O Christus, gib, dass diese Stätte glücklich sei!

In der ersten Zeile, welche in der von Rein des Nähern erörterten gezwungenen Art, in Versen Jahreszahlen anzubringen, nach unserer Lesung die Zahl 1396 ergibt, sind die Zahlbuchstaben beim Lesen mit ihren alphabetischen Benennungen auszusprechen, dagegen zur Ermittelung der Jahreszahl mit den durch sie bezeichneten Zahlenwerthen in Ansatz zu bringen (m = 1000, c = 100, x = 10, v = 5, i = 1). Der Vers ist demnach zu lesen:

em semel | et ter | ce no | nis ix | vau semel | ique,

nicht, wie Rein wollte:

em semel | et ter | ce minus | ix quin | que semel | ique,

was er so übersetzte: Tausend, einmal und dreimal hundert, weniger einmal fünfzehn und eins. Wie man sieht, nimmt er „einmal und dreimal" als Umschreibung für „viermal" und zieht davon 16 ab, so dass 1384 übrig bleibt. Dabei ist er in Folge seiner falschen Lesung gezwungen, uns zuzumuthen, von den neben einander stehenden Zahlzeichen x, v das erste (x) mit seinem Buchstabennamen, das zweite (v) mit dem Namen der durch dasselbe bezeichneten Zahl (quinque) auszusprechen. Das alles glaube, wer Lust hat! Er kam zu seinem vermeintlichen „minus" durch

1) Friedrich III., Graf von Saarwerden, war Erzbischof von Köln von 1370—1414.

die durch den Augenschein und die Vergleichung mit andern unzweifelhaften m, i, n, u und o als durchaus unrichtig sich erweisende Annahme, in minus sei i mit m und u mit n ligirt (u ist sonst nach oben immer offen, was hier nicht der Fall wäre), während in Wirklichkeit in nonis der zweite und der dritte Vertikalstrich ein deutliches o bilden, worauf auch wohl die kleine über o geschriebene Null hindeuten soll, und die drei letzten Buchstaben nis den gleichen Buchstaben in dem Worte annis der fünften Zeile völlig gleich sind, wobei zum Ueberfluss auch noch über dem vorletzten Buchstaben (i), wie gleichfalls bei dem letzten i in fabricari und dem mittleren i in principio, der Punkt nicht fehlt, der bei den übrigen i der Inschrift ausgelassen ist.

Die Form nonis statt nonies, noniens (Nebenformen für novies, noviens) ist so zu erklären, dass spätlateinisch ie nach vorhergehendem Consonanten vielfach zu ī verschmolzen wird. Unter den Beispielen für diese Erscheinung führt Corssen, Ueber Aussprache, Vokal. und Beton. der lat. Sprache II² S. 719 auch quinquīs für quinquies an.

Dr. Pohl, Gymnasialdirektor.

13. Der Dom zu Magdeburg. Die Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausg. von C. von Lützow in Wien und A. Pabst in Köln enthält folgenden Nothschrei. „Der altehrwürdige Dom zu Magdeburg soll verunglimpft werden! Das herrliche, stolze Bauwerk, der nördlichste Vertreter des gothischen Stils in Sandstein soll längs seiner Südfront verkleistert werden mit einer Bureau-Kaserne! Nachdem man den Kölner Dom fertig gebaut, sammelt man und vertreibt Lotterieloose, um ihn frei zu legen — nachdem die Stadt Magdeburg es sich Hunderttausende hat kosten lassen, um ihren Dom so weit seiner unwürdigen Fesseln zu entledigen, dass er jetzt in früher ungeahnter Schöne gen Himmel ragt, streckt nun der Fiscus seine Hand aus zu jammervoller Verunstaltung einer seiner Fronten, wahrscheinlich damit man nach zehn Jahren abermals in ganz Deutschland sammle zur Niederlegung des jetzt eben im Aufbau Begriffenen.“ Es folgt eine specielle Darlegung des Sachverhaltes. Nachdem die Ruinen der alten Schulgebäude so ziemlich aufgeräumt sind, muss an einem Theile ihrer Stelle etwas Neues errichtet werden, um den prachtvollen, romanischen Kreuzgang vor dem Einsturze zu bewahren. Hier wollte man ein der grossen Provinzialstadt würdiges Museum herstellen, das mit stilgerechter Fassade nach Süden, im Zusammenhange mit dem grossen Remter und den Localitäten des Staatsarchivs, zu denen zumal eine Kapelle von wunderbarer Schönheit gehört, eine Zierde der Stadt werden müsste, aber das Konsistorium behält das von der Stadt erworbene Areal zurück, um es irgendwie zu sehr prosaischen Zwecken auszuschlachten. Man hat sich für eine Bureau-Kaserne entschieden, die Zeichnungen möglichst nüchterner Art sind

fertig. Der Aufsatz schliesst mit den Worten: „Noch ist es Zeit, den schönen Magdeburger Dom vor langer Verunzierung zu bewahren, wenn alle Vereine und Organe für Geschichte und Kunst ihre gewichtigen Stimmen erheben zu allgemeinem Protest wider die Pläne des Magdeburgischen Konsistoriums. Dringend wird darum gebeten! Möchte dieser Nothschrei überall abgedruckt werden und überall Zustimmung und Unterstützung finden!"

14. Neuwied. Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Gymnasialdirektors Prof. Dr. Vogt ist im September 1890 in Heddesdorf bei Anlegung einer Strasse, welche nach dem sogenannten Bering — Ton auf der ersten Silbe! — führt, römisches Mauerwerk aus Schieferbruchsteinen und Tuff aufgedeckt worden; es fanden sich ferner viele Thierknochen, Thonscherben und Ziegeln. Viele Anzeichen deuteten auf Zerstörung durch Brand. Die Ziegel sind zum Theil flache Dachziegel, zum Theil dicke Mauerziegel, jedoch ohne Stempel. Manche flache Ziegelstücke, wahrscheinlich Bruchstücke von Heizröhren, tragen sich kreuzende Einritzungen; die Einritzungen hatten den Zweck, dass der Mörtel besser hafte. Die Thonscherben gehören zu allerhand grösseren und kleineren Gefässen mit einem oder zwei Henkeln. Interessant ist ein Gefässbruchstück mit Verzierungen und dem Bilde eines Töpfers, der einen Topf macht. Endlich sind auch zwei Münzen zum Vorschein gekommen, von denen die eine sicher das Bild Hadrians mit der Umschrift (HADR)IANVS AVG. COS. III. P. P. zeigt; auf der Rückseite sieht man zwei Figuren, welche nach der Analogie anderer Münzen wohl den Kaiser und die Felicitas bedeuten. Von der Umschrift dieser Seite ist nichts mehr zu erkennen. Auf der andern Münze sieht man nur noch den Kopf eines Kaisers angedeutet. Die Münzen, sowie die am meisten charakteristischen Stücke von Ziegeln und Scherben befinden sich im Besitze des Königl. Gymnasiums zu Neuwied.

Der Fund bestätigt, was man von früheren Funden schon wusste, dass Heddesdorf an der Stelle einer ältern römischen Ansiedlung angelegt worden ist. K.

15. Römische Funde zu Saarburg. In diesem Sommer wurden bei Planirungsarbeiten für den Bau einer Artilleriekaserne auf einer Marxberg genannten Stelle Mauerreste aufgefunden, die auf eine unterirdische Kammer von 5 m. Länge und $2^1/_2$ m. Breite deuteten, die Höhe der noch stehenden Mauerwände betrug noch etwa 2 m. Im Schutte, der diesen Keller ausfüllte, fanden sich zahlreiche Terrasigillata-Scherben und Thierknochen, auch verschiedene römische Münzen. Auf den rothen und schwarzen Thongefässen waren Jagden dargestellt. Schwere, roh behauene Platten aus Vogesensandstein scheinen Grabplatten gewesen zu

sein, die hier eine spätere Verwendung fanden. Menschenknochen fehlten. Die Thierknochen waren Reste von Hirsch, Pferd, Rind und kleineren Wiederkäuern. Es scheinen alle jagdbaren Thiere der Vogesengründe jener Zeit vertreten zu sein, einige Schädel und Gebisse sind ganz erhalten, auch die von Hundearten. Unter den Münzen konnten solche von Hadrian, der Kaiserin Julia Pia, von Geta, Alexander Severus und Pescennius niger bestimmt werden. Wahrscheinlich hat hier ein kleines Gebäude gestanden, das zu Jagdzwecken diente, und was wir jetzt vorfinden, sind die Küchenabfälle und zerbrochenen Geschirre, die in diesen Raum geworfen wurden. Weitere Funde werden vielleicht noch näheren Aufschluss geben. Beim Pflügen dieses Ackers machen sich noch an anderen Stellen Mauerreste bemerkbar.

Strassburger Post 12. Juli 1890 II. Dr. A. Hertzog.

16. Ein Fund steinerner Kanonenkugeln in Siegburg. Beim Abbruch des südlichen Seitenschiffes der Pfarrkirche in Siegburg wurden im Sommer 1889 in einem dunkeln, gewölbten Raume, worin früher das Kirchenarchiv aufbewahrt wurde, 8 bis 10 Stück Steinkugeln gefunden. Sie lagen in einer Ecke auf dem Boden unter altem Gerümpel. Zwei derselben hat Herr Dr. Hugo Meyer von Troisdorf unserm Provinzial-Museum übergeben. Sie bestehen, wie man aus den eingelagerten Feldspathkrystallen erkennt, aus Trachyt vom Drachenfels. Die eine hat einen Durchmesser von 12 cm und ist 2 kgr schwer, die andere ist 10,2 cm gross und wiegt 1,25 kgr. Nach P. Henrar, les fondateurs d'Artillerie (Annales de l'Acad. d'Archéologie de Belgique 4. Sér. V, 1889, p. 237) geht der Gebrauch der Kanonen und des Pulvers in Belgien bis zur Mitte des 14. Jahrh. zurück. Bei einem Schiessversuche in Tournai 1346 wurde ein Mensch getödtet. Die Kanonen der Flotte, die 1356 vor Antwerpen erschien, waren in Tournai gekauft. Steinkugeln aus Sandstein wurden auch aus Kanonen geschossen. Philipp der Kühne liess in Chalons 1377 eine Bombarde giessen, die Steinkugeln von 450 Pf. warf. Im J. 1440 wurde in Brugge eine Bombarde gegossen, welche Steinkugeln von 400 Pf. schoss. Im 17. Jahrh. verschwinden die Steinkugeln und machen den eisernen Platz; im J. 1440 wurden solche in Namur gegossen, von denen 100 Pf. 5 Florin kosteten, ebend. p. 277. Die Stadt Valenciennes hatte vielleicht als die erste Stadt Frankreichs auf ihrem Kriegszuge gegen Enghien, 1367, eine Artillerie (Bullet. de l'Acad. d'Archéologie de Belgique 4. Sér. 2. 1890.). Essenwein, Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen, Leipzig 1872—77, S. 8 führt unter Ausgaben in Nürnberg 1378 an: „Für Steine, die man schiesst, für 2 kupferne und 2 eiserne Büchsen.“ Vom Jahre 1344 ist ein Feuerschütze in Diensten des Erzbischofs von Mainz bezeugt. Herr Director H. Bresch schreibt mir aus Nürnberg: Kugeln von 10 bis 12 cm Durchmesser und auch viel grössere sind zweifellos aus

Büchsen (Kanonen) geschossen worden; in der Vereinigung, welche König Wenzel mit Pfalzgraf Ruprecht 1397 schloss, ist von Büchsen die Rede, die 1 Centner schwere Steine schiessen, a. a. O. S. 13.

Haben die Römer bei Belagerungen schon Steinkugeln geworfen? Mehlis giebt an, Corr. d. westd. Z. 1890, Nr. 3, dass er im römischen Schutte der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz am Fusse des Thurmes zwei künstliche Sandsteinkugeln von 20 und 23 cm Durchmesser gefunden habe und sagt: Offenbar wurden sie als Geschosse seiner Zeit von den Zinnen des Thurmes auf die Belagerer hinabgeschleudert.

Schaaffhausen.

17. Bemalte Skelette. Eine in die Zeitungen übergegangene irrthümliche Mittheilung aus St. Petersburg vom 24. September 1890 berichtigt Herr Geh.-Rath Grempler in Breslau brieflich wie folgt. Bei Simpheropel in der Krim hat Professor Wesselowski bei seinen Ausgrabungen aus Flachgräbern 7 Skelette ausgehoben, deren Knochen vom Scheitel bis zur Zehe dick mit rothem Ocker bestrichen sind. Grempler hat aus den gewonnenen Maassen den Schluss gezogen, dass in dem Grabe, in welchem 6 dieser Skelette lagen, dieselben keinen Platz gehabt hätten, wären sie nicht vorher des Fleisches entkleidet gewesen. Er erinnerte bei dieser Gelegenheit an die persischen Begräbnissthürme, auf denen die Leichen von Vögeln skeletirt werden und erwähnte einen ihm bekannten ähnlichen Fund aus Bessarabien. Grempler wird der Anthropologen-Versammlung in Königsberg im August dieses Jahres Proben der bemalten Knochen aus der Krim vorlegen. Ueber Bemalung der Körper im Alterthum berichtet das Jahrb. LXXXV 1888. S. 116. Das prähistorische Museum in Rom bewahrt unter No. 5833 einen mit Zinnober roth gemalten prähistorischen Schädel aus dem Thal Anagnina. Derselbe ist von roher Gesichtsbildung und ist mit 2 Feuersteinpfeilspitzen gefunden, die auch gefärbt sind. Dieselbe Sammlung enthält unter No. 2600 einen als Kriegstrophäe gezierten, roth gemalten Schädel aus Neu-Guinea.

Schaaffhausen.

18. Die Schneckenzucht der Römer. Plinius führt, nachdem er H. nat. IX 79 der Austernbänke gedacht, die zuerst Sergius Orata bei Bajae vor dem marsischen Kriege (91 vor Chr.) des Gewinnes wegen angelegt, auch die Schneckenbehälter an, a. a. O. 82, die Fulvius Lippinus kurz vor dem Bürgerkriege mit Pompejus eingerichtet habe, wobei er die einzelnen Arten derselben unterschied. Er ersann eine Art sie zu mästen und gemästete Schnecken gehörten damals zu einem vollkommenen Schmause. Vor ihm beschrieb schon Varro, de re rustica 3. 14, den Platz zu einem Cochlearium. Dasselbe muss unter freiem Himmel liegen und von Wasser umgeben sein, damit die Schnecken nicht von da aus-

wandern können. Am besten ist ein Ort, der weder zu sonnig, noch dem Thau zu stark ausgesetzt ist. Hat der Platz von Natur zu wenig Thau, so leitet man eine Röhre hin, die Oeffnungen hat, aus denen Wasser spritzt. Die Schnecken bedürfen wenig Futter und dieses braucht ihnen nicht zugetragen zu werden, denn sie finden dasselbe auf ebener und steiler Fläche. Räumt man ihnen grosse, künstlich zur Insel gemachte Strecken ein, so ist der Ertrag bedeutend. Man mästet sie oft in Töpfen, welche durch Löcher Luft einlassen, inwendig aber mit eingekochtem Most und Mehl ausgestrichen sind.

G. de Mortillet erwähnt in seiner Schrift: Jagd, Fischfang und Zähmung, Paris 1890 p. 487, dass Baudry in römischen Brunnengräbern der Vendée Schalen der Weinbergschnecke, H. pomatia, gefunden habe, die noch in Paris als Schnecke der Bourgogne genossen werde. Er giebt an, dass 1857 allein in Genf 10,000 dieser Schnecken verkauft worden seien. Die Mönche hätten der Fasten wegen in der Nähe ihrer Klöster essbare Schnecken gezogen, zumal Helix adspersa, die nach der Weinbergschnecke die grösste und fruchtbarste in Frankreich sei Ursprünglich eine mehr südliche Art sei sie auf diese Weise nach Paris und Lausanne verbreitet worden. In Savoyen finde man sie in Menge bei Saint Julien, wo ein Kloster gewesen sei. Diese Art sei auch nach Spanien und Portugal gebracht worden und zu verschiedenen Orten von Südamerika. In den Bergen von Verona wird eine noch grössere Art, Helix lucorum, gezogen und gemästet auf die Märkte gebracht. Eb. von Claer hat, Annal. d. hist. V. für d. Niederrh. 45. Hft. S. 92 darauf hingewiesen, dass die Sage oft Tempelherrnklöster an die Stelle römischer Gebäude treten lässt. Es mögen aber oft Klöster wirklich aus römischen Ansiedelungen entstanden sein. Auch kann man es mit von Claer für möglich halten, dass das Vorkommen essbarer Schnecken in fischarmen Gegenden für die Anlage mancher Klöster den Ausschlag gegeben habe.

Die Reste römischer Cochlearien fehlen auch in Deutschland nicht. Doch beweist die Auffindung einzelner Schneckengehäuse zwischen römischen Alterthümern in der Erde noch nichts, weil unsere Schnecken sich im Winter in die Erde verkriechen. Das Heft XIV unserer Jahrbücher enthält auf Seite 171 den Bericht des Oberförsters Baden, dass im Flamersheimer Erbenwalde bei Rheinbach zwischen dem Mauerwerk einer römischen Ansiedelung neben Knochen vom Hasen, Reh, Hirsch und Schwein an einer besonderen Stelle eine Menge von Schneckengehäusen gelegen habe von derjenigen Art, welche noch heute in Frankreich gegessen wird. Ein zweiter Fall, der auf römische Schneckenzucht bezogen werden kann, ist die von Th. Bergk im Hft. LV und LVI d. Rh. Jahrb. 1875, S. 240 mitgetheilte Beobachtung. Am Viereckplatz zu Bonn fanden sich innerhalb einer grossen römischen Hausanlage kleine thönerne Röhren, 10 cm lang, 5 breit in grosser Zahl, sie waren oben mit einem überragen-

den Rande versehen. Sie sind zu klein, um bei einer Wasserleitung gedient zu haben. Es sind mamillae, die nach Plinius in den Bädern Verwendung fanden, um warme Luft gleichmässig in den Baderäumen zu vertheilen, ausserdem wurden sie, wie es Varro anschaulich beschreibt, bei der Schneckenzucht gebraucht. Es fand sich in jener Anlage nichts, was auf ein Bad oder eine Luftheizung hingedeutet hätte. Im Jahre 1880 liess Baumeister Jacobi im Gonzenheimer Feld bei Homburg vor der Höhe das Kellergeschoss eines römischen Hauses aufgraben und fand neben Topfscherben von Terra sigillata und Haarnadeln von Horn am Boden der Ausgrabung, namentlich am innern Fuss des Kellergemäuers eine auffallend reiche Anhäufung von Schneckenschalen. Dr. Fr. Rolle, Jahrb. VIII der deutschen malakozool. Gesellschaft Frankfurt 1881, S. 44, fand darunter zahlreiche Exemplare von Helix pomatia, H. nemoralis, H. cellaria und H. rotunda, auch einige Arten, die in der näheren Umgebung von Homburg bisher nicht vorgekommen sind. Von 216 Exemplaren der römischen Aufgrabung gehörten 120 den bei Homburg noch lebenden 5 Arten und 96 den dort nicht mehr vertretenen Arten, H. strigella, H. incarnata und H. fruticorum an. Rolle sucht diese Anhäufung von Schneckenschalen durch die zur Römerzeit unbebaut liegende Gegend zu erklären, es ist aber nicht wahrscheinlich, dass die mannigfaltigen Arten von Schnecken, die an besonderen Oertlichkeiten heute vorzukommen pflegen, hier zusammen gelebt und natürlichen Schutz gesucht haben sollen. Es scheint vielmehr, dass der Mensch sie gesammelt hat und auch hier römische Küchenabfälle vorliegen. Geh.-R. E. Wagner in Karlsruhe theilt mir mit, dass Schneckenschalen von Helix pomatia in auffallend grosser Zahl in den Trümmern einer römischen Villa bei Bambergen, Amt Ueberlingen am Bodensee, gefunden worden seien, wo sie ohne Zweifel als Küchenabfälle zu deuten seien. Herr L. Leiner in Constanz schreibt mir, dass bei der Ausgrabung eines Römerbades bei Eschenz neben Kirschkernen, Haselnüssen und Olivenkernen mehrere Exemplare von Helix pomatia gefunden worden seien, die also wohl für Speiseabfälle gehalten werden könnten. Diese Art werde noch in der Gegend von Constanz gegessen. Herr Dr. S. Jenny in Hard berichtet mir: „In Bregenz fand ich zu wiederholten Malen Austernschalen bei römischen Gebäuden in grossen Mengen, auch Mytilus in wenigen Exemplaren, aber niemals Helix pomatia. In Vorarlberg erfreute sich letztere seit alten Zeiten ausgedehnter Pflege und Zucht; man versorgte damit die lombardischen Städte. Vielleicht ist diese Cultur noch ein Erbtheil der Römerzeit.“ L. Lindenschmit theilt mir mit, dass er allerdings zweimal unter römischem Schutt auffallend grosse Ansammlungen von Schneckenhäusern gefunden habe, zumal bei Aufdeckung einer römischen Abfallgrube nahe dem alten Kästrich in Mainz. Unter den verschiedensten römischen Gefässscherben zeigte sich eine sehr grosse Zahl

von Gehäusen der kleinen gelben Schnecke (wahrscheinlich Helix nemoralis). Er meint, diese Gattung sei nicht gegessen worden, jene Schnecken seien, um zu überwintern, unter den lose liegenden Scherben zusammengekrochen und nach und nach zu Grunde gegangen.

Austernschalen sind häufige Funde in römischen Ruinen am Rhein, man vergleiche Rh. Jahrb. IV, 132; LIII, 201; LX 158. Aber auch die Flussmuschel wurde von den Römern gegessen. J. B. Stark sagt, Jahrb. XLIV, 24, auffallend sei bei den Grabungen in Ladenburg (Lupodunum) die Menge der dort zusammengehäuft gefundenen Muschelschalen gewesen, welche auch in der Karlsruher Sammlung vertreten seien. Herr E. Wagner sagt: Die hier vorhandenen Stücke gehören der zweischaligen Flussmuschel, Unio sinuatus Lamarck an, die gegenwärtig im Rheingebiet nicht vorkommt, aber in der Saone, Aube, Oise, und Vesle, auch in der Somme bei Abbeville und in Belgien. Schalen kommen aber wie bei Ladenburg so auch in römischen Trümmern bei Mainz vor. Im vorigen Jahre sei sie auch in einer Niederlassung aus der Steinzeit bei Unter-Grombach, Amt Bruchsal gefunden worden. Sie scheine also im Rheingebiet ausgestorben zu sein. Schaaffhausen.

19. Römischer Augensalbenstempel aus Bonn und andere Alterthümer. Vor einiger Zeit wurde in Bonn an der Heerstrasse ein römischer Augensalbenstempel gefunden, der auf einem 6,8 cm im Quadrate messenden, an den Seiten abgeflachten Reibsteine lag und einem ca. 10 cm hohen, aus röthlichem Thone gebrannten Hähnchen zur Unterlage diente. An allen drei Gegenständen hafteten starke Brandspuren. Der Augensalbenstempel besteht aus grünem Speckstein, ist nicht wie die meisten quadratisch, sondern rechteckig, 3,5 cm lang, 2,9 cm breit und ca. 1,0 cm dick. Die Schriftflächen weisen 0,6—0,7 cm Höhe auf. Drei Seitenkanten des Stempels, die zwei Lang- (1a und 1b) und eine Kurzseite (2a), zeigen eine gut ausgeführte, bis zu ca. 0,05 cm vertiefte, zweizeilige römische Inschrift in Spiegelschrift, welche oben, in der Mitte und unten von drei eingravirten, geraden Linien begrenzt ist, während die zweite Kurzseite (2b), welche die drei Begrenzungslinien zwar auch hat, eine nur leicht eingeritzte griechische Inschrift von rechts nach links — also nicht Spiegelschrift! — aufweist. Die Einritzung auf dieser Seite ist von flüchtiger Hand vorgenommen worden. Später, als die Unbrauchbarkeit der Schrift zum Stempeln zu Tage trat, versuchte man offenbar die Inschrift auszulöschen, was an dem zweiten A des Μαρκιανοῦ und dem NA des κυκνάρια deutlich sichtbar ist, die drei Begrenzungslinien sind hier ganz vertilgt, während sie sonst unversehrt sind.

Folgende sind die Inschriften:

1a: C·MON·IVEDI
ALEPID·ADASP

2a: CM·IVENIS
SPODIAC·ADL

1b: C·MONTI·IVVEN
EVODESADCL·S

2b: ΜΑΡΚΙΑΝΟΥ
ΚΥΚΝΑΡΙΑ

1a: *C(ai) Mont(i) I(u)ve(nis) dialepid(os) ad asp(ritudinem);*
2a: *C(ai) M(onti) I(u)venis spodiac(um) ad l(ippitudinem);*
1b: *C(ai) Monti Iuven(is) evodes ad clar(itatem);*
2b: Μαρκιανοῦ κυκνάρια.

Der Augenarzt C. Montius Iuvenis ist bisher nicht bekannt. Das erste Mittel dialepidos ad aspritudinem ist ein bekanntes Mittel, sein Recept ist von Marcellus Empiricus c. 8, p. 280 angegeben und von Plinius nat. hist. XXXIV, 15, 154 und Dioscorides mat. med. V, 89 erwähnt (cfr. Grotefend: „Die Stempel römischer Augenärzte", S. 17 und Klein, Bonner Jahrbücher LV, S. 120). Das Mittel spodiacum ist bis jetzt auf keinem Augensalbenstempel beobachtet worden. Von spodiacum (sc. collyrium) gibt Scribonius das Recept[1]). Lippitudo ist die Augenblennorrhoë[2]). Diese Krankheit scheint eine weit verbreitete gewesen zu sein, denn auf den bis jetzt veröffentlichten 129 Augensalbenstempeln findet sie 50 mal Erwähnung mit 15 Mitteln gegen dieselbe. Von diesen Mitteln scheint „Diasmyrnes" das verbreitetste gewesen zu sein, welches 18 mal empfohlen wird. — Das dritte Mittel evodes bespricht Scribonius[3]), es kommt vielfach auf den Stempeln vor. Nur ist es bis jetzt zu oben erwähntem Zwecke: ad claritatem sc. oculorum noch nicht bekannt gewesen. Der Arzt der vierten allerdings sehr primitiven Stempelinschrift, Μαρκιάνος ist bis jetzt auch unbekannt; wahrscheinlich Freigelassener griechischer Abkunft, wie deren schon Grotefend eine stattliche Reihe erwähnt[4]). Das Mittel κυκνάριον (cycnarium) finden wir bei Paul. Aegineta VII, 16[5]).

Da Grotefend[6]) und besonders Klein[7]) darauf hinweisen,

---

1) Scribonius, Compos. medicae c. 23 u. 24.
2) Cels. VI. 6, p. 347; Galen. de semine VI, 646, de morbis diff. VI, 876 u. 879; Galen in Hippocrat. de salubris vict. rat. XV, 325.
3) a. a. O. c. 26. cfr. Grotefend a. a. O. S. 31.
4) a. a. O. S. 5.
5) cfr. Grotefend a. a. O. S. 116.
6) a. a. O. S. 39, 85. 88, 94.
7) Bonner Jahrbücher LV, S. 101.

dass diese Stempel wohl in Händen der Salbenhändler und nicht der Aerzte waren, so möchte für die Bezeichnung „Augenarztstempel" die Benennung „Augensalbenstempel" als die zutreffendere vorzuziehen sein.

In der Umgebung des Stempels, auf einem Terrain von etwa 200 qm, fanden sich noch folgende andere römische Alterthümer, deren genaue Lage nicht mehr zu bestimmen war:

2 Henkelkrüge, 20,5 und 19,5 cm hoch, von der spätrömischen Form, wie B. Jahrb. Heft LXXXVI, Taf. X, 51;

3 kleine Henkelkrüge, 10,8—11,5 cm hoch, von der Gestalt, wie a. a. O. Taf. X, 10, doch von der Technik wie Taf. X, 59;

Teller aus blauschwarzem Thone, 4,8 cm hoch und 16 cm Durchmesser, von der Form, wie a. a. O. Taf. VII, 42, aber ohne Fuss und Randleiste, doch technisch roh;

1 Terra sigillata-Tasse, 6 cm Höhe, der Form wie a. a. O. Taf. X, 33, jedoch ohne obern Randaufsatz;

1 unverzierter Becher, 10,8 cm hoch, von der Technik und Form wie a. a. O. Taf. X, 37;

1 poculum, 17,6 cm Höhe, Durchm. am Rande 6,7 cm, desgl. an der weitesten Bauchung ca. 11 cm, mit Metallglanz, von der Form wie a. a. O. Taf. X, 57, zeigt die bessere Farbengebung und Verzierung wie a. a. O. Taf. X, 13. Die Bauchung ist in zwei Felder eingetheilt, die obere ist oben von einer Wellenlinie, unten von einer Strichreihe begrenzt und enthält die in 2,4 cm hohen Buchstaben verfasste Inschrift: VIVAMVS, das untere, das ebenfalls von einer Strichreihe nach unten abgeschlossen ist, zeigt kleeblattartige, weisse und gelbliche Verzierungen;

1 poculum, das am Halse beschädigt ist, Höhe: 10,5 cm, von der Form und Typus wie a. a. O. Taf. X, 48, mit der Inschrift: F . . . V . . . T . . . V . . . E . . . M . . . E;

1 poculum mit Metallglanz, 12,1 cm hoch, von der Form wie a. a. O. Taf. XI, 2.

1 Glasflasche, 15,5 cm hoch, Form ähnlich wie a. a. O. Taf. X, 32, doch bauchiger;

1 Glasfläschchen, 8 cm hoch, ähnlich wie a. a. O. Taf. X, 32, doch gedrungener;

1 dto., 9,2 cm hoch, von der Gestalt wie a. a. O. Taf. X, 53;

eine 2,2 cm hohe Bronceschelle mit Drahtgriff;

ein Bronzenagel mit viereckigem Kopfe;

Kleinbronze von Constantin dem Grossen, Revers: Victoria laeta Princ. perp.;

Grossbronze der Kaiserin Lucilla, Revers: undeutlich; dieselbe wurde mir mit einer Scherbe eines poculum, die Brandspuren zeigt und nach Form und Technik in das Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. zu setzen ist, als Einzelfund übergeben.

Wir haben hier Gegenstände aus dem Ende des 2. und dem Beginn des 4. Jahrhunderts vor uns. Da nach Aussage des Finders der Stempel mit Reibstein und Hähnchen allein gefunden wurde, da ferner diese drei Gegenstände und die poculum-Scherbe aus dem 2. Jahrhundert starke Brandspuren tragen, was bei allen übrigen Gegenständen nicht der Fall ist, so dürften wir den Augensalbenstempel wohl in die letztere Zeit setzen, womit auch die schöne Schrift der drei gravirten Seiten übereinstimmt[1]). Oskar Rautert.

20. Eine untergegangene Burg der Vorderpfalz. Zwischen Dürkheim und Wachenheim liegt abgelegen von menschlicher Wohnstätte am Rande des Wiesbaches ein einsamer Hof, „Osthof" genannt. Mit seinem altfränkischen Dache erscheint er mir eine Reliquie der Vorzeit. Und dass dem wirklich so, bewies ein Fund im vergangenen März.

Unterhalb des „Osthof" stiess man bei einer Vermessung auf einen alten Grenzstein. Auf seiner einen Breitseite befindet sich folgende Inschrift in römischen Majuskeln:

1. „Fundus areis
2. Holenburg"

Auf der Rückseite ist noch erkennbar

1. „...SP.....
2. ....A.R...CH
3. 1507."

Die Vermuthung, der Name „Holenburg" möchte den früheren Namen des Osthof enthalten, bestätigt sich. Nach Widder: „Beschreibung der Kurpfalz" II. Th. S. 333 war der „Osthof" früher „Hollenburger Hof" genannt und gehörte urkundlich seit 1310 der adeligen Familie der Holdenberger oder Hollenburger. Der Weiler, der sich hier befand, war einer Veste ähnlich, mit Wall und Graben umgeben und hatte noch bis 1470 eine eigene Kapelle. Hier wurden schon öfters römische Steinkistengräber gefunden, so dass sich diese altfränkische Burg wahrscheinlich auf den Resten einer römischen Ansiedlung erhob. Unmittelbar westlich zieht die Römerstrasse Dürkheim-Deidesheim-Neustadt vorüber, jetzt „Sauweg" genannt, welche auf dem kürzesten Wege Bingium mit Argentoratum verband (vgl. Heintz: „die Pfalz unter den Römern" S. 54—55).

Auch die Rückseite des Grenzsteines ist zu deuten. Nach Widder a. a. O. S. 337 in Frey's „Beschreibung des Rheinkreises" 2. B.

---

1) Während des Druckes geht mir die Veröffentlichung des oben besprochenen Stempels durch Stephan Ley im Aprilheft des Corresp.-Bl. der Westd. Zeitschr. zu.

S. 444 verkauft „um's Jahr 1508" Abt Machar von Limburg die Burg zu Friedelsheim an Hanns von Hirschhorn dergestalt, dass dieser sie von Kurpfalz als Mannlehen empfangen musste. Die genaue Jahreszahl für diese Besitzveränderung fehlte bisher. Dieser Grenzstein dürfte sie enthalten — 1507. Die Inschrift dürfte zu deuten sein:

1. Fundu[s P]alatinatus
2. MARCH (= Mark)
3. 1507.

Dass ein deutsches Nomen in Z. 2 enthalten ist, dies bezeugen die Endbuchstaben

CH.

Ein lateinisches Nomen kann so nicht enden! — Ein Pendant hierzu bietet das „arcis Holenburg" des Avers. Es kam schon in diesen Zeiten auf einen Mischmasch zwischen Deutsch und Latein nicht an, der dann in den Zeiten des 30jährigen Krieges seinen Höhepunkt erreichte. — Nach eingetretener Besitzänderung liessen die Eigner, der Holenburger und der Friedelsheimer ihre Grenzen neu umsteinen. Den letzten „Markstein" der Holenburg fand man durch Zufall; er steht jetzt als membrum disjectum im Museum zu Dürkheim.

Die in obigem geäusserte Vermuthung, dass sich der „Osthof" bei Wachenheim, richtiger die „Holenburg" auf den Fundamenten einer römischen Ansiedelung erhebt, wurde durch einen Fund vom 2. April d. J. bestätigt. Etwa 300 m südlich vom alten Grenzstein der Holenburg am rechten Ufer des Wiesbaches stiess Gärtner Murer bei landwirthschaftlichen Arbeiten auf eine wohlerhaltene Steinkiste. Dieselbe lag 40 cm tief unter der Bodenfläche. Die regelmässig, vierkantig behauene Kiste hat 72 cm Länge, 60 cm Breite, 40 cm Höhe; der massive Deckel hat eine Höhe von 18 cm. In dieser Steinkiste aus rothem Sandstein ist eine viereckige Höhlung von 45 cm Länge, 33 cm Breite, 27 cm Höhe sorgsam eingehauen. Darin fand sich eine Graburne vor; sie ist von rother Farbe; die Wandung hat 0,4 cm Dicke; geziert ist sie von zwei parallelen Rinnen. Im Innern zeigt das — leider zerschlagene — Gefäss breite Riefen vor. Im Inneren dieser Urne lagen zahlreiche calcinirte Knochentheile, vermischt mit Asche und Kohlen. Ausserdem befand sich in der Urne eine römische Bronzemünze von der Grösse eines Zweimarkstückes. Leider ist die Umschrift fast ganz verwischt, nur lässt sich rechts vom Kopfe auf dem Avers ein — ANTO — unterscheiden. Demnach gehört die Bronzemünze der Zeit der Antonine (138—192) an. Nach der Kopfform möchten wir auf Antoninus Pius schliessen. — Ausserhalb des Steinsarges sollen nach Mittheilung des Finders noch Bronzesachen (Armreifen, Fibeln?) gelegen haben, die jedoch als werthlos (!) weggeworfen wurden. — Wenige Schritte oberhalb dieser Fundstelle, die ca. 400 m von der Römerstrasse Dürkheim-Neustadt nach Osten zu

gelegen ist, ward um 1850 bereits eine ähnliche Steinkiste gefunden. — Es ist damit hier an der Holenburg und der Römerstrasse eine ständige römische Niederlassung festgestellt, die wohl bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. hinaufreicht.

Dr. C. Mehlis.

21. London. Fund altbabylonischer Alterthümer. Im Verlaufe des Jahres 1889 wurden in London in der Knightrider Street eine Reihe alter, im 17. Jahrhundert erbauter Häuser niedergerissen. Dabei entdeckte man drei Blöcke aus dunklem Diorit, welche Inschriften trugen; dieselben wurden von dem British Museum erworben und liegen jetzt auch in einer Publikation vor (Evetts in Proceedings of the Society of Biblical Archaeology XIII p. 54 ff. 150). Der erste Block war sehr abgerieben, seine Inschrift unlesbar, dagegen erkannte man noch an seinem obern Ende Bilder der phantastischen Thiere, welche in Babylon als Zeichen des Thierkreises dienten. Dies und die Form des Steines zeigte, dass derselbe ursprünglich als Grenzstein gedient hatte und zwar vermuthlich im 13. oder 12. vorchristlichen Jahrhundert, in denen in Babylonien derartige Blöcke häufig zu solchem Zwecke verwendet wurden. — Der zweite Block war ein Würfel von 11″ im Kubik. Die obere Seite war leicht gewölbt und polirt; in der Mitte befand sich ein rundes Loch. Derartige Steine sind vor einigen Jahren durch de Sarzec in ziemlich grosser Zahl in Tello, dem alten Sirpurla, in Babylonien entdeckt worden; nach seinen Untersuchungen dienten sie gewissermassen als Untertheile von Thürpfosten. Die Holzthüren selbst waren an ihrer Angelseite unten mit einem Metallstift versehen, dieser passte in das Loch inmitten des Steines und bildete das Ende der Axe, um die sich die Thür drehte. Neben dem Loche pflegt eine Inschrift zu stehn, welche den Weiher der Thüre nennt; das ist auch auf dem Londoner Exemplare der Fall, dessen Inschrift besagt: „Dem Gott Nina, dem höchsten Gotte, dem Herrn der beschriebenen Tafel, hat Gudea, der patesi (Priester-König) von Sirpurla ...., nachdem er zu der Stadt Nina, seiner geliebten Stadt, gekommen war, den Tempel von E-ud-ma-Nina gebaut und errichtet und in ihm das Bild eines Löwen geweiht.“ Die Stadt Nina ist hier keinenfalls Ninivch, sondern, wie der Zusammenhang zeigt, entweder Sirpurla selbst oder ein Theil dieses Ortes.

Die Zeit, in der Gudea, von dem zahlreiche Denkmäler erhalten geblieben sind, herrschte, ist nicht genau bekannt, doch gehörte derselbe etwa in das Zeitalter des Sargon I. und des Naram-Sin. Von diesen beiden ihrerseits weiss man jedoch bisher nur, dass sie zu den ältesten Königen im Euphrat- und Tigris-Thale gehörten, aber nicht für wie alt sie thatsächlich zu halten sind. Der letzte babylonische König Nabonaid lässt Naram-Sin 3200 Jahre vor sich regieren, also etwa 3750 v. Chr.,

doch macht seine Angabe keinen sehr zuverlässigen Eindruck und erscheint es mir wahrscheinlicher, dass der Herrscher um mehr als 1000 Jahre später zu setzen ist und etwa in die Mitte des dritten Jahrtausends gehört. Immerhin wird der Londoner Inschriftstein ein Alter von mehr als 4000 Jahren besitzen.

Der dritte Block ist das Bruchstück eines Beckens; aussen war dasselbe viereckig, die Höhlung dagegen rundlich. Die neben der Höhlung angebrachten Inschriftzeilen enthalten eine Widmung des patesi von Sirpurla E-annadu, welcher auf Denkmälern aus Tello mehrfach genannt wird, an den Gott Nina. Die Zeit dieses Priesterkönigs ist nicht genau bekannt, doch zeigt der Schriftstyl seiner Inschriften, dass dieses Becken, welches wohl als Behältniss für heiliges Wasser in einem Tempel diente, beträchtlich älter ist als die von Gudea herrührenden Denkmäler.

Interessant wäre es, wenn man mit Sicherheit nachweisen könnte, wann und wie die geschilderten Steine nach London gekommen sind. An eine Hierherkunft im Alterthume ist bei der weiten Entfernung des Ursprungsortes von England nicht zu denken, um so weniger als sonstige Funde babylonischer Stücke im Bereiche der westlichen Provinzen des Römerreiches nicht gemacht worden sind. Dagegen bestanden Anfang des 17. Jahrhunderts ziemlich lebhafte Beziehungen zwischen West-Europa und dem persischen Meerbusen, welche durch die Holländische und die Englische Handelsgesellschaft vermittelt wurden. Damals mag ein Kaufmann die Steine als Kuriositäten von Bassorah, dem Hafen Bagdad's, mit nach London gebracht haben; bei dem grossen Londoner Brande 1666 gingen sie verloren und wurden später beim Wiederaufbau der Stadt als Baumaterial verwendet, um jetzt nach mehr als 200 Jahren wieder an das Tageslicht zu treten. Ist diese Vermuthung richtig, so würden dies die ersten babylonischen Denkmäler sein, die überhaupt den Weg nach Europa fanden. Den Rang könnte ihnen höchstens ein Ziegel streitig machen, den Pietro della Valle 1616 in den Trümmerhügeln von Babylon fand und den er später in Rom dem berühmten Jesuiten Athanasius Kircher schenkte. Es ist dies vermuthlich derselbe Ziegel, der sich noch jetzt in dem Museo Kircheriano zu Rom befindet, und der sich durch eine aufgestempelte Inschrift als ursprünglich für ein Bauwerk Nebucadnezars in Babylon bestimmt ausweist.

A. Wiedemann.

22. Aegypten. Neue Funde. Während die wichtigeren Funde auf dem Boden des Nilthales während der letzten Jahre in kleineren Orten des Landes gemacht worden sind, entstammen die beiden, deren hier zu gedenken ist, den Hauptstädten des Reiches, Theben und Memphis. Ueber den ersten haben die Tagesblätter der letzten Wochen vielfache, den Thatsachen freilich wenig entsprechende Mittheilungen

gebracht, während der letztere fast unbemerkt geblieben ist; beide werden dem jetzigen Direktor des Museums zu Kairo, Grébaut, verdankt.

Vor etwa 10 Jahren wurde in Theben, etwas südlich von dem Tempel von Der el bahri, der vielbesprochene sog. Königsschacht entdeckt, welcher die Leichen einer Reihe von Monarchen und ihrer Angehörigen vom Anfange des neuen Reiches an bis in die 21. Dynastie enthielt. Gleich nach seiner Eröffnung ward der Gedanke laut, es würden wohl noch mehr derartige Mumienverstecke vorhanden sein und begann man zunächst nach einem solchen aus der 22. Dynastie, auf dessen Entdeckung durch die Araber mehrfache Anzeichen hinwiesen, zu suchen. Seine Auffindung gelang nicht, dagegen hat der vorige Herbst einen andern Schacht zur Kenntniss der Wissenschaft gebracht, welcher sich zeitlich unmittelbar an den Königsschacht anschliesst und noch der 21. Dyn. angehört. Derselbe liegt nordöstlich von dem Tempel von Der el bahri, rechts von der heiligen Strasse, die vom Nile her auf diesen Tempel zuführte. Er besteht zunächst aus einem senkrecht in den Felsen eingehauenen Gang von 15 m Tiefe. Bei einer Tiefe von 6 m befindet sich in der Nordwand eine kleine Kammer, welche leer blieb, während sich ganz unten ein Gang nach Süden hin öffnet, der unter der eben erwähnten Strasse zum Tempel hindurch führt. Dieser Gang hat eine Gesammtlänge von 124 m; nach den ersten 90 m wird er durch eine Treppenanlage unterbrochen, welche aus einigen abwärts und dann wieder ebensoviel aufwärts führenden Stufen besteht, der dann weiter führende, 30 m lange 2. Theil des Ganges bildet die genaue Fortsetzung des ersten Theiles. Vom Boden der Treppenanlage aus läuft ein etwa 40 m langer Gang nach Westen hin. Alle diese Gänge waren angefüllt mit Todtengeräth und wirr durch einander stehenden, offenbar in grösster Eile hierhin zusammengeschleppten Särgen. Die schon beim Schachte von Der el bahri festgestellten Folgen einer solchen Eilfertigkeit treten auch hier auf. Manches ist zerbrochen, die inneren Särge zeigen andere Namen als die äusseren, die sie umschliessen, manche Särge tragen gar keine Namen, indem man noch unbenutzte Särge zum Ersatz älterer zerbrochener verwendet hat, ohne sich die Zeit zu nehmen, sie mit entsprechenden Aufschriften zu versehen. Die Särge, 163 an der Zahl, gehörten vor allem Priestern und Priesterinnen des Amon an, daneben fanden sich Priester des Gottes Month, des Anubis, des Königs Seti I und der Königin Aḥ-ḥetep, welche letztere am Anfange der 18. Dyn. lebte. Ihrem Style nach und den Namen, welche sie tragen (Pinet'em, Ramenxeper, Astemxeb u. s. f.), zu Folge, gehören alle Särge in die 21. Dyn., (c. 1100—975 v. Chr.). Unter den Beigaben befinden sich an 100 Holzkästen mit je 2—300 Uschebti von schlechter Arbeit, ferner sehr schön gearbeitete Sandalen, Wedel aus Palmblättern, Canopen, 2 bemalte, gut gearbeitete Holzstatuen der Isis und der Nephthys, und 77 Osirisstatuetten

aus Holz. Zwei der letzteren waren leer, die übrigen 75 enthielten Papyrusrollen, deren eine über 50 m lang zu sein scheint. Die Rollen tragen den Text des Todtenbuches; mit ihrer Hülfe wird es möglich sein, den correkten Text der unter der 21. Dyn. in den höchsten Kreisen gültigen Recension dieser für den ägyptischen Unsterblichkeitsglauben grundlegenden Schrift wieder herzustellen, was für die Erforschung der aeg. Religion von grösster Bedeutung sein muss. Historische Texte haben sich nicht gefunden und ist auch nach den Erfahrungen bei früheren Funden wenig Hoffnung vorhanden, dass solche noch bei der Auswicklung der Mumien zu Tage treten; die zwischen den Mumienbinden liegenden Papyri pflegen religiösen Inhaltes zu sein; erst in später Zeit findet man an dieser Stelle auch Contrakte u. dgl. Aber auch so ist die geschichtliche Bedeutung des Fundes eine grosse, die auf den Särgen aufgezeichneten Genealogien werden es ermöglichen, die noch immer unklare Chronologie der 21. Dyn. festzustellen, was auch für die jüdische Geschichte von Bedeutung sein wird, da die letzten Herrscher dieser Dynastie zu den jüdischen Königen, insbesondere zu Salomo in nahen Beziehungen standen. Sämmtliche Fundgegenstände sind unter Aufsicht von Grébaut aus dem Schachte herausgeholt und nach dem Museum zu Kairo gebracht worden, wo sie nunmehr eingehend untersucht werden sollen.

Die zweite Fundstätte liegt bei Memphis. Hier hat sich die Museumsdirektion nach langem, durch die schwierigen Terrain- und verwickelten Besitzverhältnisse veranlassten Zögern entschlossen, unweit des heutigen Ortes Mit-Rahine, an der durch eine bereits von Herodot II, 110 erwähnte Statue Ramses II bezeichneten Stätte des grossen Ptah-Tempels Ausgrabungen zu veranstalten. Unter den Fundstücken ist zunächst ein schön gearbeitetes Relieffragment (publ. Grébaut, Musée égypt. pl. 7) hervorzuheben, welches den jugendlichen König Amenophis III nicht mit seinen sonst üblichen Gesichtszügen darstellt, sondern mit einem auffallend stark vorspringenden Kinn, so dass er in etwa das Profil zeigt, mit welchem sein Nachfolger Amenophis IV kurz nach der Einführung des Atenkultes abgebildet ward. Es beweist dies, dass der prognathe Typus des letztern Königs, aus dem man trotz seiner sieben Töchter hat schliessen wollen, dass er ein Eunuch war, schon bei seinem Vorgänger sich gezeigt hatte. Wenn er in dessen Darstellungen im allgemeinen nicht zum Ausdruck kam, so lag dies gewiss nur daran, dass ein solcher Prognathismus dem Idealbilde eines ägyptischen Monarchen nicht entsprach. — Dann entdeckte man in einem kleinen Raume eine längere Reihe von Porträtstatuen des alten Reiches (l. c. pl. 8—14), darunter solche der Könige Chephren, Mykerinos, Rā-en-user, Men-ka-Hor, welche zwar in streng hieratischem Style gearbeitet waren, aber doch wenigstens in ihren Hauptzügen Rückschlüsse auf das Aussehen der betreffenden Herrscher zuliessen. Diese Entdeckung hat abgesehen

von ihrem kunstgeschichtlichen Interesse auch ein rein historisches. Die von den griechischen Autoren überlieferte Angabe, dass die Stadt Memphis, bez. ihr dem Hephaestos (Ptah) geweihter Haupttempel, gleich nach Entstehung des ägyptischen Reiches begründet worden sei, ist neuerdings (Erman, Aegypten S. 243 f.; Meyer, Gesch. Aeg. S. 57) für unrichtig erklärt worden. Man ging dabei davon aus, dass die Stadt in den Inschriften vor der 6. Dyn. nicht erwähnt werde, und die Ansicht fand darin scheinbar eine Stütze, dass in den Ruinen des Ptahtempels bislang keine Ueberreste aus den ersten Dynastien entdeckt worden waren. Dass das Hauptargument nicht ausschlaggebend ist, habe ich bereits an anderer Stelle (Proc. Soc. Bibl. Arch. IX. S. 184 ff.) eingehend gezeigt; die soeben erwähnten Funde beweisen nunmehr, dass auch der Hephaestostempel jedenfalls bereits am Anfange der 4. Dyn. bestand, d. h. ebenso alt ist, wie die ältesten uns erhaltenen ägyptischen Denkmäler überhaupt. A. Wiedemann.

Berichtigung

zu Jahrbuch LXXXVIII S. 151 von **J. Näher.**

In meiner Abhandlung über die Entstehung und Entwicklung der deutschen Steinmetzzeichen, Jahrb. 88 S. 146 ff., habe ich S. 151 die Vermuthung ausgesprochen, dass sich im Mittelalter der Gebrauch der Steinmetzzeichen auf das deutsche Reich beschränkt haben dürfte. Gestützt war dieselbe durch das Schweigen der französischen Archäologen Viollet-le-Duc und Caumont in ihren bezüglichen Werken, ebenso von Blavaignac, der die Bauwerke der romanischen Schweiz beschrieb, und hauptsächlich dadurch, dass ich in dieser Gegend, mit Ausnahme der von mir angeführten zwei Bauten, Steinmetzzeichen weder an den Burgen noch an den kirchlichen Baudenkmälern fand. Da diese Annahme bezweifelt worden ist, so habe ich mich an meinen Freund, den Architekten Herrn Baron von Geymüller in Paris gewendet, um hierüber die nöthige Aufklärung zu erhalten. Er schreibt mir, dass er selbst noch keine Steinmetzzeichen an französischen Bauten beobachtet habe, jedoch sollten dieselben in Südfrankreich häufiger vorkommen. Auskunft darüber gäben: A. H. Revoil, Architecture romane du midi de la France, Paris 1873 und R. Ruprich, architecture normande au XI et XII siècle, Paris 1885—87.

In dem Werke von Revoil sind die an den Baudenkmälern der kirchlichen Kunst vorkommenden Steinmetzzeichen (marques de tâcherons, signes lapidaires) der frühesten romanischen Zeit aufgeführt und beschrieben. Dieselben bestehen fast nur in grossen lateinischen Buchstaben,

es kommen jedoch auch schon die romanischen Majuskeln des A, M, E und H vor, wie wir sie bei unsern Inschriften vom 12. Jahrhundert an antreffen. Das Kreuz als Symbol Christi war auch schon als Steinmetzzeichen gebräuchlich, während die bei uns üblichen ältesten Formen von Pfeilen und geometrischen Figuren (siehe Heft 88 Tafel II) bei den Bauten in Südfrankreich fehlen. — Revoil führt diese Steinmetzzeichen in die karolingische Zeit zurück, während sie an unseren kirchlichen Bauten erst vom 12. Jahrhundert an nachgewiesen werden können. Wenn auch für Frankreich eine Priorität des Gebrauches der Steinmetzzeichen nachgewiesen werden dürfte, so muss man doch anerkennen, dass die Fortentwickelung derselben und die Organisation der Steinmetzbauhütten in Deutschland ihre höchste Blüthe erreichte. Durch den Kunstsinn Karl des Grossen, namentlich durch die Errichtung des Domes in Aachen fand der Mauer- und Quaderbau seinen Eingang in Deutschland und Frankreich. Die aus Italien berufenen Bauleute dürften die dort an den römischen Bauten schon vorhanden gewesenen Zeichen auch bei uns eingeführt haben, mit dem Unterschiede, dass diese sich bei uns auf die Person, d. h. den Namen des Steinmetzen bezogen haben. Aus diesem Grunde sind die fast nur in lateinischen grossen Buchstaben bestehenden Zeichen zu verstehen. Die sogenannten Sinneszeichen kamen erst im 12. und 13. Jahrhundert an den Hausteinen unserer Bauten auf. In Frankreich selbst ist zur Aufklärung aller dieser Fragen noch fast nichts geschehen, wie ja auch in Deutschland dieselben erst in neuerer Zeit eine allgemeinere Beachtung erfahren haben.

IV. Berichte.

1. Winckelmann-Feier in Bonn am 9. December 1890.

Dieselbe fand unter zahlreicher Betheiligung von Mitgliedern des Vereins von Alterthumsfreunden und Gönnern der Alterthumsforschung im Saale des Kleyschen Gasthofs um 7 Uhr Abends statt. Der Vorsitzende des Vereins Geh. Rath Schaaffhausen eröffnete die Versammlung mit einem Hinweis auf die unvergänglichen Verdienste Winckelmanns um die Erklärung und Werthschätzung der Kunstwerke des Alterthums. Ihm war es vor allem die Bewunderung des Schönen, was ihn zu dieser Forschung hinzog. Er sagt in einem seiner Briefe: „Es war ein gewisser feiner Geist, mit welchem ich mich auf mächtigen Schwingen in Betrachtung des Schönen erhob. Diese ist die Seele der ganzen Kenntniss der Kunst des Alterthums, die der Himmel nicht verschwenderisch verliehen hat.“ Für uns sind die alten Denkmale auch dann von hohem Werth, wenn sie nicht schön sind; sie sind oft wichtige Zeugen der Geschichte oder sie stellen uns die verschiedenen Culturstufen der Völker dar, die nicht deutlicher unterschieden werden können als durch das, was sie in der Kunst hervorgebracht haben. Erst mit Winckelmann trat die deutsche Alterthumsforschung auf gleiche Höhe mit der der übrigen Nationen Europas. Aber in der Gewinnung und Sammlung von alten Kunstwerken waren wir zurückgeblieben, die Franzosen waren uns in Aegypten, die Engländer in Griechenland, die Italiener in ihrem eigenen Lande vorangegangen. Das ist anders geworden, seit Schliemann in Mykenä 1878, in Troja seit 1881, in Tiryns 1885, das deutsche Reich in Olympia und Pergamon, andere deutsche Forscher in Cypern und Syrien und anderwärts mit so grossem Erfolge nach Schätzen gegraben haben und noch damit beschäftigt sind. Seit Winckelmann hat die Kenntniss

der Kunst des Alterthums und das Interesse daran die grössten Fortschritte gemacht. Aber welche Mittel stehen uns dazu auch zu Gebote? Heute sind in den Museen aller grösseren Städte die herrlichsten Werke des classischen Alterthums in Abgüssen aufgestellt, wodurch der Sinn für das Schöne in der Kunst überall geweckt und verfeinert wird. Auch die Nachbildung von kleineren Alterthümern, von Waffen, Geräthen und Schmucksachen wird jetzt in grossartiger Weise geübt. Es ist ein rühmliches Verdienst des unter Lindenschmits Leitung stehenden Römisch-germanischen Museums in Mainz, solche Nachbildungen von Alterthümern aller Gegenden und Länder anzufertigen. Nicht weniger als 11000 Gegenstände sind auf diese Weise vervielfältigt und im Mainzer Museum vereinigt und werden an andere Museen abgegeben. Das illustrirte Verzeichniss derselben bildet einen stattlichen Atlas der Alterthumskunde. Eine solche für das vergleichende Studium unschätzbare Sammlung ist nirgendwo sonst vorhanden. Nun erst wissen wir, wie die Kunstarbeiten unserer Vorfahren ausgesehen haben, als sie neu waren. Wenn wir sie aus den Gräbern heben, sind sie durch Oxydation der Metalle unkenntlich geworden, nur das Gold und die Granaten widerstehen der Zerstörung. Aus der verschiedenen Strahlenbrechung hat man erkannt, dass diese nicht rothes Glas sind, wie man früher glaubte. Die durch Einlegen von Silberfäden auf eisernen Geräthen hervorgebrachte Tauschirarbeit ist gleichsam erst entdeckt worden durch das Verfahren Lindenschmits, jene zu reinigen. Eine Auswahl merovingischer Schmucksachen aus dem Mainzer Museum wurde vorgezeigt. Mit dem wachsenden Eifer für die Alterthumsforschung sind überall Vereine und Privatsammlungen entstanden. Die Alterthümer sind ein Gegenstand lebhaften Handels geworden und es werden gegen früher unglaubliche Preise gezahlt. Dabei findet auch die immer kühner auftretende Fälschung ihre Rechnung. Unsere Industrie und Baulust vernichten zwar manches alte Denkmal, worüber sogar in Rom Klage geführt wird, aber sie führen auch, indem sie den Boden aufwühlen, zur Entdeckung von Alterthümern. Wie zahlreich die Funde letzter Zeit in unserer Nähe sind, lehrte ein kurzer Bericht des Redners und die Erklärung mehrerer ausgestellter Gegenstände. Es waren dies Funde aus den kürzlich aufgedeckten Reihengräbern von Nieder-Dollendorf und Fahr, mit Eisenwaffen und Mosaikperlen. Im October wurde zu Niederdollendorf beim Bau der Eisenbahn nach Heisterbach ein fränkisches Grabfeld durch-

stochen. Die Gräber lagen 1 bis $1^1/_2$ m unter der Oberfläche, das Gesicht der Todten war nach Osten gerichtet. Das Grabfeld muss lange in Gebrauch gewesen sein, denn in demselben sandigen Lehmboden lagen gut erhaltene Skelette und ganz verwitterte, deren Knochen nur als weisse Kalkstreifen im Lehm noch erkennbar waren. Es wurden etwa 20 Gräber gefunden, auch solche von Weibern und Kindern. Eine Tibia, die schmal und hinten rundlich war, bildete mit dem Femur einen Winkel von 18°. Ein Unterkiefer war prognath mit vorspringendem Kinn, ein Schädel hatte starken Porus occipitalis. Ein sehr regelmässig aus Basaltplatten ohne Mörtel errichtetes Plattengrab wurde freigelegt. Der Innenraum war 2 m lang, 60 cm breit, am Kopf- und Fussende stand eine Platte von 8 cm Dicke; 3 grosse Platten von 1 m bis 80 cm Länge und 80 cm Breite dienten als Deckel. Dieser Basalt wird in Obercassel gebrochen. Dieselben Plattengräber fanden sich auf den von dem Vortragenden beschriebenen Gräbern von Oberholtdorf und Oberkassel; hier fanden sich auch dieselben niedrigen Thongefässe mit verjüngtem Fuss und weiter Oeffnung, vgl. Rh. Jahrb. LII, 1872, S. 176 und LVIII 1876, S. 218. Die regelwidrig durcheinander liegenden Knochen jenes Grabes sprechen für Leichenraub. Die Todten waren gewöhnlich auf den Rheinkies gebettet. Die Funde aus verschiedenen Gräbern waren folgende: eine 46 cm lange Lanzenspitze von Eisen, eine eiserne Pfeilspitze mit Widerhaken und Tülle, 9 cm lang, Stücke eines Eisenschwertes, das zungenförmige Endstück eines Riemens aus Bronze, 58 mm lang und 15 breit, mit 4 Reihen feiner Grübchen verziert, zwei kleine gelbe Thonperlen und eine 22 mm dicke und 18 mm hohe rothbraune Perle mit 8 Augen, die einen weissen Rand hatten und eine blaugrüne aus einem Glasfluss bestehende Mitte. Von 3 Schädeln ist einer 183 mm lang, 134 mm breit, Höhe 92, Index 73,2. Die Ebene des Hinterhauptloches ist auf der Frankfurter Linie nach hinten gerichtet. Ein weiblicher mit vorgewölbter Hinterhauptsschuppe und hochstehenden schmalen Nasenbeinen ist leptorrhin und hat abgeschliffene Zähne. Im November wurden oberhalb Fahr, gegenüber Andernach, nahe der Eisenbahn, 8 fränkische Gräber geöffnet. Ein Sarg bestand aus Brohler Tuff. Ein einschneidiges 46 cm langes Eisenschwert mit langem Griff sowie gelbe und graue Thonperlen kamen an einen Händler nach Andernach. Zu gleicher Zeit wurden bei Leutesdorf fränkische Gräber geöffnet [1]). Bilder der

1) Hier fand Herr Antiquar J. Schmitz aus Andernach im März 1891

römischen Aediculae von Carden, Regensburg und Worms wurden vorgelegt, die bei uns so selten gefunden werden, wiewohl die römischen Schriftsteller von ihrer grossen Verbreitung sprechen; ferner ein Blei-Medaillon mit Medusenhaupt aus dem Rhein bei Oberwinter, welches vielleicht der Deckel einer Aschenurne war. Es ist im Durchmesser 139 mm gross, am Rande 6 mm dick, 1050 gr schwer, am Rande zeigt sich ringsum ein grober Feilstrich. Hier wurden beim Hafenbau in diesem Sommer, da wo bei niederm Wasser eine Sandbank sichtbar wurde, verschiedene römische Alterthümer, Thonscherben und Münzen ausgebaggert, auch 9 starke Eichenstämme, die $4^1/_2$ Meter unter dem mittleren Wasserstande sich befanden. Diese Stelle muss in römischen Zeiten Uferland gewesen sein, in welches der Rhein in Folge der Erhöhung seines Bettes einbrach und die Bucht bildete, die jetzt als Hafen dienen wird. Der neue Hafendamm ist gerade auf der alten Uferlinie erbaut, auf der die römische Ansiedelung gestanden zu haben scheint. Es ist nicht wahrscheinlich, dass hier ein besonderes Ereigniss den Einsturz des Ufers veranlasst haben soll. Auch unterhalb dieser Stelle wurde, von dort durch das Wasser weiter geflötzt, ein Broncekessel mit 3 Beinen aus dem Rhein gebaggert, wie früher einer bei Rolandseck. Ein kleiner beim Castrum von Neuss gefundener Amor in Eisenguss wurde vorgezeigt, der sich, wie die in den Jahrbüchern beschriebene Statuette von Plittersdorf, als ein Erzeugniss der Sayner Hütte erwies. Die Herren Koenen und Rautert hatten Verdacht geschöpft, der letztere brachte die Figur nach Sayn und Herr Director R. Herzog fand bald die dazu gehörige Form. Wahrscheinlich hat ein sehr ähnlicher eiserner Amor im Museum von Karlsruhe, der bisher für römisch galt, denselben Ursprung[1]). Es gereicht einer Eisengiesserei gewiss nicht zur Unehre, wenn ihre Erzeugnisse, nachdem sie 50 Jahre in der Erde gelegen haben, wegen der Schönheit ihrer Form für Antiken gehalten werden. Zu einer Zeit, wo die Würdigung der Antike zumal in Berlin in Aufschwung kam und in der Baukunst Schinkel, in der Bildhauerei Rauch ihr nachstrebten, machte in derselben Richtung Beuth seinen

---

eine werthvolle goldne Fibel mit 19 Steinen, einen silbernen Fingerring mit Inschrift, eine silber vergoldete Gewandnadel mit Steinen und ein kurzes Eisenschwert.

1) Herr Geh. Rath Wagner in Karlsruhe, dem ich einen neuen Abguss derselben Form schickte, schrieb mir, dass unzweifelhaft die Amorstatuette der dortigen Sammlung auch aus dieser Form herrühre.

Einfluss auf das Industriegewerbe geltend. Nach Mittheilung des K. Oberbergamtes in Bonn wurden auf der Sayner Hütte, die damals Königliches Institut war, seit Anfang der 20er Jahre feinere Gusswaaren gefertigt, zum Theil nach antiken Mustern. Diese Fabrikation, die sich nicht lohnte, dauerte nur bis zum Anfang der 50er Jahre. Von da an beschäftigte sich die Hütte nur noch mit Herstellung von Munitionsgegenständen. Es wurden noch die neuesten Erwerbungen des Wallrafschen Museums in Köln erwähnt, zierliche römische Gläser, ein in Bernstein geschnitzter Amor, eine Figur und ein verzierter Stab von Gagat. Erfreulich ist die Aufmerksamkeit, welche das königl. Unterrichts-Ministerium der Erforschung der vaterländischen Alterthümer zuwendet. Im Auftrage des Herrn Ministers v. Gossler ist ein das Volk belehrendes Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren, erschienen. Die von Major v. Tröltsch in Stuttgart herausgegebene, für Schulen bestimmte Wandtafel von Alterthümern aus unserer Heimath, die auch für das Rheinland passt und empfohlen werden muss, war aufgehängt.

Hierauf sprach Professor Gothein über den Hof von Urbino in seiner Bedeutung für die Cultur der Renaissance. Der Redner ging aus von dem Hinweis auf Winckelmann, der zuerst die Kunst im Zusammenhang mit der Volksart und mit der Landschaft betrachtet habe. Diese Betrachtungsweise habe nicht nur die Archäologie, sondern ebenso die neuere Kunstgeschichte erst recht zu einem Bestandtheile der Culturgeschichte gemacht. An dem grössten Maler unter den Neuern, an Rafael, sei dies nicht minder als an Michel Angelo und Lionardo zu erkennen. So viel Anregungen er auch sonst im Laufe seines Lebens empfangen, im Grunde sei er immer der Umbrer, der Urbinate, geblieben. Schon deshalb gewinne für uns der Hof dieser kleinen Appeninenstadt ein hohes Interesse; es wachse aber noch, wenn wir sähen, dass unter allen Fürsten Italiens keine mit solcher Stetigkeit den höchsten Zielen der Renaissancezeit nachgestrebt haben wie die Montefeltro von Urbino. Nach einem Ausblick auf die Geschichte des Ländchens im Mittelalter schilderte der Redner den Fürsten Federigo von Urbino und charakterisirte seine Stellung unter den grossen Mäcenaten der Renaissance. Als Condottiere, der aber fast allein unter allen Söldnerführern jener Zeit nicht nur Treue hielt, sondern auch bestimmte politische Ideen vertrat, weilt Federigo meist ausser Landes; wie seine Soldaten, weiss er aber auch seine Unterthanen durch persön-

liche Neigung an sich zu fesseln und konnte seinen Zeitgenossen ebenso als das Vorbild eines herrlichen Kriegers wie eines patriarchalischen Landesfürsten gelten. Schon durch seine Erziehung gehört er selber den Humanistenkreisen an, doch erstreckt sich sein Interesse viel weiter als auf die Alterthumsstudien, die aber immer die Grundlage seiner Bildung bleiben. Selbst als Militär weiss er aus diesen Studien vielfach Vortheil zu ziehen. In der Sammlung der, wenn nicht grössten, so doch rationellsten Bibliothek, in der Erbauung des schönsten Palastes der Frührenaissance setzte sich Federigo ein dauerndes Denkmal; sein Hof, dessen Vorschriften er selber systematisch regelt, wird eine Art Erziehungsschule der vornehmen Jugend. Sein Sohn Guidobaldo, im Gegensatz zum Vater von beständigem Unglück verfolgt, setzt sein Werk glorreich fort; von der hohen geistigen Bildung, die an seinem Hofe herrschte, und von dem Einfluss, den derselbe gewann, legt vor allem das Werk des Grafen Castiglione: il Cortegiano Zeugniss ab. In diesem geistreichen Buche, das von seinem Verfasser selber bestimmt war, die Erinnerung an Guidobaldo und die Geselligkeit von Urbino festzuhalten, wird eine Theorie der individualistischen Renaissancebildung überhaupt anknüpfend an die Darstellung des vollkommenen Hofmannes und der Hofdame gegeben, wie der Redner in einer eingehenden Analyse nachwies. Im Hinblick auf die grosse Bedeutung, welche der Cortegiano auch ausserhalb Italiens für die Ausbildung der Geselligkeit der Höfe und der gebildeten Stände geübt hat, schloss der Redner mit der Hervorhebung des nothwendigen und segensreichen Einflusses, den die italienischen und in ihrem Gefolge die antiken Bildungselemente auch auf unser Volk gewonnen haben.

2. Heinrich Schliemann.

Ein Nachruf.

Die schmerzliche und überraschende Kunde von dem am 26. Dezember vorigen Jahres in Neapel in Folge eines Ohrenleidens erfolgten Tode Schliemanns wurde in allen gebildeten Kreisen des Vaterlandes wie im Auslande als ein schwerer und unersetzlicher Verlust für die Alterthumsforschung bezeichnet. Doch hat er für seinen Ruhm lange genug gelebt und geschaffen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Schliemann ein Opfer seines Berufes geworden ist. Man darf sich wundern, dass sein in der Jugend schwächlicher Körper den Strapazen und Gefahren, die mit seiner Art zu forschen unvermeidlich verbunden waren, so lange Trotz geboten hat. Am 29. Dez. 1877 schrieb er schon von Würzburg, wo er Heilung suchte, „mein Ohr ist noch nicht genesen". Er war als Sohn eines Predigers in Neubuchow, einem Städtchen Mecklenburg-Schwerins am 6. Januar 1822 geboren und starb kurz vor Vollendung seines 69. Lebensjahres. Selten lassen sich bei einem bedeutenden Menschen so deutlich die im Knabenalter aufgenommenen Eindrücke nachweisen, die für die ganze geistige Entwickelung bestimmend wurden. Er selbst erzählt in der Einleitung zu seinem Werke Ilios, wie ihm sein Vater immer von Troja und den homerischen Helden gesprochen habe. Als der Knabe von 8 Jahren einmal ein Bild des brennenden Troja sah, da wurde er mit dem Vater einig, dass er Troja dereinst ausgraben wolle. Mittellos arbeitete er als Kaufmannslehrling sich empor und trieb Sprachstudien, um einmal Griechisch lernen zu können. Mit 24 Jahren kam er als Agent eines Amsterdamer Hauses nach St. Petersburg, wo es ihm gelang, durch den Indigohandel grossen Reichthum zu erwerben. Nun konnte er nach dem Ziele streben, das seiner Begeisterung stets vorgeschwebt hatte und Troja ausgraben. Um sich zu rechtfertigen, gestand er aber, dass er nur die Hälfte seiner Revenuen, nämlich 100,000 Mark jährlich, für sich und seine Grabungen gebrauche. Zwischen den Jahren 1870 und 1890 grub er in 10 verschiedenen Jahren in Troja und am 1. März dieses Jahres sollten neue Gra-

bungen beginnen, um die untere Stadt frei zu legen. Am meisten lag ihm Troja am Herzen, seine übrigen Ausgrabungen in Ithaka, Mykenae, Tiryns, Orchomenos, Marathon, Pylos, auf Sphakteria und Kythera waren mehr nur Vorbereitungen und Ergänzungen für seine Trojaforschung. Aber seine Entdeckungen zu Mykene und Tiryns waren nach dem Urtheil der Sachverständigen für die Cultur- und Kunstgeschichte erfolgreicher, als die trojanischen. Seine erste Schrift war: Ithaka, der Peloponnes und Troja, Leipzig 1869. Es folgte der Atlas trojanischer Alterthümer von 218 Tafeln mit kurzem Text, Leipzig 1874, der zu gleicher Zeit in 3 Sprachen erschien. An diesem Werke hatte die Kritik vieles auszusetzen, es fehlte die strenge Ordnung der Funde und der Verfasser zeigte Schwächen in dem Verständniss der alten Schriftsteller, er liess seiner Begeisterung allzufreien Lauf, im ersten Todten sah er den Agamemnon und als ein Goldschatz sich fand, war es der des Priamus! Schliemann musste sich den Spott der Fachgelehrten gefallen lassen. Besser geordnet war die Darstellung in dem Werke Ilios, Stadt und Land der Trojaner, Leipzig 1881. Vorher war sein Buch über Mykenae, London 1878, erschienen. Später folgten noch Troja, London 1884, und Tirynthe, Paris 1885. Aus dem Streite mit Bötticher, der in den Ruinen von Hissarlik nur eine Nekropole sehen wollte, ging er siegreich hervor. Schliemanns langer Aufenthalt im Auslande und die kalte Aufnahme seiner Forschungen in Deutschland hatten ihn seinem Vaterlande einigermassen entfremdet. Aber die grossen politischen Ereignisse liessen ihn nicht kalt und weckten in ihm die deutsche Empfindung. Diesen und dem Einflusse Virchows ist es wohl zuzuschreiben, dass er seine Sammlung trojanischer Alterthümer, die er im South-Kensington-Museum in London aufgestellt hatte, im Jahre 1881 dem deutschen Reiche zum Geschenke machte. Er hatte dafür an die griechische Regierung 50,000 fr. gezahlt. Dieselbe steht im ethnologischen Museum in Berlin. Seiner Anregung ist es auch zu danken, dass das neue deutsche Reich Olympia und Pergamum aus ihrem Schutte hat wiedererstehen lassen. Aber auch zu der Zeit, als die Schulgelehrten in Deutschland den unermüdlichen Arbeiter mit dem Spaten nur belächelten, fehlte es nicht an Männern der Wissenschaft, die den hohen Werth der Funde Schliemanns für die Alterthumsforschung sofort erkannten und dem verdienten Manne ein öffentliches Zeugniss dafür ausstellten. Die deutsche anthropologische Gesellschaft ernannte am 27. September 1877 in

Constanz Schliemann zu ihrem Ehrenmitgliede[1]). Das ihm zugestellte Diplom lautete:

Henricum Schliemannum
Virum et ingenii sollertia et animi fervore praecessentem, qui sedibus
Priami et Agamemnonis
post longam multorum saeculorum oblivionem in clarum lucem protractis de antiquitatibus gentis graecae et carminibus Homeri rectius cognoscendis optime meruit, Societas anthropologica Germanorum Constantii, die VIII cal. Oct. A. MDCCCLXXVII
socium honoris causa
nuncupavit, cuius rei in testimonium hoc diploma nominibus praesidum subscribi iussit.
Bonnae, Berolini, Stuttgarti, Monachi
Idibus Nov. A. MDCCCLXXVII
Schaaffhausen, Virchow, Fraas, Kollmann, Weismann.

Der Unterzeichnete bemerkte in seinem Begleitschreiben: „Ihre grossartigen Entdeckungen haben der archaeologischen Forschung für lange Zeit einen überaus reichen Stoff geliefert, dessen Bedeutung darin gefunden werden muss, dass wir dadurch mit Kunstbestrebungen bekannt wurden, die der Blüthe der griechischen Kunst vorausgegangen sind und auf eine Cultur hinweisen, die einst viele später getrennte Völker gemeinsam umschloss. Für die Kenntniss des Alterthums ist eine ganz neue Periode gewonnen, die mit jener Zeit Fühlung hat, welche wir die prähistorische nennen. Darum ist unsere Gesellschaft Ihrer Schatzgräberarbeit mit so grosser Aufmerksamkeit gefolgt und wünscht Ihren fortgesetzten Arbeiten stets neues Gelingen.“ Schliemann sagte in seiner Antwort: „Es freut mich ungemein, dass mir meine Arbeiten in Troja und Mykenae diese hohe Ehre verschafft haben und werde ich bemüht sein, mich auch in meinen ferneren Unternehmungen derselben würdig zu zeigen. — Ihre Zuschrift und das sie begleitende prachtvolle Diplom, dessen kunstreiche Ausstattung und Darstellung vieler von mir in Troja entdeckter Gegenstände geben mir die mich beseeligende Ueberzeugung, dass meine Arbeiten hohe Anerkennung bei Ihnen gefunden haben. Unmöglich hätte meine Liebe für Forschungen einen stär-

1) Vgl. Correspondenzbl. der Deutschen anthrop. Gesellschaft 1878, Nr. 10, S. 116 und 1877, Nr. 9, S. 76.

keren Anreiz erhalten können als durch die mir von der deutschen anthropologischen Gesellschaft durch Ertheilung eines solchen Ehrendiploms gezeigte hohe Anerkennung." Schliemann besuchte während mehrerer Jahre die allgemeinen Versammlungen der Gesellschaft und theilte in denselben die Ergebnisse seiner neuesten Forschungen mit. Ich hatte zu jener Zeit noch folgende Zeilen an ihn gerichtet: „Gestatten Sie mir, Sie auf einen Fundort aufmerksam zu machen, an den sich noch kein Archaeologe gewagt hat, dem ich aber wünschen möchte, dass Sie Ihre Zauberruthe einmal über ihn schwängen. Ich meine den See Prasias im alten Macedonien, wo nach Herodot die Paeonier auf Pfahlbauten wohnten. Wenn uns die Pfahlbauten überall so massenhafte und wichtige Funde bewahrt haben, die wir jetzt an's Licht ziehen, so wird auch wohl jener See im heutigen Rumelien in seinen alten Pfahlrosten, nach denen der Franzose Deville schon gesucht hat, noch reiche Schätze bergen, die des glücklichen Finders harren." Schliemann erwiderte am 29. Dezember 1877: „Ich bin zwar fest entschlossen, den Rest meines Lebens in der homerischen Archaeologie zuzubringen, habe auch einen neuen Ferman für Troja erhalten, will aber, da es Sie interessirt, mit Freude Forschungen am See Prasias in Macedonien anstellen. Erinnern Sie mich später daran, denn so lange, als der Krieg dauert, kann ich nicht in der Türkei arbeiten." In Bezug auf seine Absicht, in Creta zu graben, schrieb er am 5. März 1889: „Ich ging zwar Mitte Februar wieder nach Herakleion und untersuchte sorgfältig von Neuem das uralte Gebäude in Knosos, welches Dörpfeld und ich vor 3 Jahren zur Ausgrabung ausersehen hatten; ich überzeugte mich, dass ich dasselbe mit 100 Arbeitern in einer Woche ausgraben würde, aber der Eigenthümer verlangte 92,000 Fr. in Gold und Ablieferung aller Funde an das Museum in Heracleion. Ich habe nun eine Bittschrift beim Kretenser Parlament einreichen lassen und hoffe auf Erfolg." So sind mit ihm noch grosse Pläne in das Grab gesunken. Mögen andere in seine Fussstapfen treten! In dem rastlosen Schaffen und in der begeisterten Opferwilligkeit für seine Forschungen wird er sobald nicht seines Gleichen finden.

Am 1. März 1891 fand im Festsaale des Rathhauses in Berlin vor einem auserlesenen Kreise eine von den Behörden der Stadt, deren Ehrenbürger er war, sowie von den Gesellschaften für Anthropologie, für Archaeologie und für Erdkunde veranstaltete Gedächtniss-Feier für Heinrich Schliemann statt. Virchow entwarf

ein lebensvolles Bild von dem Schaffen und Streben seines langjährigen Freundes. Reiss und Curtius widmeten ihm ehrende Worte des Nachrufs. Curtius sagte am Schlusse, sein Werk fortzusetzen wäre die herrlichste Gedächtnissfeier, die das deutsche Volk für Schliemann veranstalten könnte. Er sprach im Namen aller Fachgenossen das Gelöbniss aus, nicht müde zu werden, in dem Streben, das, was er erworben, zu verwerthen und dem Lichte nachzuwandeln, das er uns erschlossen.

Schaaffhausen.

---

3. Die Anthropologen-Versammlung zu Münster in Westfalen am 11. bis 15. August 1890.

Die XXI. allgemeine Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft wurde in der Aula der königlichen Akademie am Dienstag, den 12. August um 9 Uhr durch den Vorsitzenden derselben, Herrn Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer, eröffnet. Er betonte, dass die Gesellschaft zum ersten Male in Westfalen tage, auf einem Boden, der wie kein anderer altdeutsche Sitten und altdeutsches Wesen bewahrt habe, wo zuerst deutsche Stämme geschlossen dem fremden Eroberer entgegentraten. Die Teutoburger Schlacht habe die ganze Welt erschüttert, sie sei auch uns noch eine Mahnung zur Einigkeit. Er schildert die Aufgabe und die Ergebnisse der anthropologischen Forschung. Während die Medicin sich mit dem Menschen als Einzelwesen beschäftigt, ist sie die Wissenschaft vom Menschengeschlecht, sie verfolgt seine ersten Spuren, seine Verbreitung, seine Verschiedenheit in den einzelnen Rassen. So viel auch auf diesem Gebiete gearbeitet ist, eine befriedigende Erklärung fehlt noch, immerhin ist schon Manches geklärt. Wir sind nicht mehr auf die Berichte der Reisenden angewiesen, die fremden Rassen werden uns vorgeführt. Die Untersuchung der Haut- und Haarfarbe und der Augen in unserem Vaterlande durch Virchow hat festgestellt, das beide Typen, die Blonden und die Dunkeln, in allen Zonen vorkommen, der vorwiegende Typus hält bestimmte Gegenden inne, was für die Beständigkeit der Merkmale spricht. Es ist ein Verdienst der Gesellschaft, solche Untersuchungen veranlasst zu haben. Der seiner Vollendung entgegengehende Schädel-Katalog wird ein knöcherner Codex der menschlichen Rassenbildung sein. Unsere Wissenschaft ist Somatologie, insofern sie es mit dem Bau des menschlichen Körpers zu thun hat, Ethnologie, wenn sie die Sitten und Sprachen der Völker erforscht, und Urgeschichte, wenn ihre Forschung da einsetzt, wo die schriftlichen Zeugnisse aufhören, und nur mit Hülfe der vorgeschichtlichen Funde des Menschen selbst oder seiner Geräthe die Entwickelung der Menschheit von uns erkannt wird. Vor uns liegen Höhlenwohnungen und Pfahlbauten, Schmuck und Geräthe in Stein, Knochen, Bronze und Eisen, Bestattung und Leichenbrand. Seit dem Jahre 1871 fanden die allgemeinen Versammlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft regelmässig statt. Die Gesellschaft sucht Verständigung mit den Staatsregierungen wegen Erhaltung der alten Denkmale. Den Reichthum des westfälischen Landes an vorgeschichtlichen

Alterthümern haben schon Andere geschildert. Hoffentlich wird diese Versammlung in Westfalen weitere Kreise für unsere neue Wissenschaft erobern.

Für den verhinderten Oberpräsidenten Exc. Studt begrüsste Herr Oberpräsidialrath v. Viebahn die Versammlung, die eine Ehre für die Provinz und ihre Hauptstadt sei. Dem Fremden begegneten hier ächte Gegensätze des Lebens, das geräuschvolle Schaffen der modernen Industrie für den Weltmarkt und in einsamen Wäldern die verwitterten Denkmale des Alterthums oder in Bauernhäusern die Sitten und Gebräuche der Väterzeit. In Vertretung des Landeshauptmanns heisst Geh. Rath Hosius die Gesellschaft herzlich willkommen. Herr Bürgermeister Dr. Würmeling hofft, dass die mehr als tausendjährige Stadt durch ihre kirchlichen und profanen Bauten das Interesse der Anthropologen in Anspruch nehmen werde. Die Westfalen seien Männer von altem Schrot und Korn, die man den Eichen des Landes vergleiche. Ernst und zurückhaltend, aber treu und zuverlässig hingen sie fest am Alten, doch seien sie vernünftiger Aufklärung nicht abhold. Auch der Rector der Akademie, Geh. Rath Prof. Storck, nahm das Wort und wünschte der Versammlung den reichsten Erfolg zu Ehren der Wissenschaft.

Als Localgeschäftsführer dankt Geh. Rath Hosius zunächst den Behörden und den Mitgliedern der Akademie für ihre Hülfe zu den Vorbereitungen dieser Versammlung, sowie der Anthropologischen Gesellschaft für ihren Beitrag zu den Kosten der Höhlenausgrabungen. Es boten sich hier in Münster besondere Schwierigkeiten, da in Westfalen kein Mittelpunkt für die anthropologischen Studien vorhanden ist. Die Akademie in Münster ist ohne medicinische Facultät, auch fehlt es an den hinreichenden Sammlungen. Selbst die Naturwissenschaften waren bis vor Kurzem höchst ungenügend vertreten, für die beschreibenden war nur ein Professor vorhanden, auch dieser hatte seine Stellung nur als Nebenamt. Wie wichtig für die Anthropologie eine medicinische Facultät sei, beweise der Umstand, dass der gesammte Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft aus Professoren der Medicin bestehe. Auch die Ausgrabungen in den Höhlen seien von Westfalen kaum vorgenommen worden, die ersten unternahmen Schaaffhausen und Virchow. Das sei besser geworden, die Museen und die Schriften des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde bewiesen den Fortschritt auf diesem Gebiete. Herr Dr. E. Carthaus habe die Festschrift über die Bilsteiner Höhlen bei Warstein verfasst, Prof. Nordhoff, der in seiner neuesten Schrift: Das Westfalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie die alterthümlichen Funde zusammengestellt, werde die bedeutenderen Stücke aus dem Museum des Alterthumsvereins erklären. Auch sei von K. Mummenthey ein zweites Verzeichniss der Stein- und Erd-Denkmäler des Süderlandes erschienen. Er schloss mit den Worten: wir bieten, was wir haben. Hierauf hielt

Hosius einen lehrreichen, an der Karte veranschaulichten Vortrag über die geognostischen Verhältnisse Westfalens. Alle Formationen finden sich hier von den paläozoischen Schichten bis zur Neuzeit. Für die anthropologische Forschung sind die Höhlen und die Diluvialfunde das Wichtigste. Menschenreste treten erst auf, nachdem die Eiszeit die grossen Thiere vernichtet hat. Die Mammuthreste sind in Westfalen älter als der Mensch.

Herr Schatzmeister Weismann erstattet den Jahresbericht. Die Gesammteinnahme betrug 16,345 Mk. 85 Pf. Die Gesellschaft zählte 1833 Mitglieder. Verfügbar sind für 1890/91 5540 Mk. 80 Pf. Der Generalsecretär, Prof. Ranke, erstattet den wissenschaftlichen Jahresbericht. Herr Prof. Nordhoff erklärt dann ein von Bau-Inspector Honthumb im Maassstab von 1:20 angefertigtes Modell eines altwestfälischen Bauernhauses aus der Nähe von Osnabrück. Durch die Mitte des Hauses fahren die Wagen mit dem Getreide ein, das unter dem hohen Dach gelagert wird. Nach vorn findet sich in demselben Raume die Küche, hinten sind die Ställe nach diesem Innenraume offen, so dass der Bauer aus einem Fenster seines Zimmers die ganze Wirthschaft übersehen kann. Nach Schluss der Sitzung gegen 1 Uhr wurde unter Führung des Herrn Prof. Milchhöfer das Museum antiker Kunstwerke besichtigt. Es folgte der Besuch des Rathhauses, der städtischen Badeanstalt, des Kunstvereins. Die Herren Theissing und Nordhoff gaben belehrende Erklärung. Gegen 3 Uhr versammelte man sich im Dom, wo Herr Dompropst Parmet die Führung übernahm, und hierauf geleitete Herr Generalvicar Giese die Anthropologen durch das christliche Kunstmuseum. Um 5 Uhr fand das Festessen im Hôtel Kallenberg statt.

Am Mittwoch Vormittag gab Prof. Nordhoff unter Vorlegung zahlreicher Alterthümer eine Uebersicht über die prähistorischen Funde Westfalens. Steinwaffen werden mehr im Westen als im Osten gefunden. Ueber das Alter der megalithischen Denkmale war er zweifelhaft. Doch glaubt er, dass sie Gräber seien. Schon Bischof Salentin von Paderborn fand um 1574 bei Borchen zwei von gewaltigen Felsblöcken umschlossene Grabkammern mit Gebeinen. Des Tacitus Ausspruch, dass ein Rasenhügel und nicht prachtvolle Denkmale über den Todten errichtet würden, kann sich also nicht auf diese Dolmen, wohl aber auf die Grabhügel beziehen. Er fragt, ob nicht Römerstrassen durch die megalithischen Denkmale hindurchführten. Bei Lastrup sei ein Steindenkmal versetzt worden, man habe Aschenurnen, Feuersteinbeile und mit Gyps verstopfte bronzene Pfeifchen darin gefunden. Auch seien schon römische Schmucksachen und Münzen in solchen dolmenartigen Denkmalen, wie zu Lengerich 1854 und früher in den Driehauser Steindenkmälern, gefunden worden. An der Ruhr fänden sich Erdburgen mit 2 oder 3 Wällen und Gräben. Bei Paderborn findet sich eine Wallburg mit Vorwerken, die Wälle bestünden aus Erde und dicken Steinplatten. Von besonderer Art sei die Landwehr

im Kreise Arendorf, sie ziehe sich von Nord nach Süd, die Ostseite derselben sei die stärkste. Dr. Tischler erwidert, dass die Stellung der megalithischen Gräber über jeden Zweifel erhaben sei. Dieselben fänden sich mit gewissen Abweichungen von Pommern an, die Gestade der Ost- und Nordsee entlang, wie an den Küsten des Atlantischen Meeres, stets mit einem sehr charakteristischen Thongeschirr, das nur gewisse locale Gruppen erkennen lasse. Hannover, Westfalen, Holland bilden ein gut begrenztes Gebiet. Diese Monumente waren immer Gräber und haben, wo sie noch einigermaassen gut erhalten waren, nur Steinwerkzeuge geliefert. Ihre Gefässe, durch reiche, gekerbte, lineare Zeichnungen charakterisirt, die zum Ausfüllen mit einer weissen Masse bestimmt waren, unterscheiden sich wesentlich von denen aller späteren Perioden, die sich noch vor der Römerzeit gut erkennen lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir es nicht mit Sachsengräbern, sondern mit solchen der Steinzeit zu thun haben, die wohl noch ins zweite Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, und in welche jüngere Objecte nur bei den so häufigen Plünderungen dieser Gräber gelangt sind. Der Berichterstatter erinnert daran, dass er bereits vor 18 Jahren über die Steindenkmäler in Hannover und Westfalen bei der zweiten Versammlung der Gesellschaft in Schwerin berichtet hat (vergl. Corresp.-Bl. d. Anthropol. Ges. 1872, S. 55). Er hat mehrere derselben in Begleitung des Herrn Hofrath Essellen im Sommer 1871 besucht. Das grösste und besterhaltene in der ganzen Gegend ist das in der Kunkenvenne bei Freren im Hannöverschen. Es ist von 2 Steinkreisen umgeben. Es ruhen hier 15 Blöcke, jeder auf 2 Trägern, in einer Reihe. Das Denkmal ist 116 rh. F. lang und 20—24 breit. Der erste und grösste der Decksteine ist $9^1/_2$ F. lang, 8 F. breit und $3—4^1/_2$ F. dick. Nur einige Decksteine waren damals abgerutscht. Gegen die Deutung, dass alle diese Bauten ursprünglich Grabdenkmäler seien, spricht ihre Form und der Umstand, dass, wie Essellen angab, zuweilen in der Nähe derselben sich grosse Urnenfelder finden. Ein solches liegt auch in der Kunkenvenne. Man wird viele derselben für Opferaltäre halten dürfen, und der spätere christliche Gebrauch, die Todten bei den Kirchen zu begraben, ist nur die Befolgung einer alten heidnischen Sitte. Essellen versicherte, dass unter hundert Fällen nur einige Mal der Fund von Knochen oder Aschenurnen erwähnt sei. Er selbst hat unter jenem Denkmal vergebens danach gesucht, aber Topfscherben fanden sich mit in Reihen stehenden scharfen und tiefen kleinen Eindrücken, wie sie Tischler schildert, der Berichterstatter besitzt deren noch einige. Das Ornament erinnert an die spätere Verzierung in rheinischen Reihengräbern. Von den megalithischen Bauten, die über der Erde stehen und von denen viele gewiss niemals einen Erdhügel über sich hatten, sind die heute noch halb oder ganz unter der Erde liegenden zu unterscheiden, wie die von Wintergalen und Hermskamp. Auch diese Steinkammern sind aus

Granitblöcken errichtet, deren Zwischenräume aber sorgfältig mit kleinen Steinen ausgefüllt sind. Die genannten enthalten noch zahlreiche menschliche Gebeine, Borggreve, der dieselben beschrieben hat, schätzt die Zahl der Skelette mit Erhard in beiden auf 1500. Dass diese nicht ursprünglich hier bestattet worden sind, sondern später hier zusammengelegt wurden, ist dem Redner wahrscheinlich. Bei Beckum waren drei solcher Steinhäuser vorhanden. Auch in einem ähnlichen Grabe zu Uelde bei Lippstadt aus der Steinzeit lagen die Todten in Schichten über einander. (vergl. Verh. des Naturh. Vereins, Bonn 1859. Sitzungsber. S. 103). Die megalithischen Denkmäler gehören unzweifelhaft in die Steinzeit. Sie sind von den Germanen errichtet. Dass viele Opfersteine waren, das sagen uns deutlich die Verbote verschiedener Concile aus dem 4. bis 8. Jahrhundert. Schon die Römer kannten sie. Nach Tacitus, Ann. I. 61, fand Germanicus lucis propinquis barbarae arae, apud quas tribunos et centuriones mactaverant. Dass in alten Gräbern der Vorzeit auch spätere Bestattungen vorkommen, ist eine oft gemachte Beobachtung, die sich kürzlich bei Untersuchung der attischen Hügelgräber bestätigt hat. Die Reihengräber von Beckum hat der Vortragende damals dem 6. oder 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zugeschrieben und glaubt auch jetzt noch, dass die zahlreichen Pferdeskelette auf die Bestattung von Kriegern deuten. Hierauf spricht Virchow über kaukasische und kleinasiatische Alterthümer. Die älteste asiatische Cultur hatte ihren Sitz am Schwarzen Meere. Schon Sesostris hatte der Sage nach eine Colonie nach Colchis gesendet. In der Bibel wird Chaldaea als ein Metall erzeugendes und bearbeitendes Land gerühmt. Händler vom Schwarzen Meere und vom Gebirge des Taurus werden die syrischen Märkte besucht haben. Hier suchten die Griechen den Ursprung der Eisencultur. Wo die Bronze erfunden wurde, bleibt eine der wichtigsten Fragen der Archäologie. Französische Forscher glauben, im Kaukasus. Das Zinn kann aber nicht aus England oder Hinterindien in diese wilden Gegenden gebracht worden sein. Die Bronze ist aus zwei Metallen gemischt, die nicht an derselben Stelle vorkommen. Ein Vorkommen des Zinns ist weder im Kaukasus noch im Antikaukasus bekannt. Dass die Alten das Antimon kannten, dessen erste Verwendung man dem Mittelalter zuschrieb, das beweisen die Knöpfe von Antimon aus einem Grabfeld im Kaukasus, ein Gefäss aus Babylon, jetzt in Paris, und die aus Schwefelantimon bestehende, Mestem genannte, schwarze Schminke der Aegypter. Es giebt ein Bild, auf dem semitische Gesandte dem obersten Beamten des Landes als Geschenk Mestem bringen. Lehrt die Technik etwas über den Ursprung der Bronze? Eigenthümlich ist in den kaukasischen Gräbern der Männer der Gürtelschmuck aus Bronzeblech. Im Norden des Kaukasus sind diese Bleche reich verziert, zumal mit rohen Thierbildern. Man unterscheidet drei Hirscharten, der eine scheint Cervus Mandschuricus zu sein. Die

zwischen Euphrat und Tigris entwickelte alte Cultur wird auf diese Erzeugnisse von Einfluss gewesen sein. Aber der Löwe kommt nicht vor, der auf assyrischen Alterthümern so gewöhnlich ist, dagegen der Grunzochs und phantastische Thiergestalten. Diese und die assyrische Kunst stammen vielleicht aus einer gemeinsamen Quelle. Diese Gräber liegen auf dem letzten Abfall der armenischen Hochebene. Die damals hier wohnenden Akkad waren mongolischer Herkunft, sie sind die Erfinder von Maass und Gewicht. Die alten Arier, die ohne Schrift und Kunstentwickelung waren, stehen weit zurück gegen diese mongolische Cultur. Virchow schloss hieran einen Bericht über die neuesten Ausgrabungen Schliemanns am Hügel Hissarlik, welches Wort Burgberg bedeutet. Bei den früheren Ausgrabungen ist durch einen von oben her mitten durch die zweite Stadt in die Tiefe gemachten Einschnitt nur ein schmaler Streifen der untersten Stadt aufgedeckt worden. Jetzt ist die volle Abtragung des Hügels in Angriff genommen, um weiteren Aufschluss über die ältesten Städte zu gewinnen. Schliemann hofft auf der Westseite das skäische Thor Homers zu finden. Aus der untersten Stadt sind eigenthümliche Thongefässe zu Tage gefördert worden mit Nahrungsresten. Die zweite Stadt soll aus drei verschiedenen Bauepochen nach Schliemann herrühren. Noch jetzt ist es Sitte in der Troas, dass ein Bau aus Luftziegeln auf einer Böschung von Steinblöcken steht. Erst nach der macedonischen Eroberung bildete das Plateau südlich von dem Hügel einen Tempelbezirk; hier stand die römische Colonie, Ilium novum. Die grossen Krüge, pithoi, gehören nur den oberen Städten an, die man als dritte, vierte und fünfte bezeichnet. Sie enthalten verbranntes Getreide und Hülsenfrüchte; Schliemann hatte sie irrthümlich für Aschenurnen gehalten. Gegen Böttichers unbegründete Annahme einer Nekropole spricht schon der Umstand, dass nur eine Urne mit verbrannten Menschenresten sich fand, und diese stammte aus römischer Zeit. Schaaffhausen sprach sodann über das Alter der Menschenrassen. Nach der mosaischen Ueberlieferung ist das Menschengeschlecht 6000 Jahre alt, nach Lyell 200000 Jahre. Am wahrscheinlichsten dürfte ein Alter von 15—20000 Jahren sein; immerhin beruht aber auch dieses auf blosser Schätzung. Als man aus den Gletscherspuren die Eiszeit erkannt hatte, glaubte man, der Mensch könne erst nach dieser entstanden sein, aber bald überzeugte man sich, wie aus den künstlich zugespitzten Stäben aus der Schieferkohle von Wetzikon in der Schweiz, so aus dem Schädel des Moschusochsen von Moselweis, welcher Spuren der Menschenhand zeigt, dass der Mensch schon während der Eiszeit gelebt hat. Aber die Spur des Menschen im Tertiär bleibt zweifelhaft, wiewohl sein Vorgänger jedenfalls schon in dieser Zeit gelebt haben muss, denn alle jetzt lebenden Thiergeschlechter haben in tertiären Schichten ihre Vorfahren hinterlassen, von denen sie abstammen. Sagen und Funde sprechen dafür, dass er zusammen mit dem Mastodon in Amerika gelebt

hat. Einen sichern Beweis dafür, dass er in Europa mit dem Mammuth gleichzeitig lebte, liefern nur die des Markes wegen frisch aufgeschlagenen Knochen, wie Zawisza sie schon in den Höhlen von Krakau fand und österreichische Forscher sie neuerdings mehrfach in Mähren gefunden haben.

Die Rassen entstanden durch den Einfluss des Klimas und den der Cultur; diese pflegt jenen zu beschränken. Es giebt unzweifelhaft höhere und niedere Rassen, die niedrigststehende, damals die afrikanischen Neger, hielt deshalb schon Link für die älteste. Die Merkmale der rohen lebenden Rassen kehren in fossilen Funden wieder, eine für die anthropologische Forschung ungemein wichtige Thatsache. Den kinnlosen Unterkiefern von la Naulette und Schipka gleichen die der Wilden von Neu-Guinea. Die grosse Alveole des letzten Mahlzahns bei jenen entspricht den letzten grossen dreiwurzeligen Mahlzähnen der Australier, auf die R. Owen zuerst aufmerksam gemacht hat. Die Männer der Höhle von Spy in Belgien lassen erkennen, dass auch der aufrechte Gang des Menschen sich erst allmählich entwickelt hat. Dem entsprechend gehen die rohesten Wilden mit vorgebeugtem Körper und etwas gebogenem Knie. Die Lage des Hinterhauptloches nach hinten, die mehr horizontale Richtung seiner Ebene, die hinten abgerundete Tibia, eine Folge der geringen Entwickelung der Wadenmuskeln, die mehr ausgehöhlte hintere Gelenkfläche des Metatarsus der deshalb beweglicheren grossen Zehe beim Wilden wie beim vorgeschichtlichen Menschen, das Alles steht in einem nothwendigen Zusammenhange. Wir unterscheiden heute die Rassen auch nach der Farbe von Haar und Auge, darüber lässt sich aus fossilen Resten kein Urtheil gewinnen, aber es ist mehr als wahrscheinlich, dass die ursprünglichste Rasse einem warmen Klima entsprechend eine dunkle war. Die helle Farbe von Haut und Haar ist wie die blaue Iris beim Menschen ein Erwerb der Cultur und die Wirkung eines gemässigten Klimas. Dieselbe findet sich bei keiner wilden Rasse, auch nicht bei den höheren Affen, nicht bei den Säugethieren im freien Zustande, wohl aber ausnahmsweise bei Hausthieren. Die blaue Iris kommt bei Vögeln vor, bei der Gans in Folge der Zähmung. Wenn man den Ursprung betrachtet, giebt es nur zwei Rassen, die mongolische und die äthiopische: die kaukasische ist ein Erzeugniss der Cultur. Alte Schriftsteller schildern die Rohheit derselben Völker Europas, die heute auf der höchsten Stufe der Gesittung stehen. Die alten Schädelformen, die wir finden, sind eine Bestätigung jener Nachrichten. Dass die Rassen sehr alt sind, beweisen die ägyptischen Grabmalereien aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. Da sehen wir blonde Menschen mit blauen Augen und von grosser Gestalt, Neger, Juden, Mongolen, bezopfte Chinesen. Neben den Darstellungen dieser rohen Rassen zeigen sich aber auch edlere Züge in den Bildern der Herrscher, Züge, welche deutlich auf das griechische Schönheitsideal hin-

weisen. Im Fayum haben sich die Bildnisse menschlicher Gesichter aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gefunden, die der damaligen hohen Bildung entsprechend aussehen, als wenn sie Leuten von heute angehörten. In der Grösse des Gehirns drückt sich der Unterschied zwischen Thier und Mensch am greifbarsten aus. Aber dass nicht allein die geistige Begabung die Grösse des Gehirns bestimmt, lehrt die Thatsache, dass die grössten bekannten Schädel durchaus nicht geistig hervorragenden Männern angehörten. Solche Ausnahmen stossen die Regel nicht um. Dem Schädelindex nach hat sich freilich der Mensch seit der Quartärzeit nicht verändert, Schädelmaasse der Länge und Breite, wie sie der Neanderthaler zeigt, giebt es heute noch; schon damals gab es Kurz- und Langschädel. Aber der Index erschöpft den Begriff der Schädelform nicht. Der Fortschritt der Menschheit ist nicht denkbar ohne Mitwirkung des Gehirns, also auch nicht ohne Grössenveränderung des Schädels.

Ist der Mensch auch in den Tropen entstanden, wo seine nächsten Verwandten im Thierreich leben, so hat er doch seine höchste Ausbildung in den gemässigten Klimaten erlangt, wie es der Verlauf der Geschichte zeigt. In Deutschland wohnte vor den Kelten ein den Lappen verwandtes Volk, wer vor diesem Deutschland inne gehabt hat, ist unbekannt, vielleicht war es davor überhaupt nicht von Menschen bewohnt, sondern mit Wäldern, Sümpfen und Steppen bedeckt. Der Neanderthalschädel hat nichts mit den Kelten und nichts mit den Lappen gemein. Gehört er einer uralten eingeborenen oder einer eingewanderten Bevölkerung an? Die Form findet sich annähernd und abgeschwächt in den Funden von Marken und von Spy und einigen anderen wieder und hat sich allmählich verloren, vielleicht hat sie ihren Ursprung in tertiärer Zeit. Von Amerika und Australien ist es sicher, dass sie eine Urbevölkerung nicht gehabt haben, weil ihnen die höchste Entwickelung des thierischen Lebens fehlt, sie können nur durch Einwanderung bevölkert sein. Der Unterschied der Dolichocephalie und Brachycephalie scheint im Ursprung der Rassen begründet zu sein, je nachdem er ein afrikanischer oder asiatischer war. Das Hirn des Chimpanse hat einen Index von 73, der des Orang ist 91,5. Ohne das Entwickelungsgesetz der organischen Welt bleiben die Rassen unverständlich und ihre Untersuchung ohne jegliches Ergebniss.

Jetzt hielt Dr. Buschan einen Vortrag über Heimath und Alter der europäischen Culturpflanzen. Er legt eine Sammlung von 90 Samenproben vor, die etwa 30 vorgeschichtlichen Fundstätten entnommen sind. Die älteste Halmfrucht ist der Weizen, der Sage nach 3000 Jahre v. Chr. in China eingeführt; er kommt schon häufig in der jüngeren Steinzeit Europas vor, häufiger in der Bronzezeit. In den Kjökkenmöddings fehlt jede Körnerfrucht. Die Kelten haben schon Sommer- und Winterweizen. Seine Heimath scheint das Gebiet zwischen Aegypten, Kleinasien und

Griechenland. Weniger häufig ist die Gerste, die aus Aegypten stammt. Meist ist es die sechszeilige, nie die vierzeilige, die wohl durch Kreuzung der sechszeiligen und zweizeiligen gezüchtet ist. Den Roggen bauten nach Plinius die Tauriner in den Alpen. Südlicher kommt er nicht vor. Er hat keinen indischen oder semitischen Namen; sein Name ist slavisch. Nach Körnicke stammt er vom östlichen Mittelmeer. Der älteste Fund ist der im Pfahlbau von Olmütz. Der Hafer war in Assyrien, Judaea, Aegypten unbekannt, in China wird er 800 n. Chr. erwähnt. Er ist in den Pfahlbauten von Montelier, der Petersinsel und von Hallstatt gefunden, im Mittelalter erscheint er nördlich von den Alpen. Er soll aus den Ostseeländern stammen, Traubenreste kommen im Pfahlbau der Steinzeit von Bovere vor und in den italischen Terramaren. Die Kerne gehören hier vielleicht einer kleinen wildwachsenden Art an. Nach Helbig war keine Einrichtung zum Pressen der Trauben wie in Griechenland nach Homers Zeugniss vorhanden. Heimath des Weinstocks ist der Süden des Kaukasus. Die Ackerfrüchte treten in der jüngeren Steinzeit auf, es finden sich auch Bohnen, Erbsen, Linsen, Flachs und Hirse. Vielleicht haben die Arier den Ackerbau nach Europa gebracht. Zuletzt legte Dr. O. Tischler zwei Gegenstände vor, die den Grabungen der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg im Sommer 1890 entstammen. Es ist die Zeichnung einer Aschenurne aus der Steinkiste eines Grabhügels von Rantau bei Königsberg, welche den Gesichtsurnen, die sich von Westpreussen bis nach Vorpommern, durch Posen bis Schlesien verbreiten, darin gleicht, dass sie zwei einander nicht mehr gegenüberstehende Ohren mit mehrfacher Durchbohrung besitzt, aber keine Nase und keinen Mund. Der Deckel ist wie der der Gesichtsurnen ein Stöpseldeckel mit einem in den Hals der Urne eingreifenden cylindrischen Theile, hat aber eine flache in der Mitte durchlochte obere Seite. Dann zeigt er einen Fischstecher, eine eiserne Gabel mit fünf langen mit Widerhaken versehenen Zinken, welche mit einer Tülle an einer Stange befestigt war. Diese Gabel fand sich zweimal in Gräbern zu Tenkieten, welche nach ihrem Inventar dem 3. Jahrhundert n. Chr. angehören.

Nachmittags 3 Uhr fand unter Führung des Geh. Rath Hosius zuerst die Besichtigung der naturhistorischen Sammlungen der Akademie statt, dann die der Sammlungen des Vereins für Alterthumskunde, wo die Herren Plassmann und Wippo Auskunft gaben, und schliesslich die des zoologischen Gartens, der eine Schöpfung des Prof. Landois genannt werden kann. Am Abend fand hier unter zahlreicher Betheiligung der Einwohner von Münster ein Concert im Freien und später eine gesellige Vereinigung in der Festhalle statt.

Im Provinzial-Museum sind die Funde aus den Hünengräbern von Westernschulte und Wintergalen ausgelegt. In beiden sind roh zugeschlagene Feuersteingeräthe gefunden. Es ist nicht wahrscheinlich, dass

ein eiserner Nagel, ein eiserner hohler Knopf und eine eiserne Klinge mit den Steingeräthen gleichalterig sind. Die Thonscherbe mit den in Reihen stehenden scharfen und tiefen Eindrücken gleicht aber den auch anderwärts in megalithischen Denkmälern gefundenen. Im Münzcabinet ist eine gallische Münze, auf der sich zwei Reiter zu Pferde den Schwurring reichen, auf einer anderen wird er von einer Hand gehalten. Es ist ein Ring mit zwei knopfförmigen Enden.

Die Sammlung des zoologischen Gartens besitzt ein ausgezeichnet grosses männliches Gorillaskelet, dasselbe ist 1,675 m lang. Der Schädel ist 214 mm lang, 130 breit, in der Mitte des Ansatzes des Jochbogens gemessen, seine Capacität ist 516 ccm. Die Nasenbeine sind unter der Mitte etwas nach aussen gekrümmt, eine Andeutung der menschlichen Nase. Ein weiblicher Gorillaschädel ist 158 mm lang, 104 breit, seine Capacität ist 408 ccm.

Am Donnerstag den 14. August Morgens 8 Uhr fand die Fahrt nach Osnabrück statt. Zuerst führte Herr Bürgermeister Möllmann die Gäste in das Rathhaus und erklärte den Friedenssaal, in dem die geistlichen Angelegenheiten des westfälischen Friedens geordnet wurden. Sodann wurde die Marienkirche mit dem schöngeschnitzten Hochaltar besichtigt und darauf der Dom, in dessen Schatze Olshausen eine Alsengemme entdeckte. Am Nachmittag führte die Eisenbahn die Mitglieder nach Listringen zu zwei Hünengräbern, den Leetzen- oder Teufelssteinen und den Greteschsteinen, zu einem altsächsischen Bauernhause. Als Giebelverzierung waren nicht die bekannten Pferdeköpfe, sondern eine gedrehte Säule angebracht, die das sichere Kennzeichen des Engernstammes ist. Zu den Denkmälern, von denen das letzte gegen Süden einen Eingang gehabt haben soll, gaben die Herren Dr. Thöle und Dr. Hartmann Erläuterungen. Das Osnabücker Gebiet enthielt in den vierziger Jahren noch 120, das Lüneburgische 101 solcher Riesenbetten. In der benachbarten Mark „Hohn" giebt es fünf dieser megalithischen Denkmale.

Nach der Rückkehr nach Osnabrück besuchte ein Theil der Anthropologen noch das Museum, wo sie Stein- und Bronzewaffen und die mächtige Wurzelkrone einer *Sigillaria* aus dem Piesberger Flötz in Augenschein nahmen.

Es folgte um 5 Uhr das Festessen im Hôtel Schaumburg, dem die mit Beifall aufgenommenen Trinksprüche nicht fehlten. Grosse Heiterkeit erregte es, als ein Redner erzählte, dass zwei Festordner vor dem Congresse ein altwestfälisches Bauernhaus in allen Einzelheiten besichtigten, aber nur die Magd zu Hause trafen. Als der Herr zurückkam und von dem Besuche hörte, sagte er: „jetzt muss ich mir einen zuverlässigen Hofhund anschaffen."

Freitag den 15. August begann um 9 Uhr in Münster die Schlusssitzung. Zuerst berichtet Schaaffhausen über die Fortschritte des

Schädelkataloges. Rüdingers grosser Katalog von München, der 867 Schädel und 61 Skelette umfasst, ist demnächst im Drucke vollendet. Sodann legt er den lange erwarteten Beitrag von Hartmann über die Afrikanerschädel der Berliner Sammlung vor. Der Vortragende bemerkt, dass das Interesse für anthropometrische Messungen sich auf der vorjährigen Weltausstellung in Paris sehr deutlich kundgegeben habe, indem allein von Galton eine Ausstellung zahlreicher Instrumente zu diesem Zwecke zu sehen war. Galton hatte 1885 in South Kensington 9337 Personen verschiedenen Alters, Geschlechtes und Standes gemessen. Bei den an der Universität Cambridge an 1450 Studirenden veranstalteten und im Journal des Anthropologischen Instituts von Grossbritannien und Irland Nov. 1888, p. 140, veröffentlichten Messungen wurden meist nach Galtons Methode 1) die Gesichtsschärfe, 2) die Spannkraft des Armes, 3) die Druckkraft der Hand, 4) der Umfang des Kopfes, 5) die Lungencapacität, 6) die Körpergrösse, 7) das Gewicht bestimmt.

Die Klügeren hatten den grössten Kopfumfang, dieser lag zumeist in der grösseren Breite, und die geringere Kraft des Armes und der Hand. Die körperliche Kraft erreichte mit 22 bis 24 Jahren ihr Maximum. Dies Ergebniss stimmt mit den unabhängig von einander gemachten Beobachtungen von Quetelet über die Körperkraft und von Hutchinson über die Athmungsgrösse überein; jene nimmt mit 25, diese mit 30 Jahren schon ab. Während in der Regel nach Galton der Kopfumfang vom 19. Jahre an nicht mehr wächst, dauerte die Zunahme bei den Studirenden länger. Ranke sprach über Rekrutenmessungen, die er mit Generalarzt Friedrich in Bayern ausgeführt hat. Die Militärbehörde gab die Erlaubniss unter der Bedingung, dass diese Messungen nicht als amtliche betrachtet würden. In Bezug auf die vorgeschichtliche Karte von Deutschland sagt Ranke, dass Württemberg und Baden, Bayern und Elsass-Lothringen fertig aufgenommen seien. Hierauf schilderte Dr. Finke die Urgeschichte Westfalens bis zur Einführung des Christenthums. Er sagt, Westfalen habe noch seine mittelalterliche Diöcesaneintheilung. Erst 775 komme der Name vor. Er ist noch nicht erklärt, auch nicht von Grimm. Fahl ist so viel als Feld. Sind die in Ost und West Wohnenden gemeint? Drusus machte vier Feldzüge in dieses Land. Also lag im Herzen desselben, vielleicht an der Mündung der Ahse bei Hamm oder zwischen Haltern und Dülmen. Die Varusschlacht fand am 2. August des Jahres 9 n. Chr. statt, einen Tag nach dem Namenstag des Augustus, der im römischen Heer durch ein Fest gefeiert wurde, welches die Wachsamkeit und Widerstandskraft der römischen Soldaten beeinträchtigen musste. Die Oertlichkeit der Schlacht ist noch nicht festgestellt. Sie muss in einer Gegend stattgefunden haben, die nördlich von der Lippe, östlich von der Ems und westlich von der Weser liegt, gebirgig ist und viele Sümpfe enthält. Die Bezeichnung „Teutoburger Wald" ist erst vor etwa hundert

Jahren erfunden worden. Die Varusschlacht ist nicht eine Kraftprobe des germanischen Volkes den Römern gegenüber gewesen, sondern der Angriff wurde von einem Haufen zufällig zusammstossender germanischer Stämme unternommen, zu dem nicht einmal alle Cherusker gehörten. Noch sind die Leichenfelder nicht gefunden. Auf Grund des grossartigen Münzfundes von Barenau vermuthet Mommsen, dass die Schlacht nördlich von Osnabrück stattgefunden habe. Der Fund besteht aus seltenen Goldmünzen, aus 200 Silbermünzen; 180 Münzen stammen aus der letzten Zeit der römischen Republik und aus der ersten Kaiserzeit; man sieht, dass die ersten länger im Umlauf waren, die letzten sind aber noch nicht abgegriffen. Es fehlt der Beweis, dass diese Münzen gerade bei der Varusschlacht vergraben worden seien. Nur derjenige Ort wird als der wahre anerkannt werden können, auf welchen alle Einzelnheiten der Schlacht, die Funde und die logischen Erwägungen nicht nur am besten, sondern einzig und allein passen. Als Germanicus an der Nordgrenze Deutschlands Krieg führte, versuchten die Germanen die Rheingrenze anzugreifen. Tiberius legte den limes an. Die germanischen Stämme in Westfalen haben den Wohnort oft geändert. Als Cäsar im Jahre 8 die Sigambrer, die zu beiden Seiten der Ruhr wohnten, überwältigt hatte, verpflanzte er sie in die linksrheinischen Gegenden, vor ihnen bis zur Lippe sassen die Bructerer. Später wanderten Angivarier zu ihnen ein, die zu beiden Seiten der Weser wohnten. Die Cherusker, die südlich von den Engern wohnten, verschwinden im folgenden Jahrhundert. Nördlich sassen die Marsen im Ruhrgebiet, die Longobarden im Paderbornischen. Die Sachsen werden im 2. Jahrhundert von Ptolemäus erwähnt, sie stammen aus dem Norden und nehmen später ganz Westfalen in Besitz. Die mittelalterlichen Urkunden zeigen andere Sprachgrenzen, als die der alten Stämme waren. Die römische Cultur hat sich hier wie am Rhein in einer ganzen Reihe von Namen für die gewöhnlichsten Hausgeräthe erhalten, Reister, Sieck, Kolter u. A. Er fragt, ob wirklich Römerstrassen durch die megalithischen Gräber gehen, dann müssten diese jünger sein. Einige habe man für christlich gehalten, weil sie sich in der Nähe von Kirchen finden. Im 9. Jahrhundert würden die lapides erwähnt. Auf den Externsteinen sei der spitze Strohhut dargestellt, der als Tracht im 10. Jahrhundert bekannt ist. Virchow wendet sich gegen die Ansicht eines jüngeren Alters der megalithischen Denkmäler. Das Eingraben späterer Münzen oder Scherben beweise nichts. Im westlichen Theile der Altmark fänden sich ebensolche Steindenkmale wie in Westfalen. Tischler bemerkt, dass die Gräber von Beckum ein regelrechtes Reihengräberfeld seien, wie sie am Rhein so häufig und wie sie noch zu Rosdorf in Hannover vorkämen. Dieselben hätten trotz der mitbestatteten Pferde mit einem Schlachtfelde nichts zu thun, wogegen auch die durch ihren Schmuck charakterisirten Frauengräber sprächen.

Hierauf wurde die Vorstandwahl erledigt. Durch einfache Zustimmung wurden Virchow für das nächste Jahr zum Vorsitzenden, Schaaffhausen und Waldeyer zu dessen Stellvertretern gewählt und als nächster Versammlungsort Königsberg bestimmt.

Hierauf legte Dr. Ehrenreich Photographieen der wilden Stämme Südamerikas vor, die er von seinen mit Dr. von den Steinen 1884 ins Innere Brasiliens und 1887 an den Amazonenstrom zu den aller Cultur baaren Chingus gemachten Reisen mitgebracht. Es scheint eine gleichartige Urbevölkerung in ganz Amerika vorhanden gewesen zu sein. Sie haben aus der Hand geformte, auch bemalte Gefässe, welche Thiere darstellen. Sie unterhalten sich mit Maskenanzügen. Die Sprache der Tumali ist gänzlich unbekannt. Dr. Naue zeigte einen Goldschmuck von Mykenae vor, der aus zwei Armringen in Schlangenform und aus Theilen eines Diadems besteht. Es sind 9 viereckige Bleche mit Oesen für die Fäden. Die Platten zeigen eingeschlagene Ornamente, auch farbige Steine in Zellen eingefasst. Auf einer ist eine sitzende weibliche Figur unter einem Tempelchen dargestellt, diese hält in der Hand einen Stab mit einem Täfelchen, worauf sich eine Rune „gui" befindet. Das Stilgemisch ist barbarisch. Der Goldschmied benutzte alte Stempel, so den einer macedonischen Münze. Es scheint ein altes Grab zur späteren Bestattung gedient zu haben. Man kann daran denken, dass die Westgothen 396 unter Alarich nach Macedonien und Griechenland zogen. Sodann legte er Bronzen aus Gräbern der bayerischen Oberpfalz vor, Ohr- und Fussringe, Fibeln, Armringe bis zu 13 am Unterarm. Wenige hatten Waffen, die Frauen keine Messer und Ledergürtel. Nach der Lage der Skelette möchte man schliessen, dass die Frau dem Manne ins Grab folgen musste. Ueber dem eigentlichen Begräbniss lagen noch andere Skelette in denselben Hügeln. Dr. Rackwitz aus Bochum spricht über Oster- und Johannisfeuer; für einen Theil von Mitteldeutschland gilt es, dass nördlich von einer Linie man Osterfeuer und südlich davon Johannisfeuer brennt. Osterfeuer findet man nicht nur in ganz Norddeutschland, sondern auch in Dänemark, England, Holland, Belgien und Nordfrankreich. In Hessen fand er sie nicht mehr vor, plötzlich aber wieder im Siegener Lande. Diese Feuer sind heidnisch-germanischen Ursprungs. Er bittet um Nachrichten, wo noch zu Ostern oder Walpurgis (1. Mai), Johannis, Michaelis, Martinstag oder Weihnachten solche Feuer gebrannt werden oder früher gebrannt worden sind, und welche Gebräuche sich daran knüpfen, wie das Springen der Brautleute über die Feuer oder die Verwendung der Brandreste gegen Gewitterschaden. Dr. Mies erörterte den Einfluss der Weichtheile des Kopfes auf die Schädelmasse und erklärte ein Instrument, durch welches beim Messen des Kopfes einer Leiche die äusseren Messpunkte am Schädel durch einen Stift bezeichnet werden. Ranke berichtete über die von ihm durchforschte Steinbach-

höhle bei Sulzbach im bayerischen Jura. Die Höhle führt zu einem Felsenspalte, der mit einer mittelst Erde aufgeführten Mauer verschlossen war. Hinter der Mauer fanden sich in 170′ Tiefe in grosser Zahl menschliche Skelette, Männer, Weiber, Kinder, deren Köpfe abwechselnd gelegt waren. Neben der Mauer war ein Brandplatz. Die Schädel waren ausgesprochene Dolichocephalen neben einigen Mesocephalen, während die heutige Bevölkerung brachycephal ist. Dieser Umstand und die Topfscherben lassen vermuthen, dass das Begräbniss vor die Zeit der Völkerwanderung zu setzen ist.

Zum Schlusse sprach Waldeyer über die Gehirne des Menschen und der anthropoiden Affen und veranschaulichte seinen Vortrag durch vergrösserte Zeichnungen des Hirns des Gorilla, Chimpansi, Orang und Gibbon. Der Redner zeigt, wie alle Hauptfurchen des menschlichen Hirns sich auch bei diesen Affen, und zwar schon beim Gibbon, finden. Er sagt: „die Uebereinstimmung ist die grösste, die wir zwischen zwei verschiedenen Thierarten kennen. Das Affenhirn ist in seinen Windungen dem menschlichen ähnlicher, als irgend einem tiefer stehenden Geschöpfe, die Uebereinstimmung ist eine beinahe vollkommene.“ Waldeyer zog keinen Schluss aus diesen für die Entwickelungsgeschichte des Menschen so wichtigen Thatsachen. Wie er sie deutet, kann nicht zweifelhaft sein, hob er doch in Wien ausdrücklich hervor, dass die Leistungen der menschlichen Hand von dem Grade der Organisation abhängig seien. Für das Gehirn kann dies nicht anders sein. Die Uebereinstimmung im Bau des Hirns von Mensch und Affe lässt auch auf eine nahe verwandte seelische Anlage schliessen. Dieselbe Uebereinstimmung ist auch für die am Boden der grossen Ventrikel liegenden Hirntheile erwiesen worden, die man als dem Menschen allein eigen angenommen hatte. Die Münsterer Presse hat sich mit dem Inhalt des Waldeyer'schen Vortrags viel zu schaffen gemacht. Sie legte Werth darauf, dass der Redner nur die somatische Uebereinstimmung betont habe. In einem Bericht heisst es: „Wenn ein so widerwärtiges und schlecht begabtes, an Intelligenz weit unter dem Pferd oder Elephant stehendes Geschöpf fast genau dieselben Hirnfurchen besitzt, wie der Herr der Erde, wer kann dann noch die menschlichen Hirnwindungen für den wahren Grund seiner geistigen Ueberlegenheit ansehen? Durch Waldeyers Untersuchung wurde gerade die Geistigkeit der menschlichen Seele ins hellste Licht gesetzt.“ Vor hundert Jahren, zu Buffons Zeit, konnte man einen solchen Satz schreiben, heute ist er sinnlos. Ist nicht auch der Affe ein Geschöpf der göttlichen Allmacht und, worüber allein der Anatom zu entscheiden hat, das vollkommenste und menschenähnlichste von allen Thieren? Die Ueberlegenheit des Menschen ist in dem mehr als doppelt so grossen Gehirn und in der reicheren Faltung seiner Windungen begründet, das sind aber Eigenschaften, die allmählich er-

worben sein können und die bei den einzelnen Menschen grosse Unterschiede zeigen.

Virchow spricht zum Schlusse über die Bilsteiner Höhlen. Er hat die dort gefundenen menschlichen Reste untersucht, es liess sich aber kein Schädel aus den Bruchstücken zusammensetzen, woraus er schliesst, dass kein ganzer Schädel da gelegen haben kann. Die Reste gehören verschiedenen Personen verschiedenen Alters aus verschiedenen Zeiten an. Er tadelt, dass man die Funde aus den verschiedenen Schichten des Höhlenbodens nicht bestimmter aus einander gehalten habe. Man habe Gegenstände aus 50 und aus 80 cm Höhe zusammengelegt. Hosius erwidert, dass die bearbeiteten Knochen in unberührten Schichten gelegen hätten und das Zusammenleben des Menschen mit dem Rennthier, nicht mit dem Bären, bewiesen. Hiermit hatten die Verhandlungen ihr Ende erreicht.

Waldeyer dankte den Behörden, der Akademie, dem Localcomité für ihre Hülfe und ihre Bemühungen und rühmte den bis zum Schlusse andauernden zahlreichen Besuch. Mit dem Wunsche auf ein Wiedersehen in Königsberg schloss er die Versammlung, an der 219 Mitglieder theilgenommen hatten. Das letzte begeisterte Hoch galt dem Vorsitzenden und dem gesammten Vorstande.

Am Nachmittag besuchte ein Theil der Mitglieder unter Führung von Nordhoff noch eine alte Hofesanlage bei Westerbevern und eine Erdhütte, Andere besichtigten die Spuren von Hochäckern bei Albachten. Am Sonnabend kam noch ein Ausflug nach dem Hönnethal zu Stande, das mit dem Ruhr- und Lennethal, das sogenannte Süderland, plattdeutsch Sauerland, bildet. Die Führung hatte Herr Bürgermeister Plassmann übernommen. Zuerst wurde die Binollen- oder Reckenhöhle, dann die Balver Höhle und das Museum in Balve besucht, zuletzt das Felsenmeer bei Sundwig, dessen schlüpfrige Pfade in Folge des eingetretenen starken Regens im Dauerlauf zurückgelegt wurden. Doch kamen Alle wohlbehalten in Westig an, von wo die Eisenbahn die Theilnehmer nach allen Himmelsrichtungen in die Heimath entführte.

Schaaffhausen.

4. Zehnte Jahres-Versammlung der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde.

Dieselbe fand Mittwoch den 18. März 1891, Abends, im Isabellen-Saal des Gürzenich in Köln unter Leitung des stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Landgerichts-Director Ratjen, statt. Herr Dr. Gothein hielt einen beifällig aufgenommenen Vortrag über die bäuerliche Hofgüter-Verfassung am Ober- und Nieder-Rhein. Dann berichtete der Vorsitzende über den Stand der Gesellschaft. Dieselbe zählt 67 Patrone und annähernd 200 Mitglieder, unter erstern Kaiser Wilhelm, welcher nach dem Tode der Kaiserin Augusta das Protectorat übernommen hat. Aus dem Vorstand sind der langjährige Vorsitzende, Prof. Höhlbaum, und Prof. Lamprecht wegen Verzugs aus dem Wirkungsbereich der Gesellschaft ausgeschieden, und für sie musste Ersatzwahl stattfinden, welche auf die Herren Dr. Gothein (Bonn) und Prof. Koser (Berlin) fiel. Prof. Höhlbaum wurde einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Für Prof. Dove, welcher nach München berufen ist, findet die Ersatzwahl im nächsten Jahre statt. Das Vermögen beträgt 37 600 Mk. Die Einnahmen betrugen im verflossenen Jahre 11,437 Mk., die Ausgaben 7507 Mk.

Es folgte der Bericht des Vorsitzenden über die wissenschaftlichen Unternehmungen. Seit der 9. Jahresversammlung gelangte zur Ausgabe: „Die Legende Karl's des Grossen im 11. und 12. Jahrhundert. Von Gerhard Rauschen. Mit einem Anhang über Urkunden Karl's des Grossen und Friedrich's I. für Aachen von Hugo Loersch.“ Das Manuscript des zweiten Bandes der Kölner Schreinskarten ist noch nicht ganz abgeschlossen, indem das urkundliche Material erhebliche Schwierigkeiten bot. Der Druck des ersten Bandes der Rheinischen Weisthümer dürfte im Laufe dieses Jahres beginnen. Nachdem die neuen Räumlichkeiten des Aachener Stadt-Archivs im Sommer vorigen Jahres bezogen worden sind, konnte die Ausgabe der Aachener Stadtrechnungen durch Verwerthung der Urkunden und Acten des Archivs rascher gefördert werden. Die Herausgabe der Rheinischen Urbare ist im Juli 1890 Herrn Prof. Lamprecht übertragen worden. Professor Lamprecht erstreckt sein Werk auf die ganze Rheinprovinz und gedenkt mit Hülfe zweier Mitarbeiter dasselbe in zwei bis drei Jahren zu vollenden. Den Erläuterungsband zum Buche Weinsberg hat Prof. Höhlbaum in Giessen erheblich gefördert. Die Sammlung von Acten und Briefen zur Geschichte der auswärtigen und allgemeinen Beziehungen der Stadt Köln um die Mitte

und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist um viele hundert Stücke vermehrt worden.

Ueber die Ausgabe der Jülich-Bergischen Landtags-Acten berichtete Herr Prof. Ritter: Gegenwärtig ist die Untersuchung über die Anfänge der ländlichen Verfassung in Jülich-Berg abgeschlossen. Die erste Hälfte ist gedruckt, die zweite druckfertig.

Der erste Band der älteren Matrikel der Universität Köln ist in der Bearbeitung eben vollendet worden und wird voraussichtlich die erste Veröffentlichung im laufenden Jahre bilden.

Die Regesten der Erzbischöfe von Köln bis 1500 unterstehen der Leitung von Prof. Menzel. Das ältere Urkunden- und Kanzlei-Wesen der Erzbischöfe bis 1100 wurde weiter durchforscht und durch verschiedene Nachträge bereichert. Im Regierungs-Archiv zu Luxemburg wurden verschiedene Originalien des 13. Jahrhunderts aufgefunden. Für die ältesten Urkunden der Rheinlande wurden von Prof. Menzel in Koblenz die Urkunden von St. Castor, St. Florin, Pfalzel und Prüm, in Trier das Diplomatarium Baldewini des Grafen Kesselstatt bearbeitet. In Trier wurde mit der Durchsicht der Handschriften fortgefahren.

Für den geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz sind auch 1890 die Herren Gymnasial-Lehrer Schulteis (Bonn) und Dr. Fabricius (Darmstadt) thätig gewesen. Die Arbeiten des Erstgenannten waren vor allem auf rasches Erscheinen der Karte der französischen Zeit gerichtet. Bei der weiteren Ausführung der einheitlichen Arbeitskarte in 1:80,000 für Trier und Köln ist er daher nur soweit in's Detail gegangen, wie es für die französische Zeit unbedingt nothwendig war. Die Reconstruction der ehemaligen Cantone ist jetzt für die ganze Provinz fertig. Dann begann die Uebertragung in Blei auf die Urkarte, welche durch die Reducirung von 1:80,000 auf 1:500,000 besondere Schwierigkeiten verursachte. Auch auf der rechten Rheinseite sind die meisten Einzeichnungen vollendet, wobei das erzbischöfliche General-Vicariat ein dankenswerthes Entgegenkommen gezeigt hat. Die Einwohner-Statistik ist ebenfalls weiter vorgerückt. Herr Dr. Fabricius stellte die ehemalige Gestaltung der westlichen Theile des Regierungsbezirks Trier fest und ging dann zur Bearbeitung des Bezirks Aachen über. Für einen grossen Theil von Trier und für den Kreis Meisenheim fehlten die Messtischblätter, so dass die Katasterkarten herangezogen werden mussten, welche Cultusminister v. Gossler bereitwilligst hat zusenden lassen. Die Bearbeitung der Kurkölnischen und Jülich'schen Landestheile wird im Laufe des Winters vollendet sein.

Die Leitung der Ausgabe der Zunft-Urkunden der Stadt Köln hat Prof. Höhlbaum vorläufig beibehalten. Herr Caspar Keller hat die Sammlung des Rohstoffes im Wesentlichen abgeschlossen. Ueber den eigentlichen Geschäftskreis des Vereins hinaus geht die von der Provinz

übernommene Bearbeitung der Denkmäler-Statistik der Rheinprovinz. Aus dem Bericht der Commission unter Leitung des Herrn Geheimrath Loersch geht hervor, dass die wissenschaftliche Grundlage nunmehr gewonnen ist. Die Beschreibung der Denkmäler des Kreises Kempen durch Dr. Clemen ist vollendet. Der Druck dieses ersten Heftes wird sofort beginnen. Die Aufnahmen im Kreise Geldern haben stattgefunden, die Beschreibung kann ohne Säumen vorgenommen werden. Im Laufe des Jahres werden noch die Kreise Cleve und Mörs bearbeitet. Dem Unternehmen wird von den weltlichen und geistlichen Behörden wie aus Privatkreisen die bereitwilligste Förderung zu Theil.

Der Vereinsvorstand hat beschlossen, aus dem Nachlass des verstorbenen Mitgliedes Dr. Merlo das dreibändige Manuscript zu einer neuen Auflage seines Werkes über die Kölner Künstler von Vereins wegen herauszugeben. Die neue Auflage ist in solchem Masse erweitert, verbessert und neu bearbeitet, dass dieselbe geradezu ein neues Werk darstellt.

Geh. Commercienrath v. Mevissen hat dem Verein 30,000 M. überwiesen, deren Zinsen als Preise für Preis-Aufgaben aus der rheinisch-westfälischen Geschichte verwandt werden sollen. Die Ermächtigung zur Annahme der Schenkung ist noch nicht erfolgt, sonst wäre bereits eine Preis-Aufgabe ausgeschrieben worden. Herr Geheimrath Hüffer sprach Herrn v. Mevissen den Dank der Gesellschaft aus und die Anwesenden erhoben sich zu Ehren des Stifters von ihren Sitzen.

5. Einunddreissigste Plenarversammlung der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. (München 25. bis 27. September 1890.)

Seit der letzten Plenarversammlung sind folgende Publikationen durch die Kommission erfolgt: 1. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XXI. Geschichte der Kriegswissenschaften von Max Jähns. Abtheilung I und II. — 2. Jahrbücher der deutschen Geschichte. Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich IV. und Heinrich V., von Gerold Meyer von Knonau. Bd. I. 1056—1069. — 3. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXX und Bd. XXXI. Heft 1.

Der Druck der Vatikanischen Akten zur Geschichte Kaiser Ludwigs des Bayern, herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. Riezler, ist fast vollendet. In den nächsten Monaten, sobald das von Dr. Jochner bearbeitete Register fertig gedruckt ist, wird das Werk erscheinen. — Von der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland ist die Schlussabtheilung der Geschichte der Kriegswissenschaften von Max Jähns im Druck und wird demnächst vollendet sein. — Für die Hanse-Recesse ist Dr. Koppmann, Archivar der Stadt Rostock, thätig. Der Schluss der Sammlung, die Jahre 1419—1430, erfordert noch zwei Bände, den 7. und 8. Der Herausgeber, der das Material bis zum Jahr 1428 bereits durchgearbeitet hat, hofft den Druck im Sommer 1891 beginnen zu können. — Von den Jahrbüchern des deutschen Reichs ist zunächst die Umarbeitung des Bonell'schen Buchs über die Anfänge des Karolingischen Hauses zu erwarten, welche Professor Oelsner in Frankfurt übernommen hat, und deren Erscheinen er für 1891 in Aussicht stellt.

Dr. Friedrich Roth in München hat die Bearbeitung der Augsburger Chroniken des 15. Jahrhunderts so weit gefördert, dass der Druck des 3. Bandes derselben demnächst beginnen kann und sein Erscheinen während des nächsten Jahrs mit Sicherheit zu erwarten ist. Dieser Band wird die Chronik von Hektor Mülich 1448—87 nebst Zusätzen von Demer, Manlich, Walther und Rem enthalten, ausserdem die Chronik des Clemens Sender. Das archivalische Material, Rechnungen, Briefbücher, Rathsdekrete u. s. w., wird in den Anmerkungen verwerthet.

Für die Herausgabe der älteren Serie der deutschen Reichstagsakten waren während des abgelaufenen Jahres die Arbeiten darauf gerichtet, Lücken in der bisherigen Sammlung des handschriftlichen und des gedruckten Materials für die Jahre 1432—39 auszufüllen und so den

nächsten Band, den zehnten der ganzen Reihe, so bald als möglich druckfertig zu machen. — Für die jüngere Serie der deutschen Reichstagsakten, die Professor von Kluckhohn herausgiebt, liegt der Stoff für die Jahre 1520—24 nunmehr ziemlich vollständig vor, und kann die Hauptarbeit der nächsten Zeit auf die Redaktion des ersten Bandes gewandt werden, der mit dem Tag der Wahl Karls V. zum römischen König beginnen und seine Reise nach Deutschland und Krönung, dann den Wormser Reichstag umfassen soll. Der Beginn des Drucks wird für Ostern 1891 in Aussicht genommen. — An diese Serie der Reichstags-Akten wird sich als „Supplement" eine Sammlung der Päpstlichen Nuntiaturberichte aus dem 16. Jahrhundert anschliessen. Da zusammenhängende Serien von Nuntiaturberichten erst seit 1533 vorliegen, so will der Herausgeber Professor Friedensburg in Rom mit diesem Zeitpunkt beginnen und in den ersten Supplementband die Berichte des Peter Paul Vergerio von seinen beiden Sendungen nach Deutschland 1533—34 u. 1535, weiter Berichte desselben aus Neapel 1536 und seines Stellvertreters Otonello Vida aus Deutschland 1536—38, so wie die seiner Nachfolger Aleander und Mignanelli bis zum Herbst 1539, dazu dann überall die Gegenschreiben der Kurie, so weit solche vorliegen, aufnehmen. Dem Professor Friedensburg hat sich als freiwilliger Mitarbeiter Dr. Heidenheim zur Verfügung gestellt und sammelt zur Zeit Nuntiaturberichte der Jahre 1545 bis 1555.

Für die ältere Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen beabsichtigt Professor von Bezold zur Vervollständigung des Materials für den dritten Band der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir die Staatsarchive zu München und Marburg zu besuchen. Auch wird eine Nachlese im Dresdener Archiv erforderlich sein. — Für die ältere bayerische Abtheilung wird Professor von Druffel den Druck des vierten Bandes seiner Beiträge zur Reichsgeschichte beginnen lassen. — Für die vereinigte jüngere bayrisch-pfälzische Abtheilung hat Dr. Karl Mayr die Sammlung des Materials für die Jahre 1618—20 fortgesetzt, sowohl des gedruckten in den gleichzeitigen politischen Flugschriften und Zeitungen, als auch des archivalischen im Reichsarchiv und Staatsarchiv zu München. Diese Arbeit soll im kommenden Jahr in München fortgesetzt und wo möglich nach Wien ausgedehnt werden.

Das 50jährige Jubiläum
des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Am 1. October 1891 sind 50 Jahre verflossen seit der Gründung des Vereins durch die Herren Düntzer, Lersch und Urlichs.

Da dieser Tag in die Mitte der Ferien fällt, so hat der Vorstand des Vereins beschlossen, die Jubelfeier auf Montag den 26. October zu verlegen. Er ladet zu derselben die Mitglieder und Gönner des Vereins sowie die mit ihm in wissenschaftlichem Verkehre stehenden Gesellschaften und Vereine ganz ergebenst ein und bittet diejenigen, welche dieser Einladung persönlich Folge zu leisten gedenken, um eine gefällige Anzeige ihrer Theilnahme vor dem 15. September dieses Jahres.

Das Programm der Festfeier wird später bekannt gemacht werden.

Bonn, den 1. Mai 1891.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

V. Verzeichniss der Mitglieder [1])

im Jahre 1890.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1890 bis 1891.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Prof. J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Dr. A. Wiedemann, }
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Lindenschmit, L., Professor und Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Schöne, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath und Gen.-Director der Königl. Museen in Berlin.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsmin. a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath u. Professor in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Professor in Berlin.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Dr. Hans, in Burgbrohl.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arendt, Dielingen.
Arnoldi, Dr., pract. Arzt in Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Rector in Prüm.

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchh. in Essen.
Baron, Dr., Professor in Bonn.
Bartels, ausw. Secretär, Pfarrer in Alterkülz.
Beck, Dr., Seminardirect. in Brühl.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
Berlepsch, Frhr. v., Staatsminister in Berlin.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes-i. Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Düsseldorf.
Bibliothek der Stadt Duisburg.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadtgemeinde Essen.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universität Freiburg i. B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Stadt M.-Gladbach.
Bibliothek der Univers. Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek der Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach, Exaeten bei Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr. Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchard-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blank, Gust., Fabrikant in Elberfeld.
Blank, Willy, Rentner in Elberfeld.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, ausw. Secr., Geh. Commerzienrath u. Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boeing, Dr., Gymnasiallehrer in Wipperfürth.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. i. Düsseldorf.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakademie in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Karlsruhe.
Brühl, Graf v., Landrath in Coblenz.
Brunn, von, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Düsseldorf.
Bürgerschule, Höh. in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
*Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cappell, Landger.-Dir. i. Wiesbaden.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Caron, Alb. Heinrich, Gutsbesitz. auf Haus Heisterberg bei Königswinter.
Carstanjen, Adolf v., in Godesberg.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard, von, Gutsbesitzer, Haushof in Vilich bei Bonn.
Claer, Ernst von, Major a. D. in Bonn.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.

Conservatorium d. Alterthümer, Grossherzogl. Badisch. in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Prof. in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cuny, Dr. von, Geh. Justizrath in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahm, Dr. Georg Carl, Rentn. i. Bonn.
Deiters, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Deppe, August, Dr. in Heidelberg.
Dieckhoff, Baurath in Bonn.
Diergardt, Frhr. von, Morsbruch.
Dilthey, Dr., Prof. in Göttingen.
Dohbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeist. in Bonn.
Donsbach, cand. phil. in Boppard.
Dungern, Frhr. von, Präsid. d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, Toni, Rentner in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elten, Gust., Generall. z. D. in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf, Excellenz in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentn. in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in Engl.
Eynern, Ernst von, Kaufmann in Barmen.
Finkelnburg, Prof., Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath und Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg i. Pr.
Frings, Frau, Commerzienr. Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Aug., Kaufm. in Elberfeld.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf von, Stammheim b. Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Gandtner, Dr., Curator, Geh. Ober-Reg.-Rath in Bonn.
Georgi W., Univ.-Buchdruckereibesitzer in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Dir. in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier i. Bonn.
Grand-Ry, von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Greef, F. W., Commercienr. in Viersen.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbesitzer in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium Kaiser Karl in Aachen.
Gymnasium zu Birkenfeld.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an St. Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Kempen (Rhein).
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.

Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Tauberbischofsheim.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Mastricht.
Hagemeister, von, Excellenz in Clausdorf bei Stralsund.
Hamm, Balduin, Tuchfabrikant in Wipperfürth.
Hanstein, Peter, Buchhändler in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann u. Fabrikbesitzer in Lennep.
Haskarl, Dr. in Cleve.
Haug, Ferd., Professor u. Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Frhr. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
*von Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Geh. Regierungsrath in Wevelinghoven.
Helmentag, Hauptmann u. Comp.-Chef in Düsseldorf.
Henry, Buch- und Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Hettner, Professor, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens und Professor in Cöln.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, von der, Freiherr August, Bankier in Elberfeld.
Heydt, von der, Carl, Bankier in Elberfeld.
Heyl, C. W., Freiherr von, Geh. Commerzienrath in Herrnsheim b. Worms.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, General der Infanterie z. D. in Darmstadt.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund u. d. Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoeting, Bernhard, Dr., Bischof von Osnabrück.
Höpfner, Dr. Geh. Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hoiningen-Hüne, von, Dr. iur., Landrichter in Metz.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Huesck, Gustav, Bankier in Elberfeld.
Hüffer, Dr., Professor u. Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hütwohl, J., in Steeg b. Bacharach.
Hultsch, Dr., Oberschulrath in Dresden.
Humbroich, Justizrath u. Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, Gener.-Dir. in Mechernich.
Huyssen, Ingenieur in Niederbreisig.
Ihm, Max, Dr. phil. in Bonn.
Jachns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kahl, W., Dr., Professor in Bonn.
Karsch, Paul, Reg.-Baumeister, in Münster i. W.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Keller, Dr., Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kellner, Dr., Professor in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knaben-Pensionat, kath., Kemperhof bei Coblenz.

Knebel, Landrath a. D., Geh. Regierungsrath in Cöln.
Koch, Heinr. Hub., Militär-Oberpfarrer, Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koenig, Fritz, Rentner in Bonn.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kohtz, Hauptmann, Bezirks-Offizier in Lennep.
Kosbab, Jos., Rgs.-Bauinspector in Cöln.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. in Freiburg i. B.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Bonn.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Coblenz.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Cöln.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Crefeld.
Kreis-Ausschuss in Daun.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Düsseldorf.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Essen a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Euskirchen.
Kreis-Ausschuss in Gummersbach.
Kreis-Ausschuss in Lennep.
Kreis-Ausschuss in Malmedy.
Kreis-Ausschuss in Meisenheim.
Kreis-Ausschuss in Merzig.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. Rhein.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Neuss.
Kreis-Ausschuss in Ruhrort.
Kreis-Ausschuss in Saarburg, R.-B. Trier.
Kreis-Ausschuss in Siegburg.
Kreis-Ausschuss Mettmann in Vohwinkel.
Kreis-Ausschuss in Wetzlar.
Kreis-Ausschuss in Wittlich.
Kreis-Ausschuss in Schleiden.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Ladegast, Richard, Gymnasiallehrer in Colmar i. E.
Lamprecht, Dr., Professor in Leipzig.
Landau, H., Commerzienrath in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Adenau.
Landrathsamt, Kön. in Ahrweiler.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in M.-Gladbach.
Landrathsamt, Kön. in Grevenbroich.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Kön. in Kempen.
Landrathsamt, Kön. in Rheinbach.
Landrathsamt, Kön. in Simmern.
Landrathsamt, Königl. in Solingen.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, ausserordentl. Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Langenberg, Franz, Baumeister in Bonn.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Lautz, Justizrath und Notar in Elberfeld.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeld, Dr. Paul, Professor a. d. techn. Hochschule in Berlin.
*Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lemme, Dr., Professor in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Leverkus-Leverkusen, Rentner zu Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.

Liebenow, Geh. Rechn.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Liebieg, Theodor, Baron von, zu Reichenberg in Böhmen.
Linden, Anton, in Düren.
Lindenschmidt, Carl, Rechtsanwalt in Elberfeld.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Loeschke, Dr., Professor in Bonn.
Loersch, Dr., Geh. Justizrath und Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungsgerichts-Rath in Berlin.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Maassen, Pastor in Hemmerich.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Mendelssohn, Wilh., Rentner in Bonn.
Menzel, Professor Dr. in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Meyer, Dr., Regierungsrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, F., in Andernach.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med., Sanitätsrath in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Münz- und Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum Wallraf-Richartz in Cöln.
Museum, Fürstlich Hohenzollernsches in Sigmaringen.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbesitzer in Trier.
Nellessen, Theodor, in Aachen.
Neufville, W. von, Rentn. in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Neuhoff, Dr. Robert, Chemiker in Elberfeld.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. Rath in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nordhoff, Dr., ausw. Secr., Professor in Münster i. W.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr., Docent an der Universität in Heidelberg.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Plassmann, Landesrath a. D. zu Münster i. W.
Pleyte, Dr. W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Eschweiler.

Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rheinbach.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial - Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rauter, Oskar, in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Ruhrort.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Progymnasium in Bonn.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Recklinghausen, von, Wilh., in Cöln.
Remy, Jul., in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. u. Prof., in Berlin.
Reusch, Gutsbesitzer, Gut Idylle bei Kruft.
Ridder, Victor, Apothekenbes. in Goch.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Roeber, Friedrich, Bankier in Elberfeld.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, General-Lieutenant z. D. in Wiesbaden.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Sandt, von, Dr. juris, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Schickler, Ferd., in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Luzern.
Schlumberger, Jean, Fabrikbes. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
*Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr., Geistlicher Rath in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnock, Heinrich, Pfarrer in Aachen.
Schnütgen, Dr., Domherr in Cöln.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau, in Düren.
Schönaich - Carolath, Prinz, Berghauptmann a. D. in Potsdam.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster i. Westf.
Schroers J. H., Dr., Prof. in Bonn.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schurig, Paul, Maler und Realschullehrer zu Rheydt.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.

Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Boppard.
Seminar in Elten.
Seminar in Neuwied.
Seminar in Odenkirchen.
Seminar in Siegburg.
Seminar in Soest.
Seyffarth, Geh. Regier.-Rath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Ostrowo.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Generallieutenant, Director im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Aktienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Coblenz.
Stadt (Bürgermeisteramt) Oberhausen.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Remscheid.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Stier, Hauptmann a. D. in Zossen.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General z. D. in Bonn.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verl.-Buchhändler in Bonn.
Stremme, Heinrich, Kaufmann in Crefeld.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl, Baron von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Kaiserl. Baurath in Metz.
Townsend, Albert, in Wiesbaden.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Urlichs, Dr., H. L., in Würzburg.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Geheimerath und Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr, Geh. Ober-Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-Rath in Aachen.
Wal, Dr., de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Weerth, de, Dr., Guido, Rittergutsbesitzer, Burg Vettelhoven, Kreis Ahrweiler.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Kiel.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, H., Hauptmann u. Komp.-Chef im 1. Grossh. Hess. Inf.-(Leibgarde) Rgt. 115 in Darmstadt.
Wied, zu, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Geh. Rath und Professor in Göttingen.

Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, von, erster Staatsanwalt in Köln.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wülfing, Frau, Gutsbesitzerin auf Burg Kriegshoven.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wulfert, Dr., Gymn.-Direct. a. D. in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Francesco, in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, R., Professor in Rom.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Gymnasium. Müllenmeister. Nellessen. Landrathsamt. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schnock. Stadtarchiv. Startz. Wagner. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Adenau: Landrathsamt.
Ahrweiler: Landrathsamt. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Alterkülz bei Castelaun: Bartels.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. von Berlepsch. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. Höpfner. Hübner. Jaehns. Lehfeldt. Liebenow. Lohaus. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. v. Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Gymnasium. Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Binz. Bücheler. Caesar. Cahn. Alex. von Claer. Ernst von Claer. Dahm. Dieckhoff. Doetsch. Elten. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Frl. Eskens. Fricke. Follenius. Gandtner. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. von Grand-Ry. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. P. Hauptmann. C. Hauptmann. F. Hauptmann. Heyn. Henry. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Ihm. Kahl. Kaufmann. Kaulen. Keller. Kellner. Klein. Klingholz. Koenig. Krafft. Kreis-Ausschuss. Landsberg. Langenberg. Lautz. Leber. Lemme. Leverkus-Leverkusen. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Loeschke. Märtens.

Marcus. Marx. Menzel. Mendelsohn. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Prieger. von Proff-Irnich. Realprogymnasium. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Dr. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schroers. Simrock. Sonnenburg. Stoll. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. van Vleuten. Waldeyer. Wiedemann. Wolfers. Wuerst. Wulfert. Zartmann.

Boppard: Donsbach. Seminar. Scheppe. Schlad.

Braunfels: Prinz Solms.

Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.

Bruchsal: Gymnasium.

Brühl: Beck.

Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.

Budapest: von Török.

Burgbrohl: Andreae.

Cambridge: Lewis.

Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.

Cassel: Ständ. Landesbibliothek.

Charlottenburg: Mommsen.

Clausdorf b. Stralsund: Hagemeister.

Clausthal: Achenbach.

Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Haskarl. Stadtbibliothek.

Coblenz: Becker. Binsfeld. Graf von Brühl. Civil-Casino. Deiters. v. Eltester. Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Landau. von Loë. Stadt Coblenz.

Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnas. Arndts. *Exc. Camphausen. Civil-Casino. Cüppers. Düntzer. Esser. Fröhlich. Fuchs. Goebbels. Forst. Grüneberg. Ed. Herstatt. Heuser. Robert Heuser. Frau Aug. Joest. Ed. Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnas. Knebel. Kosbab. Kramer. Kreis-Ausschuss. Krementz. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnas. Merkens. Merlo. von Mevissen. Meyer. Michels. Mitscher. Movins. Museum Wallraf-Richartz. Niessen. Albert, Frhr. v. Oppenheim. Eduard, Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau Eugen vom Rath. Eugen Rautenstrauch. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schallenberg. Schenk. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Voigtel. Wiethase. von Winckler. von Wittgenstein. Wolff.

Colmar im Elsass: Ladegast.

Crefeld: Gymnasium. *v. Heimendahl. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. von Randow. Schauenburg. Stadtbibliothek. Stremme.

Darmstadt: von Hilgers. Werner.

Daun: Kreis-Ausschuss.

Deutz: Schultz. Wolf.

Dielingen: Arendt.

Dillenburg: Gymnasium.

Donaueschingen: Fürstl. Biblioth.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Hist. Verein. Wiskott.

Drensteinfurt: Frhr. v. Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schöller. E. Schoeller. Frau J. Schoeller. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: Staats-Archiv. Boetzkes. Bone. Bürgerschule. Courth. Gymnasium. Helmentag. Kreis-Ausschuss für den Landkreis. Lieber. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rauter. Real-Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek. Trinkaus. Frl. Weckbekker.

Duisburg: Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.

Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.

Elberfeld: Blank Gustav. Blank Willy. Boeddinghaus. von Carnap. Frowein. Gymnasium. von der Heydt, Freiherr August. von der Heydt, Carl. Hueck. Lautz. Lindenschmidt. Neuhoff. Realgymnasium. Roeber. Springorum. Stadtkreis.

Elten: Seminar.

Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium. Stadtbibliothek.

Ems (Bad): Kur-Commission.

Erkelenz: Landrathsamt.

Eschweiler: Progymnasium.

Essen: Baedeker. Bibliothek der Stadtgemeinde. Gymnas. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Krupp. Realschule. Ueberfeld.

Eupen: Real-Progymnasium.

Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Kreis-Ausschuss. Progymnasium.

Exaeten bei Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.

Flamersheim in Rheinland: von Bemberg.

Flensburg in Schleswig: Müller.

Florenz: Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Landrathsamt.
M.-Gladbach: Gymnasium. Kühlen. Landrathsamt. Quack. Stadtbibliothek.
Goch: Ridder.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.
Göttingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Grevenbroich: Landrathsamt.
Gummersbach: Kreis-Ausschuss.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: von Stumm.
Halle: Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek.
Hamm: Falk.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. Deppe. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Haus Heisterberg bei Königswinter: Caron.
Hemmerich: Maassen.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herrnsheim bei Worms: Freiherr von Heyl.
Höxter: Gymnasium.
Idylle, Gut bei Kruft: Reusch.
Ilsenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen (Rheinl.): Gymnasium. Landrathsamt.
Kemperhof b. Coblenz: Knaben-Pensionat.
Kiel: Wegehaupt.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Dr. Kohl.
Kriegshoven bei Weilerswist: Wülfing.
Langenberg (Rheinland): Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Lamprecht. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt. Kohtz. Kreis-Ausschuss.
Lexhy (Schloss): de Blanchard-Surlet.
Lippstadt: Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Luzern: Schierenberg.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. Kreis-Ausschuss. de Noüe. Progymnasium.
Mannheim: Alterthums-Verein. Gymnasium. Haug.
Marienfels bei Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mechernich: Eick. Hupertz.
Mayen: Kreis-Ausschuss.
Meisenheim: Kreis-Ausschuss.
Merzig: Kreis-Ausschuss.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. von Hoiningen-Hüne. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: Frhr. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae. Kreis-Ausschuss.
Mülheim a. d. R.: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Heereman. Karsch. Nordhoff. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mils: Evans.
Neuss: Gymnasium. Koenen. Kreis-Ausschuss. Sels.
Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Remy. Seminar.
Niederbreisig: Huyssen.
Niedermendig: Müller.
Nymwegen: Museum.
Oberhausen: Stadt (Bürgermeisteramt).
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Odenkirchen: Seminar.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Osnabrück: Hoeting.
Ostrowo: Spee.

Paris: Lucas. Michelant.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Plittersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Potsdam: von Achenbach. Prinz Schoenaich.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Asbach.
Reichenberg in Böhmen: von Liebieg.
Remagen: von Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs. Stadt.
Rheinbach: Landrathsamt. Progymnasium.
Rheine: Gymnasium.
Reydt, Reg.-Bezirk Düsseldorf: Schurig. Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Lanciani. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Ruhrort: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarburg R.-B. Trier: Kreis-Ausschuss.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnasium.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleiden: Kreis-Ausschuss.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Progymnasium.
Siegburg: Gymnasium. Kreis-Ausschuss. Seminar.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Museum.
Simmern: Landrathsamt.
Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Seminar. von Viebahn.
Solingen: Landrathsamt. Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim b. Mülheim a. Rhein: Graf von Fürstenberg.
Steeg bei Bacharach: Hütwohl.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Straub.
Stromberger Neuhütte (bei Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Paulus.
Tauberbischofsheim: Gymnasium.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Gymnasium. Hettner. Lintz. Mosler. von Nell. Realgymnasium. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universit.-Bibliothek.
Vettelhoven bei Ahrweiler: Dr. de Weerth.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann.
Vilich bei Bonn: von Claer.
Vogelensang: Borret.
Vohwinkel: Kreis-Ausschuss Mettmann.
St. **W**endel: Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium. Kreis-Ausschuss.
Wevelinghoven: von Heinsberg.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. *Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Cappell. Frhr. von Dungern. Isenbeck. von Rosen. Townsend.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Wipperfürth: Dr. Boeing. Hamm.
Wittlich: Kreis-Ausschuss.
Worms: Alterthumsverein.
Würzburg: Urlichs.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zossen: Stier.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

Die während des Jahres gestorbenen Mitglieder sind mit einem * bezeichnet.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

BRONZE STATUE OF A YOUNG MAN FROM MAGNESIA ON THE MAEANDER
(Berlin, Staatliche Museen)

Digitized by Google

Jack de Francis Mitchell in Kimball, 1972 — 1974

FESTSCHRIFT

ZUM

FÜNFZIGJÄHRIGEN JUBILÄUM

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN IM RHEINLANDE

AM

1. OCTOBER 1891.

MIT 6 TAFELN UND 2 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1891.

DEN

MITGLIEDERN DES VEREINS

GEWIDMET

VOM

VORSTAND.

Kopf der Athena Parthenos des Pheidias.

Von

G. Loeschcke.

(Hierzu Tafel I.)

Der auf Tafel I in drei Ansichten abgebildete Marmorkopf [1]) wurde im Juni 1882 in Köln auf dem Neumarkt gefunden, 4 m vor dem Hause des Herrn Stadtrath R. Heuser, der ihn dem Wallraf-Richartz-Museum schenkte [2]). Er ist, wie die Abbildung zeigt, stark

1) Feinkörniger, wohl pentelischer Marmor. Gesammthöhe des Fragments 0,26 m. Die mit einiger Sicherheit bestimmbaren Maasse des Gesichts stelle ich mit den Angaben zusammen, die Graef (Aus der Anomia 67) über die Maasse des Neapler (L) und des Berliner (E) Athenakopfs gemacht hat.

	Neapel	Berlin	Köln
Helmrand bis Kinn	0,145	0,142	0,145
Helmrand bis Mund	0,100	0,100	0,097
Kinn bis innerer Augenwinkel . .	0,099	0,100	0,098
Helmrand bis Unterrand der Nase	0,087	0,084	c. 0,087
Nasenflügel bis linkes Ohrläppchen	0,086	0,086	0,086
Helmrand bis Auge	0,047	0,042/3	0,047
Kinn bis Mund	0,046	0,043	0,046
Mundbreite	0,038	0,038	0,036
Innerer Augenwinkelabstand . .	0,025	0,032	0,025
Innerer Augapfelabstand	0,032	0,042	0,032
Aeusserer Augenwinkelabstand .	0,081	0,090	0,083

2) Ueber die Fundumstände hat Herr Geheimrath Schaafhausen Heft LXXXI, 236 d. Jahrb. ausführlich berichtet und die Freundlichkeit gehabt, mir den Brief des Herrn Heuser, der die Quelle unseres Wissens bildet, zur Benutzung zu überlassen. Hiernach ist der Kopf zufällig beim Kanalgraben gefunden. Bei Nachgrabungen in der Umgebung fanden sich in einer c. 3 m hohen Schuttschicht werthlose römische Bautrümmer,

bestossen und das Original ist durch schwarze Flecken so sehr entstellt, dass die dem Lichtdruck zu Grunde liegende Photographie vom Gipsabguss genommen werden musste.

Trotzdem wird den Alterthumsfreunden die Veröffentlichung des unscheinbaren Kunstwerks willkommen sein. Denn, wie U. Köhler zuerst erkannt hat [1]), ist dieser im Barbarenland gefundene Kopf, um dessen „verlorene Schöne" wir klagen, nichts Geringeres als eine Nachbildung vom Kopf der Athena Parthenos des Pheidias.

Dank den Funden und Forschungen der letzten Jahrzehnte [2]) ist dies kolossale Goldelfenbeinbild der Athena, mit dem Pheidias 438 v. Chr. sein Lebenswerk krönte und abschloss [3]), unter den verlorenen Meisterwerken griechischer Sculptur eines der best gekannten.

Die Gesammterscheinung der jungfräulichen Zeustochter, wie sie in stolzer sieghafter Ruhe, eine waffengewaltige aber friedliche Schutzgöttin ihres Volkes, dasteht, die von ihr untrennbare Siegesgöttin auf der rechten Hand, während die linke den Rand des Schildes fasst, in dessen Wölbung sich die Burgschlange birgt, giebt am treusten die beistehend nach Arch. Jahrb. V, 84 wiederholte Marmorstatuette wieder, die 1880 beim Varvakion in Athen gefunden worden ist.

Für die Reconstruction des Kopfes, namentlich des reichen Helmschmucks, kommen ausser der Beschreibung des Pausanias (I, 24, 5) in erster Reihe folgende Nachbildungen in Betracht:

---

namentlich Dachziegel, ein Fundament 1,25 m im Geviert aus Schiefer und Trassmörtel, das Bruchstück eines Säulenstumpfes aus Kalkstein 0,20 m im Durchmesser und die Ecke einer Inschrifttafel aus demselben Material, auf der der Rest eines E und die Buchstaben SP erhalten sind. Die Inschrift setzt Bücheler in das 1. Jahrhundert und hält die Ergänzung Vespasianus für wahrscheinlich. Ich glaube nicht, dass diese Angaben dafür sprechen, dass Basis, Säule, Inschrift, Athenakopf zusammen gehören und dass irgend welche Folgerung für die Benennung oder ursprüngliche Aufstellung des Kopfes aus ihnen gezogen werden darf. Die schlechte Erhaltung desselben und der Umstand, dass Nichts vom Körper der Statue zum Vorschein gekommen ist, sprechen eher dafür, dass der Kopf schon im Alterthum an diese Stelle verschleppt worden ist.

1) Arch. Jahrb. IV, 47.

2) Die wichtigste Litteratur ist bei Friederichs-Wolters, „Gipsabgüsse antiker Bildwerke" zu den Nummern 466—468 verzeichnet. Dazu Arch. Jahrb. IV, 47 (Furtwängler); Arch. Jahrb. V, 79 (Puchstein).

3) Vergl. den „Anhang" zu diesem Aufsatz.

A. Gemme des Steinschneiders Aspasios, jetzt in Wien. Abgeb. Arch. Jahrb. III Taf. 10, 10 (vergl. IV, 46, Furtwängler) und photographisch vergrössert auf unserer Tafel I, 4.

B. Zwei als Frauenschmuck dienende Medaillons aus Goldblech, gefunden bei Kertsch, jetzt in der Ermitage in St. Petersburg. Dekorative Arbeit eines ionischen Goldschmieds um 400 v. Chr. Abgeb. Ath. Mitth. VIII Tafel XV. Vergl. a. a. O. 291 (Kieseritzky); Furtwängler, Goldfund v. Vettersfelde 17; Hauser, Neuattische Reliefs 126.

C. Die jüngeren attischen Tetradrachmen mit dem Parthenoskopf, jetzt ausser bei Beulé „Mon. d'Athènes" übersichtlich zusammengestellt und gut abgebildet in dem „Attica" umfassenden Band des Catalogue of Greek coins in the Br. Museum.

D. Terracottaform aus Kleinasien, früher in der Sammlung J. Gréau, jetzt im Berliner Antiquarium. H. 0,11 m. Abg. Fröhner, Terres cuites de la coll. Gréau pl. 95 und nach einem Ausguss, den ich Furtwängler verdanke, auf Seite 6.

E. Marmorkopf mit zahlreichen Farbspuren, gefunden in Rom, jetzt im Berliner Museum. Sorgfältige aber geistlose Arbeit aus der

Zeit Hadrians. Abgeb. A. Denkmäler I Taf. 3 (Fränkel). Vergl. Aus der Anomia 66 (Graef).

F. Marmorkopf in Köln, abgeb. Taf. I, 1—3.

G. Kopf der „Minerve au collier" im Louvre. Vergl. über die erhaltenen Reste des Helmschmucks und eine alte Zeichnung der Statue Schreiber, Athena Parthenos 28.

H. Kopf der oben skizzirten, beim Varvakion in Athen gefundenen Statuette. Abgeb. z. B. Ath. Mitth. VI Taf. 1 u. 2, vergl. a. a. O. 56 (K. Lange) und Schreiber a. a. O. Taf. 1.

I. Kopf der Athenastatuette in Madrid. Abgeb. bei Schreiber a. a. O. Taf. II C, vergl. 19.

K. Marmorkopf im Brit. Museum. Obertheil des Helmes ergänzt, am Stirnschild Bohrlöcher und Oxydflecke von verlorenem Bronzeschmuck. Abgeb. Anc. marbles in the Br. Mus. I pl. XVI.

L. Marmorkopf in Neapel. Abgeb. Aus der Anomia Taf. I u. II. Vergl. 61 (Graef).

Nach K. Langes Berechnung hatte der Kopf der Parthenos, ausschliesslich des 1,45 m hohen Helmschmuckes, eine Höhe von 1,16 m, war also um die Hälfte grösser als die Hera Ludovisi (H. 0,79 m). Die weite Fläche des goldenen Helms war wie überspommen mit figürlichen und ornamentalen Zierrathen. Diese giebt keine Nachbildung vollständig und genau wieder, vielmehr liegen nur Excerpte vor, die je nach der Technik, die der nachbildende Künstler wählte und dem Zweck, den seine Arbeit erfüllen sollte, mehr oder weniger ausführlich sind.

Die statuarischen Copien sind ärmer an Einzelheiten als die Reliefs, die griechischen künstlerisch selbständiger als die römischen, von denen einige aus der Zeit des Augustus (A) und Hadrian (E, H) einen fast gelehrten Charakter tragen. Am nächsten kommt dem Original, wie ich mit Furtwängler glaube, Aspasios. Ein jüngerer Zeit- und Gesinnungsgenosse des Pasiteles, reproducirt er ein „klassisches" Werk mit historischem Sinn und Interesse. Aber erschöpfen konnte auch seine virtuose und minutiöse Technik den Reichthum pheidiasischer Toreutik nicht. Wir sind vielmehr bei der Reconstruction des Originals auf ein eklektisches Verfahren angewiesen und werden im Zweifelfall diejenigen Formen und Bildungen als pheidiasisch gelten lassen, die den Charakter höherer Alterthümlichkeit tragen und die dem Copisten bei der Wiedergabe

grössere Schwierigkeiten bereiteten, so dass er sie schwerlich aus eigenem Belieben angewendet haben wird.

Versuchen wir unter diesen Gesichtspunkten die Stellung des Kölner Kopfs zu den andern Repliken und deren Verhältniss zum Original genauer zu bestimmen und zwar zunächst durch Betrachtung der Form und Zierath des Helms.

Der Helm hat bei allen Wiederholungen die entwickelte attische Form (Furtwängler, Olympia IV, 170) d. h. er wird von einer an den Kopf sich anschmiegenden Kappe mit Nackenschirm und beweglichen Wangenklappen gebildet, die heruntergeschlagen, das Ohr frei lassen.

Bei schärferem Zusehen sondern sich aber zwei Gruppen. Die eine (a), deren ausgeprägte Vertreter die Aspasios-Gemme, der Berliner Kopf, eine attische Kupfermünze bei Imhoof-Gardner, Num. comm. on Paus. pl. Y, XXIV und die kleinasiatische Thonform sind, setzt den Nackenschirm von der Kappe scharf ab, giebt ihm einen gradlinigen und eckigen Zuschnitt und bildet ihn so lang, dass hinten sein unterer Rand etwa in gleicher Linie mit dem tiefsten Punkt des Kinns abschneidet, die vordere Spitze aber noch tiefer herabreicht.

Im Gegensatz dazu ist bei der zweiten Gruppe (b), zu der die Goldmedaillons, die Tetradrachmen, der Londoner Kopf und der Kölner Kopf gehören, der Nackenschirm nicht als selbstständiger Theil gefasst, sondern bildet, wie beim korinthischen Helm, nur den unteren ausgebogenen Abschluss der Helmkappe. Alle geraden Begrenzungen werden vermieden, auch der vordere und untere Rand des Schirms leicht geschwungen. Die andern Repliken stehen in der Mitte zwischen beiden Gruppen, indem sie dem Schirm meist die Form von a lassen, ihn aber kürzer bilden. Dass Gruppe a in diesem Punkt das Original wiedergiebt, kann nicht zweifelhaft sein. Der lange, scharf absetzende Nackenschirm ist auf den späteren schwarzfigurigen Vasen für den Helm der Athena und der Amazonen charakteristisch (Gerh. A. V. B. 6. 35. 37. 54. 72), besonders nahe steht dem der Parthenos der Helm der Athena auf dem archaischen Dekadrachmon im Catalogue pl. III, 1. Dieselben ionischen Strömungen, die im Zeitalter des Hippias die rothfigurige Malerei bringen, machen auch das neue Helmmodell in Athen beliebt, das praktischer war und zugleich gefälliger aussah. Als aber Pheidias den colossalen Idealhelm seiner Athena zu schaffen hatte, legte er mit

Fig. 1. Lower surface of the specimen figured on Plate 3 Fig. 1 and Plate 4 Fig. 1 (Nat. size).

Fig. 2. Lower surface of the specimen figured on Plate 3 Fig. 2 (Nat. size).

Fig. 3. Lower surface of the specimen figured on Plate 3 Fig. 3 (Nat. size).

Fig. 4. Lower surface of the specimen figured on Plate 3 Fig.

theil (Wiener Vorlegebl. A Taf. 5). Auch hier, wie bei der Helmform, schloss sich Pheidias also an Uebliches und Ueberkommenes an.

Dasselbe ist der Fall, wenn er über die freien Flächen am Hinterkopf, wie es schon die archaischen Münzen thun, ein stilisirtes Rankenornament ausbreitet. Das constituirende Element desselben hat der Kölner Kopf richtig bewahrt. Es ist ein langer, gebogener Stengel, der in zwei nach entgegengesetzter Richtung gewundene Spiralen ausläuft. Diese Rankenspiralen nehmen ihren Ausgang, wie wir zuerst durch den Kölner Kopf lernen, am unteren Ende des mittleren Bügels und breiten sich dann, wie Terracottenform und Goldmedaillon erkennen lassen, von hinten nach vorn wachsend, symmetrisch über die Seitenflächen aus. Die Terracottenform und die Münzen geben die Ranken am ausführlichsten wieder und zwar im Unterschied zu Aspasios mit Verständniss für den Organismus des Ornaments. Namentlich gilt dies von der Terracottenform. Die erste Ranke biegt sich so weit nieder, dass ihre Spiralen dicht am Vorderrand des Nackenschirms über einander zu stehen kommen; diese Ranke ist in gleicher Stellung am Goldmedaillon zu erkennen. Die zweite Ranke steigt steil in die Höhe, so dass ihre untere Spirale der oberen der vorigen Ranke entspricht. Die andere Spirale der zweiten Ranke füllt den Raum zwischen den Hinterfüssen des Pegasus und dem Wangenschirm, während die untere Spirale einer dritten Ranke das Gegenstück abgiebt zur unteren Spirale der ersten. Diese Anordnung ist so harmonisch und doch frei von aller Steifheit, dass ich sie für ein Erbtheil vom Original halte. Ob das Ornament damit aber vollständig wiedergewonnen ist, muss zweifelhaft bleiben. Man erwartet nicht nur Blüthen zwischen den Ranken, wie die archaischen Münzen sie zeigen, sondern möglicher Weise hatte hier im Dunkeln, auf einem der Zweige (vergl. z. B. Arch. Jahrb. VI Taf. 4) auch die Eule ihren passenden Platz. Vergl. ausser den Goldmedaillons die Münze bei Imhoof-Gardner l. c. Y, XXV. Doch ist Sicherheit zur Zeit nicht zu gewinnen.

Für die Vorderansicht der Parthenos war von besonderer Bedeutung, dass Pheidias den Helm tiefer als bisher üblich war in die Stirn rückte und sich für eine Form des Stirnschirms entschied [1]),

1) Vor Pheidias begegnen wir dieser Form des Stirnschilds an einer nicht attischen Athena der Münchener Glyptothek (Brunn 86), die dem Dornauszieher nahe steht.

die in der Mitte nach oben und unten ausgeschweift war (A. E. F. G. H. I. K.). „Indem er so den schmuckvollen Reiz des lockenumrahmten Gesichts der alten Kunst aufgab, gewann er, wie Furtwängler zutreffend bemerkt [1]), grössere Würde und ernste Festigkeit des Ausdrucks.“ Aber es will mir scheinen, als ob der Künstler mit diesen Neuerungen noch eine individuelle Wirkung beabsichtigt und erreicht habe. Auf mich wenigstens macht die einspringende Spitze über dem Nasenansatz und der parallele Verlauf des nach oben geschwungenen Helmrands mit den Augenbrauen [2]), resp. Augenhöhlenrand unmittelbar den Eindruck des „Eulenhaften“. Die grossen runden Glotzaugen, an denen eine naivere Zeit die θεὰ γλαυκῶπις Ἀθήνη erkannt hatte, waren im Ringen nach Menschlichkeit und Schönheit lange vor Pheidias beseitigt worden, dessen unmittelbare Vorgänger hatten sich aber in ihrer Freude, die Wirklichkeit nachbilden zu können, bis zur Verwischung der göttlichen Individualität fortreissen lassen. Trüge ein Kopf wie Ath. Mitth. VI Taf. VII, 2 nicht den Helm, so würde eine feine und umsichtige Analyse vielleicht erweisen können, dass er eine Göttin, nicht aber ein sterbliches Mädchen darstelle, nie aber, dass diese Göttin Athene sei. Da tritt Pheidias ein. Homerischer als seine älteren Genossen greift er auf die Volksvorstellung zurück und mancher Alte aus Kydathen, dem beim ersten Anblick das Bild der Parthenos fast unfromm vor Schönheit erschienen sein mag, sah gewiss freudig, wenn sein andächtiger Blick länger in sinnender Betrachtung auf dem Antlitz der Göttin weilte und den wie spielend geführten Linien des Helmrands folgte, wie in seiner Phantasie das uralte liebe Bild der „Eulenäugigen“ verklärt wieder auflebte.

Besonders gut lässt sich aber Pheidias Neigung an alte Formen anzuknüpfen und seine Gabe, diese neu zu beleben, am plastischen Schmuck des vorderen Helmrands nachweisen [3]).

1) Ath. Mitth. VI, 188.

2) Bei dem Kölner Kopf wird der Eindruck dadurch geschwächt, dass die Ränder des Helms bestossen sind. Die Skizze der Varvakion-Statuette wird deutlich machen was ich meine.

3) Die Anordnung der Thiere und dass sie mit den Vorderbeinen frei vorsprangen hat Schreiber 28 richtig erkannt. Die Erklärung der kleinen Thiere als Rehe oder Hirsche gab Kieseritzky im Anschluss an das Goldmedaillon 302, die der grossen als Flügelpferde Furtwängler Arch. Jahrb. IV, 47 auf Grund der Aspasios-Gemme und des Berliner Kopfes.

Die Aspasios-Gemme, die Minerve au collier, der Berliner und der Kölner Kopf, unterstützt von den Petersburger Goldmedaillons und den Tetradrachmen zeigen, dass an dieser Stelle auf der Helmkappe eine Reihe von nur mit dem Vordertheil gebildeten Thieren aufsassen, die mit Beinen und Brust über den Stirnschirm herüber frei in die Luft sprangen. Dass bei der Minerve au collier und dem Kopfe aus Köln die Beine auf dem Stirnschirm auflagen, wie die Ansatzspuren zeigen, beruht natürlich nur auf Bequemlichkeit des Marmorarbeiters.

Die Thiere waren nicht gleichartig, sondern, wie auch die Reste am Kölner Kopf noch erkennen lassen, wechselten grosse geflügelte mit kleinen ungeflügelten, so dass in der Mitte sich ein geflügeltes Thier befand. Am Berliner Kopf waren 3 grosse und zwei kleine Thiere ausgearbeitet, auf der Gemme und auf dem Kölner Kopf 3 grosse und 4 kleine, so dass, gewiss wie am Original, ein kleines neben die aufgerichteten Backenklappen zu stehen kommt. An der Minerve au collier haben sich Reste von 5 grossen und 6 kleinen erhalten, hiermit dürfte die Zahl des Originals erreicht sein, da bei 15, der nächst möglichen, die Thiere bereits klein und undeutlich geworden wären.

Die grossen geflügelten Thiere sind auf der Aspasios-Gemme und dem Berliner Kopf als Pegasoi, die kleinen mit spitzem Kopf und langen Ohren auf der Gemme und den Goldmedaillons als Rehe zu erkennen. Entsprechend werden auch die Thiere am Kölner Kopf zu benennen und zu ergänzen sein.

Die Sitte, Metallgeräth mit Köpfen und Vordertheilen von Thieren zu verzieren, ist in der alterthümlichen griechischen Kunst bekanntlich weit verbreitet. Es genügt hier, an die Protomen von Greifen, Löwen und Schlangen zu erinnern, die den Rand archaischer Kessel umgeben (Furtwängler Olympia IV, 119. 121) und die als Schildzeichen gebraucht auf den Vasenbildern wie lebend aus dem Schild herausspringen (z. B. Berlin 1701, Micali Ant. mon. LXXV, LXXVIII). Dass auch Helme ähnlich verziert worden seien, gleichzeitig zu zauberkräftiger Abwehr alles Uebels und zum Schmuck, hat Helbig in einer lehrreichen Notiz in den Annali 1874, 46 nachgewiesen. Vor der Spitze des Stirnschirms war bei einem jetzt in Florenz befindlichen Helm attischer Art (Annali 1874 T. d'agg. K) die Reliefgruppe eines Triton, der einen Krieger raubt, befestigt. Darunter befanden sich in einer Reihe symmetrisch geordnet zwei

Acheloosbüsten und zwei Silensköpfe. Man erkennt leicht ein verwandtes Princip der Verzierung wie am Helm der Parthenos, aber da der Florentinerhelm in der Form wesentlich abweicht, nicht datirbar ist und italische Arbeit (Furtwängler Olympia IV, 170), so blieb die Analogie doch nur eine entfernte. Die historische Vorstufe für den Stirnschmuck der Parthenos lehren vielmehr zwei attische Vasenbilder aus dem VI. Jahrhundert kennen: eine auf der Akropolis gefundene Scherbe mit der Darstellung einer Athena, über deren Stirn der Kopf eines kleinen Greifen auf dem Helm emporragt [1]), und die bekannte Vase des Exekias im Brit. Museum, wo der Helm von Achills Gegnerin, Penthesilea, denselben apotropäischen Schmuck trägt [2]). Denkt man sich mehrere solche Greifenköpfe nebeneinander gesetzt, so erhält man eine Verzierung, ganz ähnlich derjenigen des Goldmedaillons, wo auch an Stelle der am Original der Parthenos vorhandenen Flügelrosse Greifen getreten sind und zwar nur die Köpfe, nicht der ganze vordere Theil des Leibes mit Füssen.

Jene Greifenköpfe mit Studniczka für Umbildungen der ägyptischen Uräusschlange zu halten, liegt kein Grund vor. Wohl aber erinnern diese mitten über der Stirn emporragenden Zierrathen durch die Stelle, an der sie angebracht sind, und ihre Gesammtform an jene eigenartigen hakenförmigen Erhebungen, die mehrere Krieger auf Sarkophagen aus Klazomenai auf den Helmen tragen und in denen Furtwängler den φάλος des homerischen Helms wiedererkannt hat [3]). Er bedauert, die Bezeichnung ἀμφίφαλος durch

1) Ephem. arch. 1886 Taf. 8, 3. Vergl. 128 (Studniczka).

2) Wiener Vorlegeblätter 1888 Taf. VI 2 a.

3) Berl. philol. Wochenschrift 1888, 460. Die Sarkophage sind abgebildet Journal of Hell. Studies 1883 pl. 31 und Mon. dell' Inst. XI Taf. 53. Gegen Helbigs Annahme (Hom. Epos [2] 299), der φάλος sei nichts anderes gewesen als der zugleich als Buschträger dienende Bügel, welcher sich über die Mitte der Helmkappe vom Hinterkopf nach der Stirn erstreckt, spricht Il. XIII 614, wo Peisandros den φάλος des Menelaos an der Spitze mit der Axt trifft, gerade unter dem Helmbusch ἤτοι ὁ μὲν κόρυθος φάλον ἤλασεν ἱπποδασείης | ἄκρον ὑπὸ λόφον αὐτόν. Da der Busch auf dem Bügel aufliegt, so kann dieser durch einen von oben kommenden Streich überhaupt nicht ὑπὸ λόφον getroffen werden. Man müsste annehmen, der Hieb habe den Bügel von der Seite getroffen; die Bezeichnung ὑπὸ λόφον αὐτόν bliebe aber immerhin befremdlich, da sie bei der ganz geringen Erhebung des Bügels, die die Breite einer Axtschneide nicht erreicht, der

Denkmäler bis jetzt nicht erläutern zu können. Das geschieht aber auf's vortrefflichste durch das vermuthlich kleinasiatische Bronzerelief bei Micali Ant. mon. XXX, das wahrscheinlich den Kampf des Herakles gegen Geryones darstellt. Nirgends ist der φάλος so deutlich gebildet, wie bei dem Kriegerkopf links und zwar als ein viereckiger, aus Metall zu denkender Stab, der sich etwa vier Finger breit über der Stirn erhebt und dann mit einem kürzeren aber dickeren Ende in rechtem Winkel nach hinten umbiegt. Der φάλος erscheint auf dem Relief diesseits des über die Mitte des Helms laufenden Bügels, er hatte auf der anderen Seite also ein Gegenstück und damit ist der Helm als ἀμφίφαλος gesichert.

Für den „vierzinkigen" Helm fehlt noch die monumentale Anschauung. Es liegt aber nahe, sich die φάλοι von Schläfe zu Schläfe angeordnet zu denken, je zwei rechts und links vom Helmbügel.

Wenn die Alten über die φάλοι so gar Nichts wussten und auch unsere Erkenntniss nur mühsam fortschreitet, so wird sich dies daraus erklären, dass, als die litterarische Ueberlieferung mit den homerischen Gedichten einsetze, Wort und Sache schon veraltet waren und nur in engem Kreis noch im praktischen Gebrauch fortlebten[1]). Wir sehen im Wesentlichen nur Rudimente und zwar decorativ ausgestaltet. Denn genau so wie mit fortschreitender Kunstfertigkeit

Anschaulichkeit entbehren würde. Unmittelbar verständlich wird die Schilderung, wenn man den φάλος als emporragenden hornartigen Vorsprung denkt, dessen Spitze getroffen wird, über der, wie die Bilder aus Klazomenai zeigen, der von einer Röhre gestützte Busch weht. Auch die Angabe, dass bei gedrängter Aufstellung die Mannschaften einander mit den φάλος berührt hätten, erklärt sich besser bei hervorragenden Zinken als einem fast in der Fläche des Helms liegenden Bügel.

1) Die Entstehungsgeschichte der φάλοι am Helm liegt noch im Dunkeln. Bei Homer und in Klazomenai und den von Furtwängler erwähnten Helmvasen dienen sie offenbar zur Verstärkung des Helms in der Stirngegend. Aber es scheint mir ausgeschlossen, dass man für einen so einfachen Zweck eine so individuelle und in mancher Hinsicht unpraktische Form erfunden haben sollte. Die Form macht den Eindruck, dem Bedürfniss nachträglich angepasst worden zu sein. Ich vermuthe vielmehr, dass die φάλοι Umbildungen von Hörnern sind, wie sie als Helmschmuck von Hellenen durch die mykenische Kriegervase bezeugt sind. Es stimmt gut zu dieser Annahme, dass gerade in Klazomenai, wo der φάλος sich am Helm so auffallend lange hält, auch die Hörner auftreten (A. Denkmäler I, 44). Helbigs Etymologie von φάλος = der „Bogen" passt auf das Horn so gut wie auf den Bügel. Vergl. Ephem. arch. 1891, 18. 27 (Tsuntas).

die Buschträger der Helme figürlich durchgebildet wurden — die anliegenden Bügel zu gelagerten Gestalten, die hohen Röhren zum Schwanenhals oder Schwanz eines aufrecht stehenden Thieres u. s. w. (z. B. Wiener Vorlegebl. 1888 Taf. I, 1; 1889 Taf. III, 3 b), so sind, wie ich glaube, auch die φάλοι der Helme nicht spurlos verschwunden, sondern, griechischer Weise entsprechend, in's Ornamentale und Symbolische umgebildet worden. An Stelle des „Zinken," der thatsächlich im Stande gewesen war, einen tödtlichen Streich abzuhalten, setzt man die symbolische Abwehr der Greifenköpfe und ähnlicher kampflustiger Ungethüme, die dem Gegner in's Gesicht zu springen drohen. Die Athena auf der Scherbe von der Akropolis und die Penthesilea des Exekias würden nach homerischer Terminologie einen Helm mit einem φάλος tragen, der Florentiner Helm wäre τετράφαλος.

Dieser „homerische" Helmschmuck wäre aber sicher bald völlig verschwunden, wie sein spärliches Auftreten in der Vasenmalerei beweist, wenn nicht der δημιουργικώτατος der griechischen Künstler das Motiv aufgegriffen hätte und seiner Athena, zu Wehr und Ehr, einen Kranz aus nicht weniger als elf Thierfiguren um die Stirn gelegt hätte.

Die bewegten Linien dieses Stirnschmucks wurden für die Vorderansicht tektonisch fest umrahmt durch die aufgeschlagenen Wangenschirme. Sie haben nach attischer Weise einen Ausschnitt für's Ohr, sind von einem mit Nägeln beschlagenen Rand eingefasst und bewegen sich in einem Charnier, dessen Form die Aspasios-Gemme und der Neapler Kopf übereinstimmend wiedergeben. Verziert sind sie auf A, B, E und F mit einem Greifen in Relief, den bei richtiger Interpretation, wie Kieseritzky festgestellt hat, Pausanias auch für das Original bezeugt [1]). Auf der Aspasios-Gemme,

1) Eine merkwürdige Variante bietet die oben abgebildete Thonform. Dort ist auf der Wangenklappe ein ruhig stehender Mann dargestellt, nackt bis auf einen schmalen Gewandstreif, der den Brustansatz bedeckend von der linken zur rechten Schulter zu laufen scheint. Bei bestimmter Beleuchtung habe ich auch geglaubt, neben dem Hals den Contour eines vom Kopf herabfallenden Gewandstücks — das dann ein Löwenfell sein würde — zu erkennen. Doch bleibt dies völlig unsicher. Im linken gebeugten Arme hält er einen cylindrischen Gegenstand, dessen dünnes Ende er mit der Hand gefasst hat, während das Dicke am Oberarm unterhalb der Schulter aufliegt und endet.

Wie wir bei Besprechung der Form und Verzierung des Nacken-

den Goldmedaillons und einem Tetradrachmon (Ath. Mitth. VI, 82) steht das Thier mit beiden Hinterfüssen auf dem Boden und richtet sich hoch auf, so dass die Vorderfüsse in den oberen breiteren Theil der Wangenklappe hineinreichen. Der Berliner Kopf hat nur die Hinterfüsse erhalten. Diese stehen aber nicht auf gleichem Niveau, sondern der am Grund anliegende ist auf eine Stufe gestellt. Diese bisher nicht beachtete Variante kehrt jetzt an dem Kölner Kopf wieder und da der Raum durch diese Beinstellung besser gefüllt wird, glaube ich sie dem Original zuschreiben zu dürfen. Den Schweif hatte das Thier zwischen die Schenkel genommen, seine gebogene Spitze ist auf der nicht abgebildeten Wangenklappe des Kölner Kopfes vor dem zurückstehenden Fuss erhalten.

Um den an dieser Replik zu dünnen Plättchen ausgearbeiteten Backenschirmen einigen Halt zu verleihen, liess man im Marmor eine Stütze stehen, die sie mit der Helmkappe verband. Deren

schilds und des Spiralrankenornaments am Hinterkopf gesehen haben, ist die Thonform in diesen Punkten eine sehr getreue Kopie. Auch in der Bildung des Pegasus, sowie der Behandlung der Haare steht sie dem Original nahe. Wenn der Verfertiger bei Verzierung des Wangenschirms so stark von seiner Vorlage abwich, so muss ihm an der Darstellung der zu deutenden Figur viel gelegen haben, vielleicht stellte sie ein berühmtes Bildwerk dar und schien ihm besonders sinnvoll an dieser Stelle. Um so mehr ist zu bedauern, dass die Kleinheit und Undeutlichkeit der Ausführung die Erkenntniss des Vorhandenen erschwert. Alles hängt davon ab, was der im linken Arm dargestellte Gegenstand ist. Die Form ist genau die einer Keule. Das würde auf Herakles führen, höchstens Theseus könnte noch in Frage kommen. Aber die Haltung im linken Arm ist für eine Keule ungewöhnlich und scheint wenig angemessen; sie ist zu vorsichtig, fast zärtlich. Auch wäre die Waffe auffallend klein. In ähnlicher Weise pflegt vielmehr Herakles im linken Arm ein Füllhorn zu halten und obgleich man ungern an dem Füllhorn die Biegung vermisst, scheint mir diese Deutung vorläufig noch die wahrscheinlichste. Die Darstellung würde sich dann an einen Typus anlehnen, bei dem ich im Dorpater Programm 1886, 11 und Furtwängler in Roschers M. L. I, 2159 vermuthungsweise an den volksthümlich als Μήλων bezeichneten Herakles Alexikakos des Agelaidas erinnert haben. An ein Schwert, wie Ares es gelegentlich im Arm hält (Arch. Zeit. 1872 Taf. 57), oder das Aehrenbündel des Triptolemos-Bonus Eventus (Ath. Mitth. XVI, 23) scheint man bei dem fraglichen Attribut nicht denken zu dürfen.

Dass Raumzwang den Verfertiger der Form zu wesentlichen Aenderungen an seiner Vorlage veranlasst habe, möchte ich nicht glauben, da er die rechte Seite der Figur rücksichtslos weglässt.

Ansatz ist unter dem Bauch des grossen Thiers, das seitlich auf dem Helm lagert, deutlich zu erkennen.

Dieses Thier gehört bereits zu denjenigen Figuren, die am Original die den ganzen Aufbau krönenden Helmbüsche trugen. Um den Anblick der Göttin so stattlich und festlich wie möglich zu machen, gab ihr Pheidias einen Helm mit drei Büschen, die prunkhafteste Helmzier, die im Athen des V. Jahrhunderts gebräuchlich war (Aristoph. Ach. 965; Frieden 1173; Aeschyl. Sept. 365. Vergl. Lange a. a. O. 80). Den mittelsten und höchsten stützte eine gelagerte Sphinx, die beiden kleineren anspringende Flügelrosse. Die Sphinx wird von Pausanias erwähnt und fehlt auf keiner gut erhaltenen Replik, selbst die Neapler hat sie noch als letzten Rest statuarischer Helmzier bewahrt, aber auch die Pegasoi begegnen auf zahlreichen Darstellungen (A—E, H). Vergl. Kieseritzky a. a. O. Beim Kölner Kopf läuft auf der Mitte der Helmkappe ein flacher Bügel, der sich nach hinten von 0,04 m bis 0,025 verjüngt und in den oben besprochenen Spiralranken endet. Auf dem höchsten Punkt dieses Bügels lagerte die Sphinx (Torsolänge 0,10 m). Die bestossenen, am Grund haftenden Reste lassen erkennen, dass das Thier die Hinterfüsse eingezogen hatte, die Vordertatzen gerade ausstreckte, genau wie an der Varvakion-Statuette.

Vom Hintertheil der Sphinx aus zieht sich eine etwa 0,07 m. lange Ansatzspur auf dem Bügel den Hinterkopf hinab. Man hat sie für den Schwanz gehalten, aber dafür ist der Ansatz viel zu breit und gerade. Der Schwanz wird, wie an der Varvakion-Statuette, emporgerichtet gewesen sein, der Ansatz aber rührt, wie die eben erwähnte Replik lehrt, von einem in Marmor ausgeführten Helmbusch her. Seine Hauptstütze muss dieser natürlich an einem Pfeiler gehabt haben, der sich, wie bei der Varvakion-Statuette, von den Flügeln der Sphinx maskirt auf deren Rücken erhob, das Ende des Helmbuschs kann ausserdem mit dem Rücken der Athena verbunden gewesen sein.

Dass die beiden an der Seite der Helmkappe dargestellten Thiere beim Kölner Kopf gleichfalls Marmorbüsche getragen haben, ist nicht völlig sicher, aber wahrscheinlich. Eine Ansatzspur am Helm findet sich nicht. Das ist aber auch bei der Varvakion-Statuette nicht der Fall, auch dort werden die seitlichen Büsche erst an der Schulter der Statue gestützt. Für die Existenz derselben

scheint zu sprechen, dass man die Thiere nicht rund ausgearbeitet hat, sondern an der der Mitte zugekehrten Seite platt abgeschnitten, um ihnen mehr Halt zu geben und den Uebergang in die vorauszusetzenden pfeilerartigen Buschträger zu erleichtern. Sollten jedoch die seitlichen Büsche gefehlt haben, so würde die Schwierigkeit, sie in Marmor auszuführen, diese Vereinfachung leicht erklären.

Ueberraschend ist es aber nach der grossen Uebereinstimmung, die wir bisher gefunden, dass jene beiden Thiere am Kölner Kopf nicht wie an der Parthenos geflügelte Rosse waren. Statt der Hufe bemerkt man die vortretenden Tatzen eines Raubthiers, die Hinterbeine sind zu kurz und unterhalb des Knies zu dick und ebensowenig kann der Schwanz nach Form und Haltung der eines Pferdes sein. Die Bildung des spitz zulaufenden Schwanzes, die an die Ruthe eines Hundes erinnert, verbietet aber auch, worauf die Form der Beine und die Analogie der Minerve au collier und anderer Athenabilder führen würde, an eine Sphinx zu denken. Der lange dünne Schweif des Löwen mit der Quaste am Ende, ist von den alten Künstlern stets charakteristisch wiedergegeben worden. Ich muss vielmehr Schaaffhausen beistimmen, wenn er a. a. O. aus den erhaltenen Formen den Schluss zieht, dass auf dem Helm des Kölner Kopfes Wölfe dargestellt waren.

Alle Abweichungen vom Original, die wir bisher zu constatiren hatten, waren stilistische Modificationen oder Auslassungen, wie sie bei so starker Verkleinerung fast unvermeidlich sind; der Ersatz der Flügelrosse durch Wölfe ist eine sachliche Aenderung. Sie wird vielleicht verständlich, wenn man sich erinnert, dass der Kopf von Römern für Römer gemacht war, dass er, genau gesprochen, nicht Athena darstellt, sondern Minerva, der die Formen der Griechengöttin nur geliehen sind. Wenn nun dieser Minerva, abweichend von allgemeiner Sitte, die heiligen Wölfe des Mars als Helm-Embleme gegeben werden, so wird sie dadurch in prägnantem Sinne als römische Kriegerin bezeichnet und die Annahme liegt nahe, dass der Kopf zu einem von der römischen Besatzung Kölns verehrten Cultbild gehört hat. Geradezu in dieser Minerva die Schutzpatronin der so lange in Nieder-Germanien stationirten Legio I Minervia zu sehen, wird allerdings nicht möglich sein [1]). Es bleibt aber eine bedeut-

1) Die Frage, in welcher Form das Feldzeichen dieser Legion die Göttin darstellte, ist, so viel mir bekannt, noch gar nicht aufgeworfen.

same Thatsache und beleuchtet in epigrammatischer Schärfe die welthistorische Bedeutung der beiden Völker, dass römische Krieger die Rheinwacht gegen die Barbaren unter Schutz und Schirm eines pheidiasischen Götterbilds gehalten haben.

In einem folgenden Aufsatz gedenke ich die Gesichtsbildung von Pheidias Parthenos zu besprechen, hoffentlich unterstützt von einer Restauration, welche die störend verletzten Formen des Kölner Kopfs anschaulich erläutert.

Anhang.

Nochmals Pheidias Tod und die Chronologie des olympischen Zeus.

An meinem Aufsatz über „Phidias Tod und die Chronologie des olympischen Zeus" (Hist. Untersuchungen A. Schaefer gewidmet, Bonn 1882) hätte ich in Folge der scharfsinnigen Ausführungen von R. Schoell (S.-B. d. Münchener Akad. Phil.-hist. Cl. 1888, 1) mancherlei zu berichtigen. In der Hauptsache aber, der Frage nach der Entstehungszeit des Zeus, glaube ich meine Ansicht festhalten zu müssen. Die weitschichtige Controverse (Robert, Arch. Märchen 100; Hermes 23, 432; v. Wilamowitz, Comment. grammatic. IV, 15; Nissen, Hist. Zeit. N. F. XXVII, 406; Puchstein, Arch. Jahrb. V, 81) lässt sich nicht im Vorbeigehen erledigen, aber einige Punkte muss ich hervorheben, um den fortgesetzten Widerspruch zu begründen.

Den Ausgangspunkt für meine Zweifel bildete, wie Schoell richtig vermuthet, das lange Intervall, welches zwischen dem Tempelbau und der Weihung des Götterbildes in Olympia liegt. Das prachtvolle Gotteshaus war 456 v. Chr. vollendet. Jedermann erwartet nun, dass die Eleer die Statue, um derentwillen sie doch den Tempel erbaut hatten, sobald als möglich fertig stellen lassen. Gleichzeitig dem Tempelbau, wie die Parthenos in Athen, scheint

Zum Ausgangspunkt muss, als offizielle Darstellung, die Minerva auf dem goldenen Fingerring eines Optio legionis primae Minerviae genommen werden, den J. Klein in den Bonn. Jahrb. LXXXX, 24 veröffentlicht hat. Mit ihr stimmt in den Hauptsachen überein — nur der rechte Arm ist gesenkt und die Lanze in Folge dessen tiefer gefasst — ein Minervarelief an einer säulenartigen Basis im Bonner Museum.

der Zeus allerdings nicht errichtet worden zu sein, wenn anders die Nachricht sich bewahrheitet: Dörpfeld könne aus baulichen Befunden den Nachweis erbringen, dass die Aufstellung des Zeus „gewaltsame Störungen“ der Architektur zur Folge gehabt habe. Wenn aber Studniczka (Z. f. d. ö. Gymn. 1890, 751) durch diese Beobachtungen Dörpfelds, meine Annahme der Zeus sei 456—448 errichtet worden, schlagend widerlegt glaubt, so kann ich diesem Schluss nicht folgen. Denn auch der kundigste Architekt wird schwerlich entscheiden können, ob jene Störungen 456 oder 436 eingetreten sind. Es bleibt also dabei: man erwartet, dass die Statue spätestens 456 in Angriff genommen wird. Wir haben nun bei Plutarch eine Ueberlieferung, die uns nöthigt, die Vollendung des Zeus vor 447 anzusetzen — aber dieser sollen wir nach Schoell nicht trauen, sondern glauben, die Eleer hätten volle 20 Jahre verstreichen lassen, bevor sie auch nur den Auftrag zur Errichtung des Götterbildes gaben, dessen Vollendung kaum weniger als ein drittes Jahrzehnt erfordert haben wird.

Für die von mir vertretene Datirung spricht ferner, was wir über den Stil des pheidiasischen Zeus wissen. Die einzigen Denkmäler, die uns eine Anschauung von der Gestalt des Gottes vermitteln, sind bekanntlich einige elische Münzen der Kaiserzeit. So ungenügend und unvollständig sie das Colossalbild wiedergeben, so kann man auf den bessern Exemplaren (Imhoof-Gardner, Num. comm. on Paus. pl. P, XX) doch deutlich archaische Elemente in Form und Structur des Bartes erkennen, wie sie um 450 v. Chr. selbstverständlich sind, um 425 v. Chr. unbegreiflich sein würden.

Auch scheint sich die Wirkung von Pheidias Zeuskopf auf die Schöpfungen anderer Künstler bereits um die Mitte des Jahrhunderts bemerklich zu machen. Kekulé hat treffend am Zeus Talleyrand (Arch. Zeit. 1874 Taf. 9) die „nachphidiassche Gesichtsbildung“ hervorgehoben neben dem archaischen Haar. An eine späte Vermischung verschiedenartiger Stilarten wird er jetzt kaum mehr glauben, da Funde der letzten Jahrzehnte gelehrt haben, dass fast alle Bildwerke, die man für späte Erzeugnisse einer „eklektischen“ Kunstrichtung hielt, mehr oder weniger treue Copien nach Werken des V. Jahrhunderts sind, die von Haus aus den zwiespältigen Charakter einer Uebergangsperiode an sich trugen. Das Original des Zeus Talleyrand — der nebenbei bemerkt, wunderbar an Lebendigkeit und Frische gewinnt, wenn man den Abguss bronzirt — wird Niemand

später als die Parthenonsculpturen ansetzen; sein Platz ist die Mitte des V. Jahrhunderts, wo er das früheste mir bekannte Zeugniss für das schöpferische Eingreifen des Pheidias abgiebt.

Und redet nicht der Parthenon in seiner architektonischen Anlage, in seinen Metopenreliefs und Giebelgruppen, ja selbst im Cultbild der Göttin laut genug vom Einfluss Olympias auf Pheidias und seine Genossen? Wäre die Anwesenheit des jungen Künstlers dort nicht bezeugt, man müsste sie erschliessen, um jene starken Einwirkungen auf's Einfachste zu erklären. Statt dessen verwirft Schoell nicht nur die Tradition bei Plutarch, die zwingend, aber doch immerhin indirect den Zeus vor die Parthenos verweist, sondern auch die positive chronologische Angabe bei Plinius, der Pheidias und seine συνεργολάβοι am Zeus Ol. 83 (448 v. Chr.) datirt. Seine Polemik gegen ältere Kunstschriftsteller, die erst nach Ol. 90 berühmte Maler erwähnt hatten, begründet Plinius XXXV, 8, 54 mit den Worten: cum et Phidian ipsum initio pictorem fuisse tradatur clipeumque Athenis ab eo pictum, praeterea in confesso sit LXXX tertia fuisse fratrem eius Panaenum, qui clipeum intus pinxit Elide Minervae quam fecerat Colotes discipulus Phidiae et ei in faciendo Iove Olympio adiutor. Hier liegt eine Quelle ersten Ranges zu Grunde, vielleicht dieselben πολυπραγμονήσαντες σπουδῇ τὰ ἐς τοὺς πλάστας, die Pausanias V, 20, 2 für Kolotes zu Rathe zieht. Denn später bezeichnete die Periegetentradition (Paus. VI, 26, 3) die Athena als Werk des Pheidias. Dass ihr Schild von Panainos bemalt worden war, könnte in der Künstlerinschrift gestanden haben, wahrscheinlicher ist mir aber, dass die Angabe aus einer Rechnungs- oder Inventarisationsurkunde stammt, wie sie im Interesse geordneter Verwaltung für alle Goldelfenbeinbilder vorausgesetzt werden müssen. Die umständliche, von Schoell aufgenommene Vermuthung, dass Ol. 83 zuerst die ἀκμή des Perikles bezeichnet habe, von diesem auf Pheidias übertragen worden sei und von Pheidias auf seinen Bruder Panainos, lässt sich nicht erweisen. Denn Perikles ἀκμή fällt nicht Ol. 83 (vergl. v. Wilamowitz a. a. O.), und Plinius knüpft jedenfalls seine so ungewöhnlich zuversichtlich vorgetragene Zeitangabe nicht an Pheidias, sondern direct an Panainos. Dass die drei Künstler, welche gemeinschaftlich die Errichtung des Zeus in Accord genommen hatten (Strab. VIII p. 354. Plin. XXXIV, 87), von Plinius unter demselben Datum zusammengefasst werden unter Erwähnung ihrer Thätigkeit in Elis, scheint mir auch jetzt noch ein starkes Indicium

dafür, dass dieses Datum eben das ihrer gemeinschaftlichen Arbeit war.

Eine gewichtige Bestätigung hat die Frühdatirung des Panainos und damit des olympischen Zeus durch Roberts Ausführungen über die Schlacht bei Oinoa erhalten, die mich in der Hauptsache völlig überzeugt haben (Hermes XXV, 412). Robert weist nach, dass die Malereien der Stoa Poikile um 460 v. Chr. ausgeführt worden sein müssen, unter ihnen Panainos' Bild der Schlacht bei Marathon. Dies war in gewissem Sinne das Hauptgemälde des ganzen Cyklus und Panainos wurde durch diesen Auftrag Polygnot, der in der Poikile eine Iliupersis malte, als mindestens ebenbürtiger Genosse zur Seite gestellt. Unmöglich kann er damals ein unerprobter Anfänger gewesen sein, er wird seiner ἀκμή nahe gestanden haben, wenigstens war er 30 Jahre alt. Sein zweites Werk: die Thronschranken am Zeus in Olympia (Paus. V, 11, 6) werden zur letzten Ausstattung des Tempels gehört haben, der Schild der Athena in Elis wird nur wenig später oder früher fallen. Es müssten nach Schoells Chronologie die attischen und die elischen Arbeiten des Panainos um mehr als 30 Jahre auseinander liegen, ohne dass wir in der Zwischenzeit irgend von ihm hörten und in Olympia würde er als alter Mann thätig gewesen sein; bei meiner Datirung schliesst sich die Arbeit in Olympia und Elis unmittelbar an die in der Poikile an und fällt in des Meisters Blüthezeit.

Und warum muthet uns eigentlich Schoell zu, alle diese Unwahrscheinlichkeiten als wirklich hinzunehmen? Weil nach seiner Ueberzeugung in den Scholien zu Aristophanes „Frieden" 605 ein klares, alle andern Angaben niederschlagendes Zeugniss des Philochoros die Entstehung des Zeus nach der der Athena verlegt. Ich kann nicht umhin zunächst zu betonen, dass nicht etwa eine Hypothese von mir oder einem andern Modernen einer von Schoell vertretenen antiken Tradition gegenübersteht, sondern antike Ueberlieferung steht gegen antike Ueberlieferung; ferner, dass die von Plutarch im Leben des Perikles c. 31 mitgetheilte, von mir als glaubwürdig vertheidigte Erzählung: der Künstler sei nach Vollendung der Parthenos im Gefängniss gestorben, die einzige ist, welche Plutarch über das Lebensende des Künstlers kennt oder für mittheilenswerth hält. Ueber Ort und Zeit des Todes herrscht bei ihm keine Unsicherheit, nur darüber, ob Pheidias eines natürlichen Todes gestorben sei oder an Gift. Plutarchs Bericht ist aus ver-

schiedenen Quellen zusammengetragen. Den chronologischen Rahmen hat Ephoros geliefert, benützt ist ausserdem z. B. Krateros und die Bemerkungen über die Schildporträts machen ganz den Eindruck, auf gute Periegetentradition zurückzugehen: Robert hat im Hermes XXIII, 448 scharfsinnige Gründe dafür geltend gemacht, dass Polemon, der in seiner Periegese der Akropolis diese Fragen berührt haben wird, über die Chronologie des Pheidias dieselben Anschauungen vertreten habe wie Plutarch. Wie viele und welche Gewährsmänner neben diesen benutzt sind, lässt sich nicht bestimmen. Aber da Plutarch ein ebenso fleissiger wie belesener Mann war, so wird man sein Referat, bis das Gegentheil erwiesen ist, als die richtig gezogene Summe aus der bisherigen Discussion und aus der breiten Masse der ihm reichlich zu Gebote stehenden historischen Ueberlieferung ansehen. Vergl. Nissen a. a. O. 407, 408.

Schoell glaubt freilich, Plutarchs Bericht sei eine willkürliche Erfindung, gemacht um den Wortwitz des Aristophanes im „Frieden" 605 zu erklären: Φειδίας πράξας κακῶς d. h. „da es Pheidias schlimm erging, als er wie ein ungetreuer πράκτωρ öffentliche Gelder für sich eingestrichen hatte." Man könnte in ähnlichem Doppelsinn übersetzen: „als Pheidias schlechte — oder faule — Geschäfte machte." Aber um diese Worte zu erläutern, reichte ja die allgemein geglaubte Nachricht von Pheidias Anklage und Einkerkerung völlig aus. Wie kam man darauf, nicht nur den Tod im Kerker zu erfinden, sondern sogar Controversen über die Todesart anzuspinnen? Wer hatte den Einfluss, diesen Angaben, wenn sie im Widerspruch mit der Wahrheit und bessern Tradition standen, eine so allgemeine Geltung zu verschaffen, wie Plutarchs Bericht sie vermuthen lässt? Kurz, etwas Stichhaltiges ist gegen die Nachricht vom Tod im Kerker bisher nicht vorgebracht und der Versuch, sie für eine Exegetenfabel zu erklären, misslungen; aber da wir auch ihren Gewährsmann nicht kennen, so fehlt ihr die durchschlagende Kraft der Autorität, trotz ihrer Makellossigkeit.

Ihr gegenüber steht die von Philochoros in seine Chronik aufgenommene Erzählung: Pheidias sei nach Vollendung der Parthenos wegen Unterschleifs eingekerkert worden, aber aus dem Gefängniss entflohen, habe dann in Elis den olympischen Zeus gearbeitet, sei jedoch nach dessen Vollendung wieder wegen Unterschleifs belangt und von den Eleern hingerichtet worden. Schoell und v. Wilamowitz haben mich überzeugt, dass die Geschichte in dieser Form

bei Philochoros gestanden hat und Nichts daran geändert werden darf. Aber eine Angabe, die gut überliefert ist, braucht deshalb noch lange nicht wahr zu sein und die Autorität des 150 Jahre nach Pheidias lebenden Atthidographen schliesst die Möglichkeit eines Irrthums oder einer tendenziösen Darstellung nicht aus. „Wenn der Unsinn", schreibt Nissen, auch nach Schoell noch energisch für Plutarch eintretend, „in Philochoros Chronik stand: „man erzählt, dass Pheidias von den Eleern umgebracht worden sei," so mag er selbst denselben gehört und aus verzeihlicher Sorge für den Ruhm seiner Vaterstadt verzeichnet haben, ähnlich wie er den Hermenfrevel den Korinthern in die Schuhe schob." Zweifellos ist, dass die Pheidiaslegende in den Rhetorenschulen mit der Tendenz einer Entlastung Athens weiterentwickelt worden ist: bei Plutarch stirbt Pheidias im Gefängniss der Athener; bei Philochoros flieht der Angeklagte aus Athen und wird von den Eleern getödet; bei Seneca, Controvers. ed. Burs. p. 424 ist Pheidias der höchste Schatz Athens, Elii ab Atheniensibus Fidian acceperunt, ut his Iovem Olympium faceret, pacto interposito ut aut Fidian aut centum talenta redderent. Robert hat a. a. O. in den Fabeln über Pantarkes den Anlass zur Datirung des Zeus nach der Athena zu finden gemeint; vielleicht mit Recht, doch möchte ich diese als zur Zeit unentwirrbar, vorläufig ganz bei Seite lassen. Es gehört ein stärkerer Glaube an die Unfehlbarkeit des Philochoros dazu als ich ihn besitze, um den doppelten Unterschleifsprozess nicht psychologisch unwahrscheinlich zu finden und für eine „Spiegelung" in der Ueberlieferung anzusehen, wofür ihn bis einschliesslich Schoell Alle gehalten haben. Die Partie steht zwischen den beiden Traditionen über Pheidias Tod zur Zeit nicht gleich. Wäre z. B. bezeugt, was jetzt nur als Möglichkeit hingestellt werden kann, dass unter den Gewährsmännern Plutarchs, die den Tod im Gefängniss bezeugten, sich Krateros oder Polemon befanden, so würde man, glaube ich, viel weniger zuversichtlich für Philochoros eintreten. Mit dieser Möglichkeit ist man aber auch jetzt schon zu rechnen verpflichtet, wenn man nicht vorzeitig die Acten schliessen will. Vergl. S.-B. d. Berl. Akad. 1891, 387 (Diels).

Ich komme also zu dem Resultat, dass die Quellenkritik nicht die Mittel besitzt, um eine der beiden Traditionen, zwischen denen gewählt werden muss, mit Sicherheit als Wahrheit zu bezeichnen. Vielmehr muss man ausserhalb des engen Kreises dieser Kontroverse die Entscheidung herbeizuführen suchen, indem man, wie ich es

oben gethan habe, unbefangen prüft, zu welcher von beiden Ueberlieferungen sich Alles, was wir sonst über Pheidias und seiner Genossen Leben und Werke wissen, am ungezwungensten fügt. Dabei ergab sich, dass die Bauzeit des Zeustempels und die Lebenszeit des Panainos, Plinius Ansatz des Pheidias und seiner Mitarbeiter am Zeus auf Ol. 83 und die olympische Tradition am Parthenon und im Zeus Talleyrand einstimmig die Angaben Plutarchs empfahlen, nach denen der Zeus um die Mitte des Jahrhunderts gemacht sein muss, der Tod des Meisters aber 438 oder bald nachher erfolgte. Den Parthenon hinterliess er unvollendet, das Bild der Göttin aber war damals vollkommen fertig gestellt. Denn Nissens Vermuthung, die Ausführung habe sich bis 432 ausgedehnt, wird sich nicht aufrecht halten lassen. Jedenfalls stammt das überschüssige Gold und Elfenbein, das 434/33 (C. I. A. 301) von der Baucommission des Parthenon verkauft wird, von der Innendecoration des Tempels, nicht aber von dem Cultbild, da dieses von einer anderen Commission, den ἀγάλματος ἐπιστάται, errichtet wurde, die gesonderte Rechnungen führten. Vergl. S.-B. d. Berl. Akad. 1889, 229 f. (Koehler).

Die Bronzeeimer von Mehrum.

Von

A. Furtwängler.

(Hierzu Tafel II u. III.)

In der zur Winckelmannsfeier am 9. Dezember 1888 gehaltenen Versammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande hat dessen Vorsitzender, Herr Geheimrath Schaaffhausen einen neuen Fund besprochen, der zu Mehrum bei Dinslaken gemacht worden war [1]). Von den Hauptstücken desselben, den vier Bronzeeimern, werden hier die drei besten in Abbildung mitgetheilt [2]); Taf. II 1. 2. 3.

Der von Heinrich Möltgen, Ackerer in Mehrum bei Voerde, Reg.-Bez. Düsseldorf, im Frühjahr 1888 in 1 m Tiefe gemachte Fund ist jetzt eine Zierde des Provinzialmuseums zu Bonn; dass er diesem einverleibt werden konnte, ist vorzugsweise den Bemühungen des Freiherrn von Plettenberg in Mehrum zu danken.

Die Henkelansätze und einige Füsse wurden von den Gefässen getrennt gefunden, doch war es möglich, dieselben mit Sicherheit wieder an ihre ursprüngliche Stelle zu setzen, da sich die Spuren deutlich erhalten haben, wo sie einst angelöthet waren. Die Eimer sind in Bronzeblech je aus einem Stücke dünn getrieben; am Bauche der Gefässe ist die Wandung nur $^1/_2$ mm stark. Die Henkel und deren Ansätze, sowie die Füsse sind gegossen; ihre Verbindung mit den Gefässen war, wie bereits bemerkt, durch Löthung geschehen. Angenietet war nichts an denselben.

Obwohl jeder der drei Eimer eine etwas verschiedene Form

1) Vgl. Jahrbücher Heft LXXXVII, S. 216 ff.

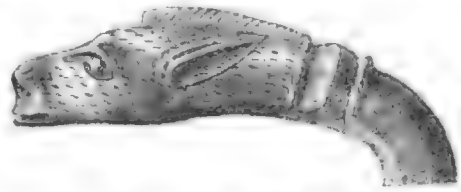
2) Nur von diesen Stücken des Fundes kann ich aus eigener Anschauung sprechen.

hat, so ist ihnen doch gemeinsam, dass es bauchige Gefässe sind mit einem kurzen eingezogenen Halse und wieder nach aussen umbiegender Mündung. Auf dem kurzen Halse ist an zwei gegenüber liegenden Stellen ein verzierter Ansatz aufgelöthet — nur an dem grössten Exemplare greift derselbe etwas auf den Bauch über —, der oben einen über die Mündung emporstehenden Ring trägt, in welchen der bewegliche Bügelhenkel eingreift. Die Henkel sind dreitheilig gegliedert, in eine Mitte und zwei Enden. Auf der Höhe der Mitte befindet sich ein Ring, der offenbar dazu bestimmt war, einen Strick aufzunehmen, an dem man dann den Eimer gegebenen Falles in einen Brunnen herablassen und wieder heraufziehen konnte. Der Uebergang der Mitte zu den Enden ist durch ein jederseits herabfallendes Blatt in geschickter und gefälliger Weise vermittelt. Die umgebogenen Enden laufen in Thierköpfe aus. Gemeinsam ist den Gefässen ferner, dass sie unten einen nicht angesetzten, sondern mit dem Ganzen getriebenen runden Wulst haben, welcher auf je drei angelötheten gegossenen Füssen ruhte, welche ein festes und sicheres Aufstellen des Gefässes ermöglichten. Die Bodenfläche der Kessel ist je in der Mitte durch einen getriebenen Buckel und um diesen mit zwei Paaren konzentrischer Kreise geziert, in der Art wie an den gewöhnlichen römischen Kasserollen.

Im Einzelnen ist Form und Verzierung an allen drei Eimern etwas verschieden. Am reichsten ist der grösste derselben geschmückt [1]); Taf. III 1. Der Henkelansatz zeigt in der Mitte einen weiblichen Kopf mit gescheiteltem und zurückgestrichenem glattem Haare; er ist nicht ohne Sorgfalt gearbeitet, doch etwas hart und ausdruckslos. Umgeben wird derselbe von gezackten Blättern, die wohl Weinlaub vorstellen sollen; dieselben wachsen indess nicht aus dem Kopfe selbst hervor. Wenn man letzteren überhaupt benennen will, so kann man ihn als den einer Nymphe bezeichnen. Ueber dem Kopfe liegt, an den Mündungsrand anschliessend, ein mit demselben Ornamente wie dieser, mit einem doppelten Flechtbande verzierter Stab; Taf. III 4. An dem Henkel ist der mittlere Theil gerieffelt; die Enden (beistehend in $^2/_3$ Grösse) sind als Maulthierköpfe gestaltet; die langen Ohren, sowie ein gewisser von den Alten nie-

1) Höhe bis zum Rande 38,5 cm, Durchmesser der Mündung 30 cm, grösster Umfang 1,20 m, Höhe des Fusses 27 mm (Inventar des Prov.-Museums No. 5577).

mals dem Pferde, wohl aber dem Maulthier gegebener Ausdruck des Kopfes lassen das letztere mit Sicherheit erkennen. Die Füsse sind



an ihrer Aussenseite mit zwei in Relief gebildeten Sphinxen geschmückt, welche sich gegenüber lagern; Taf. III 6. Die Grundfläche ist zum Theil ausgeschnitten. Die Köpfe sind sehr roh gebildet, die Schwänze gar nicht angegeben; an den Seiten ein blattartiger Abschluss. Von den ursprünglichen drei Füssen sind nur zwei erhalten, und von diesen ist der eine am linken Ende unvollständig.

Der nächst grösste Eimer [1]), Taf. III 2, zeigt in der Mitte des Henkelansatzes eine jugendliche Maske, die wieder von Blättern umgeben ist. Dieselbe hat thierisch gebildete Spitzohren und um die Stirne eine Binde, welche den Haaransatz verdeckt; über dieser erkennt man zwei Paare kleiner Erhöhungen und über jedem Paare einen halbrunden Bogen. An den Wangen läuft jederseits eine Ranke herunter, deren gerollte Enden unter dem Kinn verschlungen sind und zwischen den unteren Blättern seitlich herausstehen; es sollen wohl Weinranken sein, sicher sind es nicht die Enden der Binde. Die Erhebungen über der letzteren sollen wohl in roher Weise eine Bekränzung mit Blumen oder Früchten andeuten. Die Stirnbinde ist die dem Dionysos charakteristische Mitra [2]), die zuweilen allerdings auch vornehmeren Satyrn gegeben wird, wie sie denn der praxitelische eingiessende Satyr trägt. So werden wir auch diesen Kopf als Satyrn bezeichnen dürfen, obwohl das Gesicht nicht den in der späteren Zeit gewöhnlichen derben Typus zeigt. Die Formen sind wieder etwas hart und ermangeln des feineren Ausdrucks. Der

1) Höhe 33,5 cm, Durchmesser der Mündung 25 cm, grösster Umfang 1,4 m, Höhe des Fusses 19 mm (Inventar No. 5578).

2) Vgl. Furtwängler, Samml. Sabouroff I, zu Taf. 23.

Henkel endet in deutlich gearbeitete Schwanenköpfe (vorstehend in $^2/_3$ Grösse). Die Füsse, von denen zwei erhalten sind, haben glatte und unverzierte Aussenfläche; Taf. III 8 giebt die rauhe Oberseite des einen Fusses; man sieht, dass er von zwei runden Löchern durchbrochen ist.

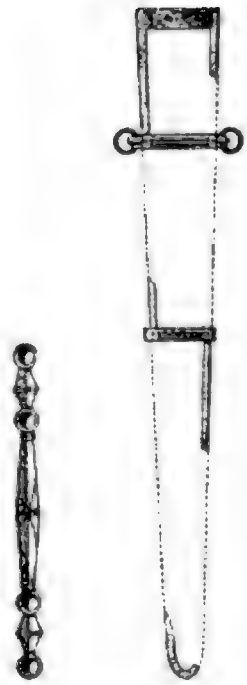
Der dritte der Eimer [1]), Taf. III 3, von abweichender nach unten bauchigerer Form hat keinen Kopf am Henkelansatz, der hier nur in Gestalt von drei blattförmig verzierten Zacken gebildet ist. Auf dem Streif darüber, welcher an den Rand der Mündung anschloss, sind hier zwei sich gegenüber befindliche Maulthierköpfe von dem schon vorhin beobachteten Typus gebildet. Der Mündungsrand

selbst (Taf. III 5) ist wie bei dem ersten Eimer mit doppeltem Flechtbande geziert. Der Henkel läuft wieder in Maulthierköpfe aus (von denen einer hier in $^2/_3$ Grösse abgebildet ist); sie sind von einfacherer geringerer Ausführung als die des ersten Eimers. Die Mitte des Henkels ist zierlich geriefelt; der Uebergang zu den Enden wird hier durch zwei Blätter gebildet. Der Fuss — es ist nur einer von den dreien erhalten — zeigt dasselbe Flechtbandmuster wie die Mündung; Taf. III 7. Hier hat sich an den „Augen" des Flechtbandes die ursprüngliche Silbereinlage erhalten, auf welche am Mündungsrande nur kleine Höhlungen hinweisen. Die beiden Enden des Fusses sind beschädigt, indem die einst hervorragenden Ecken abgeschlagen sind; diese Verletzung muss jedoch schon im Alterthum stattgefunden haben, da die Bruchflächen vollständig patinirt sind. — Der Fuss ist von zwei amazonenschildförmigen Löchern durchbrochen.

Der vierte Eimer [2]) ist sehr beschädigt und entbehrt überdies aller Verzierung; seine Form ist einfach bauchig mit kleinem abgesetztem Rande, und ohne den eingezogenen Hals der anderen. Er hat einen glatten unverzierten eisernen Bügelhenkel; von dessen Befestigung zeugen zwei jederseits im Rande steckende eiserne Nägel.

1) Höhe 30,8 cm, Durchmesser der Mündung 26 cm, grösster Umfang 97 cm, Höhe des Fusses 21 mm (Inventar No. 5579).

2) Er war c. 29 cm hoch und ist jetzt ohne Boden; sein grösster Umfang beträgt $105^1/_2$ cm.



Von diesen Eimern enthielt der grösste (Taf. II, 1) die Asche des Verstorbenen [1]); er war mit einem Deckel von Bronze zugedeckt und enthielt ausser der Asche noch vermoderte Reste von Leder und Linnenzeug, Salbenfläschchen und einige Bronzestückchen. Dass der Verstorbene ein Krieger war, geht aus den übrigen Beigaben hervor. Schild, Schwert, Lanze und Dolch sind durch ihre Reste gesichert. Vom Schilde ist der Buckel erhalten (Durchm. 0,19×0,21). Dieser sowie die Reste der Schwertscheide bestehen aus Weissmetall. Das zweischneidige Eisenschwert ist nicht in der Scheide, sondern c. 1 m entfernt davon gefunden, passt jedoch in diese, wenn man sie ergänzt (vgl. beistehend in $^1/_8$ Grösse). Die Schwertklinge ist 59 cm lang. Die fragmentirte Dolchklinge hat $16^1/_2$ cm Länge, die Lanzenspitze 17 cm; beide sind natürlich von Eisen. Die Lanzenspitze hat erhabenen Mittelgrat und runde Tülle. Unbekannter Verwendung ist das hier in $^1/_8$ Grösse abgebildete Bronzebeschlagstück, in welchem vier Bronzenägel stecken; es ist 0,238 m lang. Endlich wurde der Obertheil einer kleinen Bronzekanne, eine flache Schüssel aus „terra sigillata" von 32 cm Durchmesser mit dem Stempel OF BASSI · Co und die Scherbe einer zweiten gleichen Schüssel mit OFF · CANI gefunden.

Die Eimer lassen sich mit Bestimmtheit in die erste Kaiserzeit datiren. Dies ist dadurch möglich, dass genau übereinstimmende Gefässe sich bei den Ausgrabungen von Pompeji und Herkulaneum gefunden haben. Die Bronzegeräthe aus diesen Städten sind nun freilich keineswegs alle gleichzeitig; man kann vielmehr auch unter ihnen wie unter den Wanddekorationen ältere und jüngere Stücke unterscheiden. Aber jene den unsrigen entsprechenden Eimer stellen sich nicht zu der verhältnissmässig älteren, sondern zu der jüngeren Serie, gehören also der früheren Kaiserzeit an.

Von diesen in Neapel aufbewahrten Stücken ist eines im Museo

---

1) Das Folgende nach den Mittheilungen der Herren Schaaffhausen, Klein und Löschcke.

Borbonico IV, tav. 12, 4 abgebildet. Der Henkelansatz zeigt einen Frauenkopf und zwei Maulthierköpfe an den Seiten. Die Füsse sind ein wenig abweichend von der Form der unsrigen. Mehrere andere Exemplare in Neapel sind von Sommer zusammen photographirt [1]). Eines derselben stimmt genau, in der Gesammtform, in der Verzierung der Mündung, in der Gestalt des Henkels und des Henkelansatzes, mit unserem dritten Eimer überein. Die anderen zeigen als Ansatz zumeist den Frauenkopf mit den Maulthierköpfen zur Seite. Die Füsse fehlen diesen Neapler Stücken zumeist, doch gewiss nur deshalb, weil sie getrennt gefunden wurden und man ihre Zugehörigkeit nicht erkannt haben wird. Drei Füsse, die sehr an die des grössten der Mehrumer Eimer erinnern, indem sie in Relief je eine ganz ebenso gelagerte und ebenso stilisirte Sphinx darstellen, befinden sich jetzt an einem bauchigen Gefässe mit einem als Hermaphrodit gebildeten Henkel; ursprünglich gehörten dieselben aber gewiss zu einem Eimer unserer Gattung [2]).

Es giebt indess aus Pompeji und Herkulaneum auch Eimer, welche jener älteren Serie von Metallgeräthen zuzurechnen sind. Diese haben die einfache gewöhnliche Eimerform ohne eingezogenen Hals, so dass also der grösste Umfang sich an der Mündung befindet. Am Henkelansatze oder rings um den oberen Theil pflegen sie mit den schönsten Ornamenten geschmückt zu sein; auch sind drei niedrige Füsschen in der Art jener der anderen Gattung öfter erhalten [3]). Eimer dieser Form, doch mit etwas strengerer Dekoration, fanden sich nun auch in den Gräbern Unteritaliens und gehören etwa dem 4.—3. Jahrh. v. Chr. an. Ein Exemplar von dieser Herkunft in Berlin [4]) ist mit einem sehr schönen Relief geschmückt, dessen Arbeit der besten Zeit des 4. Jahrh. angehören wird. Aus Griechenland sind mir wenigstens Henkel von Eimern

1) Vgl. Mus. Borbon. XI, tav. 44; VI, tav. 31, 5. 6 und die oben genannte Sommersche Photographie.

2) Blatt 11,118 der Sommerschen Sammlung von Photographien aus dem Museo nazionale.

3) Die Vase steht im 2. Bronzensaale des museo nazionale in Neapel links oben und trägt die No. 3933; sie stammt nach dem Inventar aus Ercolano; doch giebt dasselbe auch an, dass sie restaurirt sei; offenbar ist sie aus nicht zusammengehörigen Stücken zusammengesetzt.

4) Friederichs, Kleine Künste No. 677; abgebildet bei Gargiulo, raccolta dei monum. più inter. del Museo Borb. e di varie coll. priv., tav. 72.

dieser Form bekannt, doppelte Bügelhenkel und Ansätze dazu, welche mit einfachen Köpfen ohne allen pflanzlichen oder thierischen Schmuck versehen sind, die dem Stile nach bis in die Zeit um 400 v. Chr. heraufgehen müssen. Jene niederen Füsschen kommen bei diesen älteren Stücken noch nicht vor; die Füsse, die man hier findet, sind anders gestaltet.

Bemerkenswerth ist ferner, dass Eimer dieser letzteren einfachen Form überaus häufig auf den unteritalischen Thonvasen des 4.—3. Jahrh. v. Chr. gemalt vorkommen, und zwar in den Händen von Frauen, Jünglingen und Satyrn in den bekannten Scenen bakchischen Charakters. Sowohl die campanischen als lukanischen als namentlich die apulischen Vasen liefern zahlreiche Beispiele. Immer erscheinen die Eimer hier mit anderen Abzeichen bakchischen Wohlseins, mit Trauben, Fruchtschüsseln, Bechern, Thyrsosstäben, Fackeln u. dgl. in den Händen der Satyrn und Nymphen, so wie der Seeligen, der in die bakchischen Mysterien Eingeweihten. Es müssen diese Gefässe in Unteritalien also nicht blos für Wasser gedient haben [1]). Zuweilen deuten drei runde Punkte am unteren Rande an, dass die Eimer drei Füsse haben, die aber noch nicht jene breite Gestalt wie die pompejanischen zeigen. Auf den Vasen älterer Stilgattungen und auf den attischen Vasen überhaupt kommen diese Eimer, soviel ich sehe, gar nicht vor [2]).

So finden wir also, dass die Eimer ohne eingezogenen Hals in Unteritalien im 4.—3. Jahrh. v. Chr. besonders viel verwendet wurden und auch in Pompeji noch üblich waren. Die Mehrumer Funde jedoch stellten sich zu einer anderen pompejanischen Eimerart, deren Form mit eingezogenem Halse wir in der der Kaiserzeit vorangehenden Periode im Bereich der klassischen Kultur nicht fanden.

Doch in der Verzierung und Henkelgestaltung dieser Mehrumer und später-pompejanischen Eimergattung haben sich altgriechische Motive merkwürdiger Weise noch deutlicher erhalten als in jenen eleganteren Stücken, die wir als älter-pompejanisch bezeichnet haben.

---

1) Es kommt vor, dass eine Figur in der Linken einen solchen Eimer, in der Rechten Becher oder Kanne hält, vgl. Millin vases peints 1, 13 (campanisch); Millingen, div. coll. 24 (apulisch).

2) Die auf attischen Vasen zuweilen vorkommenden Gefässe mit Bügelhenkel und drei Füssen sind von wesentlich anderer Form, auch offenbar nicht von Metall, und nicht für Flüssigkeiten bestimmt (vgl. z. B. Duris Schulvase, Berlin 2285; Millingen, coll. div. 57).

Die Henkelform ist nämlich nur durch die leichte Umbildung einer altgriechischen gewonnen, wie man bei Vergleichung der aus Olympia stammenden und in Ausgrabungen von Olympia Band IV, Die Bronzen, S. 139 abgebildeten und beschriebenen Stücke sofort erkennt. Die Grundform mit ihrer Dreitheilung und mit dem Ringe oben ist durchaus dieselbe. Doch die Trennung der Theile ist hier nicht durch Blattwerk, sondern durch rein tektonische Motive, Vorsprünge, runde Knoten oder rollenförmige Wülste bewirkt und die aufgebogenen Enden sind nicht als Thierköpfe, sondern als einfache sich zuspitzende Knöpfe gebildet; auch fehlt ihnen die gefällige Riefelung noch ganz. Solche Henkel sind aber nicht nur in Olympia, sondern auch in Italien, besonders in Unteritalien gefunden worden [1]). Die olympischen Stücke lassen sich wenigstens in das 5., vielleicht noch das 6. Jahrh. v. Chr. zurückdatiren [2]).

Die Art der Ersetzung rein tektonischer Formen durch pflanzliche und thierische Motive und andererseits das Festhalten an altgriechischen Grundformen entspricht ganz dem, was wir auch sonst an den pompejanischen und überhaupt den später griechischen und griechisch-römischen Geräthbronzen beobachten können. Lehrreich ist es in dieser Beziehung, eine gewisse Reihe der aus Pompeji und Herkulaneum stammenden Candelaber mit den älteren griechisch-etruskischen zu vergleichen: die Hauptidee der letzteren ist dort durchaus erhalten und nur die Uebergänge sind reichlicher mit Blattwerk verziert, während die stilisirte Palmette zurücktritt. Daneben kommen in Pompeji freilich auch Candelaber vor, die sich von der alten Tradition völlig emancipiren und, alles streng Tektonische beseitigend, das Ganze rein nach den Naturvorbildern des Stammes mit Aesten gestalten. Ferner bieten die Henkel der pompejanischen Bronzekannen sehr schöne Beispiele für das Ueberwuchern der älter griechischen Formen mit freieren Pflanzenmotiven. Besonders beliebt sind die grossen Blätter mit der herausstehenden etwas umgebogenen Spitze, so wie an unseren Mehrumer Henkeln. Rein altgriechische Motive, die nur in der angedeuteten Weise umgebildet und modernisirt sind, finden wir endlich namentlich unter den Geräthfüssen Pompeji's, den Löwenklauen mit darüber sich erhebenden vegetabilischen Ornamenten, Obertheilen von Sphingen u. dgl.

1) Vgl. Ausgr. v. Ol. a. a. O. S. 139 f.

2) Wegen der Auffindung von No. 868 und dem Alpha auf dem S. 140 genannten Ansatzstücke.

Der Schwanenkopf, den wir an dem zweiten Mehrumer Eimerhenkel sehen, ist ein bekanntes altgriechisches Motiv, das gerade als Henkelendigung schon früh beliebt war und als Cheniskos bezeichnet ward. Dagegen hat der Maulthierkopf der anderen beiden Henkel erst in der griechisch-römischen Geräthkunst seine hohe dekorative Bedeutung erlangt. In den Produkten der früheren Kaiserzeit ist er ausserordentlich beliebt. An unsern Eimern kommt er gleich in zwiefacher Verwendung vor, an den Henkeln und an den Ansätzen des einen [1]). Der Grund für die grosse Beliebtheit dieses Ornaments liegt offenbar in der Geltung des Maulthiers als bakchischen Wesens. So finden wir den Maulthierkopf denn auch öfter mit anderen bakchischen Figuren und Symbolen vereinigt und er selbst erscheint zuweilen von Epheu bekränzt.

Die Köpfe an den Henkelansätzen unserer Eimer haben denselben bakchischen Charakter; in dem einen erkannten wir einen Satyr, der andere ist wenigstens von Weinlaub umgeben. So werden auch diese Eimer schwerlich nur für Wasser gedient haben.

Die Idee, einen menschlichen Kopf am Henkelansatz zu verwenden, ist wieder eine an den altgriechischen Metallgefässen schon reich ausgebildete. Auch schliesst sich dort an den Kopf nicht selten eine streng stilisirte Palmette an; doch das freie Blattwerk, welches hier die Köpfe umgiebt, ist jener älteren Kunst vollständig fremd. Dagegen finden wir die von Blättern umgebenen Köpfe wieder an den pompejanischen Gefässen, besonders den Kannen, häufig.

Den Ursprung dieser in der griechisch-römischen Dekoration so beliebten Verbindungen von freiem Blattwerke mit menschlichen oder thierischen Figuren muss man aber sicher schon in der hellenistischen Epoche suchen. Einen festen Halt dafür haben wir an den verwandten Erscheinungen in der grossen Kunst, wo die vegetabilisch vermittelten Uebergänge menschlicher und thierischer Formen an Wasserdämonen, Giganten und ähnlichen Wesen eben in der hellenistischen Periode aufkommen.

Noch ist zu bemerken, dass das mehrfache Flechtband, das wir an unsern Eimern an Mündung wie Füssen verwendet finden, wieder ein ächtes altgriechisches Motiv ist [2]).

Die breiten niederen am Boden angelötheten Füsse der Mehrumer Eimergattung scheinen dagegen nicht vor der griechisch-römi-

1) Vgl. dazu z. B. Mus. Borbon. III, 47, 3.

2) Vgl. Ausgrabungen von Olympia, Bd. IV, Die Bronzen, S. 109.

schen Epoche vorzukommen. Die nächste Parallele aus der älteren griechischen Zeit bieten die zu demselben Zwecke unter eimer- und beckenförmige Geräthe gelötheten drei kleinen Rollen, über welche man vergleiche, was ich in den Ausgrabungen von Olympia, Bd. IV, Die Bronzen, S. 138 zusammengestellt habe.

Die runden oder amazonenschildförmigen Durchbrechungen, welche wir an den Mehrumer Füssen beobachtet haben, gehören zum Typus derselben. Sie dienten keinesweges um etwas durchzustecken, sondern lediglich um die Füsse leichter und, von unten gesehen, gefälliger zu machen. Die Verzierung mit dem Flechtbande findet sich auch sonst an dieser Stelle; so zeigt sie ein in Berlin im Antiquarium befindliches Stück, wo die Augen mit Silber eingelegt sind; dasselbe hat auch die runden Durchbrechungen ganz wie Taf. III, 8.

Eine kleinere aber direkt verwandte Art von Füsschen ist die von geschweifter meist amazonenschildähnlicher Form, welche unter flachen Gefässen der römischen Kaiserzeit oft vorkommt (so im Hildesheimer Silberfund; in Olympia, vgl. Ausgr. Bd. IV, Die Bronzen, Taf. 68, 1270. 1271 und Text S. 197).

Wir haben die Eimer von Mehrum bisher nur im Zusammenhang mit den Funden auf klassischem Boden betrachtet. Wir haben in ihnen Gefässe kennen gelernt, die in der früheren Kaiserzeit in Italien beliebt gewesen zu sein scheinen. Die Funde in Deutschland lehren uns nun aber, dass gerade sie verhältnissmässig häufig auch zu unseren Vorfahren importirt oder von den Römern dahin mitgenommen wurden. Wo die übrigen Fundgegenstände bekannt sind, da sind es immer solche, die ebenfalls in die frühere Kaiserzeit weisen. Namentlich pflegen Kasserollen und Siebe genau jener bekannten Formen mitgefunden zu werden, die in Menge zu Pompeji an den Tag gekommen sind. Ich beschränke mich darauf, die vier von mir selbst gesehenen Funde dieser Art zu erwähnen, die sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden. Sie genügen vollständig zum Beweise des Gesagten.

Unter diesen enthält die am schönsten verzierten Stücke der Fund von Schönwitz (Reg.-Bez. Köslin, Prov. Pommern). Der Henkelansatz ist als eine schöne weibliche Maske gebildet mit je zwei an den Seiten steif herabfallenden Locken (die ebenso an einem der Neapler Stücke vorkommen); darüber stehen zwei Flügel vom Kopfe

ab, welcher demnach als Meduse zu bezeichnen ist. Die Enden des Henkels laufen in Adlerköpfe aus. Derselbe ist mit grossen Blättern verziert, entbehrt jedoch ausnahmsweise des Ringes oben. Von den Füssen ist einer erhalten; er ist, wie so häufig, nicht massiv, sondern durchbrochen gebildet. Der Eimer selbst ist nicht erhalten, doch die mitgefundenen Stücke einer gewöhnlichen Kasserolle.

Ein sehr schöner Fund ist der von Wichulla (Kreis Oppeln, Prov. Schlesien), der, im Besitz des Barons von Falkenhausen zu Wallisfurth, seit einiger Zeit im Berliner Völkermuseum aufgestellt ist. Das Hauptstück desselben ist ein silberner Becher mit in getriebenem Relief dargestellten Seewesen. Form und Ornamentik, Technik und Stil lassen diesen Becher denen von Hildesheim als nächst verwandt erscheinen; er gehört also in dieselbe Zeit wie diese. Unter den Bronzen befinden sich neben den üblichen Kasserollen und dem Sieb eine grosse Schüssel mit zwei horizontalen Henkeln, die in Schlangen ausgehen; dies Motiv ist wieder altgriechisch, aber Stil und Ausführung entsprechen genau den pompejanischen Gefässen, unter denen auch ganz übereinstimmende Schüsseln vorkommen. Das dritte Hauptstück des Fundes ist nun ein Eimer von derselben Form wie der grösste der Mehrumer. Der Henkel, von der üblichen Form, hat einen undeutlichen Thierkopf (Reh oder dgl.) an den Enden. Der Ansatz zeigt wieder einen Frauenkopf mit ähnlich geordnetem Haare wie in Mehrum; er ist ausdruckslos und ziemlich roh ausgeführt. Nach unten dienen Palmettenblätter zum Abschluss, die wie absichtliche Nachahmung der strengen altgriechischen Form erscheinen, indem sie breite runde Enden haben und Blatt an Blatt eng anschliesst. Nach den Seiten springen etwas undeutliche langgestreckte Thierköpfe heraus, die wahrscheinlich Rehköpfe sein sollen. An den pompejanischen Eimern kommt der Typus dieses Henkelansatzes ebenfalls vor. Von den Füssen ist einer erhalten; er zeigt aussen das Flechtband.

Ein dritter Fund ist der aus einem Skeletgrab von Biethkow im Kreis Prenzlau, Prov. Brandenburg. Der Eimer ist vollständig erhalten bis auf die Füsse, die fehlen. Die Enden des Henkels sind als Schwanenköpfe gestaltet. Die Henkelansätze zeigen denselben Typus wie die des vorigen Fundes, nur ist die Ausführung hier noch wesentlich geringer, ja geradezu roh. Die seitlichen Thierköpfe scheinen solche eines grossen Vogels sein zu sollen. Ausserdem ward wieder die übliche Kasserolle und das Sieb gefunden, sowie eine

Bronzeschmalle gewöhnlicher römischer Form, endlich aber eine sehr schöne Glasschale von durchsichtigem bläulichem Glase.

Sehr ähnlich dem vorigen ist der Eimer aus dem Grabfunde von Klatzow (Kreis Demmin, Prov. Pommern); auch hier ist der Henkelansatz recht roh und die Thierköpfe zu den Seiten des weiblichen Gesichtes sind kaum zu benennen; die Henkelenden sind wieder Schwanenköpfe; die Füsse fehlen. Der Fund stammt aus einem Hügel von Feldsteinen, der Leichenbrand zeigte.

An diese vier Funde im Berliner Völkermuseum kann schliesslich auch der berühmte Hildesheimer Fund im Antiquarium angereiht werden. Denn er enthält einen grossen Eimer eben der Mehrumer Form (Holzer, d. Hildesheimer antike Silberfund Taf. 4, 3; S. 71); der Henkel hat zwar den Ring oben, ist jedoch sonst glatt und endet in die üblichen Schwanenköpfe; von den Ansätzen ist nur das unverzierte Fragment des einen erhalten. Alles besteht aus Silber; dennoch ist die Verzierung, wie aus der Beschreibung ersichtlich, viel einfacher als an den Bronzeexemplaren. Füsse wurden keine gefunden.

Obwohl die Dekoration aller dieser Eimer theilweise, wie bemerkt, recht roh gearbeitet ist, können sie doch kaum als provinzielle Nachbildungen gelten, da ähnlich geringe Stücke auch in Pompeji und sonst in Italien [1]) vorkommen und die Typen hier wie dort ganz dieselben sind. Auch sind die übrigen mitgefundenen Bronzegefässe immer gut römische, genau der Art wie in Italien selbst.

Schliesslich bemerke ich, dass auch die andere Form von Eimern, die ohne eingezogenen Hals, in gleichzeitigen, d. h. der früheren Kaiserzeit angehörigen Funden Deutschlands zuweilen vorgekommen ist; so in dem Rheinzaberner Fund (Westdeutsche Zeitschr. 1, Taf. 8, 35) und ebenso in einem Funde von Voigtstedt (Kreis Sangerhausen) im Berliner Völkermuseum. Doch die Form mit dem eingezogenen Halse war in Deutschland sichtlich die beliebtere. Es ist merkwürdig, kann aber hier nicht näher ausgeführt werden, dass eben diese Form sowohl schon in den altitalischen Funden als in denen Mitteleuropa's aus der Hallstätter und der La-Tène-Periode erscheint und ihr Auftreten in der Kaiserzeit also nur das Wiederaufleben eines alten, nicht griechischen Typus in gräzisirtem Gewande war.

1) Vgl. Berlin. Antiquar. Misc.-Inv. 6248 aus Mailand, rohes Exemplar des epheubekränzten Kopfes als Ansatz.

Die ara Ubiorum und das Legionslager beim oppidum Ubiorum.

Von

H. Düntzer.

Es gibt gewisse geschichtliche Ortsfragen, die bei der Bedeutung, welche sie für die betreffende Gegend haben, einen beliebten Zankapfel bilden, den man immer wieder in die wissenschaftliche Forschung werfen wird, weil die Ueberlieferung keinen festen Boden bietet, da die wenigen Haltpunkte verschiedene Auffassungen zuzulassen scheinen. In Köln gehört dahin die *ara Ubiorum*, die man dem *oppidum Ubiorum* hat entziehen, nach Godesberg oder Bonn verlegen wollen, und man weiss nicht, und möchte doch gern errathen, wo sie einst in Köln gestanden. Ueber den letzten im Jahre 1880 hervorgetretenen Versuch, angeblich in Uebereinstimmung mit einer alten Sage, die *ara* nach Godesberg zu versetzen, habe ich im sechsten Bande von Picks „Monatsschrift" mich ausgesprochen und den verschobenen Thatbestand darzulegen gesucht.

Bei der regen Forschung, die sich mit gesteigerter Theilnahme der Urgeschichte der Ubischen Domstadt zuwendet, ist auch diese Frage, die in enger Verbindung mit der nach dem Standorte des Legionslagers bei Köln steht, vielfach von Neuem erwogen worden, so dass es sich der Mühe verlohnt, auf die neuen Gesichtspunkte oder Ergebnisse einen prüfenden Blick zu werfen, ob vielleicht aus ihnen ein neuer zündender Funke hervorspringe. Da begegnen wir denn zunächst der Ansicht des Generalmajors z. D. Wolf, des wohlverdienten Aufdeckers der Deutzer und Alteburger Festungsreste. Nach seiner Ausführung (Jahrb. LXXVIII, 65 f.) war die *ara* von den Ubiern, in Gemeinschaft mit andern Germanischen Stämmen, ursprünglich auf der rechten Rheinseite ihrem Kriegsgotte errichtet, bei der Uebersiedlung auf das andere Flussufer mit herübergenommen

und in ihrem neuen Gebiete aufgestellt worden. Auf die *ara* soll auch die Aeusserung deuten, welche der Geschichtschreiber Tacitus den Gesandten der Tencterer, mit gewohnter rhetorischer Freiheit, in den Mund legt (H. IV, 64), „die Römer hielten bis auf diesen Tag Flüsse und Länder, ja gewissermassen den Himmel selbst verschlossen". Der Himmel soll „mit der *ara* identificirt" werden, insofern diese „durch die Ueberführung auf das linke Rheinufer den rechtsrheinischen Germanen verschlossen" sei. Dass kein ehrliches philologisches Gewissen diese Deutung zugeben könne, habe ich bereits Jahrb. LXXXI, 19 f. bemerkt; das dort Gesagte will ich nicht wiederholen, nur den einen entscheidenden Punkt hervorheben. Unter den durch die Römer verschlossenen Dingen (*flumina ac terras et caelum quodammodo ipsum*) sind nur Gaben der Natur genannt; den Flüssen und Ländern kann nicht der Altar beigesellt werden, sondern die Luft, die nach bekanntem Gebrauche als *caelum* bezeichnet wird. Hier ist für den, der nicht dem offenbaren Sinne Gewalt anthun will, keine andere Fassung möglich. Somit kann diese Stelle nichts für die *ara* beweisen; es lässt sich nicht mit Wolf „daraus entnehmen", dass „die *ara* keine ausschliesslich Ubische, sondern eine mit andern deutschen Stämmen gemeinschaftliche, dem Kriegsgotte, welcher im Eingang der Rede als oberster Gott bezeichnet ist, geweihte Kultusstätte war", wie gern wir auch eine neue Beweisstelle für die *ara* gewännen: die Deutung ist einfach als offenbares Missverständniss zurückzuweisen, und damit der *ara* die Ueberfahrt auf die andere Rheinseite zu erlassen. Mit welchem Rechte hätten auch die Ubier, wäre die *ara* wirklich nicht von ihnen allein geweiht, sie als ihr Eigenthum in ein fremdes Land schaffen dürfen? Unabhängig von dieser Missdeutung ist, was wir bei Wolf (66) weiter von der *ara* vernehmen: „Dieselbe scheint hier nicht in dem *oppidum*, aber dicht dabei, vielleicht in einem Hain zwischen dem Winterlager und dem *oppidum*, welcher Raum für eine grosse, dem Opfer beiwohnende Menschenmenge hatte, gestanden zu haben." Dass die *ara* zwischen dem Lager und der Stadt gestanden, nehme auch ich an, aber Wolf hätte den Schein als Wirklichkeit durch die Worte des Tacitus begründen sollen, woraus sich ergeben würde, dass von einer dichten Nähe nichts überliefert ist. Auch hätte die andere mögliche Deutung, dass in der zum Beweise verwandten Stelle des Tacitus *ara Ubiorum* Bezeichnung der Stadt sei, widerlegt und der Ausdruck *apud aram Ubiorum* erklärt werden sollen.

In den Worten: *Interea legati ab senatu regressum iam apud aram Ubiorum Germanicum adeunt*, muss man sich vor Allem die grammatische Verbindung deutlich machen. *Iam* und die Wortstellung zeigen offenbar, dass nicht zu verbinden ist *apud aram Ubiorum adeunt*, sondern gedacht wird *regressum et iam apud aram commorantem* mit der dem Tacitus geläufigen Auslassung des Participiums besonders bei Präpositionen und einem abhängigen Kasus, wie *Pannonii nondum sub signis* (H. II, 14), *Priscum in isdem furoribus* (A. XVI, 28). Ja dieselbe Kürze findet sich bei *legati ab senatu*, und auch bei *regressum* ohne nähere Bestimmung waltet sie vor. Tacitus liebt solche markige Kürze, wodurch leider seine Erzählung oft dunkel wird. Selbst bei *apud aram Ubiorum* ist sie zu bemerken: denn eigentlich sollte es heissen *in castris apud aram Ubiorum*; die Auslassung ist eine ähnliche, wie wenn *Bonna, Novaesium, Vetera* für *castra apud Bonnam, Novaesium, Vetera* stehen. Die Gesandten suchten den Germanicus nicht bei der *ara Ubiorum*, sondern im Lager auf, das sich in der Nähe der *ara* befand. Dass Tacitus unter *ara Ubiorum* nicht die Stadt gemeint, ergibt sich uns daraus, dass er diese drei Kapitel vorher und auch XII, 27 *oppidum Ubiorum* nennt, er *ara Ubiorum* an der einzigen Stelle, wo es sonst vorkommt (I, 57), offenbar nicht von der Stadt braucht, da er verbindet *sacerdos apud aram Ubiorum creatus*. Wir kommen darauf später zurück. Hiernach zeugt die Stelle freilich für die Nähe des Lagers bei der *ara*, nur nicht für die nächste Nähe, wo *ad* stehen würde. Die Bezeichnung der Lage von einem nahe liegenden Punkte finden wir auch I, 45, wo es heisst *quintae et unetvicensimae legionum sexagesimum apud lapidem (loco Vetera nomen est) hibernantium*. Wie in unserer Stelle die *ara*, wird dort der nächste Meilenstein zur Angabe der Lage verwandt, aber noch der Name des nächsten Ortes (*loco*) beigefügt, von dem das Lager später selbst seinen Namen erhielt, da man diesen adjektivisch fasste. Dass das Lager im Lande der Ubier war, hörten wir schon zwei Kapitel vorher; es kam nur darauf an, die Lage näher nach der gangbaren Bezeichnung anzugeben.

Doch wenden wir uns zu Wolfs weitern Annahmen über die *ara*. „Sie wird später, als das *oppidum* zur Kolonie erhoben wurde, und die Ubier Römische Sitten angenommen hatten, in einen Tempel, das *delubrum Martis*, verlegt worden sein.“ Diese seltsame Annahme beruht einzig auf der falschen Voraussetzung, die *ara* sei einem Ger-

manischen Gotte geweiht gewesen. Da sollen denn die Ubier zur Zeit, wo sie Römische Sitten schon angenommen hatten, es nicht mehr für gerathen gehalten haben, sie an einem freien Platze stehen zu lassen, sondern sie sorglich hinter den Wänden eines *delubrum* halbweg zu verbergen. Als ob nicht auch die *ara*, für die ein besonderer *sacerdos*, doch wohl mit Dienerschaft, bestellt war, nicht auch in einem Tempel gestanden hätte und mit einem Haine umgeben gewesen wäre! Und war sie nicht in einem Marstempel eben so den Blicken ausgesetzt, wie wenn sie wunderlich genug im Freien für sich allein gestanden hätte? Wie sollte man in der *colonia Agrippinensium* die Germanischen Gottheiten verleugnet haben, während in Rom, und auch in Köln, wie die erhaltenen Inschriften zeigen, alle fremdländischen Götter Aufnahme gefunden hatten? Aber es handelt sich nicht allein um die *ara*, sondern auch um die dabei stattfindenden Opfer und die Festfeier. Diese sollen auf einmal abgestellt oder in einen Tempel des Mars gesperrt worden sein? Und hätten die Römer Anstoss an der Verehrung des Germanischen Kriegsgotts genommen, so dass die Ubier, da sie doch den Dienst der Semele und ihrer Schwestern gestatteten, *ara* und Festfeier des einheimischen Gottes verdecken mussten? Wir stellen uns hierbei einmal auf Wolfs falschen Standpunkt. Während man gewöhnlich das Verbleiben der staatlichen *ara* bis zur Fränkischen Zeit an Ort und Stelle annimmt, dient Wolf seine auf nichts beruhende Versetzung, erst vom rechten auf das linke Ufer, dann in einen Marstempel, zur Begründung der Ansicht, dass sie dem Mars geweiht gewesen. Er erklärt diesen Marstempel für das aus der Geschichte des Vitellius bekannte *delubrum Martis*, in welchem sich das Schwert des Julius Caesar befand, das „der zum Imperator ausgerufene Vitellius in die Hand nahm und damit seinen Umzug hielt". Sueton berichtet uns, gleich bei der Begrüssung als Imperator habe ihm einer das aus dem *delubrum Martis* genommene (*detractum*) Schwert Cäsars gereicht, das er entblösst in der Hand gehalten. Dass der Mars des *delubrum* das Schwert Cäsars in seiner Hand gehalten, ist eine ganz unberechtigte Vorstellung: es war ein Weihgeschenk, wie man auch in Gallien ein angebliches Schwert Cäsars im Tempel des Mars aufgehangen hatte, Vitellius später den *pugio* des Otho nach Köln schickte, um ihn dem Mars zu weihen, aus dessen Tempel das geweihte Schwert genommen war, mit dem er als Imperator durch die Stadt getragen worden war. Und wie kommt Wolf dazu, in dem *delu-*

brum Martis, wo man Cäsars Schwert geweiht hatte, den Germanischen Kriegsgott, nicht den Römischen, zu sehen? Der Römische Mars wird nicht mit dem Schwerte, sondern mit Schild und Speer dargestellt. Trotz diesem allem sollen wir glauben: „Die Verehrung des deutschen Kriegsgottes unter dem Schwerte des Divus Julius [?] lässt uns auf die Stellung schliessen, welche die Römer zu der *ara* genommen hatten. Sie gaben dadurch nicht nur in politischer Weise den Germanen ein Zeichen der Achtung für ihre oberste Gottheit [die sie doch in einen Tempel zurückziehen mussten], sondern auch der Römischen Oberhoheit.“ Der kleine Tempel des Mars (*delubrum* braucht Sueton nur hier, sonst *templum* und *aedes*) war jedenfalls ohne weitere Beziehung gebaut und nur für das Standbild des Gottes geweiht; die *ara* des Germanischen Kriegsgottes hineinzuversetzen wäre eine arge Ungebühr gewesen. Wenn Wolf den Mars zum Hauptgotte der Ubier macht, so geräth er dadurch in Widerspruch mit Tacitus selbst, der in seinem thatsächlichen Bericht (Germ. 9) den Mercur als Hauptgott der Tencterer und Ubier bezeichnet; dagegen kann es gar nichts beweisen, wenn er in einer rhetorisch frei ausgeführten Rede eines Tencterers, seinem dortigen Zwecke gemäss, den Mars als höchsten Germanischen Gott feiern lässt. Es ist schon längst bemerkt, dass man Aeusserungen der Reden bei Tacitus nicht auf gleiche Stufe mit den geschichtlichen Berichten stellen darf, am allerwenigsten verdienen sie Beachtung, wenn sie, wie hier, der eigenen Schilderung in der Schrift über die Zustände und Sitten der Germanen widersprechen. Dadurch haben ja neuerdings die Zeugnisse der Alten für uns an Werth gewonnen, dass wir mit kritischem Blick sie lesen; wer dies nicht thut, sich um die sicherste Grundlage des Textes und die genaueste Beachtung des Sprachgebrauches nicht kümmert, beraubt sich dadurch einer der besten Quellen.

Abschüssig geht es in Wolfs Entdeckung immer weiter. „Ich vermuthe sogar, dass der Römische Statthalter Priester *ad honorem apud aram* war.“ Eine Ehrenpriesterschaft kenne ich nicht: *ad honorem* soll doch wohl nicht lateinisch sein; man könnte etwa *honorarius* sagen nach *tutor honorarius*. Doch sehen wir, wie diese Ansicht begründet wird. Tacitus wollte „wohl dieses Verhältniss dadurch kennzeichnen, dass er den Germanicus *apud aram*, wo ihn auch die Gesandten des Senats antreffen, zurückkehren lässt, als den Ort, wohin er nach seiner Stellung gehörte“. Bei dem ausserordentlich knappen Ausdruck, der selbst das *in castris* aus-

lässt, konnte es diesem doch nicht einfallen, zwischen den Zeilen anzudeuten, dass Germanicus Ehrenpriester der *ara* sei. Es war ihm, wie wir gesehen, nur darum zu thun, den Ort des Lagers zu bezeichnen. Wolfs Verbindung *regressum apud aram* ist an sich sprachlich unmöglich, wenn auch bei Zeitwörtern der Bewegung in der Volkssprache *apud* mit der Bezeichnung der Person, wie *chez*, unser bei, zur Bezeichnung der Wohnung steht; denn in *Conisturgim apud legiones venit* ist *apud legiones* (in der Nähe der Legionen) nur eine nähere Bestimmung zum Namen der Stadt. Bekanntlich wird die Stadt, bei welcher das Lager errichtet wird, mit *apud* oder *ad* genannt. An unserer Stelle ist aber die Verbindung auch durch das zwischentretende *iam* ausgeschlossen. Wolf meint auch, Germanicus habe als Ehrenpriester bei der *ara* seine Wohnung gehabt, nicht, wie es dem Vertreter des Kaisers geziemte, in der Stadt, wo es an einer Wohnung für ihn und seine Familie nicht gefehlt haben kann.

Die neuerdings befolgte, schon recht alte Vergleichung der *ara Ubiorum* mit der *ara Lugudunensis* beseitigt der Vertheidiger der Germanischen *ara* sehr leicht. „Durch das Beiwort *Lugdunensis* erhielt ein dem Augustus geweihter Altar die Bezeichnung seiner örtlichen Lage, während Tacitus mit *ara Ubiorum* eine den Ubiern als Völkerschaft eigenthümliche Kultuseinrichtung bezeichnen will.“ Eine feine Unterscheidung! Wer mit lateinischem Sprachgebrauch nur etwas vertraut ist, weiss, dass das Adjectivum und der Genetiv des Angehörens, der in mannigfachster Beziehung verwandt wird, gleichbedeutend nebeneinander stehen und die Wahl zwischen beiden bald durch besondere Verhältnisse bedingt, bald zufällig ist. Die *ara* im Gebiete der Hauptstadt der drei Gallien Lugudunum heisst Lugudunensis, wie die *colonia*, wie Tacitus *clades Lugudunensis* braucht von der Niederlage der Stadt. Von *Ubius* konnte freilich ein gleichlautendes Adjectivum oder auch ein *Ubicus*, wie *Gallicus*, *Britannicus*, *Italicus*, gebildet werden, aber man zog es vor, zur Bezeichnung der Zugehörigkeit zu den Ubiern den Genetiv *Ubiorum* zu setzen; man sagt *ara*, *oppidum Ubiorum*, wie *insula*, *colonia*, *cohors Batavorum*, obgleich *Batavus* auch adjektivisch steht, *colonia*, *ala Treverorum*, dagegen findet sich *Pannonicae legiones* neben *Pannoniorum cohors*. So ist denn *ara Ubiorum* die ara im Gebiete der Ubier, das Adjectivum nur Bezeichnung des Ortes. Uebrigens bleibt Wolf sich selbst nicht gleich, da er vorher (S. 65)

die *ara* als eine den Ubiern „mit andern deutschen Stämmen gemeinschaftliche Kultusstätte“ bezeichnet hat, sie hier den Ubiern allein zuweist. Auch dadurch lässt er sich an der Germanischen *ara* nicht irre machen, dass der Priester derselben seinen Abfall von Rom damit beginnt, dass er seine heilige Binde, die an sich schon auf Römischen Dienst deutet, zerreisst, statt als echter Germanischer Priester begeistert zur Befreiung seines Volkes aufzurufen, ja er lässt getrost den Arminius das Priesterthum des Germanischen Kriegsgottes ein Römisches nennen, weil es von Rom abhängig sei. Und doch wäre ein Germanisches Priesterthum, dem ein Römer als Ehrenpriester vorsteht, schon nicht ein Römisches, sondern ein Unding, wie es wirklich nichts als eine Ausgeburt des Missverständnisses ist. Aber die einzig sachgemässe Deutung wird als „ganz sicher“ unstatthaft abgewiesen, ohne andern Beweis als dass in *ara Ubiorum* der Genetiv Ubiorum nicht soll heissen können „im Lande der Ubier“, sondern „den Ubiern eigenthümlich“. Wolf hätte freilich das *sacerdotium Romanum* als eine blosse Vermuthung abweisen können. Und wirklich scheint mir Fr. Aug. Wolfs *Romanum* für das überlieferte *hominem* sehr bedenklich, wofür ich einfach *hominis* vermuthe. Sehr wohl konnte Arminius das Priesterthum des Augustus als ein *sacerdotium hominis* verhöhnen, wie Tacitus ihn darauf sagen lässt *ille inter numina dicatus Augustus*. Jedenfalls musste die Verachtung dieses *sacerdotium* ausgedrückt werden.

Doch wir sind mit den Folgerungen aus der Auffassung der *ara Ubiorum* als einer den Ubiern eigenthümlichen Kultuseinrichtung des Germanischen Kriegsgottes Tiu oder Tius noch nicht zu Ende. Der Name Deutz stehe damit wohl in Verbindung, worüber ich mich Jahrb. LXXX, 18 erklärt habe. Aber damit noch nicht genug, auch die frühere Ubierstadt auf der rechten Rheinseite ist wohl vom Kriegsgotte benannt, obgleich die Ubier ein Handelsvolk waren, das nicht auf kriegerische Abenteuer ausging, sich nur unbehelligt zu erhalten und zu bereichern suchte. Und aus welchem Grunde? „Weil dort oder in einem ihr benachbarten Haine der Sitz seiner Verehrung war“, was eben gar nichts weiter als die nebelhafteste Möglichkeit ist. Und doch wird auf einen solchen Unterbau die krönende Kuppel gesetzt: vielleicht sei auch die Ubierstadt des linken Ufers ebenso genannt gewesen. So hätte sich also der alte Name nur beim Castell Deutz erhalten, das Wolf freilich

hoch hinauf setzt, obgleich jeder Beweis für dessen Bestehen vor dem zweiten Jahrhundert fehlt, wo der *colonia Ubiorum* längst jede Spur eines Germanischen Namens verloren gegangen, nur noch die Erinnerung an die Römische *ara* sich erhalten hatte. Freilich die reine Unmöglichkeit, dass Wolf hier das Richtige trotz der handgreiflichen Unwahrscheinlichkeit geahnt, kann Niemand beweisen, aber wissenschaftlich erscheint dies eben nur als ein Traum. Fassbarer ist die darauf folgende Bemerkung: „Tacitus nennt denselben [den Namen des *oppidum Ubiorum*] wahrscheinlich deshalb nicht, weil Köln, als er seine Geschichte um das Jahr 100 n. Chr. schrieb, ihn bereits abgelegt und die Erwähnung bei seiner stilistischen Kürze überflüssig gewesen." Aber Tacitus war in erster Reihe Geschichtschreiber, erst in zweiter Rhetoriker, und es wäre keine grosse Wortverschwendung, vielmehr sogar eine Abkürzung gewesen, wenn er statt *oppidum Ubiorum* den Namen gesetzt, wäre dieser ihm anders in seinen doch wohl in die Augustische Zeit hinaufreichenden Quellen überliefert gewesen. Vor Allem hätte er ihn nennen müssen XII, 27, wo er die Erhebung der Ubierstadt zur Kolonie berichtet. Deshalb, weil zur Zeit, wo Tacitus schrieb, der ältere Name abgekommen war, auch in der frühern, in welcher seine Quellen den eigentlichen Namen, wäre er ihnen, wie von Bonna, Novaesium, Vetera, bekannt gewesen, nennen mussten, diesen absichtlich zu verschweigen konnte einem verständigen Geschichtschreiber nicht einfallen. Hiernach müssen wir glauben, dass kein besonderer Germanischer Name der Hauptstadt der Ubier überliefert war.

Schliessen wir ab, so hat Wolf nach unserer Ansicht aus der Ueberlieferung nur den einzigen Punkt richtig hervorgehoben, dass die *ara Ubiorum* nahe dem Winterlager der beiden zur Zeit des Germanicus bei Köln lagernden Legionen gestanden, alles Uebrige besteht in ausschweifenden Vermuthungen oder offenbaren Missverständnissen, die ihre Quelle in dem Vorurtheile haben, die *ara* sei einem Germanischen Gotte geweiht gewesen. Ein Jahr nach dem Wolfschen Aufsatze erfreute der Vorstand des Bonner Alterthumsvereins nicht bloss seine Mitglieder mit dem reichen Festprogramm: „Das Römische Köln, nebst einem Plane der Römischen Stadt und Einzeichnung der betreffenden Funde", als dessen Verfasser wir den um die örtlichen Fragen des Römischen Rheinlandes lange mit Erfolg thätigen Generalmajor z. D. Karl von Veith dankbar begrüsst

haben, wenn wir auch über die hier uns berührenden Hauptpunkte nicht seiner Ansicht sein können. Statt die *ara Ubiorum* als eine der *ara Lugudunensis* ähnliche Opfer- und Feststätte zu Ehren des Augustus und der von ihm als Gott unzertrennlichen Roma anzusehen, glaubt er, an diesem religiösen und politischen Mittelpunkt seien „die deutschen Gottheiten an Eidesstatt als Zeugen für das Bündniss der Ubier mit den Römern angerufen worden", was die Geschichte des jungen Cheruskerprinzen Segimundus zeige, der als Priester bei dem Ausbruch des Aufstandes des Varus die heilige Binde abriss und zu den aufständischen Landsleuten floh, aber auf Bitten des Vaters begnadigt und, wie es scheine, wieder eingesetzt worden sei. Allein aus der Art des Priesterthums ergibt sich eben nur, dass es ein Römischer Dienst war, und zu weitern Vermuthungen über denselben kann uns eben nur die ähnliche *ara Lugudunensis* einen Haltpunkt bieten. Dass in Lugudunum, Vienna und Nemausus heimische Gottheiten mit den Römischen Herrschern verehrt wurden, können wir wenigstens von Lugudunum, der „rein Römischen Landeshauptstadt", wie sie Mommsen mit Recht nennt, nicht zugeben. Die Festfeier galt hier dem Augustus, der bestimmt hatte, dass ihm im Vereine mit Roma in den Provinzen göttliche Verehrung erzeigt werden dürfe. Leider hat die unselige Phantastik Wallrafs, der durch die Sammlung der Alterthümer und warme, thatkräftige Liebe zu seiner Vaterstadt um diese so unvergängliche Verdienste sich erworben hat, dessen Irrthümer zum Theil von Ennen leider fortgepflanzt wurden, auch den sonst so umsichtig klaren Verfasser in die Irre geführt. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, dass Wallraf, der mit der „mechanischen Kritik", als ob es keine andere gäbe, sich nicht zufrieden geben wollte, sondern als „weltkundiger Seher" sich von der leeren Stätte, Luft und Erde wie von Schatten „umsäuseln liess", welche einst an dem Orte geweht, und von ihnen sich „die Urgestalt oder das Abbild des Verlorenen" zeigen liess, durch seine fabelhaften Einbildungen die Urgeschichte Kölns so verstellt, dass selbst sonst strenge den Spuren der Ueberlieferung folgende Forscher noch von seinen Wahngebilden genarrt werden. Freilich spottet er selbst über Gelens heisse Phantastik und über die vorgeblichen Einbildungen gründlicherer Forscher. Auch hier wirkt noch der Traum von Wallraf nach, der Altar sei zum gemeinschaftlichen Opfer und Schwur der Römer und Ubier errichtet worden, derselbe sei ein doppelter Opferstein gewesen, so

gross, dass beide „nach ihrer Weise die Handlung und das Opfer daran verrichteten". Hierin hatte Wallraf freilich schon einen Vorgänger an Gelen, dem begeisterten Verehrer Roms, dessen würdige Tochter Köln im Weltlichen wie im Geistlichen stets gewesen. Dieser hatte sich das Verbrüderungsfest der Ubier mit den Römern so farbenhell ausgemalt, dass Wallraf wünschte, ein neuer vaterländischer Rubens möge dasselbe mit warmer Theilnehmung und richtigem Kostüm behandeln, und so „den Geist der Kölner für die Würde ihrer Herkunft und die Ehrliebe ihrer Väter wieder entflammen", als ob die Verleugnung ihres Blutes zu grösserer Ehre Roms ein Ruhmestitel wäre! Dass die „mechanische Kritik" längst die *ara Ubiorum* durch die *ara Lugudunensis* ins Licht gesetzt, konnte freilich dieser „Vision" gegenüber nicht in Betracht kommen. Leider wurde selbst Veith dieser haltlosesten aller Vorstellungen zum Opfer. Auch dessen weitere Bemerkung: „Jener Tempel in Köln wurde später eine Kapelle für den christlichen Gottesdienst", beruht auf Wallrafs arger Geschichtsverdrehung. Von der *ara* und ihrem Tempel hat sich nicht die geringste Spur, ja kaum weitere Erwähnung ausser den Tacitusstellen erhalten. Dass die Michaelskapelle auf der Marktpforte an der Stelle des *delubrum Martis* in christlicher Zeit erbaut worden, ist eine rein aus der falschen Deutung von Marporten (d. h. Marktpforte) als *porta Martis* herausgesogene Vorstellung. Mit der Michelskapelle an der Salzgasse hatte die auf der Marktpforte nichts zu thun. Hier hat Wallraf auch auf neuerm Boden alles verwirrt, wie ich schon Jahrb. XXVI, 61 f. klar erwiesen zu haben glaube. Vgl. auch meinen Aufsatz „Der Umfang des ältesten römischen Köln" in der „Westdeutschen Zeitschrift" IV, 24—29. Zerfällt hiernach das *delubrum Martis* in sein Nichts, so auch Veiths darauf gegründete Berechnung, dieses, worin sich die *ara Ubiorum* befunden, habe 5 m über dem heutigen mittlern Stande des Rheins, 60 vom Flusse, 230 vom östlichen Stadtthore, dem Rheinthore des Römerlagers, gestanden. Weiter folgte der Verfasser einem andern Luftbilde Wallrafs, das von Ennen übernommen wurde, von einer grossen Rheininsel, die sich vom Baien her zur Trankgasse erstreckt habe [1]), obgleich er

1) Wallraf verspottet (Schriften S. 54) des gründlichen Brölmann Ansicht von der Bildung und Benutzung des Bodens der Martinsinsel, da er sich nicht die Macht Jahrhunderte lange dauernder Wirkung des Rhei-

gesteht, dass diese „für die Römerzeit immerhin fraglich“ sei. Auf welchen unglaublich morschen Stützen diese „Insel zur Römerzeit“ beruhe, habe ich schon 1878 in Picks „Monatsschrift“ (IV, 263 ff.) bei Gelegenheit von Hegels Ausgabe der Kölnischen Chroniken so deutlich erwiesen, dass davon weiter nicht die Rede sein sollte. Ein „Inselrevier“, wie man es nach Wallraf Ennen an der jetzigen Rheinseite denkt, bestand zur Römerzeit gar nicht, noch weniger ist zu beweisen, dass dieser vorausgesetzte Inselraum damals bewohnt gewesen. Aber dieser Inselraum kam eben Veith sehr bequem, um dahin die älteste Stadt der Ubier am linken Rheinufer zu versetzen, da er der Ueberzeugung war, die von der in Trümmern erhaltenen Römischen Mauer eingeschlossene Stadt sei ursprünglich nicht das *oppidum Ubiorum*, sondern das Legionslager gewesen.

Auch zu dieser leider in weitere Kreise gedrungenen wunderlichen Ansicht hat Wallraf verleitet. Agrippa soll gekommen sein, um das Bündniss mit den Ubiern immer fester zu knüpfen. Ihnen gegenüber, deren Hauptorte Deutz und Mülheim gewesen (so steht wirklich bei ihm zu lesen, Schriften S. 25), habe Agrippa sein vierseitiges Standlager für eine Legion angelegt. Dieses, „bald lockend für die Ubier durch wechselseitigen Besuch, durch Römische Feste, durch Agrippas Popularität und die Sicherheit des Aufenthaltes, ward die Gründung unserer Stadt“. In gleich ergötzlicher Weise wird dies näher ausgeführt: „Agrippa brachte einige der Vornehmsten und die Blüthe des Volkes über den Rhein herüber, wodurch er zugleich ihr jenseitiges Ufer und so diesseits die Ausdehnung ihres Bodens und ihrer Gewerbvortheile zu gewinnen gedachte. Bald siedelte viel des Volkes sich hier freiwillig an, sie verlegten hierher ihren Hauptsitz und wurden die Besatzung jenes Lagers, ohne jedoch ihren jenseitigen Besitz preiszugeben, dessen Erhaltung beiden Theilen eben so wichtig bleiben musste.“ So travestirte ein angesehener, vielkundiger Gelehrter vor neunzig Jahren den Bericht des Tacitus: *Ubii transgressi et experimento fidei super ipsam Rheni ripam conlocati. ut arcerent* [*Germanos*], *non ut custodirentur.* Aber er bleibt sich nicht gleich. An einer andern Stelle heisst es, Agrippa habe den Boden dem Ubischen Deutz gegenüber „zu seinem Standlager und zur Stadt [Standlager und Stadt zugleich!] gegrün-

---

nes und die unversiegliche Kraft Schottischer Benediktiner vorzustellen vermag.

det, wohin er die Volksblüthe der Ubier verpflanzen wollte", doch wird diesmal auch die Rheininsel hereingezogen, deren Vortheile er „gesichtet", durch Kriegerschauspiele, Volksfeste, einladende Versprechungen und Popularität das Volk gewonnen, und auf dieser „verbrüderten sich zuerst Gallier und Römer mit den Germanen"; hier hatten die Bewohner beider Ufer lange ihren gemeinschaftlichen Marktplatz. Auf einer so verschwommenen Vorstellung ruht die wunderliche Ansicht, Köln sei ursprünglich ein Legionslager gewesen.

Veith sah wohl ein, dass die Ubier, ein bedeutendes Handelsvolk, das eine grosse Stadt und ein weites Gebiet auf dem rechten Ufer besessen, nicht deshalb sich auf das linke verpflanzen lassen konnte, um sich in ein Legionslager einsperren zu lassen, aber, da er in der ummauerten Römerstadt deutlich die Gestalt eines solchen zu erkennen glaubte, nahm er an, die Handelstadt habe sich vor dem Lager eben auf jener langen, von Wallraf geschaffenen Rheininsel befunden. „Das bei mittlerm Rheinstande wasserfreie Inselrevier", meint er, „bildete jedenfalls für die Ubier eine geeignete Ansiedlungsstätte und bot für den lebhaften Schifffahrtsverkehr dieses Volkes den besten Marktplatz zum Landen neben dem höher gelegenen Römischen Köln." Ich kann mir nicht denken, dass die Ubier sich verpflanzen liessen, um sich in eine nur bei mittlerm Rheinstande wasserfreie Niederung einpferchen zu lassen; zu einem Rheinvenedig lag gar keine Nöthigung vor (abgesehen davon, dass die Rheininsel ein blosser Wahn ist), und in dem grossen ihnen am linken Ufer eingeräumten Lande (denn das Gebiet dehnte sich weit nach drei Seiten aus) waren manche andere zu einer Handelstadt geeignete Punkte, so dass sie keineswegs geneigt sein konnten, die hochgelegene Gegend einem Legionslager zu überlassen, als ob sie nur unter dessen Flügeln gesichert wären, während sie in Wirklichkeit dort dem ersten Germanischen Anfall ausgesetzt waren, und die Legionen nur helfen konnten, wenn sie wirklich im Winterlager anwesend waren. Dazu kommt, dass es nichts weniger als gewiss ist, dass Agrippa schon zur Zeit der Uebersiedlung ein Standlager bei dem *oppidum Ubiorum* angelegt hatte. Freilich fand Ennen es denkbar, dass das kluge Handelsvolk sich mit der traurigen Niederung vom Dom bis zur Marienkirche begnügt habe, ohne dass ihm Gelegenheit zu weiterer Ausdehnung gegeben gewesen, während es ohne Zweifel schon auf dem rechten Ufer eine bedeutende Hauptstadt besessen hatte. Die viereckige Form und die vier Thore der

Römerstadt beweisen nichts weniger, als dass sie zum Legionslager angelegt gewesen. Die Ubier wussten wohl, wie sie eine Stadt zweckmässig anlegten; sie hatten eine grosse Haupt- und Handelstadt längst gehabt und konnten bei dem Neubau leicht die etwa dabei empfundenen Missstände vermeiden. Von der ursprünglichen Gestalt des *oppidum* der Ubier am linken Rheinufer lässt sich kaum mehr mit Bestimmtheit sagen, als dass es im Viereck gebaut war und zwei von Thor zu Thor durchgehende Strassen sich durchschnitten. Stimmt dies auch mit der Anlage der *castra*, so ist damit doch nicht im geringsten erwiesen, dass das *oppidum* ursprünglich ein Legionslager gewesen. Veith findet einen Beweis dafür in dem Umstande, dass „die schnurgerade Richtung der Rheinser Strasse nach unsern besten Karten scharf auf den Kölner Berlich führt". Aber kaum ist anzunehmen, dass genau der Punkt der Mündung der Strasse bezeichnet sein soll, wie denn auch die drei Strassen auf der Peutingerschen Karte an drei verschiedenen Stellen des bildlich dargestellten Lagers auslaufen. Und diese Karte fällt in die Zeit, wo Köln schon *Agrippina* hiess, das Winterlager der beiden früher dort gelagerten Legionen längst von ihm verlegt war, wie denn auch bei Bonna ein Lager gezeichnet ist. Und weshalb müssen wir annehmen, dass Agrippa, als er die Strassenzüge entwarf, schon die genaue Lage der einzelnen *castra* fest bestimmt hatte? Auch führte eine Strasse von Tolbiacum am *oppidum* vorbei auf Novaesium (Jahrb. IX, 183 XXXI, 47 LXXVIII, 33), und diese könnte leicht die ältere sein. Dass Köln der Knotenpunkt vieler Strassen war, erklärt sich, wie schon Hettner (Korrespondenzblatt VI No. 54) bemerkt hat, aus der grossen Bedeutung der von Anfang an ohne Zweifel stark bevölkerten Haupt- und Handelstadt, beweist nicht, dass die Stadt selbst ursprünglich Legionslager gewesen. Noch andere beachtenswerthe Gründe führt Wolf a. a. O. S. 55 f. an, weiterer werden wir unten bei der Besprechung von Bergks Ansicht gedenken.

Freilich wenn die spätere Römerstadt ursprünglich Legionslager war und man das *oppidum Ubiorum* zwischen dies und den Rhein presst, ist man fast genöthigt, da zwischen beiden kein nennenswerther Raum bleibt, die *ara* in das angebliche Inselrevier zu verlegen. Aber die Annahme der Salzgasse beruht nur auf der wunderlichsten Grundlage, der Wallrafschen Verwechslung. Wallraf selbst hatte eine von seiner Romanisirungssucht eingegebene Stelle

auf der Arc gefunden, die ich bei Pick VI, 462 beleuchtet habe. Aber genau besehen ist Veiths Versetzung der *ara* auf den Mittelpunkt der Insel nur dann zulässig, wenn man *ara Ubiorum* als Namen der Stadt fasst, wogegen wir uns gleich näher zu erklären haben werden; denn wenn nach Tacitus das Lager *apud aram Ubiorum* war, so konnte nicht ein im *oppidum* gelegener Ort statt dieses selbst als nächster Punkt genannt werden; nur wenn die *ara* zwischen dem Lager und der Insel gestanden hätte, würde *apud aram Ubiorum*, von der *ara* selbst verstanden, zutreffend sein. Nach allem, was wir bemerkt haben, ist die uns hier beschäftigende Frage durch die schätzenswerthe sorgfältige Arbeit eines so besonnenen Fachkenners nicht gefördert worden.

Alle übrigen Forscher halten an der *ara Ubiorum* als einem Altar des Augustus in der Weise des Gallischen zu Lugudunum fest, nur weichen sie insofern von einander ab, als sie die Beziehung zu dieser mehr oder weniger eng fassen. Mommsen, der 1885 in der „Römischen Geschichte" V, 85 ff. ausführlich über die Gallische *ara* zu Lugudunum, die Festfeier und den Landtag dabei gehandelt, nimmt an, ursprünglich habe man im Sinne gehabt, eine Provinz Germanien zu den drei Gallien zu ziehen, wovon die Einrichtung der *ara Ubiorum* noch als Rest stehen geblieben (S. 89), nach der Niederlage des Varus sei „der Germanische Augustusaltar am Rhein der Altar der Ubier geworden oder geblieben (S. 108)", wonach er wohl *ara Ubiorum* irrig als „Altar der Ubier" fasst statt als „Altar bei den Ubiern". Riese nimmt in seinen 1889 erschienenen „Forschungen zur Geschichte der Rheinlande in der Römerzeit" (S. 7) die *ara* als Stiftung der Ubier allein, obgleich, wie mit Recht bemerkt worden ist, man nie einen Cherusker zum Priester der *ara* ernannt haben würde, wären nur die Ubier daran betheiligt gewesen; der erste Priester müsse ein Ubier gewesen sein, erst im zweiten Jahre habe man einem Cherusker dieses Amt gegeben, weil dessen Volk Antheil am Altar gehabt. Rieses Erklärung, der Cheruskerprinz sei Römischer Bürger und wahrscheinlich Ritter gewesen, hilft gar nichts, da eben bei einem rein Ubischen Altar des Augustus unmöglich ein Cherusker Priester sein konnte, es müssten denn die Römer diese wunderlich unbillige Forderung ohne Noth bei den Ubiern durchgesetzt haben. Gegen dessen Berufung auf Priester des Augustus in andern Provinzialstädten hat schon Hübner (Jahrb. LXXXVIII, 59) darauf hingewiesen, dass diese Priesterthümer sich auf die *ara* im

oppidum Ubiorum bezögen, was man wenigstens als möglich zugeben muss. Freilich scheint es nicht ausgeschlossen, dass einzelne Städte eine eigene *ara* des Augustus besessen, wo man am 1. August dem Genius desselben Opfer brachte; zu der Festfeier und der Landtagsversammlung im *oppidum Ubiorum* wurden eben nicht diese, sondern andere Abgeordnete gewählt. Leider fehlt uns über letztere jede nähere Kunde. Otto Hirschfeld hat 1886 in den „Abhandlungen der Berliner Akademie" (S. 1152) vermuthet, und ihm stimmt Asbach zu (Jahrb. LXXXVI, 125), bei der *ara* sei auch ein Cenotaphium des Drusus gewesen, an welchem jährlich eine Parade der Legionen stattgefunden. Aber die Legionen haben mit der Bürgerfeier der *ara* nichts zu thun, bei welcher dem August am ersten Tage des von ihm benannten Monats geopfert wurde, an welchem diese zu Lugudunum, und auch wohl die zu Köln, geweiht worden; beim Cenotaphium des Drusus, wenn ein solches in Köln bestand, kann nur, wie in Mainz (Jahrb. XVII, 25 ff.), an dessen Todestag, dem 14. September, das Todesopfer gebracht und die Ehrenparade abgehalten worden sein.

Ueber die *ara Ubiorum* besitzen wir auch eine auf Veranlassung ihrer neuern Verlegung nach Godesberg von Bergk mit der ihm eigenen Schärfe, Klarheit und Entschiedenheit geschriebene Abhandlung: „Zum Streite über den Ort der *Ara Ubiorum*", in der von Julius Asbach 1882 herausgegebenen Schrift „Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in Römischer Zeit", wozu die von Asbach aus dem Nachlasse mitgetheilten Bemerkungen Jahrb. LXXXI, 125 f. gehören, die sich nicht ohne Leidenschaft gegen Prof. Schneiders Behauptung Jahrb. LXIII, 11 wenden, im Lager der Alteburg habe die *ara Ubiorum* gestanden, wovon das Lager selbst *Ara Ubiorum* geheissen. Schneider stützte sich auf die gangbare Annahme, auf der Alteburg fänden sich die Reste des Winterlagers, und er glaubte bei Tacitus *apud aram Ubiorum* als Bezeichnung des Winterlagers fassen zu dürfen. Er nahm dort eine *mansio* seines östlichen Strassenarms an, wie *Colonia Agrippina* auf der Peutingerschen Tafel als eine solche des mittlern Armes bezeichnet werde. Wir haben hier auf die sehr verwickelte Frage über die Verbindung der Alteburg mit dem Strassenzug und der dorthin gehenden Wasserleitung nicht einzugehen, aber dass in einem Legionslager der bürgerliche Ubische Bundesaltar gestanden habe, können wir an sich nicht wahrscheinlich finden. Doch wen-

den wir uns zu Bergk zurück, so behauptet dieser, bei Tacitus komme *ara Ubiorum* gar nicht als Bezeichnung des Altars vor, sondern an beiden Stellen sei *ara Ubiorum* Name des *oppidum Ubiorum*. Beginnen wir mit der zweiten dieser Stellen: *Sacerdos apud aram Ubiorum creatus vittas ruperat*, so muthet uns Bergk (S. 141) zu, *apud aram Ubiorum* gewaltsam mit *creatus* zu verbinden, während sich die natürliche Beziehung zu *sacerdos* jedem aufdrängt. Tacitus will den Priester näher bezeichnen, wobei es nicht darauf ankommt, in welcher Stadt er gewählt worden, sondern welchen Dienst er versieht, und für den Römer schien *apud aram* verständlich genug, da das einfache *ara* für den Altar des Augustus ganz gangbar war, wie der Altar zu Lugudunum und der bei den Ubiern hiess. Auffallend schwach ist bei einem Manne wie Bergk die Begründung: hätte Tacitus den Altar selbst gemeint, so hätte er *ad* statt *apud* schreiben müssen. Er selbst muss seinen Beweis für den stehenden Gebrauch des *ad* dadurch durchlöchern, dass er aus einer Inschrift *sacerdotium apud aram* anführt. Dabei verschweigt er, dass Tacitus den Gebrauch von *apud* ausserordentlich liebt, es auch in Fällen hat, wo gewöhnlich *ad* steht, wie denn überhaupt *apud* später überhand nahm. Tacitus braucht selbst *sacrificare apud deos*. Steht so der Gebrauch von *ara Ubiorum* von dem Altare selbst fest, so ist es an sich unwahrscheinlich, wenn auch immer möglich, dass es an einer andern Stelle Name einer Stadt sei. Aber einen Beweis dafür hat Bergk nicht erbracht. Er bemerkt (Jahrb. LXXXI, 126): „Ganz korrekt sagt Tacitus, im Jahre 14 n. Chr. habe sich Germanicus *apud aram Ubiorum* aufgehalten, *duae ibi legiones hiemabant* d. h. in dem Lager oberhalb [doch wohl richtiger bei] der Ortschaft der Ubier.“ Aber so gut Bergk behauptet, bei *ibi* sei das Lager hinzuzudenken, mit demselben Rechte dürfen wir annehmen, bei *apud aram Ubiorum* schwebe das Lager vor, in welchem wir den Statthalter des Kaisers denken müssen, der eben auf die Legionen wirken soll, so dass diese Bezeichnung nur die Lage der *castra* angibt, wie in der andern oben angeführten Stelle *sexagesimum apud lapidem*. Wir dürfen annehmen, die *ara* bei den Ubiern sei fast eben so bekannt in Rom gewesen wie die zu Lugudunum, da beide beredte Zeugen von seiner Macht über die fremden Völker unter der Herrschaft des Augustus waren. Freilich steht bei Tacitus nach dem freiern Gebrauch besonders der spätern Zeit *apud* auch von der Anwesenheit

an einem Orte, wie *apud Nolam* für *Nolae* (A. I, 5, verglichen mit I, 91), *apud Antium* (III, 71), *apud Achaiam* (IV, 13), aber man sieht nicht, wie der Geschichtschreiber dazu gekommen sein sollte, nachdem er zwei Kapitel vorher bemerkt, dass die erste und die zwanzigste Legion in das Gebiet der Ubier zurückgeführt worden seien, nun als Aufenthalt des zu ihnen gekommenen Germanicus die Hauptstadt der Ubier mit einem andern Namen zu bezeichnen als drei Kapitel vorher, wo sie *Ubiorum oppidum* hiess, mit hier bezeichnender Voranstellung des Genetivs *Ubiorum*, während die regelrechte Wortfolge *oppidum Ubiorum* XII, 27 steht. Dagegen erscheint die Angabe, wo das Lager sich befunden, hier wie sonst gefordert, ja um so mehr als die Hauptstadt der Ubier eben ohne Namen ist. Hätte diese *Ara* geheissen, so würde dieser Name schon bei der ersten Erwähnung genannt worden sein, wir würden dort schon statt *Ubiorum oppidum* lesen *Aram Ubiorum*, das dann natürlich I, 37 wegfallen konnte. Bergk hat aber durch überkühne Vermuthung noch eine dritte Stelle für seine *Ara Ubiorum* gewonnen. Nach Jahrb. LXXXI, 137 nahm er in jener durch das Tasten der Kritiker, die lange mit einem falschen Wortlaute sich abfinden mussten, berüchtigten Stelle des Florus II, 30, 26 schwere Veränderungen vor und schrieb statt *Bormam* unbedenklich *Ubiorum arum*. Freilich kommt in später Zeit, jedenfalls erst nach dem Jahre 50, *Ara* als Ortsname vor, aber nie mit *Ubiorum*, und wäre bei Tacitus *Ara Ubiorum* der Name des *oppidum Ubiorum*, so wäre die Wortfolge so stehend, dass sie ohne rhetorische Absicht nicht umgeändert werden könnte. Eine solche liegt aber in der Stelle des Florus nicht vor, und so müsste jedenfalls *aram Ubiorum* gefordert werden, was freilich die Kühnheit der Veränderung noch steigern würde. Aber der entscheidende Grund gegen diese Neuerung liegt darin, dass die Ueberlieferung der Stelle gut ist, obgleich auch Asbach Jahrb. LXXXVI, 127 aus sprachlichen Gründen eine Lücke für sicher hielt, auch hier Rheinstädte gar nicht in Betracht kommen, sondern Borma und Caesoriacum Hafenplätze am Meere sind, was die gründliche Abhandlung des trefflichen zu frühe hingeschiedenen Jakob Becker Jahrb. XXXIII mir sicher gestellt zu haben scheint.

Bergk wendet sich gegen die von mir getheilte Ansicht, des Tacitus *civitas Ubiorum* I, 37 bezeichne das Gebiet der Ubier, da er glaubt beweisen zu können, es sei darunter die Hauptstadt zu

verstehen. Da nach I, 31 das Sommerlager der Legionen *in finibus Ubiorum* [1]) gewesen, könne von Cäcina nicht gesagt werden, er habe sie in das Gebiet der Ubier zurückgeführt, sondern *civitas* müsse die Hauptstadt sein. Aber Bergk hat übersehen, dass ich schon längst (Jahrb. XXVI, 48 f.) bemerkt und später (bei Pick VI, 456 ff.) wiederholt habe, dass statt *in finibus* nothwendig zu lesen sei *in fine*, wie XVI, 15 *apud finem Ligurum* steht und *finis* auch sonst bei Schriftstellern und auf Grenzsteinen (Bergk S. 107 f.) sich findet. Ein ähnliches Beispiel, dass eine Stadt zuerst einfach als *oppidum* eines Volkes, später mit einem besondern Namen, wie es hier der Fall sein würde, genannt worden, hat Bergk nicht beibringen können. Nichts beweist für den Wechsel von *oppidum* und *civitas* die von ihm angeführte Stelle H. I, 63. Dort heisst Diviodurum *Mediomatricum oppidum*, dann aber ist die Rede von der Ermordung der unschuldigen Bürgerschaft (*caedes innoxiae civitatis*) und von der Vernichtung der Bürgerschaft (*excidium civitatis*), wie es in demselben Kapitel heisst: *Universae civitates* (alle Bürgerschaften) *cum magistratibus et precibus occurrerent.* Dass *civitas*, wie es von der Bevölkerung (den *cives*) und dem Gebiete steht, auch von der Stadt gebraucht wird, ist freilich ausser aller Frage; nur die von Ritter angeführte Stelle A. XIII, 57 gehört hierher so wenig, dass in ihr deutlich das verbündete Volk genannt und bestimmt unterschieden wird von der Stadt, bis zu deren Mauern das fürchterliche Feuer gedrungen sei.

Dadurch dass Bergk *Ara Ubiorum* ohne Weiteres für die Stadt erklärt, hat er sich des Beweises nicht überhoben, dass wirklich das Legionslager in der Stadt gewesen, was um so mehr erst festzustellen war, als es wider den Gebrauch ist. Dagegen glauben wir aus Tacitus selbst darthun zu können, dass die Soldaten nicht im *oppidum Ubiorum* lagen. Wie wenig auch die Beschreibung des Aufstandes I, 39 als Muster deutlicher Beschreibung gelten kann, so ergibt sich doch, dass derselbe sich nicht innerhalb des *oppidum* als Legionslager abgespielt haben kann. Die Aufständischen begeben sich bei schlafender Nacht (*concubia nocte*) in das Haus des Germanicus, um sich die Fahne von ihm ausliefern zu lassen; dieses

1) Wolf denkt S. 55 dabei an Bonn, aber es ist offenbar ein Ort zwischen den beiden Winterlagern bei den Ubiern und Vetera gemeint, wahrscheinlich Gelduba.

liegt nicht im Lager, das er erst am nächsten Morgen wieder betritt (*ingressus castra*). Die Abgeordneten des Senats verlassen gleichfalls das Lager, als sie den Aufstand vernehmen, um zu Germanicus zu eilen. Die Soldaten ergiessen sich bei der Rückkehr über alle Wege (*vagi per vias*), weil ihrer so viele sind; *eunt plenis viis*, wie es bei Plautus heisst. Sie begegnen den zu Germanicus eilenden Abgeordneten, die alle, den Plancus ausgenommen, durch Flucht sich vor ihnen retten; dieser wird von ihnen misshandelt, so dass er, um dem Tode zu entgehen, nach dem zunächst liegenden Lager der ersten Legion flieht, wo er die Fahnen und den Adler umfasst, deren Heiligkeit sein letztes Schutzmittel ist. Zwischen dem Lager und dem Orte, wo Germanicus in der Nacht bei den Seinigen weilt, muss offenbar freies Feld liegen, auf dem der den Abgeordneten begegnende Theil der zurückkehrenden Soldaten sie überfällt. Freilich gibt es auch im Lager *viae*, aber von diesen kann hier, da die Soldaten es schon verlassen haben, keine Rede sein, und wollte man etwa meinen, neben dem Lager sei im *oppidum* auch sonst Raum gewesen, wie beschränkt dieser auch gewesen sein möge, so müsste *vicos* statt *vias* gesagt sein. So hat Tacitus offenbar angenommen, zwischen dem Lager und dem *oppidum* sei freies Feld gewesen; im *oppidum* selbst, das auch das Lager enthielt, konnte die Begegnung der Soldaten mit den Abgeordneten unmöglich stattfinden. Es ist bedauerlich, dass man so etwas erst beweisen muss, da es doch eine bekannte Thatsache ist, dass die Lager ausserhalb der Städte angelegt wurden. Ich wüsste durchaus keinen irgend erheblichen Grund für die Ansicht, das *oppidum Ubiorum*, welches das wohlhabende Handelsvolk sich nach eigener Wahl gründete, sei ein Legionslager gewesen; denn das Soldatenmärchen, Gaius, der Sohn des Germanicus, sei *in castris genitus*, das freilich Tacitus zu seinem Zwecke geschickt benutzte (I, 44), obgleich es, strenge genommen, auf die Geburt im Lager gehen würde, kommt nicht im Geringsten in Betracht, da es eben mit der bestimmten Thatsache streitet, dass dieser in Antium geboren war; der es erfand, dachte sicher nur an die Nähe des Lagers, wie es Sueton ausdrückt, *apud hibernas legiones*. Von der Schwester des Gaius, der Agrippina, heisst es ausdrücklich, sie sei im *oppidum* geboren.

So dürfte auch Bergk keinen neuen richtigen Gesichtspunkt geboten haben, vielmehr hat er dem Irrthum, das *oppidum Ubio-*

rum sei ein Lager gewesen, durch sein Ansehen Vorschub geleistet. Wesentlich schliesst sich an ihn Asbach an in dem gediegenen Vortrage: „Die Anfänge der Ubierstadt" (Jahrb. LXXXVI, 125—132), der freilich auf das Verhältniss des Legionslagers zur *colonia Agrippinensis* oder, wie man später zu sagen vorzog, *Agrippinensium*, nicht näher eingeht. Auch er schreibt der *ara* grossen Einfluss auf andere Germanische Stämme zu und lässt sie bis zur Fränkischen Zeit bestehen. Bergk habe wohl richtig vermuthet, der zu (oder bei) Tolbiacum im Jahre 352 verstorbene Masclinius Maternus habe ausser andern in Köln bekleideten Aemtern auch das Priesteramt versehen (auf der Grabschrift heisst er *Dec. C. A.* [*decurio coloniae Agrippin.*], *aedilicius, duumviralis, curatoricius, sacerdotalis, ex comitibus*), und sei einer der letzten gewesen, der das Amt bei der *ara Ubiorum* versehen habe. Aber *aedilicius, duumviralis* und *curatoricius* zeigen deutlich, dass *sacerdotalis* nur darauf sich bezieht, dass er einmal ein Priesteramt verwaltet. Und solcher gab es eben sehr viele, wie wir z. B. auf der Kölner Inschrift II, 25 einer *ara* der Semele und ihrer Schwestern begegnen, wo der als geistlicher Vater neben der geistlichen Mutter Erscheinende auch *sacerdotalis* heisst. Und dass die Würde des *sacerdotalis* so weit nachsteht, erst vor der eines gewesenen *comes*, spricht eben gegen eine besondere Bedeutung, da die zeitliche Erlangung der Aemter nicht berücksichtigt scheint. Jedenfalls kann dieser *sacerdotalis* nicht für das so lange Bestehen des Kultes des Augustus in Köln dienen, wo übrigens auch andere Kaiser und Agrippina ihre Priester hatten. Wenn Asbach ferner meint, die Bezeichnung der Kolonie als *Ara* habe der Umgangssprache angehört, so möchten wir sie lieber der Römischen Amtssprache zuschreiben. Sie mag aus der Zeit stammen, wo um die *ara* nach dem Zerfalle des Lagers sich eine Ansiedelung von Veteranen gebildet hatte, deren Bedeutung es nahe legte, der Kolonie selbst, deren Vorort sie geworden, diesen echt Römischen, noch über die Zeit ihrer Erhebung hinausreichenden alten Namen zu geben, nur ohne den Zusatz *Ubiorum*. Dieser Gebrauch von *Ara* lässt sich vor dem Ende des ersten Jahrhunderts nicht nachweisen. Bergk bemerkt nur, dass alle betreffende Inschriften nach dem Jahre 50 fallen.

Hübner erklärt sich in der bedeutenden Abhandlung: „Die Studien über den Römischen Grenzwall in Deutschland" (Jahrb. LXXXVIII, 59) gegen die Vorschiebung einer alten Rheininsel,

die auch nicht durch die Lage der *ara Lugudunensis* [die Umstellung *Lugdunensis ara* durfte sich nur ein Dichter (Juv. 1, 45) des Verses wegen oder etwa ein Rhetoriker beim Gegensatze erlauben] am Zusammenfluss von Rhodanus und Arar gestützt werden könne. Mit Recht bemerkt er, sie sei an irgend einem hervorragenden [soll wohl heissen „frei gelegenen"] Punkte ausserhalb des Lagers zu suchen. Aber seine Frage: „Sollte an der Stelle des Doms der Altar der Ubier gestanden haben?" stützt sich nur darauf, dass „die Kathedralen häufig an die Stelle der alten Burgheiligthümer getreten", und übersieht, dass ich es wahrscheinlich gemacht, der Dom sei der Nachfolger des Römischen Kapitols gewesen, und ein Wink, wo jener gestanden, schon in dem gegeben ist, was Tacitus berichtet. Dass Köln, als die Legionen nach Bonna und Novaesium verlegt wurden, das alte Lager in sich aufgenommen habe und mit ihm verwachsen sei, findet Hübner nach dem Vorgange anderer Römischen Städte sehr wahrscheinlich. Ich weiss nicht, was ich mir dabei denken soll: denn wenn wir in das Viereck der ältesten Mauern ein Lager für zwei Legionen hineinlegen, finde ich keinen hinlänglichen Raum für die Handels- und Hauptstadt der guten Ubier. Ich denke mir eines von beiden muss weichen, und wer Herr im Hause ist, bleibt mir unzweifelhaft. Hübner selbst erklärt zuletzt, „unmöglich sei es ja nicht, dass das Legionslager sich irgendwo in erhöhter Lage am Rhein neben der Stadt gefunden." Nicht bloss möglich ist es, sondern nach dem Vorgange aller Lager, die immer *ad*, *apud* oder *prope muros, portas, oppidum* aufgeschlagen oder gebaut wurden, einzig denkbar.

Da war denn früher eine bequeme Lösung zur Hand, mit der ich mich zufrieden gab, dass man das Lager auf die Alteburg bei Köln setzte. Weil es nach Tacitus näher der *ara* als der Stadt anzunehmen ist, da sonst unverständlich wäre, warum dieser die Lage desselben nach der *ara*, nicht nach dieser bestimmt, konnte man, eingedenk, dass Kirchen meist an die Stelle heidnischer Heiligthümer getreten, die *ara* auf die Stätte der Severinskirche setzen, wo der heilige Severinus im Jahre 376 eine Kirche den Martyrern Cornelius und Cyprianus geweiht haben soll, und sich denken, weitere Reste des Lagers und der angrenzenden Römischen Anlagen seien diejenigen, die man neuerdings in und bei dem Severinsgraben gefunden. Dass in den Frucht- und Gemüsefeldern bis zum Severinsglacis keine Spuren Römischer Bauwerke mehr zu finden, mochte

der dort seit Jahrhunderten betriebene Gemüsebau erklären, der den Boden so umgestaltet hatte, dass man daselbst zu unserer Väter Zeit das fruchtbare Erdreich als „Besserei“ von dem ursprünglichen Boden als selbständiges Besitzthum schied, so dass der obere und der untere Theil des Ackers meist verschiedenen Besitzern gehörte. Ja man könnte leicht aus der Oertlichkeit der Severinskirche Manches anführen, um es wahrscheinlich zu machen, dass dort ein bedeutsamer Punkt des allerältesten Köln gewesen, da man noch später bis hierher das eigentliche Stadtgebiet rechnete. Das Schmitzbackes, das Backhaus von Schmitz, das noch in einer bekannten Kölnischen Redeweise sich erhalten, lag an der Severinskirche, gerade der Kirche gegenüber. Aber dieser ganze Versuch hat jetzt den Boden verloren, seit die genauesten, durch neue Aufgrabungen vervollständigten Untersuchungen von Wolf nicht das herausgestellt, was dieser beweisen zu können glaubte, dass hier ein Winterlager gestanden, sondern unzweifelhaft gemacht haben, was Asbach auf Grund einer dort gefundenen Inschrift der ersten Kaiserzeit schon längst vermuthet hatte, dass hier die Römische Rheinflotte, die *classis Germanica*, gestanden, und eine ähnliche Einrichtung gehabt, wie die Reichsflotte zu Ravenna und Misenum, auch die Station derselben wenigstens theilweise hier geblieben, als die Legionen unter Claudius von Köln verlegt wurden. Vgl. Jahrb. LXXXVI, 129 und den dort angeführten Vortrag Asbachs aus dem Jahre 1879. Weiter entwickelt hat dies Könen, zuerst noch vor dem Erscheinen der Wolfschen Darlegung der Ergebnisse der Ausgrabungen der Alteburg in der „Westdeutschen Zeitschrift“, jetzt in dem trefflichen Aufsatze „Das Verhältniss der Alteburg zu den Römerlagern und den einheimischen Orten von Köln, Bonn und Neuss“ (Jahrb. LXXXIX, 218—227). In Bezug auf die *ara* folgt er ganz Bergk. Ein blosses Versehen ist es, wenn in der ersten Stelle des Tacitus S. 225 *in Ara Ubiorum* gedruckt ist, während S. 224 richtig *apud aram Ubiorum* steht. Mit Recht hebt er hervor, dass die Römer oft das Lager nach dem Orte benannt, bei dem es gelegen, wie *castra Bonnensia*, ja geradezu den Namen derselben gesetzt, wie *Bonna*, *Novaesium*, *Vetera* und *Moguntiacum*, wo es sich vom betreffenden Lager handelt. Leider aber ist er auch darin Bergk gefolgt, dass er das Legionslager statt bei Köln in der Stadt sich denkt, obgleich er selbst darauf hinweist (S. 220), dass vor dem vierten Jahrhundert die Lager ausserhalb der bürgerlichen Orte angelegt worden, um

die Legionen vom verweichlichenden Stadtleben fernzuhalten, wovon Bonna und Novaesium, die er näher bespricht, deutliche Beispiele sind. Warum soll man denn beim *oppidum Ubiorum* davon abgewichen sein, und, was wir an sich für widersinnig halten müssen, bei der Gründung der Haupt- und Handelsstadt ein Lager von zwei Legionen hineingebaut haben? Wenn Agrippa die Ubier verpflanzte und sie am linken Ufer sich eine Stadt anlegen liess, die bald heranblühen sollte, so war es sehr natürlich, dass er in die Nähe auch eine bedeutende Militärmacht zu ihrem Schutze gegen die feindlichen Germanen legte, wenn auch nicht nothwendig in die nächste Nähe, aber die Bestimmung, dass hier und bei Vetera je zwei Legionen ihre Standquartiere hatten, wird erst später von Augustus getroffen worden sein. Dass in den Mauern des Römischen Köln keine Reste sich gefunden, möchte Könen daraus erklären, dass man bei Anlage derselben nicht an lange Dauer des Lagers gedacht, da man die Absicht gehabt, das Römische Germanien bis zur Elbe oder zur Weser auszudehnen. Aber als Augustus die Anordnung der acht Legionen am Rheine traf, von denen zwei beim *oppidum Ubiorum* liegen sollten, mussten die frühern zeitweiligen Lager jedenfalls in dauernde verwandelt werden, und zum Beweise, wie tüchtig die Römer damals bauten, braucht man gar nicht einmal auf die Reste der Alteburg zu verweisen. Die auffallende Thatsache, dass jede Spur des Legionslagers bei Köln verschwunden, kann keinen Beweis liefern, dass dieses innerhalb des *oppidum Ubiorum* gestanden, da sich dort ebensowenig solche gefunden haben. Wenn die Flottenstation wenigstens einzelne Reste im Boden erhalten hat, so darf man dies dem Umstande zuschreiben, dass gerade hier nicht so frühe schreckliche Zerstörung gewüthet, wie in dem Römischen Köln und der nördlich von der Römermauer gelegenen Vorstadt, wo Franken und Alemannen wüthend gehaust und so manche Reste des Römischen Alterthums zu geistlichen und weltlichen Bauten benutzt, besonders Weihesteine und Denkmale aller Art, zum Theil behauen und durchsägt, als Werksteine verwandt wurden, deren Inschriften häufig abgeschlagen oder sonst zerstört wurden. So wenig das Fehlen aller Spuren des Legionslagers die Thatsache umstossen kann, dass dieses bei Köln gewesen, so wenig kann dieses gegen eine auf Gründe gestützte Annahme seiner Lage zeugen.

Der kaum zu bestreitende Nachweis, dass sich in der ersten Kaiserzeit auf der Alteburg die Station der *classis Germanica* be-

funden, ist von äusserster Wichtigkeit; denn nicht allein ergibt sich daraus, dass wir hier das Legionslager nicht suchen dürfen, sondern auch, dass dieses nicht in der Nähe gestanden, da die ausgelassenen, rohen und weniger angesehenen Flottensoldaten von den *legionarii*, die im Gegensatz zu ihnen *iusti milites* waren, auch räumlich geschieden waren, wenn auch freilich zu gewissen Arbeiten, wie zum Steinbrechen, Cohorten der *classis* (*classiarii*) zugleich mit Hülfstruppen, Reitern und *legionarii* beordert wurden. So finden wir denn auch z. B. bei Vetera die Flottenstation südlich vom Lager, den Ort selbst, von dem das Lager *Vetera* hiess, nördlich. Dürfen wir demnach das Legionslager nicht südlich von der Stadt annehmen, so bleibt nichts übrig, als dass wir es, da das zur Beschützung des Rheines bestimmte Lager hier, wie in Xanten, Bonn und Mainz, nur am Flusse selbst gedacht werden kann, an einen nördlich gelegenen Punkt in der Nähe des Rheines setzen. Und dies findet die sicherste Bestätigung darin, dass auch in Xanten, Bonn und Mainz das Lager nördlich von den betreffenden Orten sich findet. Diese nördliche Lage scheint mit der Bestimmung der *porta decumana* und *praetoria* zusammenzuhängen, da letztere gegen die Feinde gerichtet war, also nicht dem befreundeten Orte zugekehrt sein durfte.

Hiernach kann es kaum zweifelhaft sein, in welcher Gegend wir uns den Standort des Legionslagers zu denken haben. Als dessen Höhepunkt ergibt sich uns die Stelle, von wo heute die Kunibertskirche den Rhein beherrscht und die Ansicht der Stadt grossartig abschliesst. Dort fehlt es auch keineswegs an einem für das Lager ausreichenden Raume, wenn wir als solchen ein Rechteck von 40 ha annehmen. Vgl. Jahrb. LXXXII, 105. Nur müssen wir die gewaltigen Veränderungen berücksichtigen, welche jene Gegend seit achtzehnhundert Jahren erfahren. Die mittelalterliche Mauer, der Wall und Graben fehlten, noch barg der unter Napoleonischer Herrschaft gegrabene Hafen, bei welchem der Kaiser selbst die Höhen hinaufritt, keine Schiffe, sondern war freies Feld oder Weg, ungehemmt erstreckte sich das Land nach Norden, und fast können wir es als ein gutes Zeichen ansehen, dass in dem Augenblicke, wo wir das Lager an diese Stelle zu setzen uns veranlasst sehen, die Gegend in dieser Beziehung fast dieselbe Unbeschränktheit nach Norden zeigt, welche wir fordern. Freilich haben seit der ersten Kaiserzeit mannigfache Ansiedelungen, später wilde Zerstörungen der Fran-

ken und Normannen, dann das geschäftliche Leben und Treiben den Boden wesentlich umgestaltet, so dass z. B. auf dem Eigelstein im Jahre 1862 gefundene Grabsteine von Soldaten aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts 5 Meter unterhalb des damaligen Strassenpflasters lagen, während sie zur Zeit ihrer Weihung an offener Strasse standen. Aber dennoch dürfen wir nach der jetzigen Gestalt des Bodens annehmen, dass schon in der ersten Römerzeit dieser sich von der Machabäerstrasse und vom östlichen Ausgange der Strasse unter Kranenbäumen zum Kunibertskloster erhob, wie wir solche Höhepunkte wenigstens eines Theiles des Lagers meistentheils finden. Als Grenzen des für das Lager ausgewählten Raumes denken wir uns etwa westlich die Westseite der Eigelsteinstrasse, südlich die Machabäerstrasse, östlich das Rheinufer, nördlich den Napoleonischen Hafen. Römische Grab- und Weihesteine haben sich auf dem Eigelsteine, in der Machabäerstrasse, auf dem Kunibertskloster gefunden, hinter der Kunibertskirche auch ein Stück Mosaikboden. Freilich kein Stein, der auf die erste Kaiserzeit deutet, aus welcher auch sonst im Bereiche von Köln ausser den Resten der Alteburg sich nichts erhalten hat. Doch in der Nähe des westlichen Ausganges der Strasse unter Kranenbäumen war einst der Eigelstein vorhanden (Jahrb. XXVII, 42 ff.), von dem die westlich von der Kranenbäumerstrasse stehende alte Eigelsteinpforte, die erst 1424 abgerissen wurde, ihren Namen erhielt, wie die meisten Thore in Köln von nahe gelegenen Punkten benannt sind; so Weyerthor (vom Kloster Weyer), Hahnenthor vom Hane (Haine) vor der Stadt, Ehrenthor, wohl Landthor (vgl. Jahrb. XXVII, 36 f.), Marporte vom nahen Markte (Marktpforte), Severinsthor von der Kirche Severin. Bekanntlich nannte man auffallende Römische Ueberreste von dem fabelhaften König Eigel an manchen Orten Deutschlands Eigelstein, wie anderswo von Eigels Sohn Orendelstein, Vgl. unser Winckelmannsprogramm von 1871 (Keller „Vicus Aurelii“) S. 33—36. Die bestimmte Stelle, wo dieser Eigelstein gestanden, ist nicht nachzuweisen. Hätte O. Hirschfeld Recht, auch den Kölner Legionen ein Denkmal des Drusus mit entsprechender Feier zuzuschreiben, so könnte man einen Rest desselben in diesem Eigelstein sehen. Aber näher liegt es, darin eine Spur des Römerlagers zu vermuthen, und denken wir uns, dass er westlich von der spätern Eigelsteinpforte gestanden, so dürfte man darin ein Ueberbleibsel der *porta decumana* oder der Westmauer des Lagers suchen.

Durch die *porta praetoria* zog man wahrscheinlich auf einer nahe am Rheine vorüberführenden Strasse nach der grossen Heide, die noch heute zu Uebungen verwandt wird. Ueber die von Köln nach Neuss führende Strasse vgl. Schneider Jahrb. LX, 1 ff.

Nachdem die beiden Legionen aus Köln verlegt waren, werden sich Veteranen und andere Leute in der Nähe angesiedelt haben, wie denn wohl schon zur Zeit des Bestandes des Lagers hier, wie anderwärts, *canabae* (Jahrb. LV, 236) entstanden waren. Schon während des Verfalles der Römischen Macht mag die Lagerstätte, wie so viele grössere Römische Ueberreste, als eine Art Steinbruch benutzt worden sein, besonders aber seit dem Baue so mancher Kirchen und Klöster in der Nähe, deren Andenken sich noch in mehrern Strassennamen erhalten hat. Die erste vorhandene Spur von einer auf dieser Stätte erbauten christlichen Kirche findet sich im siebenten Jahrhundert, wo Bischof Kunibert über der Kapelle des Papstes Klemens, des Schutzheiligen der Schiffer, seine Stiftskirche gebaut haben soll. Vgl. Wallraf S. 74, J. W. Wolf Jahrb. XII, 189 f. Die Benutzung der Lagerstätte zu christlichem Dienste dürfen wir aber schon viel früher vermuthen.

Ob auch die Reiterei schon im Legionslager gelegen oder sie einen eigenen Standort hatte, lässt sich kaum entscheiden. Die eigenen Soldaten, welche die Ubier früher gehabt und die auch bei der Anwesenheit der Legionssoldaten nicht fehlen konnten, dürften westlich von der Stadt ihre Stelle gehabt haben. Vgl. Jahrb. XII, 31 f. Sie verbanden sich wohl bei der Vertheidigung der Stadt mit den *vexilla veteranorum*, die sonst auch in dieser und im weiten Ubischen Gebiete verwandt wurden. Dass man die Stadt erst jetzt stark befestigt habe, wie Wolf und Asbach annehmen, glaube ich nicht. Waren ja auch bisher die Legionen nicht das ganze Jahr über in ihrem Lager, die Stadt musste immer zu ihrer Vertheidigung gerüstet sein, wenn auch die Nähe der Legionen ihr einen festern Halt gab, diese auch später, wo sie in den Winterlagern bei Bonn und Neuss sich befanden, rasch zu Hülfe eilen konnten.

Gestützt auf die Bemerkung, dass Tacitus die *ara Ubiorum* näher dem Lager als das *oppidum* sich denkt, dürfen wir, nachdem wir die Lage der *castra* der beiden Legionen gefunden, den viel umstrittenen Altar des Augustus zwischen die Trankgasse und die Machabäerstrasse setzen, etwa in die jetzige Jacordenstrasse, mitten zwischen dem Eigelstein und dem Rhein. Auch in der Nähe dieser

ara siedelten sich, wie überall bei Städten, selbst in Arnoldshöhe nahe bei der Festung der Flottenstation, Veteranen und Handelsleute an, und der christliche Gottesdienst breitete sich hier immer mächtiger aus. Erhielt sich der Augustusaltar noch bis zur Fränkischen Zerstörung, so wird er dieser zum Opfer gefallen sein. Ein so glücklicher Zufall, wie es war, dass ein Theil der Inschrift des Kölnischen Mercurtempels unter Titus in dem abgesägten Weihesteine uns erhalten worden, hat über der *ara Ubiorum* nicht gewaltet, und so ist sie uns nur als Stein des Anstosses überliefert worden.

Die Kelten.

Von

H. Schaaffhausen.

So leicht es ist, lebende Völker in ihrer Erscheinung, in ihren Sitten und Gebräuchen zu unterscheiden, so schwer wird die ethnologische Forschung, wenn sie die alten Völker, von denen doch die heutigen abstammen, in bestimmter Weise kennzeichnen soll. Die Untersuchung der alten Völker Europa's ist bis heute noch nicht zum Abschluss gekommen. Die philologischen Erklärungen der Berichte der alten Schriftsteller führten oft zu einer unglaublichen Verwirrung. Die Sprachforschung hat die Verwandtschaft der ältesten Sprachen entdeckt, ihre Schlüsse waren aber nicht selten von zweifelhaftem Werthe. Es fragt sich, ob die archäologischen Funde und die Kraniologie nicht bessere Führer auf diesem dunkeln Gebiete werden können. Doch müssen sie mit Vorsicht benutzt werden; sie können in die Irre führen, wenn man die durch den Handel eingeführten Waffen und Schmuckgeräthe in den Gräbern für einheimische Erzeugnisse des Landes hält, wo sie gefunden sind, oder wenn man die Schädelform für etwas Unveränderliches hält, was sie nicht ist. Der Mensch soll ein Dauertypus sein, während doch sein geistiges Wesen eine fortschreitende Entwicklung erfahren hat, die sich in seinem Gehirne und also auch in seinem Schädelbau unzweifelhaft ausgeprägt hat. Der Griechenschädel von Marathon, dessen schöne Form Blumenbach beschrieben hat, entspricht ebenso der hohen Bildung seiner Zeit, wie der des Batavus genuinus die alten Nachrichten von der Rohheit der Bewohner dieser Gegend bestätigt.

Ich will versuchen, ein altes Volk zu schildern, dessen Einfluss auf die Cultur seiner Zeit gewiss ein sehr grosser gewesen ist, über dessen Körperbeschaffenheit und über dessen Verbreitung in Folge widersprechender Berichte der Alten aber ein Jahrhunderte

langer Streit besteht. Ich meine die Kelten. Kelten ist der griechische Name für Gallier. Heute stehen sich Franzosen und Deutsche als in ihrer Erscheinung sehr verschiedene Nationen gegenüber. Die Lebhaftigkeit des französischen Volkscharakters bildet fast einen Gegensatz zu dem ruhigen und mehr beschaulichen Wesen der Deutschen. Klima und Geschichte haben diese Unterschiede entstehen lassen und befestigt, die in der Abstammung nicht begründet waren und in ältester Zeit da, wo sich beide Völker berührten, gefehlt zu haben scheinen. Selbst ein Franzose, Bory de St. Vincent sagt von seinen Landsleuten: „Ihre Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit, ihr stürmischer aber wenig ausdauernder Muth, ihre oft kindische Eitelkeit, ihre unglaubliche Beweglichkeit der Gedanken und der ihnen von ihren Nachbarn zum Vorwurf gemachte Leichtsinn sind Züge, welche den Franzosen von ihren Urvätern, den Celten, überliefert worden sind". Der deutsche Name der Franzosen bezeugt schon ihre Mischung mit deutschem Blute, mit dem der Franken. Aber diese Vermischung und Verwandtschaft ist viel älter als der im 3. Jahrh. aufkommende Bund der Franken. Die Schädel der Gallier aus den Hügelgräbern und die der Reihengräber des nordöstlichen Frankreichs sind von den germanischen nicht verschieden. Sogar in der Rennthierzeit ist schon die Uebereinstimmung derselben vorhanden, Schädel von Steeten an der Lahn gleichen denen von Cromagnon; die Werkzeuge der Ansiedlung in Andernach entsprechen denen der Station von la Madeleine in Perigord.

Germanen werden schon im J. 222 v. Chr. in den Fasti Capitolini in der Stelle: Galleis insubribus et Germaneis erwähnt. Livius spricht beim Uebergange Hannibals über die Alpen um dieselbe Zeit von Halb-Germanen. Sallust und Livius führen unter den Gladiatoren 72 v. Chr. Germanen auf, Tacitus nennt den Namen neu. Er sagt, man habe die Belgier zuerst so genannt; nach Strabo soll das Wort die echten Gallier bedeuten, er bemerkt, die Sueben hätten den Zunamen Germanen gehabt.

Die griechischen und römischen Schriftsteller machten schon auf Unterschiede zwischen den Galliern und Germanen aufmerksam. Strabo sagt IV, 4: Was die Gallier vor Alters waren, das sind jetzt noch die Germanen, beide aber sind einander ähnlich und stammverwandt. In vielen Schriftstellen der Alten erkennen wir die Verwandtschaft beider Völker. So hält Caesar die Belgier unzweifelhaft für Gallier, lässt sie aber dennoch grösstentheils von den Ger-

manen abstammen (Caesar bell. gall. 2, 4). Agrippa rechnete zu Augustus Zeit das von Kelten bewohnte Rhaetium und Noricum mit zu Germania. Das Gebiet beider Völker war nicht streng geschieden. Nach Caesar haben die Gallier als Volcae Tectosages den fruchtbarsten Theil Germaniens um den Herkynischen Wald erobert und leben hier wie die Germanen, während die Gallier am linken Rheinufer verweichlicht sind. Die erste Einwanderung fand nach Livius um 600 v. Chr. unter Sigovesus statt, dem Bruder des Bellovesus, der die Gallier nach Italien führte. Grimm hält aber die Angaben Caesars von den Tektosagen, die deutsche Länder zurückerobert haben sollen, für falsch. Alle Gallier hatten einmal das ganze Donau- und Maingebiet inne, die hintersten Stämme, Bojer und Helvetier, blieben zurück, bis auch sie dem Andrang erlagen; die Bojer wichen aus Böhmen nach Baiern, die Helvetier vom Main in die Schweiz. Der 100 Jahre ältere Caesar, der nach seiner Persönlichkeit und weil er selbst im Lande der Gallier und Germanen war, für eine zuverlässigere Quelle gehalten werden muss, als Strabo, macht schon auf Unterschiede aufmerksam. Die Gallier sind in Gaue und Gemeinden eingetheilt. Zu seiner Zeit streiten in Gallien Aeduer und Sequaner um den Principat. Die Plebs wird fast wie Sklaven behandelt, der Adel besteht aus Priestern, den Druiden und Rittern. Dagegen besitzen die Germanen nur Gemeindeeigenthum; sie haben keinen ausgebildeten Götterglauben. Die Schwächeren können von den Mächtigeren nicht unterdrückt werden. Die Principes sprechen Recht, nicht die Priester. Auch sagt Caesar, dass bei den Germanen keine so blutigen Gebräuche herrschten wie bei den Galliern. Aus den bei Caesar erhaltenen Reden des Ariovist und des Divitiacus geht hervor, dass beide Völker sich heftig bekriegten. Das beweist aber nichts gegen ihre Blutsverwandtschaft, denn auch deutsche Stämme, Tenchterer und Sueven, Chatten und Cherusker bekriegten sich. Die Remi rühmten sich bei Caesar ihrer Tapferkeit gegen die ihnen doch stammverwandten Cimbrer und Teutonen.

Wir fragen zunächst: Wie verhalten sich die Kelten zu den Galliern, sind beide ein und dasselbe Volk?

Caesar unterschied in Gallien 3 Völker: Belgier, Aquitanier und Gallier, von diesen sagt er, dass sie sich selbst Celten nennen. Er sagt: jene drei Völker sind durch Sprache und Einrichtungen von einander verschieden.

Diodor, der unter Caesar lebte, macht V, 32 die wichtige Bemerkung: Es ist nützlich, einen Unterschied zu machen, der Vielen unbekannt ist; man nennt Celten diejenigen, welche über Massilia hinaus im Binnenlande und an den Alpen, sowie diesseits der Pyrenäen wohnen. Galater aber heissen die, welche jenseits dieses Celtenlandes und in den Theilen, die sich nach Süden vorbiegen und am Ocean und dem hercynischen Gebirge ansässig sind und Alle noch weiter bis nach Scythien. Auch Strabo und Ammian lassen die Gallier nördlich von den Celten wohnen. Diogenes Laertes, Cassius Dio, Julian und Zosimus sprechen von Galliern und Celten, Apollodor von Galatocelten, Ptolemaeus und Marcianus von Celtogalatiern. Polybius nennt die Cisalpinen bald Celten, bald Galater. Tacitus betrachtete alle Germanen wegen der Gleichheit ihrer Erscheinung als Autochthonen ihres Landes. Wir sind nicht mehr berechtigt, dies zu sagen. Er fügt noch Germ. II hinzu: Wer wollte auch Asien verlassen, um nach Germanien zu ziehen, einem hässlichen Lande mit rauhem Klima und trauriger Cultur? In Uebereinstimmung damit sagt er IV, 73: Die Germanen haben immer dieselbe Ursache nach Gallien herüber zu kommen, es ist die Lust nach Beute und besserem Lande.

Als Holtzmann seine Schrift über Kelten und Germanen 1855 herausgab, in der er die Kelten nicht von den Galliern trennte, machte dieselbe das grösste Aufsehen, aber sie fand viele Gegner, weil sie in eine Zeit traf, wo man gerade vieles Germanische den Kelten zuschrieb. Das Studium des Keltischen artete in Deutschland zu einer wahren Keltomanie aus, als deren Vertreter Schreiber 1839 und Mone 1825 genannt werden müssen. Sie gingen so weit, dass nach Schreiber die ganze Bronzezeit den Kelten angehörte. Die Bronzezeit war älter als die Steinzeit, weil Kelten älter als Germanen sind. Holtzmann hat das Verdienst, durch zahlreiche Belegstellen der alten Schriftsteller die grosse Uebereinstimmung von Germanen und Galliern gezeigt zu haben, Beide sind blond, haben helle Haut, blaue Augen; beide sind kriegerisch und gross von Leibesgestalt. Schon früher hat Prichard[1]) gegen die Behauptung von Pinkerton und Macculloch, die Kelten hätten dunkles Haar und dunkle Augen gehabt, die zahlreichen Zeugnisse

1) Naturgesch. d. Menschengeschlechtes, deutsch von Wagner u. Witt. Leipzig 1842. III 1 S. 211.

alter Schriftsteller zusammengestellt, welche den Galliern wie Germanen blondes Haar und blaue Augen zuschreiben, er nennt als solche den Virgil, Livius, Strabo, Diodorus Siculus, Lucanus, Silius Italicus, Tacitus, Claudianus und Ammianus Marcellinus. Es kann indessen nicht auffallen, dass bei einem so weit verbreiteten Volke wie die Kelten beide Complexionen, die helle wie die dunkle vorkamen. Aus physiologischen Gründen kann man annehmen, dass die ursprünglich dunkle Färbung von Haar und Auge sich nur in südlichen Ländern erhalten hat, in nördlicheren Gegenden aber wegen der Verminderung des kohlenstoffhaltigen Pigmentes durch stärkeres Athmen sich in die hellere umgewandelt hat. Dass die Lappen im Norden das dunkle mongolische Haar behalten haben, kann dadurch veranlasst sein, dass sie nicht lange genug den Norden bewohnen, um sich dem Klima angepasst zu haben.

Aber die Uebereinstimmung von Kelten und Galliern und die von Kelten und Germanen passt doch nicht auf Alles. Die Kelten werden als ein friedliches, sesshaftes Volk geschildert, welches in Städten wohnte und eine andere Sprache als die gallische redete, deren Reste in Wales und Schottland vorhanden sind. Die Kelten verbrannten ihre Todten, die Gallier begruben sie. Im alten Ubierlande, gegenüber von Bonn wie bei Duisburg und in Westfalen giebt es vorrömische Brandgräber, die als germanische gelten. Schon im Alterthum bekriegten sich gallische und germanische Stämme. Strabo (geb. um 19 n. Chr.) nennt als eines der grössten keltischen Völker die Boji, die den Hercynischen Wald bewohnten, der sich vom Schwarzwald bis zu der Grenze von Dacien der Donau entlang erstreckte. Auch Tacitus nennt die Bojer Gallier. Sie hatten die Cimbren, die um 113 v. Chr. in Italien einfielen, zurückgeschlagen. Sie wurden von germanischen Stämmen nach Böhmen gedrängt. Zu Augustus Zeit wurden sie von den Marcomannen unter Marbod aus Böhmen vertrieben und erscheinen in Boivaria als Bajuvaren. Nach Strabo wurden sie von den Daciern vernichtet und ein Rest von ihnen entkam zu den keltischen Tauriskern.

Der russische Staatsrath v. Becker[1]) hat den glücklichen Versuch gemacht, viele Schwierigkeiten in der Celtenfrage zu beseitigen durch die Annahme, dass unter den Kelten zunächst nur

1) K. von Becker, Versuch einer Lösung der Celtenfrage. I. Carlsruhe 1883.

die des mittleren und südlichen Galliens zu verstehen sind, die der römischen Provinz Celtica, die später Narbonensis hiess und dass ganz Nordfrankreich von germanischen Galliern, von Galatern bewohnt war. Mit Unrecht war der Name Keltoi auf alle Gallier bezogen worden. Jene streitbaren Gallier, welche im 4. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung auszogen, um das Jahr 393 in das römische Gebiet einfielen und 280 Macedonien eroberten, nach Griechenland zogen, Delphi plünderten und bis Kleinasien kamen, waren nicht Kelten, sondern Galater, d. h. den Germanen nahverwandte Gallier.

Eratosthenes schrieb über die Geschichte der Gallier in Kleinasien 40 Bücher Galatica, nicht Celtica. Der Name Galater kann von gala, Milch, kommen, die Römer sprechen von den colla lactea, den milchweissen Hälsen der Gallier. Virgil sagt von ihnen: Lactea colla auro innectuntur, Aeneis VIII, 657. Timaeus nennt die Gallier, welche in Macedonien einfielen, immer Galater.

Die Verallgemeinerung des Celtennamens ist, wie v. Becker zeigt, durch Herodot veranlasst, der die Donau im Lande der Celten entspringen lässt und die Celten an den Pyrenäen mit den Völkern an den Quellen der Donau verwechselt hat. Er sagt IV, 49: Der Istros strömt durch ganz Europa von den Kelten an, dem äussersten Volke in Europa, nach dem Sonnenuntergang zu. Auch Aristoteles lässt die Donau auf den Pyrenäen entspringen. Diese Unwissenheit des Herodot rügt auch Bertrand, aber sie ändert nichts daran, dass er Kelten in Spanien kennt, die sich mit Iberern vermischten. Neben Diodor und Strabo ist Polybius, der 146 v. Chr. lebte, ein wichtiger Schriftsteller in Bezug auf die Gallier. Die Donaugallier heissen bei ihm nie Celten, auch die Allobriger und Bojer werden von ihm Galater genannt. Er schildert V, 28 die Gallier als weiss und blond und sagt, dass sie einen Schnurrbart tragen, er beschreibt ihre Lanze mit langer Spitze, das ist der Angon der Germanen. Bedeutsam ist auch die Stelle bei Strabo VII 1, 2: „die Römer gaben den Germanen den rechten Namen, sie nannten sie echte Gallier, germanos Galatos“. Diese Erklärung wird aber heute nicht mehr für die richtige angesehen. Man hält den Namen für deutsch und er bedeutet Speermänner.

Bisher hat man vorzugsweise die Kriegszüge der Gallier im 4. und 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung in's Auge gefasst, auf denen sie von Gallien aus bis nach Kleinasien zogen. Aber wann sind sie aus Asien nach Westeuropa gelangt? Wir haben von ihrer Anwesen-

heit hier ältere Zeugnisse. Thierry glaubt, dass die Ligurer schon im 16. bis 17. Jahrh. durch die Kelten von den Pyrenäen verdrängt worden seien. Auf den ägyptischen Wandgemälden, welche die Eroberungszüge Ramses des II., des biblischen Sesostris, darstellen [1]), ist ein Volk dargestellt mit blondem Haar, blauen Augen und, wie man aus dem langen Gesichte schliessen darf, von hohem Körperwuchs, welches vielleicht mit andern Völkern des Mittelmeers, welche gegen Aegypten Krieg führten, in der späteren Inschrift von Karnak [2]) genannt ist. Man möchte darin Gallier oder Germanen aus dem 15. Jahrh. v. Chr. erkennen. Es werden in jener Inschrift [3]) Libyer (Rebu), Tyrrhener (Tursa), Sikuler (Sakalas), Sardinier? (Sartana), Ausonier (Uashashau), Akaios und Leku genannt, die letzteren waren Lykier und Karer. Wenn zur Zeit der Völkerwanderung Vandalen bis nach Nordafrika kamen, als deren Nachkommen die blonden und blauäugigen Stämme im Atlas betrachtet werden, warum sollten nicht nördliche Völker schon 2000 Jahre früher eben dahin oder an die Ufer des mittelländischen Meeres gekommen sein? Auch Faidherbe bezog jene Bilder auf nordische Einwanderer. Ich selbst habe darauf aufmerksam gemacht, dass man unter ägyptischen Mumienschädeln zuweilen den keltischen Schädeltypus findet, so in No. 24 und 343 der Blumenbach'schen Sammlung [4]).

Die asiatische Cultur ist so alt, dass wir annehmen dürfen, schon einige Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung seien Einwanderungen von dort nach Europa erfolgt. Die Cultur Aegyptens wird bis 4000 v. Chr. zurückgerechnet. Fr. Hommel [5]) benutzt den ältesten assyrischen Namen für den Monat der Aussaat, um die babylonische Cultur bereits 7 oder 8000 Jahre v. Chr. bestehen zu lassen. Nach J. Oppert müssen die Cyclen der Assyrer und Aegypter auf das Jahr 11542 v. Chr. zurückgehen, weil sie in diesem Jahre zusammentreffen. Nach ihm giebt es Inschriften aus dem Ende des 5. Jahrtausends, die von Beziehungen Chaldäa's zu Aegypten reden. Das Urvolk der Phönizier lebte am arabischen und persischen Meerbusen und zog von dort lange vor der Ankunft der Israeliten in seine

1) J. Rosellini, Monum. dell' Egitto. Pisa 1832 III T. 79.

2) de Rougé, Revue archéol. XVI p. 35.

3) Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie Italiens. Wien 1877. S. 50.

4) Verh. des naturh. V. Bonn 1880, Correspbl. S. 107 und Göttinger Schädel-Katalog 1874, S. 54.

5) Das Ausland, 1891 No. 14.

nachherigen Wohnsitze. Sidon heisst bei Moses der erstgeborene Sohn Kanaans. Schon um 1500 wurden unter Agenor Colonien nach Kleinasien, Creta, Libyen und Griechenland ausgesendet. Bei der Niederlassung der Juden in Palästina um 1440 heisst Sidon die grosse Stadt, bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlerischen Arbeiten. Schon um 1300 war Tyrus, welches nach Josephus um 1184 gegründet war, eine reiche und blühende Stadt, mächtig durch Handel und Schifffahrt. Gades, das heutige Cadiz, und Carthago waren tyrische Colonien. Im 12. Jahrh. legten die Phönizier Colonien in Afrika an, Utika ward um 1170 gestiftet und zu Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich. Massilia [1]) wurde erst um 600 v. Chr. von Phocäern gegründet.

Es fragt sich ferner, ob wir den Kelten eine eigenthümliche Kunstbildung zuschreiben können.

Zu den ältesten Münzen gehören die keltischen. Die sogenannten Regenbogenschüsselchen sind den Kelten eigenthümlich und können nicht den später verbreiteten Nachahmungen griechischer und römischer Münzen durch die Gallier gleichgestellt werden. Sie deuten in ihrem Gepräge mit dem Triquetrum auf Kleinasien, wo es, wie auf Thongeräthen von Troja, so auf lykischen Münzen vorkommt. Die 3 Doppelkreise und 5 Kugeln hat Streber in glücklicher Weise auf den Gestirndienst der asiatischen Völker bezogen. Das Gewicht der keltischen Münzen deutet in der bestimmtesten Weise auf den asiatischen Ursprung der keltischen Cultur [2]). Das Maximum des Gewichtes der Regenbogenschüsselchen = 7,83 gr lässt kaum einen Zweifel, dass diese Münzen dem System der karthagischen Mine von 780—784 gr angehören. Es giebt karthagische Grossstücke von 23.40 gr und kleinere Nominalen von 7.80 und 3.90 gr. Dasselbe Gewicht ist in Lydien nachweisbar als Gebrauchsgewicht; eine Doppelmine von 1560 gr ist in Athen gefunden. Zu diesem System gehören ferner gewisse etruskische Münzen im Betrage von 7.85 und höher. Es giebt auch ein ältestes römisches Ass-Stück von 390.13. Der römische Aureus aus der späteren Regierungszeit des Augustus wog 7.80 gr und die Norm des römischen

1) Dederich, Rhein. Mus. IV 1836. Heft 1.

2) C. F. Lehmann: Altbabylonisches Maass und Gewicht und deren Wanderung. Berl. Z. f. Ethn. 1889 Sitzb. S. 245. Rh. Jahrb. LXXXVI, 1888 S. 64.

Silberdenars vor Nero war 3.90 gr. Nissen sagt, Griech. u. Röm. Metrol. 1886 S. 707, dass der Betrag der karthagischen Drachme = 3.90 gr. von den Römern nach längerem Schwanken seit dem Ende des Hannibalischen Krieges für ihren Denar herüber genommen worden sei. Wenn aber Lehmann sagt, dass das auf den Regenbogenschüsselchen häufig erscheinende Triquetrum, welches auf einer punischen Stele nachweisbar ist (Gesenius Monum. phoen. p. 205) und noch heute im Wappen der Stadt Palermo figurire, als Bestätigung der ursprünglich punischen Herkunft desselben angesehen werden könne, so vergisst er, dass es neben dem Hackenkreuz schon auf den Funden von Troja und auf lykischen Münzen erscheint, die auch napfförmig sind. Es kann nicht auffallen, dass es in Palermo sich erhalten hat, weil es bekanntlich schon im Alterthum auch als Symbol des dreispitzigen Siciliens galt.

Ein sehr häufiges Geräthe der Bronzezeit, ein Beil, das aber auch Waffe war, hat in Frankreich den Namen Kelt erhalten, weil man es den Kelten zuschrieb. Das Wort Celtis, Meissel kommt im Alterthum nicht vor, sondern soll nach von Becker, Archiv f. Anthrop. S. 139 auf einem Schreibfehler beruhen, indem in einer Abschrift der Vulgata aus dem 15. Jahrh. an einer Stelle, wo von Werkzeugen die Rede ist, ein Abschreiber celte statt certe geschrieben hat. Die Kelten haben diesen Kelt nicht erfunden, sie haben ihn aber verbreitet, er findet sich in Scandinavien, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, er fehlt bei Griechen und Römern, er ist nur da, wohin Kelten gekommen sind. Der Ursprung dieses Geräthes ist in Aegypten zu suchen. Schweinfurth hat dasselbe in Eisen als das gewöhnliche Beil in Abyssinien gefunden. Es sind deren in ihrer eigenthümlichen Fassung mit einem im Winkel gebogenen Stiel von Montelius aus Aegypten abgebildet L'Anthropologie, Paris 1890 T. I, 1. Pl. IV—V. Für den fast ausschliesslichen Gebrauch des Keltes als Waffe, den wir erst aus den oben angeführten bildlichen Darstellungen erfahren haben, spricht, wie es scheint, der Umstand, den Szombathy anführt, indem er sagt, in den mehr als 1000 Gräbern der Hallstatt-Periode in Krain ist bis jetzt neben etwa 200 Hohl- und Lappencelten nur ein einziges Schwert gefunden worden. Doch wird man zugeben müssen, dass der Kelt in diesen Fällen nicht als Waffe, sondern als Werkzeug den Todten mitgegeben sein kann. Auch Naue sagt von den Grabfunden Oberbayerns, dass sie mehr auf friedliche Bewohner, die den Acker

bauen, deuten, als auf kriegerische Zeiten. Eine auffallende Erscheinung bleibt es, dass in einigen Gegenden Deutschlands, wo Römer mit Germanen kämpften, sich wie in der Wesergegend bei Vlotho Bronzekelte in besonderer Menge finden. Sollten einige Germanenstämme sich kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung noch des Keltes als Waffe bedient haben?

Eine eigenthümliche Form des Bronzekeltes ist die doppelhenkelige, die für Portugal bezeichnend ist und nur ausnahmsweise in andern Ländern, wie in England [1]), vorkommt. Sie erinnert an die doppelhenkeligen Thongefässe des alten Griechenlands, wie sie Schliemann, Atlas Taf. 92, abgebildet hat.

Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass die Kelte wahrscheinlich auch Tauschmittel, wie Barren, Ringe, Pfeilspitzen gewesen sind, weil sie in bestimmten Gewichtstheilen vorkommen. Vom Ringgeld [2]) ist dies bekannt, es kommt schon auf ägyptischen Gemälden vor und seiner wird in altdeutschen Dichtungen oft gedacht, so im Hildebrandsliede, im Waltharliede, in der Edda, dem Gudrunlied. Oft heisst es Baugen und Ringe. Jenes Wort ist uns verloren; im Französischen ist bague erhalten. Zu Zeiten des arabischen Handels in Ostdeutschland wurden zerhackte Silbergeräthe als Geld gewogen. Wir wissen, dass chinesische Kaufleute dasselbe noch heute auf die Messe von Irbit bringen.

Die höchste Kunstbildung haben die keltischen Stämme in den österreichischen Alpenländern, in Kärnthen und Krain wie in Oberitalien, erreicht, und zwar in der Metallarbeit, wie sie uns in den Darstellungen menschlicher und thierischer Figuren auf den getriebenen Bronzeeimern und Gürtelblechen erscheint, die für die Kunstgeschichte so ausserordentlich wichtig sind [3]). Die Vorbilder dieser Arbeiten sind gewiss in Griechenland zu suchen, aber die Waffen und Helme, die darauf dargestellt sind, sind dieselben, die wir in den Gräbern des Landes finden. Auf der Situla von Bologna ist ein Reiter und ein Fussgänger mit dem Kelt als Waffe zu sehen, ebenso auf dem

---

1) J. Evans, Ancient Bronze Implements. London 1881 p. 97.

2) Dr. M. Much, Baugen und Ringe. Mitth. d. Anthrop. G. Wien IX 1879 No. 4.

3) F. von Hochstetter, Die neuesten Gräberfunde von Watsch u. s. w. Wiener Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. XLVII. Wien 1883. Graf G. Wurmbrand, Ein Gürtelblech von Watsch. Mitth. d. Wien. Anthrop. Ges. XIV 1884. Rh. Jahrb. LXXXII Taf. I u. Wiener Anthrop. V. 1889 S. 176.

Gürtelblech von Watsch. Damit ist die Ansicht Beckers[1]) widerlegt, der 1878 sagte, Streitmeissel habe es nie gegeben. Die Männer mit dem breitrandigen Hute kommen auf einem babylonischen Cylinder des Grazer Museums vor[2]). So etwas wurde von gallischen und germanischen Völkern nie fertig gebracht. Die keltische Kunstbildung ist aber, nachdem Römer und Germanen diese Länder besetzt haben, gänzlich zu Grunde gegangen. Dass die Kelten von Hallstatt mit der griechischen Cultur von Olympia in naher Beziehung standen, haben die durch das deutsche Reich hier veranstalteten Grabungen gezeigt[3]). In den tieferen Schichten der Altis, des heiligen Haines, fanden sich Weihgeschenke der vorgeschichtlichen Zeit[4]), darunter Bronzebleche mit linearen geometrischen Verzierungen und mit Thierfiguren wie in Hallstatt. Schon Sophus Müller vermisste die Berührungen von Olympia mit der europäischen Bronzezeit, es fehlen dort die Paalstäbe und Hohlkelte, die konischen Situlen, die cylindrischen gerippten Eimer, aber in allen Schichten findet sich das Eisen. Die Griechen von Mykene und Tiryns waren von denen Homers verschieden, dort wurden die Leichen bestattet, bei Homer wurden sie verbrannt. Dieser ertheilt der phönizischen Kunst den höchsten Preis, während in Mykene sich asiatischer Einfluss bemerklich macht. Hörnes denkt an die Skythen als Lehrmeister der Griechen im Schmieden des Eisens. Die Chalyber am Pontus werden als Erfinder desselben genannt und schon in das Jahr 1200 v. Chr. gesetzt. Die Funde von Koban im Kaukasus haben nach ihm Aehnlichkeit sowohl mit denen von Hallstatt wie mit denen von Olympia. Auch bei Gurina[5]) in Kärnthen giebt es Spuren keltischer Cultur. Es kommen keltische Silberringe vor. Meyer setzt die dort gemachten Funde in das 4. Jahrh. v. Chr. Eine Inschrift wird den Venetern, einem illyrischen Stamme zugeschrieben. Hier scheint ein illyrischer Stamm von Kelten umgeben gewohnt zu haben. Strabo sagt, dass unter den Norikern Illyrier wohnten. In der römisch-griechischen Kunst der ersten römischen Kaiserzeit fehlt

---

1) Archiv f. Anthrop. X, 1878 S. 139.

2) Fischer u. Wiedemann, Babylon. Talismane aus dem hist. Museum in Graz. Mit 3 Tafeln. Stuttgart 1881.

3) Vgl. M. Hörnes, Die Bronzefunde von Olympia und der Anfang der Hallstatt-Cultur. Ausland 1891 No. 15.

4) E. Curtius u. Fr. Adler, Olympia IV 1890.

5) Rh. Jahrb. LXXXI, 1886 S. 169.

es nicht an Anklängen an die Vorgeschichte der Kelten, die beweisen, dass diesen die ältere griechische Cultur nicht fremd war. Furtwängler sagt in dieser Festschrift S. 34 bei Beschreibung der Mehrumer Bronzeeimer, dass die Form derselben mit dem eingezogenen Halse sowohl schon in den altitalischen Funden als in den vorrömischen aus der Hallstatter und der La Tène Periode in Mitteleuropa erscheint und ihr Auftreten in der römischen Kaiserzeit nur das Wiederaufleben eines alten nichtgriechischen Typus war. Prichard sagt aber [1]) mit Recht, da kein alter Schriftsteller berichte, dass die Alpenvölker Auswanderer aus Gallien seien, so müsse man schliessen, dass die ursprünglichen Niederlassungen der celtischen Rasse die ganze Gebirgskette im Norden von Italien bis an das adriatische Meer umfassten. Man kann auch nicht nachweisen, dass die Bojer aus Gallien und weiter westlich als von der Grenze der Helvetier herkamen, also sind auch sie die ursprünglichen Bewohner der Donauländer bis nach Böhmen. Dahin können sie aber nur aus dem Osten in vorgeschichtlicher Zeit eingewandert sein.

Einer unbekannten Zeit gehören auch die den Kelten zugeschriebenen megalithischen Denkmale in Salisbury und der Bretagne an, sowie die verglasten Burgen Schottlands, die in Deutschland nur an vereinzelten Stellen gefunden wurden [2]). Die absichtlich durch Feuer zusammen geschmolzenen Mauern waren von Canälen durchzogen, die mit Kohlen gefüllt waren, also ein Vorbild unserer Ziegelöfen. Die Alten kannten in vorrömischer Zeit das Ziegelbrennen nicht. Die Mauern Babylons sind aus an der Sonne gebrannten Ziegeln gebaut. Die Stelle bei Moses I, 11. 3 „wohlan, lasset uns Ziegel streichen und brennen" kann sich nur auf den Sonnenbrand beziehen. Die der römischen Kunst vorausgehenden, nur nach den Fundorten genannten Perioden von Hallstatt und La Tène müssen den Kelten zugeschrieben werden.

In letzter Zeit hat man in Deutschland besonders schön und bunt verzierte Thongefässe gefunden, so in Baden [3]) und Bayern [4]). Die ger-

1) a. a. O. S. 101.

2) Anthrop.-Vers. in Regensburg 1881 S. 101 und Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn 1882, Sitzb. S. 7.

3) E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe 1885.

4) J. Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Stuttgart 1887. Taf. 51—54. Rh. Jahrb. LXXXV, 1888 S. 134.

manischen Aschenurnen des Niederrheins und Westfalens, deren Formen Wilms und Borggreve[1]) abgebildet haben, sind davon durchaus verschieden. Sind jene nicht dem höher entwickelten keltischen Volke zuzuschreiben, zumal auf ihnen die in Pyramiden gestellten Kugeln, wie auf den Regenbogenschüsselchen vorkommen? Auf der von Wagner auf Taf. VII dargestellten Urne aus dem Grabhügel von Buchheim, A. Freiburg, erkennen wir im Ornament die Ringe und Kugeln der keltischen Münzen wieder. Die gleichen farbig verzierten Thongefässe enthielt auch das Grabfeld von Hallstatt, vgl. von Sacken Taf. XXVI. Auch die von Heger und Szombathy[2]) beschriebenen Thongefässe aus den Tumuli von Marz in Ungarn und von Gemeinlebarn in Nieder-Oesterreich können mit ihrer bunten Bemalung und den geometrischen Ornamenten, in denen das Dreieck vorherrscht, wenn sie auch in den Thierfiguren und menschlichen Darstellungen an die Funde Schliemanns erinnern, mit zahlreichen andern Grabgefässen Nieder-Oesterreichs den Kelten zugeschrieben werden, wiewohl sie gleich der Hallstattcultur den vorkeltischen Bewohnern des Landes zugeschrieben zu werden pflegen. Die unter dem Landvolke in Tyrol und der Schweiz erhaltene Schnitzkunst ist sie nicht vielleicht ein Rest keltischer Bildung?

In England tritt in der Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Römer ein keramischer Kunststil auf, den Franks als den spät celtischen bezeichnet hat. Er ist neuerdings in dem Urnenfelde von Aylesford zu Tage getreten und von A. Evans[3]) eingehend beschrieben worden. Er beweist, wie lange der Einfluss südlicher keltischer Kunst auf die keltischen Völker des Nordens bestanden hat. Evans setzt das Grabfeld nach den gefundenen gallischen Münzen und den Bronzewaffen der La Tène-Zeit in die letzte Hälfte des 1. Jahrh. und an das Ende des 2. Jahrh. v. Chr. Nichts erinnert an die Römer, die unter Claudius (43 n. Chr.) das Land eroberten. Die Aschenurnen mit hohem Fuss und horizontalen erhabenen Streifen verziert sind auf der Drehscheibe gemacht und kommen auch im östlichen Frankreich, am Rhein bei Worms, in Norditalien, Illyrien und Kärnthen vor. Sie sind auch in diesen Ländern die Nachbildung bronzener Gefässe in Thon. Auch bronzene Eimer und Kannen

1) Rh. Jahrb. LII, 1872 Taf. IV—VII. Z. f. vaterl. Gesch. V, 1865 Taf. II.

2) Mitth. d. prähist. Kommiss. d. K. Akad. d. Wiss. I No. 2. Wien 1890.

3) Arthur J. Evans, On a Late-Celtic Urn-Field at Aylesford, Kent. Westminster 1890.

gleichen denen von Este und der Certosa von Bologna. Das mykenische Triquetrum, das auf griechischen und etruskischen Vasen des 4. und 5. Jahrh. v. Chr. erscheint, fehlt nicht auf einem bronzenen Trinkgefäss von Elveden in Essex und findet sich auf den keltischen Münzen Galliens und Illyriens. Evans glaubt, dass die gleichen Münzen, Urnen und Situlae einer Einwanderung gallischer Stämme aus Belgien entsprechen, welche auch die Verbrennung der Todten eingeführt hat. Caesar sagt, dass der König der Atrebaten, Commius, um die Mitte des 1. Jahrh. einen grossen Theil von Britannien beherrscht habe. In dem Grabhügel von Arras, in Yorkshire, ist ein Krieger mit seinem Wagen und den Pferden bestattet wie in den gleichen Gräbern der Champagne und des Rheinlandes, die nach den Beigaben in das 3. bis 5. Jahrh. gesetzt werden. Auch in den keltischen Gräbern von Marzabotto aus dem 5. Jahrh. v. Chr. herrscht die Bestattung, erst im 3. Jahrh. beginnt die Verbrennung. Evans betrachtet die gemalten Vasen von Baden, Würtemberg und Bayern als der Hallstattgruppe angehörig und als die glänzendste Leistung der keramischen Kunst der Kelten, und vermuthet, dass auch die spät keltische Kunst damit noch einen Zusammenhang hatte. Nur die auf Taf. IX Fig. 8 abgebildete Urne stimmt mit jenen in Deutschland gefundenen vollständig überein.

Gegenüber solchen Erzeugnissen, die mit mehr oder weniger Sicherheit den Kelten zugeschrieben werden, giebt es ein Kunstgeräthe, welches den Galliern eigenthümlich ist, es ist der gedrehte Halsring, der Torques. Auf zahlreichen Darstellungen der Gallier aus römischer oder griechischer Zeit, die sich auf die Zeit ihrer Wanderung nach dem Osten beziehen, findet er sich. Auf dem berühmten Mosaikgemälde aus Pompeji im Vatican, das man für die Darstellung einer Schlacht Alexanders des Grossen gegen die Perser am Issos oder bei Arbela gehalten hat [1]), das aber nach Bergk [2]) die Schlacht der Griechen gegen die Gallier bei Delphi im J. 279 v. Chr. vorstellt, trägt ein stürzender Gallier und ein Gefallener, ein Krieger auf dem Wagen und einer zu Pferde, den Torques um den Hals. Bei zweien hängt die Kette bis auf die Brust, bei zweien ist sie vorn offen, aber auch weiter als ein blosser Halsring. Diese Deutung Bergk's ist sehr unwahrscheinlich. In allen Darstellungen der Kämpfe gegen die Kelten und Galater sind die Gallier nackt oder

1) Vgl. das farbige Bild bei Overbeck: Pompeji. Leipz. 1856. S. 425.
2) Verh. d. naturh. V. Bonn, 1877 S. 35 u. Rh. Jahrb. LXII, 1878 S. 168.

mit Hosen dargestellt, aber sie tragen keine bunten Gewänder und haben den Kopf nicht in Tücher gehüllt. Diese Kleidung passt für Orientalen. Auch die Gesichtszüge sind nicht die der Gallier, ebenso sind die gewundenen Halsketten von dem Torques verschieden. Als die Gallier in Italien um 225 v. Chr. einfielen, kämpften die Gaesaten nackt, Polyb. II, 28. 8. Als Marcellus die Gallier 196 bei Como besiegte, erbeutete er viele goldne Hals- und Armringe, ein sehr schwerer wurde im Jupitertempel auf dem Capitol aufgehängt, Liv. XXXIII, 36.

Die Angaben der alten Schriftsteller über den Torques der Gallier und die Darstellung desselben auf den Kunstdenkmälern des Alterthums sind, trotz der Einwände von Mohnike Rh. Jahrb. LXII, 1878 S. 158, äusserst zahlreich [1]). Der römische Senat schenkte dem Bruder des Gallierkönigs Cincibilus, der als Gesandter nach Rom kam, zwei goldne Torques für seinen Bruder, Liv. XLIII, 5. Noch einmal schenkte der Senat einem gallischen Fürsten einen solchen Ring, Liv. XLIV, 14. Nach Quintilian schenkten die Gallier dem Augustus einen Goldring, der 100 Pfd. schwer war. Nibby hat den sterbenden Krieger vom Capitol schon 1821 als Gallier bezeichnet, ebenso später Visconti und Longpérier, Bullet. archéol. de l'Athenaeum franç. Juin 1856. Auch in der Gruppe Aria und Paetus der Villa Ludovisi trägt der Gallier einen Halsring, der unter den Falten des Gewandes erscheint. Beide Bildwerke werden der Schule von Pergamum zugeschrieben und als Theile des Weihgeschenkes des Königs Attalus nach dem Siege über die Kelten angesehen. Eine Bronzebüste der Sammlung Danicourt, die vielleicht den Vincetorix vorstellt, trägt einen Halsring, wie auch die Köpfe auf zwei gallischen Silbermünzen. Dasselbe zeigt ein Marmorkopf im Museum von Bologna [2]). Die Gallier auf der Camée des Augustus in Wien tragen den Torques, der vorn geschlossen ist und etwas herabhängt [3]). Auf einem Basrelief aus der Stadtmauer von Narbonne ist ein gefallener Gallier dargestellt, der einem andern den Torques vom Halse raubt. Die Asse von Arminium (Rimini), welches die sennonischen Gallier um 524 v. Chr. eroberten und bis 268 inne hatten, zeigen einen Krieger mit dem Torques,

1) J. du Baye, Le Torques. Caen 1886, und Salomon Reinach, Les Gaulois dans l'art antique. Revue archéologique. Paris 1889.

2) Gazette archéol. 1885.

3) Revue archéol. 1880 p. 65 Pl. XIII et XIV.

wie er sich auf zahlreichen gallischen Münzen findet. Weil man den Torques in Gräbern ohne Waffen fand, wollte man ihn auch für einen Schmuck der Weiber halten. Dagegen sprechen alle Ueberlieferungen und die Darstellungen auf Denkmälern. Doch wird der Fund eines Torques bei einer Gallierin neuerdings bestätigt [1]). Auf der grossen Camée des Augustus im k. k. Cabinet zu Wien sind die Torques der gefangenen Gallier vorn geschlossen und etwas herabhängend. Zweimal findet sich der Torques auf dem Sarkophag der Villa Pamfili in Rom. Hier ist auch eine Waffentrophäe mit dem Scalp eines Galliers gekrönt. Auf einem Basrelief des Arc d'Orange sind alle abgeschnittenen Köpfe mit Ausnahme eines einzigen ganz kahl [2]). Die Sitte des Scalpirens herrschte, wie wir schliessen müssen, bei den Römern wie bei den Galliern und noch heute bei den Wilden. Strabo erzählt nach Eratosthenes von den Belgiern, dass sie den Kopf der Feinde als Trophäe aufhängen. Plinius VII, 22 berichtet von Kannibalen nördlich vom Borysthenes (Dnieper), dass sie die Kopfhaut der Erschlagenen mit den Haaren als Mantel vor der Brust tragen. Auch auf dem berühmten 1830 in einem Weinberge vor Rom gefundenen Sarkophage Ammendola, jetzt im Museum des Capitols [3]), befinden sich Siegestrophäen mit Helmen, Schildern, Rüstungen und dem Skalp der Gefallenen. Vier nackte und ein mit Hosen und Schuhen bekleideter Gallier tragen den Torques, der mehr oder weniger deutlich vorn einen Verschluss hat. Diodor sagt, der Torques sei ein Zeichen der Vornehmheit bei den Kelten gewesen, später war er das Abzeichen jedes gallischen Kriegers. Der Sarkophag wurde nach dem Finder so genannt, man glaubt, er stelle die Schlacht von Telamon vor, die 225 v. Chr. stattfand. Die Torques haben mehr oder weniger deutlich vorn einen Verschluss. Der des sterbenden Galliers endigt vorn in zwei Knöpfen, wie der reich verzierte goldne Halsring von Waldalgesheim im Bonner Museum. Die dargestellten nackten Gallier tragen Bart und Schnurrbart. In vielen andern Darstellungen haben sie nur den Schnurrbart. Darin glichen sie den Britten. Caesar sagt von diesen (bell. Gall. V, 14): omni parte corporis rasa, praeter caput et labrum superius. Polybius erzählt II, 28, 8, dass in der Schlacht von Telamon die Gaesaten, um ihren Muth zu zeigen, die Kleider

1) Revue archéol. 1888 I p. 19.
2) Lenormant, Mém. sur l'arc d'Orange 1857 p. 31.
3) Revue archéol. 1889 Pl. I, Blackie, Annali del Inst. 1837, p. 307.

abwarfen und nackt fochten. Auch sagt er, dass in dieser Schlacht kein Gallier in den ersten Reihen gestanden habe, der nicht mit dem Torques geziert gewesen sei. Im Jahre 1876 wurde oberhalb Coblenz beim Oberwerth ein nach Art eines Torques gewundener goldner Armring aus dem Rheine gebaggert [1]), dessen Enden hackenförmig zum Schliessen umgebogen sind; er darf um so mehr als gallisch bezeichnet werden, als ähnliche mehrfach in Frankreich gefunden worden sind. Ich hatte an den im Rhein versenkten Schatz der Nibelungen erinnert. Geibel hat den Fund in diesem Sinne besungen. Der Ring ist im Königl. Schlosse zu Coblenz aufbewahrt. Die einfache Windung dreier Golddrähte und der Verschluss durch gekrümmte Haken lässt ihn als die älteste und ursprünglichste Form des Torques erscheinen, während später das blosse Drehen eines viereckigen Stabes den Schein um einander gedrehter Stäbe hervorbringen kann, oder auch in gegossene Ringe die Windungen eingeschnitten sind.

Livius berichtet auch XXXVI, 40, dass nach der Besiegung der Bojer durch den Consul P. Cornelius im Triumphzug desselben 1471 Torques aus Gold aufgeführt wurden. Manlius, der im Zweikampf 358 v. Chr. einen vornehmen Gallier besiegte und ihm den goldnen Halsring abnahm, erhielt den Beinamen Torquatus, vgl. Livius VII, 10. Auf Münzen des L. Torquatus sieht man auf dem Revers einen Torques [2]). Der sterbende Fechter, den Winckelmann für einen Herold gehalten hatte, verräth in seinen Zügen den Gallier und trägt den gewundenen Halsring. Das Horn, welches neben dem Fechter am Boden liegt, gab Winckelmann die Veranlassung, denselben für einen Herold zu halten. Die Herolde bei den Spielen von Elis, die in das Horn zu blasen hatten, trugen, wie eine griechische Inschrift besagt, einen Strick um den Hals, damit ihnen, wie Salmasius vermuthet, beim Blasen nicht etwa eine Ader springe [3]). Nach Tacitus Annal. II, 9 wurde dem Bruder des Arminius, dem Flavus, als Belohnung die Halskette verliehen. Schon in Hallstadt kommt der Torques vor, auch in Ungarn, Pulsky [4]) hat das Fragment eines aus Golddrähten gewundenen Torques des Pesther Museums abgebildet. Ebendaselbst befinden sich 17 Torques aus dem

1) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1877, Sitzb. S. 34.
2) Cohen, Descript. des medaill. consul. p. 198.
3) Winckelmann, Ges. Werke V, 1825 S. 390.
4) Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn, Budapest 1879.

Schatze von Fokoru, der von Pulsky an den Schluss der Hallstatter Periode gesetzt wird.

Wenn Lindenschmit vom Einfluss der Kelten auf die Kunst der Merowinger Zeit nichts wissen will und diese für eine in Deutschland entwickelte hält, so hat er in gewissem Sinne recht, wenn er aber desshalb eine Einwanderung der Germanen aus Asien leugnet, die zum wenigsten 1000 Jahre früher stattgefunden hat, so stellt er willkürlich Alles in Abrede, was für die Herkunft der Sprache, der Religion und Kunst, ja der ganzen europäischen Kultur aus Asien mit zwingender Beweiskraft beigebracht werden kann. Es möchte kaum ein zweites Beispiel der Art bekannt sein, dass ein Volk des Alterthums seine Wohnsitze auf einer gewissen Stufe der Kultur in so eigenthümlicher Weise bezeichnet hat, wie es die Kelten in früherer Zeit durch den Bronzekelt und später durch den Torques gethan haben. Der erstere hat aber eine viel weitere und ältere Verbreitung in Europa, wo er sich in Scandinavien, in ganz Süd- und Westdeutschland, in Frankreich, Belgien, England, Irland, Spanien und Portugal zahlreich findet, als der letztere, der mehr auf das den Römern bekannte Gallien beschränkt bleibt. Auch die megalithischen Denkmale Westeuropas muss man den Kelten und Germanen zuschreiben, darum müssen sie aber nicht überall vorhanden sein, wo Kelten wohnten, denn in Nordeuropa beschränken sie sich auf die Gegenden, wo es erratische Blöcke giebt. Holtzmann irrt desshalb, wenn er sagt, die Grenze der Kelten trifft mit der der Menhirs und Dolmen westlich von einer Linie von der Rhonemündung bis Brüssel zusammen. In Frankreich ist ihr Name Dolmen keltisch. Sie sind nicht weniger häufig im holländischen Bezirke Drenthe, dem alten Sachsenlande. Nur germanische Stämme können sie in Nordafrika errichtet haben. Die Schädel des Hünengrabes von Wintergalen [1]) sind germanische, die der Steingräber von Mecklenburg [2]) zum grossen Theil. In dem Kegelgrabe von Schwaan liegt der dolichocephale Germane mit dem Bronzeschwert langgestreckt, unter ihm sind in hockender Gestalt acht Todte beigesetzt, von mehr brachycephaler Schädelform, es sind wohl die mit ihrem Herrn geopferten Diener [3]).

Betrachten wir, ob die kraniologische Untersuchung uns eine genauere Kenntniss des keltischen und germanischen Volksstammes

1) Die Anthrop.-Vers. in Münster, Leopoldina XXVII 1891 No. 3—8.
2) Bericht über die Anthrop.-Vers. in Schwerin, 1871 S. 57.
3) Jahrb. d. Ver. f. Mekl. Gesch. XIX 1854, S. 297 u. XXIV 1859, S. 167.

zu verschaffen im Stande ist. Vor 50 Jahren schrieb Prichard[1]: „Ueber die Form des Kopfes bei den alten Deutschen haben uns die klassischen Schriftsteller keine Beobachtung hinterlassen. Man könnte hierüber durch die Ueberreste in alten Gräbern Aufschluss erhalten, allein ich weiss nicht, ob ein derartiger Versuch in umfassender Weise gemacht worden ist. Die jetzigen Deutschen haben bekanntlich grosse Köpfe, an denen der vordere Theil des Schädels erhaben und vollkommen entwickelt ist. Sie haben diese Eigenthümlichkeit der Form in einem höheren Grade, als die Franzosen oder Engländer." Heute ist eine kaum übersehbare Menge von Grabschädeln des keltischen und germanischen Alterthums gemessen und beschrieben, aus der wir die Verwandtschaft dieser Volksstämme zu erkennen vermögen und die Unterschiede, welche verschiedenes Klima und ein verschiedener Grad der Bildung ihnen aufgeprägt hat oder auch die Vermischung mit andern Schädelformen, wie sie uns im Ungarn oder im Finnen entgegen tritt. Die Kraniologie hat eine allen keltischen Stämmen zukommende Schädelbildung nicht nachweisen können. Ganz hoffnungslos ist diese Aussicht für diejenigen Forscher, welche glauben, dass von Klima und Kulturstufe ganz unbeeinflusst der Schädel durch unveränderliche Merkmale seinen Rassentypus bewahren soll und dieser nur durch Vermischung mit andern sich ändern könne. Wie irrig diese Ansicht ist, zeigt uns der Typus germanischer Reihengräber vom 4. bis 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung, der als eine Stammesbildung in der heutigen Bevölkerung Deutschlands nicht mehr vorkommt. Wo sich das blonde Haar und das blaue Auge der Germanen erhalten hat, kann nicht von Vermischung der dolichocephalen mit brachycephalen Elementen die Rede sein, da kann nur der Einfluss der Kultur auf die zunehmende Breite des Schädels, die zur Brachycephalie neigende Mesocephalie als die heute unter den Deutschen vorherrschende Form hervorgebracht haben. Auf die Frage, waren die Kelten dolichocephal oder brachycephal, ist die Antwort, dass wir den Kelten beide Schädelformen zuschreiben müssen. Im Beginne unserer Zeitrechnung waren die zu beiden Seiten des Rheines wohnenden Gallier und Germanen unzweifelhaft, wie die Grabfunde lehren, vorherrschend dolichocephal, in Süddeutschland, wo keltische Stämme schon früher lebten und bleibenden Wohnsitz hatten, herrscht, wie

1) a. a. O. III, 1, S. 443.

die Hügelgräber lehren, die Brachycephalie vor, die sich in den Alpen Oesterreichs und der Schweiz, wohin nie Germanen kamen, noch heute erhalten hat. Wir müssen zwei Arten von Brachycephalie unterscheiden, was bisher nicht von den Kraniologen geschehen ist [1]). Es giebt eine ursprüngliche und eine erworbene. Die erste hängt wohl mit dem Ursprung der Rasse zusammen und begegnet uns am deutlichsten in den mongolischen Stämmen Hochasiens, den Kalmücken und Baschkiren, aber auch in den Lappen Nord-Europas, während die Neger Afrikas uns als ursprüngliche Dolichocephalen erscheinen. Wenn heute die früher dolichocephalen Germanen mesocephal und brachycephal geworden sind, auch da, wo eine Vermischung mit andern Stämmen nicht stattgefunden hat, so ist diese Brachycephalie durch veränderte Lebensweise und Geisteskultur erworben. Abnahme der Muskelkraft, welche sowohl die Entwicklung der arcus supercciliares als die der Hinterhauptsleisten hemmt, wird die Dolichocephalie vermindern, schon allein die Thätigkeit starker Kaumuskeln, welche den Schädel in der Schläfengegend von beiden Seiten zusammendrücken, vermehren die Dolichocephalie. Die zunehmende Breite in Folge der Kultur trifft aber mehr den hinteren Theil des Schädels als den vorderen. Der Abstand der Stirnhöcker beim Neger und Europäer ist nicht so verschieden als die Schädelbreite beider unterhalb der Scheitelhöcker. Rohe Schädel, sowohl die der Australier als die aus germanischen Hügelgräbern zeigen in der Hinterhauptsansicht stark vorspringende Scheitelhöcker, so dass hier ein pentagonaler Umriss entsteht und der Schädel durch das Erheben der Sagittalnaht scaphoid oder kahnförmig wird. Das Zunehmen des Hirnvolums in den unter den Scheitelhöckern liegenden Theilen rundet hier die Schädelform ab, wie es die Schädel der Kulturrassen zeigen. Der Schädel bleibt für das Wachsthum des Gehirns in seinem hinteren Theile nachgiebiger als in dem vorderen, weil die Schläfenschuppennaht und die Hinterhauptbein-Scheitelbeinnähte viel länger offen bleiben als die Kranz- und Pfeilnaht und zumal die Stirnnaht, deren Offenbleiben die breite Stirn der Stirnbeinschädel hervorbringt. Mit Rücksicht auf diese Thatsachen können dolichocephale Schädel allmählich in brachycephale sich verwandeln und umgekehrt, und es kann nicht auffallen, wenn ein Volk, das ursprünglich eine überein-

1) Schaaffhausen, D. Urform d. menschl. Schädels, Bonn 1868, S. 64 u. 83.

stimmende Schädelform besass, später Unterschiede in derselben beobachten lässt.

Das Volk, welches das Steindenkmal von Stonehenge in England errichtete, wird, wenn es überhaupt ein keltisches war, für die älteste keltische Einwanderung in Europa gehalten werden dürfen, weil es das fernste Land von Asien aus erreicht hat. Es waren aber wohl sicher Kelten die, welche die verglasten Burgen in Schottland gebaut haben. Diese nordischen Kelten werden wohl nicht dieselbe Körperbildung gehabt haben, wie jene, welche in den österreichischen Alpenländern sich angesiedelt hatten und nach griechischem Muster schön verzierte Bronzeeimer und Gürtelbleche fertigten oder in Hallstatt Eisengeräthe arbeiteten oder in Oberbayern und Baden farbig gemalte Thongefässe zu machen wussten. Ganz verschieden von diesen friedlichen und kunstgeübten Ansiedlern werden die gallischen Eroberer von Rom und Griechenland ausgesehen haben. Die vorrömischen gallischen Gräber, in denen mit dem Krieger oft der Streitwagen bestattet wurde [1]), und solche aus der Römerzeit mögen zuerst mit den uns erhaltenen bildlichen Darstellungen den Typus der gallischen Gesichts- und Schädelbildung festgestellt haben.

Die älteste Beschreibung eines den Kelten verwandten Schädels hat wohl Blumenbach in seinem Batavus genuinus [2]) geliefert, über dessen Ursprung sich indessen so wenig sagen lässt wie über den des Neanderthalers, den Prunerbey seiner langen Form wegen auch einen Kelten genannt hat [3]).

Bory de St. Vincent [4]) sagt von der keltischen Rasse, dass die Stirne nach den Schläfen zurücktrete und dass die Nase nicht gerade, sondern von der Stirne durch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck geschieden sei; auch führt er die Beobachtung Latour d'Auvergne's an, eine besondere Eigenthümlichkeit der keltischen Urrasse sei die ausserordentliche Dicke des Schädels.

Huschke bildet in seinem Werke: Schädel, Hirn und Seele 1854 einen in Jena gefundenen langen Schädel mit mässig vorspringenden Brauenhöckern und geradem Gebiss als Cimbernschädel ab. Er ist 189 mm lang, 132 breit und ebenso hoch, ein anderer

1) Rhein. Jahrb. LXXXIX 1890, S. 241.
2) Decades Cran. div. gent. Gött. 1828 No. LXIII.
3) Schaaffhausen, Der Neanderthaler Fund. Bonn 1888.
4) L'homme, Paris 1836. Deutsch, Weimar 1837.

derselben Fundstelle ist 196 mm lang, 135 breit und 133 hoch. Nach den Umständen des Fundes gehören sie aber dem früheren Mittelalter an. Er beschreibt ebendaselbst S. 42 orthognath-dolichocephale altscandinavische Grabschädel, denen aber das abgesetzte Hinterhaupt der heutigen Schweden fehle. Ich selbst habe im Jahre 1858 in Müller's Archiv S. 12 in der Abhandlung: „Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel" eine Reihe von mir und von Andern beobachteter Schädel aus England, Frankreich, Skandinavien und Deutschland zusammen gestellt, die in der länglichen Form, den vorspringenden Augenbrauenhöckern, der tief eingeschnittenen Nasenwurzel, dem vortretenden Hinterhaupt und meist geraden Gebiss eine übereinstimmende Bildung erkennen lassen, darunter sind Grabschädel von Cannstadt, Sigmaringen, Selsen, Nieder-Ingelheim genannt. Den mit Steingeräthen gefundenen kahnförmigen Schädel von Nieder-Ingelheim habe ich altgermanisch genannt, weil er durch die vorspringenden Scheitelhöcker, einfachen Nähte und abgerundete Crista nasofacialis an Schädel niederer Rasse erinnert [1]). Er ist 185 mm lang, 135 breit und 113 hoch. Auch den Engisschädel habe ich den germanischen Schädeln verglichen, er ist 193 mm lang und ebenso breit als der vorige, bei beiden liegt die grösste Breite zwischen den Scheitelhöckern. Der Schädel von Kirchheim [2]), den ich altgermanisch nenne, weil diese Form wohl in den Hügelgräbern, aber selten noch in den Reihengräbern vorkommt, ist lang, schmal und hoch, hat vorspringende Scheitelhöcker, einfache Nähte und fast horizontale Ebene des Hinterhauptloches, er ist 190 mm lang, 138 breit und 141 hoch, Index 72.6. Dieselben Maasse hat der Schädel von Ingelheim.

Welche Beziehung noch roher gebildete Schädel wie die von Steeten und Cromagnon, die von Winaric [3]) und Podbaba [4]) zum germanischen und keltischen Alterthume haben, sind wir nicht im Stande zu sagen, aber es sind uns so tiefe Kulturzustände auch von germanischen und keltischen Völkern berichtet, dass uns rohe Schädelbildung bei ihnen nicht auffallen kann. Zu Tacitus Zeit können die Germanen kein wildes Volk mehr gewesen sein, aber Diodor und Cäsar schildern die Unzucht und Sittenlosigkeit der Gallier und

1) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1864, Sitzb. S. 113.
2) Correspbl. d. anthrop. Ges. 1881 No. 8.
3) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1884, S. 92.
4) Anthrop.-Vers. in Breslau 1884, S. 143.

Digitized by Google

Britten in so abschreckender Weise, dass Prichard meint, sie hätten darum den Germanen unterliegen müssen. Die Franzosen hörten es nicht gern, dass die Franken, welche Gallien eroberten, Deutsche gewesen sein sollten. Als Frénet 1714 in der Akademie der Inschriften zu Paris vortrug, dass die Franken ein im 3. Jahrh. geschlossener Bund von niedergermanischen Völkern gewesen sei, der die Gallier besiegt habe, wurde er par lettre de cachet verhaftet und in die Bastille gesperrt. Leibnitz, selbst Voltaire vertheidigten den deutschen Ursprung der Franken.

Die Unterschiede der alten stammverwandten Völker bildeten sich erst durch die Kultur mehr und mehr aus, deren Einfluss sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Maasse erfuhren. Holtzmann[1]) sagt desshalb mit Unrecht: Das Unverzeihlichste, was Tacitus geschrieben, ist der Satz, Agric. 11 „Britanni manent, quales Galli fuerunt". Strabo macht dieselbe Bemerkung, wenn er die Germanen mit den Galliern vergleicht. Die Gallier kamen in der Nähe des Mittelländischen Meeres früher mit der Kultur in Berührung als Britten und Germanen in ihren Ländern. Uebereinstimmend mit Tacitus sagt Strabo IV, 4: Jetzt sind alle Kelten von den Römern unterjocht; wir nehmen die Schilderung der Sitten aus den alten Zeiten her und aus den noch jetzt bei den Germanen bestehenden Gebräuchen. Denn sowohl durch Natur als Verfassung sind beide einander ähnlich und verwandt, da sie ein benachbartes, nur durch den Rhein geschiedenes und sehr viele Aehnlichkeit zeigendes Land bewohnen, nur dass Germanien nördlicher liegt. Zahlreich sind die Zeugnisse ursprünglicher Rohheit bei den Galliern wie den Germanen und oft finden wir dem entsprechend die rohen Schädel gerade da, wo die grösste Wildheit geherrscht hat. Der Batavus genuinus wurde auf der Insel Marken gefunden, die Insel Walchern wird wegen der Rohheit ihrer Bewohner in einer Urkunde des 9. Jahrh. insula multum infamis genannt. Auch Caesar lässt auf den Inseln der Nordsee wilde Völker leben. Er berichtet B. G. VI, 19, von Menschenopfern bei Begräbnissen der Gallier vor seiner Zeit, und dass ein Kranker oder, wer in Lebensgefahr schwebte, für sich einen Menschen opferte, ebend. 16. Nach ihm und nach Strabo IV, 4. 5 verbrannten die Gallier in einem grossen Weidengeflechte Menschen und Thiere. Man glaubt, dass der in Paris im vorigen

1) Kelten und Germanen, Stuttgart 1851.

Jahrhundert noch übliche Gebrauch, lebende Katzen in Körben zu verbrennen, von jenen Menschenopfern herstamme. Justinus erzählt, dass die Gallier, die im Heere des Antigonus gegen Ptolemaeus fochten, ihre Weiber und Kinder aus Verzweiflung tödteten, um die Götter zu versöhnen. Auch von den Franken erzählt Procop im gothischen Kriege II, 25, dass sie im Jahre 539 in Italien einfallend noch Weiber und Kinder opferten. Strabo nennt die Bewohner Irlands wilder als die Britten, sie halten es für löblich, die Leichen ihrer verstorbenen Eltern zu essen. Auch Probus, der 432 nach Irland kam, nennt in der Lebensbeschreibung von St. Patrik die Irländer immites et feri homines. Das Heidenthum bestand nach Prichard hier bis in die Mitte des 5. Jahrh. Auf den goldenen Trinkhörnern von Gallehus ist ein Menschenopfer dargestellt. Der Priester scheint aus den Eingeweiden zu weissagen [1]). Bei den Cimbern durchschnitten Priesterinnen den Hals der Gefangenen und liessen das Blut in einen Kessel laufen, wie Strabo VII, 2. 3 berichtet. Nach Tacitus, Germ. 39 und Annal. I, 61 und XIII, 57 opferten die Germanen nach der Varusschlacht die 57 Tribunen und Centurionen des römischen Heeres dem Mars und Mercur. Jornandes, V, giebt an, dass auch die Gothen dem Mars d. i. dem Wodan die Gefangenen opferten. Nach Sidonius Apollin. Ep. VIII, 6 opferten die Sachsen den zehnten der Gefangenen, er sagt, dass die Art des Opferns grausam war. Procopius [2]) beschreibt im 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung die Gothen als ein Volk mit weisser Haut und blondem Haar, von grossem Wuchs und gutem Aussehen; von den Herulern jenseits der Donau sagt er, dass sie Menschenopfer brachten und ihre Greise und Kranke tödteten und verbrannten; die Frauen erhängten sich am Grabe ihres Mannes. Unter Justinian wurden sie Christen und nahmen mildere Sitten an. Auch sagt er II, 14, sie befriedigen den Geschlechtstrieb auf gräuliche Weise, sowohl auf andere Art als auch mit Männern und Thieren. Noch andere Berichte über die Rohheit der alten Europäer habe ich bei Beschreibung des Neanderthaler Schädels zusammen gestellt [3]). Retzius [4]) sieht in Frankreich drei Schädelformen, eine runde im Süden bei

1) Atlas de l'Archéologie du Nord, Kopenhagen 1857, Taf. XIV u. XV.

2) Geschichte seiner Zeit, deutsch von Kannegiesser. Greifsw. 1827.

3) Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel, Müller's Archiv, 1858, und Die Menschenfresserei u. d. Menschenopfer, Anthrop. Stud. Bonn 1885.

4) Ethnolog. Schriften, Stockholm 1864.

den Nachkommen der vormaligen Iberier, eine lang ovale, die wahre celtische, und eine kürzer ovale mit gewölbteren Seiten, nahe verwandt mit der germanischen. Nilsson[1]) sagt, dass man mit Sicherheit Celtenschädel von lang ovaler Form kenne, welche in den Gräbern meist mit Bronzewaffen und metallenem Schmuck gefunden werden, während die kleinen rundlichen Schädel älter sind, denn mit ihnen kommen Stein- und Knochengeräthe vor. Eschricht[2]) bildet beide Schädelformen ab. His und Rütimeyer[3]) haben aus alten Grabfunden und den noch vorhandenen Beinhäusern der Schweiz die verschiedenen Schädelformen dieses keltischen Landes zu deuten gesucht. Ein Mangel ihrer Untersuchung ist der, dass sie den Geschlechtsunterschied noch nicht zu berücksichtigen wussten, wie es heute möglich ist. Wohl kann die von ihnen als Sion-Typus bezeichnete Form als eine echt keltische der alten Helvetier angesehen werden, dahin gehört aber auch der Hohberg Typus, den His mit Unrecht als römisch bezeichnet, ihm fehlen die Merkmale einer alten Kulturrasse, zumal das breite Hinterhaupt. Ecker bemerkte schon, dass dieser Typus dem süddeutschen Reihengräberschädel sehr ähnlich ist. Der Römer des Blumenbach ist auch ein Germane. Das Bild des Belair-Typus, der sog. burgundischen Form, ist, wie auch Ecker hervorhob, das eines weiblichen Schädels. Ob der brachycephale und hohe Dissentis-Typus wirklich die alemannische Form darstellt, ist doch sehr fraglich; in den alemannischen Gräbern am Rhein findet er sich nicht. Wiewohl His angiebt, dass das Vordringen der Dissentisform in der Richtung der alemannischen Einwanderung in das rhätische Gebiet stattgefunden habe, so ist die Schädelform doch unverkennbar jener besolycephalen ähnlich, die der germanischen in Scandinavien, Deutschland und Frankreich vorausgegangen ist, so haben schon Retzius und von Baer geurtheilt. Eschricht hat sie aus Gräbern von Moen abgebildet. Ecker[4]) hat sich um die Kenntniss süddeutscher Grabfelder sehr verdient gemacht und eine grosse Zahl derselben abgebildet und beschrieben. Er giebt als Mittel der Schädellänge der dolichocephalen Form der Reihengräber 186.24 mm, als mittlere Breite 139.45, als

1) Die Ureinw. d. scand. Nordens, Hamb. 1863. Retzius a. a. O. S. 64.

2) Ber. üb. d. Vers. d. Aerzte u. Naturforscher in Bremen, 1844.

3) Crania Helvetica, Basel 1864, und His, Ueber d. Bevölkreung d. rhätischen Gebietes, Vers. d. Schweizer naturf. Ges. in Zürich, 1864, S. 443.

4) Crania Germaniae merid. occid., Freiburg 1865.

mittleren Index 74.97 an. Diese Form stimmt nach ihm mit dem Hohberg-Typus von His in den meisten Punkten überein, den His selbst aber, sich auf den Römer der Blumenbach'schen Sammlung Decas IV Taf. 32, S. 39 berufend, für römisch hält. Auch hebt Ecker die Uebereinstimmung des alten Reihengräberschädels mit dem heutigen Schwedenschädel hervor. Die Hügelgräberform hat nach Ecker eine mittlere Schädellänge von 186 mm, eine mittlere Breite von 126 und einen mittleren Index von 78.87, sie neigt also stark zur Brachycephalie. Der heutige Schädel der süddeutschen Stämme hat eine mittlere Länge von 174.39, eine mittlere Breite von 146.0 und einen mittleren Index von 83.5, ist also entschieden brachycephal. Wenn Ecker sagt, dass ihm das Vortreten der Augenbrauenhöcker kein Rassezeichen zu sein scheine, sondern mehr nur eine individuelle Bildung, aber zugiebt, dass dasselbe mit der Athmung und mit der Muskelkraft zusammenhänge, so ist dieses doch, wenn es bei gewissen Stämmen auf einer niederen Bildungsstufe wie gerade bei den ältesten Kelten allgemein vorkommt, gewiss ein nicht weniger bezeichnendes Merkmal, als die Länge oder Kürze des Schädels. Aber es unterscheidet die Dolichocephalen von den Brachycephalen nicht, sondern kommt bei beiden vor, es ist ein Zeichen der gleichen rohen Bildung, während Dolichocephalie und Brachycephalie auf verschiedene ursprüngliche Herkunft deuten. Ich habe bei der Anthropologen-Versammlung in Kopenhagen, 1869, über die in den nordischen Museen befindlichen alten Schädel abweichend von den Ansichten Vogt's und Virchow's berichtet [1]) und die dolichocephalen Schädel den Cimbren und Gothen zugeschrieben und dabei bemerkt, dass sie oft an die in den deutschen Reihengräbern bestatteten Germanen erinnern, während die rundlichen nicht nur in den Indices, sondern auch in andern Merkmalen den Lappen ähnlich sind. Dass in Westeuropa vor den Brachycephalen Dolichocephale als Urarier ansässig gewesen sein sollen, wie man in Frankreich annahm, ist nicht nachweisbar.

Auf der Anthropologen-Versammlung in München vom Jahre 1875, vgl. Amtl. Bericht S. 72, warf Ecker die Frage auf: haben die deutschen Stämme in Süddeutschland ein Volk höherer Bildung vorgefunden, welches sie unterwarfen und mit welchem sie sich vermischten und gehören diesem die alten Grabdenkmale an, oder sind die-

1) Archiv f. Anthrop. IV, 1870, S. 349.

selben ureigenes germanisches Eigenthum. Retzius hatte die Kelten die am meisten dolichocephalen Völker Europa's genannt, dasselbe behauptete Broca, während Davis und Thurnam die Kelten in England für brachycephal erklärten. So erscheinen nach Rütimeyer und His auch die Helvetier vom Sion- und Dissentistypus. Ecker hält diese für übereinstimmend mit den Schädeln der Hügelgräber. Nach Broca sind die sicher keltischen heutigen Südfranzosen brachycephal. Ebenso hielt d'Omalius d'Halloy die blonden, blauäugigen grossen Gallier Nordfrankreichs für Germanen, die kleinen brachycephalen des Südens für Kelten. Die von Ecker beschriebenen dolichocephalen Reihengräberschädel finden sich in Süddeutschland, am Rhein, in Sachsen, von der Schweiz bis zur Provinz Pommern. Die Beigaben dieser Gräber lassen ihm keinen Zweifel, dass es germanische sind. Sind die in den Hügelgräbern Bestatteten, bei denen zum Theil Leichenbrand herrschte, vielleicht Kelten? Hält man neben den blonden, hochgewachsenen Hauensteinern Würtembergs die heutige, kleinere dunkle brachycephale Bevölkerung des Schwarzwaldes für Kelten, so stimmt das nicht mit den Iren und Wallisern, die schwarz und dolichocephal sind. Ecker schloss mit der Erklärung, dass er keinen Schädel kenne, den er mit Sicherheit als einen keltischen bezeichnen könne, wir nennten eben dieselben Schädel in Gräbern des alten Galliens keltisch und in denen Deutschlands germanisch. Virchow meinte, schon das Alterthum habe Sammelnamen für ein Gemisch verschiedener Nationen angewandt, wenn sie eine politische Einheit gebildet hätten. Die Griechen hätten zu einer gewissen Zeit alle Völker, die nördlich der Donau und der Alpen und in Gallien wohnten, Kelten genannt. Lindenschmit bemerkte dagegen, dass die alten Nachrichten als Germanen nicht ein Conglomerat verschiedener Stämme, sondern einen ganz bestimmten Völkertypus bezeichnen mit weisser Haut, blondem Haar, blauen Augen und hohem Wuchs. Diese Merkmale galten aber für Kelten wie für Germanen. Schon Tacitus sagte, die Germanen seien alle gleich. Lindenschmit behauptet, die süddeutschen Gräber enthielten keine Kelten, sondern nur Germanen. Warum besteht er aber auf dieser Annahme, wenn Kelten und Germanen dasselbe Volk sind? Virchow bemerkt ferner, dass der Reihengräbertypus nur Werth habe für eine gewisse Zeit, er gehöre nur dem 5. bis 7. Jahrh. an, vorher und später herrsche Brachycephalie. Er möchte die Brachy-

cephalen als die einheimische Bevölkerung ansehen, die andern als die Eroberer. Wenn er behauptet, wir könnten den Reihengräbertypus doch nur bis zu den Franken zurückverfolgen, so ist darauf zu erwidern, dass derselbe nicht erst in den Reihengräbern erscheint, sondern dass er sich dem aus viel ältern Gräbern gewonnenen germanischen Typus, wie oben mitgetheilt ist, anschliesst, dessen Hauptmerkmale grosse Schädellänge, vorspringende Augenbrauenhöcker, gerades Gebiss und abgesetzte Hinterhauptschuppe sind. Wir können Virchow nicht beipflichten, wenn er sagt, dass die zunehmende Breite des Vorderkopfes, und zwar der Schläfengegend, die Wirkung der Kultur sei, denn unsere Erfahrung über die grössere Schädelbreite der Kulturrassen gründet sich auf unsere Messungen der grössten Breite, die am Hinterkopfe sich findet. An dieser zunehmenden Breite nimmt freilich auch die Stirngegend Theil. Als ich in jener Sitzung, Ber. S. 81, über den germanischen Typus und über ältere brachycephale Schädel sprach und darauf aufmerksam machte, dass ein Hauptbestandtheil des unter dem Namen Franken später begründeten Völkerbundes die Gothen gewesen seien und mir auf meiner Reise in Schweden die Aehnlichkeit des Gesichts- und Körperbildung in manchen Gegenden mit den Rheinländern aufgefallen sei, bemerkte Virchow: „Schaaffhausen sagt, wir sind Gothen, aber ich beobachte soeben, dass er ein ausgesprochener Brachycephale ist". Ich erwiderte: die langen Schädel der Franken sind verschwunden, weil die Kultur dieselben breit gemacht hat. Der heutige Schwedenschädel erinnert sehr an den unserer Reihengräber, aber auch er ist breiter geworden. Nicht unwichtig erscheint Calori's Beobachtung in Italien, dass die Gehirne der Brachycephalen besser ausgebildet erscheinen, als die der Dolichocephalen. Virchow hält es für sicherer, einen Schädel nach dem archäologisch guthestimmten Grabe zu benennen, als die Bestimmung des Grabes aus dem Schädel herzuleiten. Das letzte ist aber die Aufgabe der Kraniologie. Das erste Verfahren kann zu Irrthümern führen, denn die Beigaben haben zur Schädelbildung gar keine Beziehung, wenn sie nicht im Lande gefertigte, sondern von auswärts eingeführte sind, was nicht selten, z. B. im scandinavischen Norden der Fall war. Es ist also nur in beschränktem Sinne wahr, wenn er in einem Lande, wo ein grösserer Völkerverkehr herrschte und das Drängen und Treiben der Stämme es unmöglich macht, zu sagen, wo die einzelnen Stämme hingekommen sind, nur die archäologi-

schen Funde als die allein sichern Wegweiser betrachtet. Er bezweifelt desshalb, dass die in Gräbern von Pommern, Preussen und der Mark Brandenburg gefundenen Schädel mit Reihengräbertypus germanische seien, weil die entsprechenden Beigaben fehlen. Hier müssen die Schädel entscheiden und nicht die Beigaben, die in so weiter Entfernung bei demselben Volke verschieden sein können.

Wenn Virchow behauptet, er besitze Schädel von Athen, die so aussehen wie fränkische, so darf man vermuthen, dass diese Aehnlichkeit auf den unglücklichen Indexzahlen beruht, in denen man allein den wesentlichen Unterschied der Schädel erkennen will. Besser als diese Zahlen müssen uns die Capacität und der Prognathismus, der Stirnwulst und die Hinterhauptsleiste, die Bildung der Nasenbeine und des Nasengrundes, die Form der Schädelnähte, die Gestalt der Schläfenschuppe und die Beschaffenheit der Zähne in der Bestimmung eines Schädels leiten. Auf Grund solcher Merkmale habe ich drei in den Gräbern von Metz gefundene Schädel [1]) als die eines Friesen, eines Germanen und eines Lappen bezeichnet. Ich konnte, als bei der Versammlung der British Association in Swansee im Jahre 1880 [2]) ein Steingrab in Wales geöffnet wurde, die Schädelreste als germanische bezeichnen, es befand sich ein Chamaecephalus darunter, was die Angabe Caesar's, dass die Südküste von England durch Belgier besiedelt worden sei, bestätigte. Auch Ptolemäus bemerkt, dass viele Stämme im belgischen Gallien dieselben Namen hätten, wie solche auf der Küste von Britannien. In der Blumenbach'schen Schädelsammlung zu Göttingen befinden sich zwei am Rhein gefundene Grabschädel unter No. 236 und 237 [3]), von denen Blumenbach den ersten von Neuwied für einen Römer, den zweiten von Niederbiber für einen Franken oder Alemannen erklärt hat. Nach der Form zu schliessen, verhält es sich gerade umgekehrt, die Beigaben sind dabei nicht entscheidend, indem auch Germanen am Rhein in römischen Särgen und mit römischen Waffen und Gefässen bestattet gefunden werden. Es wurde in Köln in einem römischen Sarge ein über 6 Fuss langes Skelet gefunden [4]), an dessen Schädel noch blondes, nur etwas röthlich gewordenes Haupt- und Barthaar sich

1) Jahrb. d. Vereins für Erdkunde, III. Metz 1881.

2) Archiv f. Anthrop. XIII, 1881, S. 512.

3) Vgl. D. anthrop. Samml. Deutschlands, II, Göttingen, Braunschweig 1874, S. 10 u. 11.

4) Rh. Jahrb. LVII 1876, S. 191.

erhalten hatte, ein bisher einziger Fund. Vom Schädel waren nur Bruchstücke erhalten. Nach der Inschrift im Kölner Museum war es ein Hauptmann der Kaiserlichen Leibgarde, in der bekanntlich Germanen dienten.

Einen bei Olmütz in Mähren mit Stein- und Bronzegeräthen und verbrannten Getreidekörnern im Torf gefundenen Schädel [1]) kann man als altgermanisch oder keltisch bezeichnen. Er hat eine Capacität von 1587 ccm, ist 187 mm lang, 152 breit, 138 hoch, sein Index 80.1. Er ist etwas kahnförmig, hat einen Fortsatz der Schläfenschuppe zum Stirnbein, und mehrwurzelige obere Praemolaren. Auch ein von mir beschriebener Bajuvaren-Schädel [2]) aus einem oberbayrischen Reihengrabe, der 202 mm lang, 148 breit und 140 hoch ist, also einen Index von 73.9 hat, kann ein Kelte oder Germane sein. Naue setzt diese Gräber in die ältere und jüngere Hallstattperiode. Die Capacität dieses Schädels ist 1650 ccm.

Höchst auffallend und unerklärlich ist, dass viele der Steinzeit angehörige Schädel mit den rohen Formen späterer Germanenschädel eine Uebereinstimmung der Form zeigen; sollten sie schon demselben Volke angehören, das wir später als Germanen und Kelten bezeichnen und das vielleicht schon in ältester Zeit in wiederholten Zügen aus Asien nach Europa gewandert ist? Vielleicht darf man mit ihnen die auf ägyptischen Bildern dargestellten blonden Menschen mit weisser Haut, hellem Haar und blauen Augen vergleichen. Auch die grossen Schädel, die Virchow unter den Friesen fand, die später unter den Franken wieder erscheinen, begegnen uns schon in Cromagnon mit 1590, in Steeten mit 1410, in Winaric mit 1575, in Erbenheim mit 1620 ccm Rauminhalt.

Schädel, die älter sind als 600 Jahre v. Chr., können wir nicht mit solcher Sicherheit als Kelten bezeichnen, wie die, welche mit Geräthen eigenthümlicher Kunstfertigkeit oder gar mit Münzen gefunden werden. Die ersten Nachrichten über ihre Wohnsitze giebt uns erst Herodot, 484—408. Sie können aber schon ein Jahrtausend früher viele dieser Wohnsitze inne gehabt haben und von keinem andern Volke, welches West- und Südeuropa vor den Indogermanen bewohnt haben soll, haben wir Spuren, als von einem lappischen. Wenn aber ältere Schädel diesem mongolischen Typus fremd sind, so dürfen wir sie für die ältesten Indogermanen halten.

---

1) Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn 1865, Sitzb. S. 62.
2) Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn 1889, Sitzb. S. 21.

Ich habe in meiner Abhandlung: „Ueber germanische Grabstätten im Rheinlande“ [1]) nur gelegentlich der Schädelbildung gedacht, aber den Satz aufgestellt: die Schädelform muss als das sicherste Mittel angesehen werden, die Gleichheit oder Verschiedenheit der Volksstämme zu erkennen, weil sie unveränderlicher ist als andere Merkmale, durch welche Völker sich von einander unterscheiden. Ich habe fünf Formen unterschieden, eine rohe und lange Form aus der ältesten Zeit, wie der Neanderthaler sie bietet, eine kleine runde, den Lappen ähnliche, wie ein Schädel aus dem Bette der Lippe sie zeigt, den langen keltischen oder altgermanischen Typus, sowie die fränkische und die alemannische Form. In den mittelrheinischen Gräbern habe ich die rohere und schmälere Schädelform den Alemannen, die breitere den Franken zugeschrieben. Dem Römerschädel schrieb ich breitere Stirn, flachern Scheitel und schön abgerundetes Hinterhaupt zu, während die Frankenschädel gleich denen der Merowingerzeit in Frankreich mehr ovale Form mit hochgestellter Scheitelgegend, ziemlich starke und verschmolzene Stirnwülste, schmale Stirn und vorspringendes Hinterhaupt zeigten. Die Bilder altdeutscher Schädel aus einem Todtenhügel in der Grafschaft Wernigerode im Harz, welche A. Friedrich [2]) veröffentlicht hat, gehören dem Anfange des Eisenalters an, denn neben Feuersteinmessern und Pfeilspitzen aus Feuerstein wurde auch ein eisernes Messer gefunden. Dieselben sind dolichocephal und mesocephal, die Merkmale altgermanischen Schädelbaues sind an denselben in verschiedener Weise vertheilt, der Prognathismus nämlich, die starken Stirnwülste, die Pentagonalform der Hinterhauptsansicht, die niedrigen Augenhöhlen, der Torus occipitalis. Virchow [3]) hat die Frage aufgeworfen, wie entstehen die in demselben Volke hervortretenden Typen, sind sie durch äussere Einflüsse veranlasst oder kommen sie nur durch Vermischung mit fremden Elementen zu Stande. Unzweifelhaft kann beides der Fall sein. Er glaubt, dass es keine Beziehung der Schädelform zur Farbe von Haar und Auge gebe. Innerhalb gewisser Länder lässt sich allerdings eine solche nachweisen. Die von ihm an 4,888045 Personen veranlassten Erhebungen über die Farbe der Haare und der Augen ergaben in Preussen 33,47 % Blonde, in Bayern

1) Rh. Jahrb. XLIV u. XLV, 1868 S. 107, 116, 127 u. 133.

2) Crania Germanica Hartagowensia, Nordhausen 1865.

3) Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen, Berlin 1876.

20,36, in Preussen 11,63 % Dunkle, in Bayern 21,09. In Ostfriesland finden sich Blonde mit blauen Augen 44,04 %, auf den friesischen Inseln sogar 52,81. Virchow glaubt, dass sich in Friesland am sichersten der Urtypus der Germanen erhalten haben könne, weil hier die Bewohner seit zwei Jahrtausenden an derselben Stelle sitzen. Er hat uns eine umfassende Darstellung der Schädelbildung dieses Volkes gegeben. Eine Eigenthümlichkeit der alten Friesenschädel ist ihre Niedrigkeit, er nennt sie chamaecephal. So nennt er alle Schädel, die einen Längenhöhenindex unter 70 haben. Welcker hatte sie schon 10 Jahre früher als platycephal bezeichnet. Dieser hat für Holstein, Dänemark und Schweden einen Höhenindex von 71, für Franken und Schwaben von 73, für Oesterreich und die Schweiz von 75, für die Inseln der Zuydersee von 69.8 berechnet. Virchow betrachtet die Bevölkerung der Inseln der Zuydersee insbesondere als eine urgermanische. Man kann aber den auf S. 182 abgebildeten weiblichen Schädel doch nicht als niedrig bezeichnen, wenn auch sein Längenhöhenindex 69.1 ist. Dieser kommt nicht allein durch geringe Höhe, sondern auch durch grosse Länge des Schädels zu Stande. An künstliche Depression, wie sie nach Foville in Frankreich noch geübt wird, ist nicht zu denken. Eine andere ethnologische Eigenthümlichkeit des friesischen Stammes ist die Schmalnasigkeit. Broca meinte, weil die Schädel in Frankreich schon zur Zeit der polirten Steine leptorrhin waren mit einem Index von 46—47, zur Zeit der Merowinger aber 48,87 Index hatten, die Franken könnten sich mit mongoloiden Völkern vermischt haben. Virchow bestreitet dieses mit Recht. Er fragt aber, ob nicht auch der Neanderthaler der friesischen Gruppe angehören könne. Dann müsste man auch den Schädel von Brüx in Böhmen dahin rechnen. Während Retzius die Bestimmung der Länge und Breite für das Wesentliche der Schädelunterscheidung hinstellte, hält Virchow das Verhältniss der Länge und Breite zur Höhe für wichtiger. Unterschiede der Höhe sind aber, die nur in gewissen Gegenden und in Einzelfällen vorkommende Chamaecephalie abgerechnet, viel geringer als jene und sind niemals ein Rassenunterschied.

Die Brachycephalie der Friesenschädel erscheint als eine Compensation für die geringe Höhe. Virchow will eine pathologische Ursache der Chamaecephalie der Friesenschädel nicht anerkennen, wiewohl er sie für die unter den Friesen häufige Macrocephalie und für die basilare Impression als möglich zugiebt. Auch will er nicht

annehmen, dass Klima und Lebensweise aus dolichocephalen Germanen brachycephale Finnen gemacht haben, weil diese Schädel in ein hohes Alter zurückreichen. Aber jede typische Form muss eine Ursache haben und man kann die Möglichkeit nicht leugnen, dass die Chamaecephalie, wo sie so weit verbreitet ist wie im alten Friesland und dem nordwestlichen Deutschland, klimatisch bedingt war [1]). Während von Baer und Pruner schon in dem Neanderthaler einen celtischen Typus erkennen wollten, ist die Chamaecephalie in Süddeutschland so selten, dass sie den hier wohnenden celtischen Stämmen nicht zugeschrieben werden kann. Virchow glaubt schliesslich, dass nicht alle Germanen von Anfang an dieselbe Schädelform besessen hätten, sondern dass schon im Stammlande dieselbe verschieden war, wie ja auch brachycephale Slaven und dolichocephale Germanen eine gemeinsame Abstammung hatten. Er rechnet die Friesen zu den Ingaevonen des Tacitus, zu denen auch die Cimbern, Teutonen und Chauken gehörten, während die Hermionen das mittlere Deutschland bewohnten und noch Jahrhunderte lang wanderten, während jene ihre festen Sitze inne hielten. Er möchte als Reste der Hermionen die Reihengräberschädel betrachten. Wenn auch Virchow den Begriff der Chamaecephalie zu weit gefasst hat und sie solchen Schädeln zuschreibt, die für das Auge durchaus nicht niedrig erscheinen, so hat er doch durch seine Untersuchung den Beweis der grossen Verbreitung dieser Schädelform bei den alten Friesen erbracht. Dieselbe wird aber wohl richtiger nur als eine Abart des germanischen Typus zu betrachten sein, die unter örtlichen Einflüssen sich entwickelt, vielleicht auch einen uralten vorgermanischen Typus festgehalten hat, der mit geringer Hirnentwicklung zusammenhing. Die dolichocephale germanische Schädelform der Reihengräber und der ältern Hügelgräber hat eine viel allgemeinere und durch ganz Deutschland, Skandinavien und Frankreich gehende Verbreitung. Wie die letztere unter den Deutschen heute nicht mehr gefunden wird, so ist auch der niedrige Schädel unter den heutigen Friesen fast verschwunden. Manche wollen ihn in den Bildern der ältern niederländischen Maler noch wiedererkennen. H. von Hölder [2]) gründet seine Untersuchung auf 962

---

1) Vgl. Schaaffhausen, Der Neanderthaler-Fund, Bonn 1888, S. 33.

2) Zusammenstellung der in Würtemberg vorkommenden Schädelformen und deren Maasse, Stuttgart 1876.

Schädel, von denen 66 aus Höhlen und alten Gräbern, 170 aus Reihengräbern, unter diesen sind 134 rein germanische, die übrigen aus dem Mittelalter und der Neuzeit herrührend. Er unterscheidet drei Formen, die dolichocephal-germanische mit schmalem Vorderhaupt, hoher Stirne, vorspringender Nase, vorgewölbtem Hinterhaupt, dachförmigem Scheitel und mässigem Prognathismus, die sich in den Reihengräbern findet, und zwei brachycephale, die turanische mit breiter niedriger Stirn, breitem Gesicht, platter Nase, orthognathem Gebiss, tief eingeschnittener Nasenwurzel und die sarmatische, weniger brachycephal, mit schmalem hohen Gesicht, mässig breiter Stirn, flacherem Hinterhaupt; die turanische erinnert an den Lappentypus, die sarmatische an den der Slaven. Nun nimmt er, worin ihm Niemand wird folgen wollen, primäre, secundäre, sogar tertiäre Mischformen an. Auf mir freundlichst mitgetheilten Photographieen unterscheidet er sogar turanisch-germanische Mischformen mit wenig sarmatischer Beimischung von sarmatisch-germanischen Mischformen mit wenig turanischer Beimischung. Die Länge von fünf Germanenschädeln ist 177—203 mm, Index 70.4—77.9, ein turanischer ist 172 mm lang mit einem Index von 93.02, ein sarmatischer 173 lang mit 85.5 Index. Die Bilder beider brachycephalen Formen sind einander so ähnlich, dass sie nicht auseinander gehalten werden können, bei beiden sind die sie von der germanischen Form unterscheidenden Merkmale mongoloide. In Franken ist die germanische Form vorherrschend, in Oberschwaben die brachycephale, was er auf römische oder slavische Einwanderung bezieht. Für die letztere bringt er geschichtliche Nachweise bei. Er will aber auch die Gaelen in Irland, Wales und der Bretagne wegen ihrer Brachycephalie für Sarmaten oder Slaven halten und bezieht sich auf Pott, welcher das Keltische für das Urslavische erklärte. Auch er bringt die germanische Schädelform mit hoher Statur und heller Farbe in Beziehung, während die Brachycephalen meist klein und dunkel sind. Er möchte die Anwesenheit der Kelten in Deutschland leugnen, weil ein keltischer Schädeltypus nicht nachgewiesen werden kann. Richtiger wäre der Schluss, dass die Kelten und Germanen in Deutschland dieselbe Schädelform hatten. Die Urheimath der Germanen nimmt er mit Benfey im mittleren und nördlichen Europa an. J. Ranke[1]) hat die Schädelbildung der altbayrischen Landbevöl-

1) Beiträge zur phys. Anthropologie Altbayerns, München 1878.

kerung einer genauen Untersuchung unterworfen. Er fand die Capacität von 100 männlichen altbayrischen Schädeln 1503 ccm, von 100 weiblichen 1385. Welcker giebt für 30 männliche sächsische im Mittel 1448, für 30 weibliche 1300 an, Weisbach für 50 deutsch-österreichische 1521, für 23 weibliche 1336. Ich berechnete für 30 männliche rheinische Schädel der Bonner anatomischen Sammlung [1]) 1467 ccm, für 30 weibliche 1340. Das sind auffallend übereinstimmende Zahlen. Ranke will in einer verschiedenen Nahtverknöcherung die Ursache sowohl des vorspringenden Hinterhaupts, wie der brachycephalen Stirnbreite im Hochgebirge Bayerns und Tyrols erklären, deren Bevölkerung gewiss älter ist als die germanischen Eroberer. Die Abschliessung der Gebirgsbewohner begünstigt die Erhaltung alter Typen, wie die deutschen Sprachinseln der Sette Comuni im italienischen Gebirge zeigen. Auch ist Deutsch- und Wälsch-Tyrol durch die Völkerwanderung am wenigsten gestört worden. Die Einwanderung in die Thäler lässt sich verfolgen. Weit in das Pusterthal zogen von Osten her Slaven. Von Nordwest drangen gegen das obere Innthal schwäbisch-alemannische Stämme, während der bayrische Stamm durch das untere Thal des Inn von Nordosten herauf über das Gebirge auf den alten Wegen der Cimbern, Gothen und Longobarden in das Etschthal vordrang. In umgekehrter Richtung beobachten wir heute Etsch aufwärts die Einwanderung aus Wälsch-Tyrol und Ober-Italien. Ranke nimmt an, dass die arische Rasse zur Zeit ihrer Einwanderung in Europa ein gleichmässigeres körperliches Gepräge getragen habe, als wir es heute an ihr wahrnehmen, wo die geographische Lage ihrer Wohnorte ihren Einfluss geübt hat. Finnen, Slaven und Germanen sind im flachen Norden vorwiegend blond. Im Hochgebirge erscheint der bayrische, alemannische und romanische Stamm ziemlich gleichmässig dunkel. Hier herrscht die Brachycephalie vor, im Flachlande die Dolichocephalie. Fr. Tappeiner [2]), der die Beinhäuser Tyrols und die lebende Bevölkerung, im Ganzen 8120 Schädel und Köpfe untersuchte, sagt, dass die ersten geschichtlichen Bewohner Tyrols die Rhätier seien, die sich mehr oder weniger mit den römischen Kolonisten vermischten und in Sprache und Kultur ganz

1) Die anthrop. Samml. Deutschlands, I, Bonn, Braunschweig 1872.

2) Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni, Innsbruck 1883.

romanisirt wurden. Diese Rhäto-Romanen bilden auch heute noch den überwiegenden Grundstock des Tyroler Volkes, welchem dann die neuen und fast ausschliesslichen germanischen Elemente sich beigesellten. Ein kleiner Rest dieser romanisirten Rhätier hat sich in den Thälern um die Marmolada-Spitze und im Münsterthale in der Nähe des Ortlers mit altromanischer Sprache bis heute erhalten, die Ladiner. Tappeiner fand unter 792 Schädeln und Köpfen keinen Dolichocephalen, 13.5 % Mesocephale, 47.9 Brachycephale, 38.6 Hyperbrachycephale, unter diesen 14 mit einem Index von 90.0 bis 96.9; 33.4 % blonde, 54.1 braune, 12.5 schwarze. In vorgeschichtlicher Zeit wanderten nach Panizza zuerst die Ligurer aus der Po-ebene, längs dem Garda-See in das westliche Tyrol ein, dann die Umbrer, dann die Etrusker, zuletzt die gallischen Cenomanen, in das östliche Tyrol aber die Euganeer und die Veneter. Wer aber sind die Rhätier? Tappeiner sagt, dass diese starken Brachycephalen nach Vergleich mit den mesocephalen Etruskerschädeln keine Etrusker sein können, dass aber die Ladiner, die Hyperbrachycephalie abgerechnet, den keltisch-gallischen Schädeln aus Ober-Italien und Frankreich sehr nahe stehen. Broca hat auch in der Bretagne 70.52 % Brachycephale, 28.03 Mesocephale und nur 1.45 % Dolichocephale berechnet. Tappeiner kommt, wie er selbst angiebt, in seiner kraniologischen Untersuchung zu den unerklärlichsten Widersprüchen. Dies dient zum Beweise, dass die Unterscheidung der Völker nur nach Schädelindices nicht zur Wahrheit, sondern nur zur Verwirrung führt. Die Eisackthaler, denen Tappeiner römische und bajuvarische Einmischung zuschreibt, sind viel brachycephaler als die Ladiner und sehen viel germanischer aus als diese. Die Westpusterthaler sind noch brachycephaler, aber ihr körperliches Aussehen ist noch mehr germanisch als bei den genannten. Die Blonden betragen 62, die blauäugigen 50.5 %. Bei den Lechthalern steigen die Blonden auf 64 %. Bei beiden Stämmen haben Alle weisse Haut, was wir in auffallender Weise bei den Tyrolerinnen auf unsern Jahrmärkten beobachten. Von der weissen Haut sollen die Gallier ihren Namen haben! Die Passeier mit 71 % Helläugigen sehen entschieden germanisch aus. Die aus dem Burggrafenamt, sagt Tappeiner, haben trotz ihrer Brachycephalie das Gepräge eines kerndeutschen Stammes. Auch im Untervintschgau ist die äussere Erscheinung des Volkes ganz deutsch, dasselbe sagt er von den Ober-Innthalern, den Larnthal-Haflingern. Er versucht

in den Tyrolerstämmen alle möglichen kraniologischen Deutungen, kommt aber aus den Widersprüchen nicht heraus. Die Rhätier sollen nun einmal keine Kelten gewesen sein. Wo aber bleiben diese, wenn sie, wie von Hölder meint, auch in Süddeutschland nicht gewesen sind, während Herodot ihnen dort diese Wohnsitze angewiesen hat? Warum soll es nicht auch brachycephale Kelten gegeben haben? Tappeiner führt nach von Hölder an, Polybius, Plinius und Strabo hätten gesagt, die Veneter und Rhätier seien keine Gallier gewesen. Polybius nennt die Veneter ein altes Volk, das den Galliern in Kleidung und Sitten glich, aber eine andere Sprache redete. Der letztere Umstand ist nie ein Beweis einer Stammesverschiedenheit. Livius und nach ihm Plinius und Justin hielten die Rhaeti allerdings für Etrusker. Die keltische Abstammung des grössten Theils der Rhaeti ist aber nach Zeuss durch die keltischen Ortsnamen bezeugt. Sie fehlen auch nicht in dem nördlichen Theile der Schweiz und dem Lande bis zur Donau, dem alten Vindelicien. Dass Tyrol, der Wohnsitz der Taurisker, von Kelten bewohnt war, ist, wie Zeuss sagt, sowohl durch die keltischen Ortsnamen, als durch die schriftlichen Zeugnisse des Plinius, III, 20, und des Strabo, VII, 2. 3 und 5, bewiesen, der die Taurisci einmal als Galater und wieder zweimal als ein keltisches Volk bezeichnet. Nicht unwichtig ist die Angabe Tappeiners, dass ein Einfluss der Höhe auf das Zustandekommen der Brachycephalie sich in Tyrol nicht bestätigt. H. von Hölder[1]) hat nach Untersuchung der Schädel des römischen Begräbnissplatzes in Regensburg, die der Zeit vom Ende des 2. bis zur Mitte des 3. Jahrh. n. Z. angehören, eine allmähliche Einwanderung des germanischen Typus der Reihengräber in die ursprüngliche rhätosarmatische Bevölkerung beobachtet. Er behauptet, dass sich die Schädel der Alemannen, Bayern, Franken, Burgunder, Thüringer, Friesen u. s. w. in der Merowingerzeit in nichts von einander unterscheiden. Der rein turanische Typus fehlt. Der rhätosarmatische Typus mit seinen Mischformen beträgt 41.8 % der Schädel des Regensburger Begräbnissplatzes. Er war nicht im Stande, einen römischen Schädeltypus zu erkennen, was man doch hätte erwarten sollen. Hölder würde bereit sein, den rhätosarmatischen Typus keltisch zu nennen, unter der Bedingung, dass man den germanischen Typus nicht ebenso bezeichnete.

1) Die Skelette des römischen Begräbnissplatzes in Regensburg, Archiv f. Anthropol. XIII 1882. Supplem.

Ich habe an den von Hochstetter 1878 in Paris ausgestellten Schädeln von Hallstatt die germanische Bildung erkannt [1]). Ebenso urtheilt von Hölder. Zuckerkandl [2]) giebt an, dass unter 20 Schädeln des Hallstätter Gräberfeldes sich 16 Dolichocephale befinden und kein Brachycephale. Auf dem Grabfelde bei Watsch waren unter 43 Schädeln 17 Dolichocephale und 15 Mesocephale. In Krain gab es in älterer Zeit 41.7 % Dolichocephale und keine Hyperbrachycephale, jetzt aber 0.8 % Dolichocephale und 42.5 Hyperbrachycephale. In Oberösterreich gab es in älterer Zeit 80 % Dolichocephale, keine Hyperbrachycephale, jetzt 2 Dolichocephale und 36 % Hyperbrachycephale. Die keltische Bevölkerung wird also eine dolichocephale und nicht eine brachycephale in diesen Ländern gewesen sein. Später eingewanderte Slaven begünstigten die Brachycephalie. Nach Lissauer [3]) findet sich durch die ganze Provinz Preussen von Tilsit bis an die pommersche Grenze eine grosse Menge rein dolichocephaler Gräberschädel aus dem Beginne der Eisenzeit, welche mit der Reihengräberform vollständig übereinstimmen. Damit stimmen die geschichtlichen Nachrichten, welche bis zur zweiten Hälfte des 2. Jahrh. u. Z. im heutigen Pommern die Ruger, in Westpreussen die Turcilinger und Sciren, in Ostpreussen die Gothen wohnen lassen. In diese Gebiete drangen später die slavischen Wenden, Pruzzen und Letten ein. Auch von Wittich nennt die alten preussischen Schädel germanisch und wollte sie desshalb als keltische betrachten, weil unter den Europäern nur noch die Irländer so schmale Schädel hätten. Bertrand [4]) erinnert daran, dass in einem Bruchstücke des alten Geographen Ephorus vier Völker der Erde unterschieden werden, im Osten die Inder, im Süden die Aethiopen, im Westen die Celten, im Norden die Skythen, die Hellenen wohnten in der Mitte. Unter dem Namen der Celten habe man, wie auch Strabo I, 33 angebe, vielerlei Völker zusammengefasst, so wie man heute im Orient Engländer, Deutsche, Italiener, Spanier und Franzosen als Franken bezeichne. Aber diese Völker sind ja als Indogermanen mit einander verwandt, und dieselbe Verwandtschaft in Körperbildung und Sprache können wir für die keltischen Völker des Alterthums nachweisen. Er möchte

1) Archiv f. Anthrop. XII, 1879 S. 121.
2) Anthrop.-Vers. in Wien 1889, S. 161.
3) Crania Prussica. Zeitschr. f. Ethnol. 1874, S. 188.
4) Bull. de la société d'Anthrop. Paris 1873, p. 262.

der Stein- und Bronzezeit eine von Norden kommende celto-hyperboreische Kultur und der Eisenzeit eine von Süden kommende gallo-etruskische Kultur zuweisen, aber die Bronze kam von Süden und nördliche Völker Europa's hatten das Eisen früher als die Römer. Bertrand unterscheidet zwei Völker in Gallien, friedliche Celten und kriegerische Gallier, die nahe Verwandtschaft der beiden mit den Germanen ist ihm fremd. Doch räumt er die Uebereinstimmung der gallischen Hügelgräber von Magny-Lambert mit denen von Hallstatt ein. Broca[1]) unterscheidet in Frankreich die keltische Rasse von der kymrischen und belgischen, jene war brachycephal und dunkel, diese dolichocephal und blond. Die Bevölkerung der Auvergne hat mit einem Schädelindex von 84.07 den keltischen Typus am reinsten bewahrt, den Index der kymrischen Rasse schätzt er auf 77. Im 12. Jahrh. war die Bevölkerung von Paris viel brachycephaler wie heute, weil ihr keltischer Typus noch weniger gemischt war.

Es fragt sich, ob wir aus den Resten der keltischen Sprachen einen Anhalt gewinnen, die Kelten von den Galliern und Germanen zu unterscheiden. Man hat Berg-, Fluss- und Städtenamen, die sich nicht als germanisch erwiesen, in solchen Gegenden, die von Kelten bewohnt waren, für keltisch erklärt und zur Aufstellung einer keltischen Grammatik, wie es zuerst von Zeuss 1852 geschehen, die noch in Wales und Schottland erhaltene keltische Sprache benutzt. In Britannien erhielt sich das Wälsche, das Cornische und das Armorikanische, die nach Prichard verschiedene Dialecte derselben Sprache sind, in Irland verhalten sich ebenso, das Irische, das Manx- und Schottisch-Gaelische oder das Erse. In Cornwallis ist das Keltische erst vor 150 Jahren erloschen. Man hat mit Recht dagegen bemerkt, dass das Keltische, was heute noch gesprochen wird, in 2 oder 3000 Jahren nicht unverändert geblieben sein kann. Jedenfalls werden aber nicht durchziehende Kriegerschaaren, sondern Stämme, die Jahrhunderte lang festen Wohnsitz hatten, den Bergen, Flüssen und Orten Namen gegeben haben.

Schon Schöpflin, der die schon von Spener 1717 behauptete Einheit der Gallier und Deutschen 1772 zu widerlegen suchte, hält die Namen auf durum und dunum für celtisch, den Namen Celten leitet er von gualt Haar ab, das erinnert an Gallia comata, einen Theil von Gallia cisalpina. Plinius sagt, diese Gallier hätten ihre langen weissgelben Haare hinten aufgekämmt

1) Bull. de la société d'Anthrop. ebendas. p. 313.

und mit Kalkwasser noch heller gefärbt; sie waren also blond wie die Germanen. Andere trugen Hosen und gaben der Gallia braccata den Namen. Prichard giebt ein Verzeichniss zahlreicher keltischer Städtenamen auf durum, dunum, magus und iacum, die in Gallien, Belgien, Germanien, Britannien, Noricum, Rhätien vorkommen, darunter sind in Gallien 16 auf dunum, 15 auf durum, 15 auf magus. Ich nenne Lugudunum Lyon, Divodurum Metz, Noviomagus Nymwegen, Gesodurum Constanz, Arenacum Arnheim, Moguntiacum Mainz, Durnomagus Dormagen, Marcomagus Marmagen, Borbetomagus Worms, Tarodunum Zarten, Salodurum Solothurn, Eburodunum Ifferten, Lobodunum Ladenburg, Augustodunum Autun, Rotomagus Rouen, Rigomagus Remagen, Antunnacum Andernach, Mattiacum Marburg, Marcodurum Düren, Tolbiacum Zülpich. Dun heisst Pfahl, magus Feld. Im iberischen Aquitanien giebt es keine keltische Namen. Nach Müllenhoff sind von Flussnamen folgende keltisch: Main, Rhein, Lahn, Sieg, Ruhr, Embscher, Lippe.

In denselben Gegenden findet sich noch eine andere Spur der Kelten, die keltischen Münzen, und zwar sowohl die schon angeführten Regenbogenschüsselchen als die späteren gallischen Münzen, welche barbarische Nachahmungen griechischer Münzen sind.

Wichtig sind die Nachrichten der alten Schriftsteller über die Verbreitung der keltischen Sprache. So sagt Plutarch (Qu. Sertorius c. 3), dass Sertorius, als die Cimbern und Teutonen in Gallien einbrachen, keltische Worte gelernt und sich verkleidet unter die Barbaren gemischt habe, um ihre Gespräche zu belauschen. Also waren, wie auch Prichard annimmt, die Cimbern Gallier, trotz der Behauptung Plutarchs, Mar. 11, die Cimbern hätten den Germanen der Nordküste geglichen und trotz der Angabe des Tacitus, der sie zu den Ingaevonen rechnet. Wir wissen auch von ihnen, dass sie aus dem Blute der geschlachteten Kriegsgefangenen weissagten, wie die Gallier; auch hatten sie Streitwagen wie diese, die auf den Osten hinweisen, auf Assyrien, Aegypten und Griechenland. Prichard unterscheidet von ihnen die Cimmerier, diese sassen ursprünglich in den Ländern Asiens, wo zu Herodots Zeit Skythen wohnten, die jene vertrieben. Sie drangen um 634 in Lydien ein und wurden 613 durch Alyattes aus Asien vertrieben. Die Cimbern gaben im Norden Deutschlands der cimbrischen Halbinsel den Namen. Die Kymri in Britannien möchte Prichard des Namens wegen für Cimbern halten. Auch Livius zählt die Cimbern und Teutonen zu den Galliern. Nach Cicero, de

orat. 2, 66, stellte das scutum Cimbricum mit ausgereckter Zunge und geschminkten Backen einen Gallier vor.

Suetonius sagt, Caligula 47, dass gefangene Gallier die deutsche Sprache erlernen mussten, um im Triumphe für Germanen zu gelten. Also war um diese Zeit doch die Sprache der Gallier und Germanen verschieden. Beide werden sich wie verschiedene Mundarten zu einander verhalten haben. Auch Cäsars Angabe über die Verschiedenheit der keltischen und belgischen Sprache kann sich nur auf einen Unterschied der Mundart beziehen. Tacitus sagt auch, es bestehe keine grosse Verschiedenheit zwischen der Sprache der Gallier und Briten, nec sermo multum diversus. Prichard hat dieselben keltischen Namen in Gallien, Britannien, Belgien und Deutschland nachgewiesen. Dieselben sind nach ihm mehr im Wälschen als im Erse wieder zu erkennen. Dies ist wahrscheinlich dadurch zu erklären, dass die Irländer aus Spanien gekommen sind. O'Connor meint, die Bewohner von Spanien seien nach Irland ausgewandert, als sie von den Karthagern und Römern bedrängt wurden. Sie müssen die keltische Sprache von dort mitgebracht haben. Man kann annehmen, dass das Altkeltische sich im Gaelischen der Bergschotten und im Erse, das Celto-Germanische der Belger und Cimbern sich in Wales, Cornwallis und der Bretagne erhalten hat. Erst im 3. Jahrh. n. Z. werden die Irländer Scoti genannt und diese sollen aus Spanien gekommen sein und sich nach ihrem Führer Milesier genannt haben. Nach Ptolemäus bewohnten die keltischen Caledonier nur den nordwestlichen Theil Schottlands, ihr Name hat sich in dem der heutigen Gaelen oder Bergschotten erhalten. Seit dem 4. Jahrh. nannten sie sich Picten. Schon Tacitus vermuthete, dass die rothhaarigen Caledonier aus Deutschland stammen, was Zeuss ohne Grund bezweifelt, und die dunkeln Bewohner von Wales aus Spanien. Er nennt sie Siluren und führt ihr krauses Haar an. Mit Unrecht hält Prichard mit Dio und Herodian die Caledonier nicht für Germanen, sondern zählt sie zu den Britten, weil sie nackt gehen und Weibergemeinschaft haben. Die stets wiederholte Angabe, Hieronymus habe in Frankreich Scoti gesehen, welche Menschenfleisch assen, beruht auf einer falschen Auslegung der betreffenden Stelle, in der von misshandelten Thieren, nicht von Menschen die Rede ist. Nach Prichard werden schon nach der Besitznahme des Landes durch die Römer in Caledonien Picten und Scoten erwähnt. Er glaubt, nach dem Zeugniss des

Gildas, dass die Scoti von Irland, die Picten von Scandinavien kamen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. wanderten die Scoten von Irland herüber in das jetzige Argyle. Gegen die Picten und Scoten riefen dann die von den Römern aufgegebenen Britten die Sachsen im 5. Jahrh. zu Hülfe. Die Scoten vernichteten 839 das Pictenreich und beherrschten das ganze Schottland. In den ältesten Urkunden Schottlands sind die älteren Ausdrücke nach Prichard wälsch, die neueren gaelisch oder ersisch. Im 10. Jahrh. begann die keltische Sprache in Schottland einem englischen Dialect zu weichen durch den Einfluss der Angelsachsen und durch Einwanderung nach der normannischen Eroberung von England. Die Sprache in der Bretagne ist mit der von Wales auf das Nächste verwandt, auch finden sich in beiden Ländern die Dolmen, Cromlechs und Menhirs. Nach Eginhard wanderte ein grosser Theil des Volkes aus England aus, als Sachsen und Angeln es erobert hatten. Die Britten waren jedenfalls früher in Armorika ansässig, als zur Zeit des Maximus, der sich 383 gegen den Kaiser Gratian empörte. Nach Gregor von Tours, der die Bewohner der Bretagne Britanni nennt, hatten dieselben nach dem Tode Chlodwigs keine Könige mehr, sondern nur Grafen, comites. Die Sage von den 11000 Jungfrauen, die unter dem Schutze der h. Ursula von England absegelten, wird mit den armorikanischen Britten in Verbindung gebracht, denn ihr erster Fürst Conan soll den Herzog Dionethus von Cornwall gebeten haben, ihm für seine Soldaten 11000 Jungfrauen nach Klein-Britannien herüber zu senden, die dann den Hunnen in die Hände fielen. Prichard bemerkt, es gebe keine Nachricht, dass Gallier je nach Spanien ausgewandert seien, sie wohnen dort ebenso lange als die Iberer, wenn nicht länger, sie hatten die westlichen Theile Spaniens inne, die Iberer die östlichen.

Unter den Kelten von Massilia wurde auch noch lange griechisch gesprochen. Ein Edikt des Septimius Severus von 230 verordnet, dass in Gallien in der Provinz Celtica das Griechische, Lateinische und Keltische gleichberechtigt sein sollen. So erklärt es sich vielleicht, dass Cäsar, B. g. I, 29, bei den gallischen Helvetiern griechische Inschriften fand, tabulae in litteris graecis confectae. Der Einfluss der Griechen auf die Gallier muss hoch angeschlagen werden. Strabo spricht davon VI, 1. 5, dass die gebildeten Gallier sich griechische Bildung aneigneten. Justinus sagt (XXXXIII, 4. 1), dass die Gallier erst von den Griechen in Massilia gelernt hätten,

Städte mit Mauern zu bauen. Auch die oppida und vici der Helvetier waren zu Cäsar's Zeit keine Städte, sondern Holzbauten mit Umwallungen, die leicht zu erobern waren, und von den Insassen verbrannt wurden, um einen andern Wohnort aufzusuchen.

Im keltischen Gallien war durch die lingua romana rustica im 3. bis 5. Jahrh. u. Z. das Keltische noch nicht ganz verdrängt. Im Gebiete der Garonne wurde im 5. Jahrh. noch keltisch gesprochen. Wie verbreitet die Sprache der Kelten war, geht aus der Mittheilung des h. Hieronymus hervor, welcher sagt, die Sprache der Galater in Kleinasien und die der belgischen Trevirer sei dieselbe gewesen. Die gallischen Trevirer und Nervier prahlten nach Tacitus mit ihrer germanischen Abstammung, um nicht zu den unkriegerischen Celten gerechnet zu werden. Weder ein germanisches noch ein keltisches Sprachdenkmal ist aus der Römerzeit erhalten geblieben, desshalb half man sich mit den Sprachresten in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne. Dort hat die neuere Sprachforschung in römischen Inschriften keltische und germanische Namen entdeckt [1]). Die Namen der Mütter sind am Niederrhein vorwiegend germanisch, nicht keltisch und Beda (672—735) berichtet uns, dass an dem Tage unseres Weihnachtsfestes bei den Angeln die Nacht der Mütter gefeiert wurde. Zu seiner Zeit wurde Gottesverehrung auf der Insel Britannien in 5 Sprachen ausgeübt, in der der Angeln, der Britten, der Schotten, der Picten und der Lateiner [2]). Zeuss [3]) hält die Galater und Gallier für gleichbedeutend mit den Celten, die gallischen Eigennamen, die er für celtisch hält, sind aber deutsch. Die heutige Körperbeschaffenheit der Schotten beweist, dass die Caledonier, wie schon Tacitus behauptet, Germanen waren. Die dunkeln Volkselemente Britanniens sind, wie derselbe Tacitus schon vermuthete, südliche, aus Spanien eingewanderte Kelten oder Iberer.

Ueber die Beziehungen des Keltischen zum Deutschen schreibt mir Prof. Abel: Das Keltische ist unzweifelhaft indogermanisch und hat die grosse Mehrheit seiner Wurzeln und Stämme mit den andern indogermanischen Sprachen gemeinsam. Alles Deutsche ist ursprünglich niederdeutsch, da die zweite germanische Lautverschiebung,

1) Dr. R. Much, Germanische Matronennamen, Zeitschr. für deutsches Alterthum, 35. B. Berlin 1891, S. 315.

2) J. C. Prichard, Naturg. des Menschengeschlechtes, Leipz. III 1842 S. 183.

3) Grammatica celtica, Lips. 1852.

welche das Hochdeutsche schuf, erst um 600 n. Chr. bei Longobarden, Alemannen und Bayern begann. Noch lange nachher waren die verschiedenen deutschen Dialecte dem Gothisch-Niederdeutschen und damit sich gegenseitig viel ähnlicher als im Mittelalter und heute. Indem die Lautverschiebung in dem Lande südlich der Donau und nordwestlich von deren Ursprung, welches noch Tacitus, Germ. 29, gallisch nennt, eingetreten ist und nach Norden zu, wo unter Karl dem Grossen schon niederdeutsch gesprochen wurde, allmählich aufhört, so liegt es nahe, sie dem Einfluss der Kelten zuzuschreiben. Dann würde die Nordgrenze der hochdeutschen Dialecte die des Keltenthums in Deutschland sein, ein Schluss, der durch Berg-, Fluss- und Ortsnamen mannigfach bestätigt wird. Doch giebt es auch nördlich davon geographische Namen, welche sich leichter keltisch als deutsch oder slavisch deuten lassen. Mit dem Gothischen hat das Keltische keine nähere Verwandtschaft, als mit den andern indogermanischen Sprachen. Es hält sich vielmehr sowohl durch seine eigenthümlichen euphonischen Lautwechsel, wie durch die verhältnissmässig gering entwickelte Flexion auf einem ziemlich einsamen und primitiven Standpunkt. Dass die verschiedenen keltischen Stämme sich vor 2000 Jahren untereinander verstanden, ist um so wahrscheinlicher, als sie es heute noch zur Noth thun. Ein Welshman kann leicht in Irland und allenfalls in der Bretagne sprechen und verstehen. Beziehungen des Keltischen zum Etruskischen sind nicht bekannt. Die Sprache der Basken im Busen von Biscaya ist iberisch und hat mit der keltischen keine Verwandtschaft.

Ueber die Entwicklung der deutschen Sprache und ihr Verhältniss zu dem Keltischen verdanke ich Herrn Dr. Rud. Much in Wien noch folgende briefliche Mittheilung: Im Beginn der geschichtlichen Zeit ist von einem Unterschied des jetzigen Hoch- und Niederdeutsch als von einer viel jüngeren Entwicklung vollständig abzusehen, ja sogar der Unterschied zwischen Scandinavisch und Deutsch war damals nur in den ersten Anfängen ausgebildet, ein Marcomanne konnte sich mit einem Norweger ebenso gut verständigen als heute ein Schwabe mit einem Bayern. Das Gothische des Wulfila zeigt uns diesen Sprachzweig bei der Theilung in eine gothisch-vandalische und eine westgermanische Gruppe schon ziemlich weit vorgeschritten. Doch ist dies nicht die alterthümlichste Gestalt des Germanischen, zu der wir vordringen können. Die ältesten Runeninschriften zeigen noch weit ursprünglichere Sprachformen.

Auch sind zahlreiche Lehnworte aus dem Germanischen in vorgeschichtlicher Zeit in das Finnische hinübergewandert, die den damaligen Zustand unserer Sprache abspiegeln. Vor 400 v. Chr., der Zeit der ersten germanischen Lautverschiebung, mag sich ein Germane noch mit einem Kelten verständigt haben. Das Keltische steht zu keiner andern Sprache in so engen und alten Beziehungen als zur italischen. Es liegt darum die Annahme nahe, dass die italischen Stämme einmal in Deutschland mit den Kelten gemeinsam ein einheitliches Volk bildeten und erst nach Einwanderung in Italien sich weiter entwickelten. Auch dem Germanischen steht übrigens das Lateinische nicht allzufern und jedenfalls weit näher als dem Griechischen. Da Kelten und Germanen Nachbarvölker blieben, während die Italer aus ihrer Umgebung austraten, ist es begreiflich, dass jene beiden in Sitte und Lebensweise einander glichen; auch in ihrer religiösen Entwicklung stimmen sie in auffälligster Weise überein und weichen gemeinsam von dem hergebrachten Indogermanischen ab. Auch in der Namengebung stehen die Kelten den Germanen weitaus am nächsten, während die Italer darin ganz neue Wege einschlagen.

A. Baemeister[1]) hat einen grossen Wortschatz der deutschen Sprache mit den Sanscritwurzeln, mit den keltischen Formen im Irischen, Armorischen, Kornischen, und mit den griechischen, römischen, althochdeutschen, altnordischen, gothischen, slavischen u. a. in Vergleich gebracht und auf die Lautverschiebung hingewiesen. Ich schliesse diese Abhandlung mit den Worten, mit welchen seine Briefe beginnen: Allerwärts liegt tiefer Schnee auf der Erde und deckt sie mit einem dichten Schleier; selbst der Sommer wird ihn nicht überall wegziehen, manche Schlucht, manchen Bergesgipfel lässt die Mutter Natur ewig zugedeckt. Und wie viel mehr haben nicht Zeit und Vergessenheit dem Auge des Menschen auf immer entzogen! Manche schöne, stolze Sprache hat gelebt, sie ist verschollen, vergessen, begraben, die eine ganz, die andere, wie das Keltische, bis auf einen kleinen Rest verschiedenartiger, oft kaum zu deutender Trümmer.

1) Keltische Briefe, herausgegeben von O. Keller, Strassburg 1874.

Arbalo und Aliso.

Von

von Veith.

(Mit 2 Karten auf Taf. IV und V.)

I. Drusus Feldzug im Jahre 11 v. Chr.

Hierzu Tafel IV.

Die grossartigen Kriegsrüstungen der Römer, ihre Befestigungen, ihre Strom- und Wegebauten am Niederrhein seit dem Jahre 16 v. Chr., dann der vorbereitende Flotten-Feldzug der Römer durch die „Drususvaart" zur Ems und Weser im Jahre 12 v. Chr., hatten den Germanen die ihnen drohenden Gefahren gezeigt.

1. Von Vetera über Cleve und Eltenberg nach Dorsten, 14 Meilen, c. 8 Märsche.

Da überschritt Drusus von Vetera her im Frühjahr 11 v. Chr. den Rhein zwischen Cleve und dem befestigten Eltenberg [1]), durchzog mit einem Heer von drei Legionen, mit einigen 20 000 Mann, verwüstend das Land der Usipeter [2]), die er unterwarf und ihnen Geiseln abnahm. Er erreichte die Lippe in der Gegend des heutigen Wesel. Er marschirte am rechten Lippeufer auf Schermbeck, wo die noch jetzt erkennbaren Befestigungsreste liegen, Steeger Burg 1 ha gross für etwa 600 Mann, jetzt von der Eisenbahn quer durchschnitten,

1) Siehe die trefflichen Lokalforschungen des Prof. Schneider in den „Neuen Beiträgen" 1. und 2. Folge, ausserdem Hölzermanns Lokalforschungen an der Lippe, und den römischen Grenzwall an der Lippe, Bonner Jahrb. LXXXIV nebst Karte.

2) Dio Cassius LIV 33.

daneben nördlich das kleinere Hemstege, und einige Wallreste bei Schermbeck. Drusus ging hier über die Lippe, auf deren linkem Thalrande sehr alte Wallreste auf den Tester Bergen über Buchold, dann im Lippethal bei Gartrop und Gahlen bis zu dem jetzt kaum noch erkennbaren Caesarlager unterhalb Dorsten liegen. Die Doppelhügel bei Gartrop beschreibt und zeichnet Hölzermann in seinen Lokalforschungen an der Lippe S. 88 Tafel XXI als die von der Trajanssäule her bekannten römischen Doppelhügel, das Caesarlager unterhalb Dorsten erwähnt General von Müffling in seinen Römerstrassen S. 23. Offenbar dienten diese römischen Befestigungswerke einem gesicherten Lippe-Uebergange und bei etwaigem Rückzuge den dortigen Tenkterern gegenüber, sie sind taktisch und fortifikatorisch mit bewundernswerthem Geschick angelegt, wenn man von der später veränderten Fernwirkung der Waffen absieht. Das kleine, seit Caesars germanischen Kriegen berühmte Reitervolk der Tenkterer wohnte in der unteren Ruhr-Niederung und in den Bruchgegenden der Emscher. Drusus überraschte dasselbe durch einen schnellen Vormarsch, so dass es sich unterwarf und Frieden schloss [1]). Nur dadurch waren die rückwärtigen Verbindungen der Römer, bei deren weiterem Vordringen gegen Osten, gesichert. Die kleinen aber ausgezeichneten Emscherbrücher Pferde waren den Siegern gewiss wenigstens für den Ankauf oder zur Mitnahme nebst Reitern höchst willkommen [2]).

2. Von Dorsten über Castrop, Dortmund, Soest, Paderborn nach Driburg, 22 Meilen, c. 10 Märsche.

Nach wenigen Tagen konnte Drusus auf Dorsten marschiren und kam hier in das Gebiet der kriegslustigen Sugambrer, die zwischen der Lippe und Ruhr, nach Osten hin bis Geseke bei Paderborn wohnten, wo sie an die Cherusker grenzten.

Von Dorsten fand Drusus bei seinem Vormarsch eine uralte

1) Livius Epitome 138 und Florus II. 30.

2) Noch heutzutage finden sich in jener Gegend Exemplare dieser Pferderasse. Solch Emscherbrücher Pferd erhielt ich als junger Offizier der reitenden Artillerie im Jahre 1840 in Düsseldorf als Chargenpferd gestellt, einen Rothschimmel von merkwürdiger Schnelligkeit, Ausdauer und Gewandtheit unter dem Reiter, sonst scheinbar träge und schläfrig, aber stets gehorsam und findig in jedem Terrain, selbst in dunkler Nacht.

Strasse über Warte, Maerl, Kleverbeck, Recklinghausen, Castrop, lauter Ortschaften, in denen alte Wallreste oder Funde aus der Römerzeit vorkommen. Auf dem rechten Ufer der Lippe wohnten die Brukterer, die im Jahre vorher von den Römern bei deren Seefahrt, an der Ems bekämpft wurden. Nachher gehörten sie zu den Freunden der Römer, verleugneten aber zur Zeit des Varus diese Freundschaft. Drusus hatte von den Tenkterern gewiss erfahren, dass die Sugambrer zum Kriege gegen die Chatten ausgezogen waren, mit denen sie an der Ruhr grenzten, so dass den Römern dort unmittelbar keine gefährliche Feinde gegenüber standen. Durch Kundschafter und Rekognoscirung wusste Drusus ausserdem, dass die Wege an der Lippe durch den tiefen Sand vielfach sehr grosse Schwierigkeiten boten, der Teutoburger Wald gefährliche, leicht zu sperrende Hohlwege hatte, die Hellwege also die beste Marschrichtung gaben, die Weser auf diesen zu erreichen, dann an der Weser stromabwärts zu marschiren, um die Uebergänge über dieselbe zur Elbe hin wenigstens kennen zu lernen; auch die spätere tropaea Drusi deutet durch ihre Lage deutlich an, dass die Römer diese Richtung bei ihrem Feldzuge gewählt haben.

Die grössten Schwierigkeiten machte es wohl dem Feldherrn, ein Heer von 20 000 Mann zu ernähren, da die Bewohner des sonst fruchtbaren Landes im Frühjahr keine Vorräthe und nur das Nothwendigste für sich selbst zu leben hatten. Um so mehr erklären sich die damaligen Verwüstungen jener Gegenden. Der römische Soldat trug beim Ausmarsch in seinem Gepäck (sarcina) $12^1/_2$ kgr Kornfrüchte für einen halben Monat; die werden hinter Dorsten beinahe verzehrt gewesen sein. Vielleicht hatte Drusus in Vetera für ein Magazin an der Lippe in der Gegend des Caesarlagers gesorgt, da bekanntlich Vetera sein Korn vom Oberrhein her aus Gallien zu Schiffe bezog, wie dies auch später Tiberius für seinen Limes an der Lippe that. Brauchbare Strassen, aggeres, an der Lippe, gehörten wohl erst der Zeit des Tiberius an, und dieser Fluss war nach aufgefundenen römischen Ankern für Lastschiffe wenigstens bis Haltern (bei Aliso), aber nicht bis Lippstadt fahrbar.

Die alte Kriegsregel, getrennt zu marschiren, vereint zu schlagen, schon aus Verpflegungs-Rücksichten, ist auch nicht überall anwendbar, abgesehen von den zur Sicherung und zur Erforschung nothwendigen Seitentrupps. Sie war schon den Römern bekannt, wie sich auch im vorliegenden Falle annehmen lässt, dass von Dort-

mund aus der mit dem Hellweg parallel laufende Haarweg, auf dem hohen rechten Thalrande der Ruhr, gewiss seine Benutzung Seitens der Römer fand, um dadurch wenigstens einigermassen die Verpflegung der Truppen durch die Bewohner zu erleichtern.

Authentisches über die Richtigkeit des hier gegebenen Vormarsches der Römer von Dorsten über Castrop, Dortmund nach Paderborn giebt uns kein klassischer Schriftsteller. Selbst die Ortsnamen jener Gegend stammen frühestens aus der Zeit Karls des Grossen, wie beispielsweise die villa regia Tortmanni, Dortmund, Suosat, Patresbrunnum, während Castrop wohl zweifellos von castrum herkommt. Wallreste davon sind allerdings hier nicht mehr vorhanden, aber römische Waffen und Münzen, die dort gefunden worden sind, deuten auf jene Etappen des Drusus hin [1]).

Eine halbe Meile nördlich von Paderborn liegt Neuhaus am Zusammenfluss der Lippe mit der alten Almana, die aus dem Almoncagau kömmt. Oestlich von Paderborn liegen die aufsteigenden Waldberge des Egge-Gebirges, ein Theil des Hercynischen Waldes, wo die Cherusker wohnten, deren Gebiet südlich von Paderborn bis über die Diemel reichte, wo einst die Eresburg (Marsberg, Ober-Stadtberge) lag, von Karl dem Grossen und vor ihm vom Cheruskerfürst Segestes bewohnt mit der altgermanischen Thusnelda, der Gattin unseres Arminius. Dort zieht der Baceniswald Caesars, das Rothhaargebirge, aus den Siegener Wäldern zum Asten oder Asenberge hin, dieser „mauerartige Wall" Caesars mit seinem Rennwege, der am Wittgensteiner Rundwall bei Laasphe die heiligen Steine, die Hufeisensteine, Cromlechs, Altarsteine etc. trägt, jener Mauerwall, der die Cherusker von den stets kriegslustigen Sueben und Chatten trennte.

Von Paderborn marschirte Drusus über die waldige Egge nach dem heutigen Driburg, welches am Fuss dieses Bergzuges liegt. Auf der Höhe desselben stand damals noch nicht die ohne Zweifel altsächsische Iburg, die Karl der Grosse eroberte und deren Irminsul er als ein Götzenbild zerstörte. Von dort sahen die Römer das Ziel ihres Feldzuges „das alte Cheruskerland", umkränzt vom weiten Bogen der Weser und deren Nebenfluss, der Diemel. Drusus hatte nun etwa drei Monate Zeit, das schöne Bergland mit seinen Bewohnern kennen zu lernen. Aufgabe des Feldherrn war es jetzt,

1) General von Müffling, Römerstrassen Seite 10 u. 27.

für einen künftigen Feldzug die besten Wege zur Weser und über dieselbe zur Elbe hin zu erforschen. Dass wir den bisherigen Weg des Drusus von Vetera her glücklich gefunden, dafür spricht ein zweites Wahrzeichen, das beim heutigen Driburg zu Anfang dieses Jahrhunderts, von dichtem Dorngestrüpp überwachsen, entdeckt wurde. Hölzermann beschreibt uns dasselbe in seinen werthvollen Lokaluntersuchungen der Römerkriege etc. durch Zeichnungen erläutert „die Gräfte" bei Driburg mit einer Art von Römerstrasse bei Neuenherse S. 83 Tafel XVI und XVII.

Die Gräfte (Gräben) sind kleine Doppelhügel, für die Römerzeit charakteristische Anlagen, hier bei Driburg ein Viereck von 150 m Länge, 80 m Breite, ganz ebenso gebaut wie die Hügel von Gartrop, die wir beim Lippe-Uebergang in diesem Feldzuge sahen, s. Hölzermann S. 88 Tafel XXI. Hier bei Driburg zeigte sich aber beim Aufdecken eines Hügels ein 2 m starkes Bruchsteinfundament, 10 m im Quadrat mit Thüröffnung, deutlich hinweisend auf ehemaligen Holzaufbau, vielleicht in mehreren Etagen, unmittelbar an einem Bach für Wasserbedarf. Der Bau erhob sich vielleicht zu einiger Höhe für Beobachtung und für Signale in die Ferne, den Thürmen auf der Trajanssäule entsprechend. Solche römische Doppelhügel von Gräben umschlossen sehen wir bei Buschhofen über dem Römerkanal (B. Jahrb. LXXX S. 10), grösser in Mungerica 6 Leugen von Cöln an der Cöln-Rheinischen Römerstrasse (B. Jahrb. LXXV S. 6), dann auf dem Hunsrück bei Waldesch von Cohausen in den Bonner Jahrbüchern beschrieben.

Erhöhtes Interesse erhält der römische Doppelhügel bei Driburg dadurch, dass zu ihm über das Gebirge von Schwanei her in zweckmässigster Serpentinen-Windung bei Neuenherse vorbei Reste einer Steinstrasse führten, die stückweise vor 50 Jahren aufgedeckt wurde; sie war von grossen Steinblöcken erbaut und zeigte tief eingeschnittene Geleisespuren der Wagen, sogar mit Maulthierhufeisen, eingeklemmt in die Fugen jener Steine.

Solche Steinstrassen sind selten, finden sich aber in Städten wie Pompeji und Bonn, an letzterem Ort 6 m breit [1]). Bei Neuenherse wird sie irrthümlich 6′ statt jener 6 m breit angegeben und fand jener feste Bau durch die schwierigen Steilhänge, über welche sie führte, seine Erklärung. Sowohl jener Doppelhügel wie diese

1) Bonner Jahrb. LIX S. 31 und LXIV S. 186.

Strasse verdienen eine gründliche Untersuchung; beide wurden vielleicht von einem zurückgelassenen römischen Detachement angelegt, welches Monate lang dort stationirt, Verbindung mit der Armee und mit dem Rhein wohl durch Tenkterische Reiter unterhielt. Von Bedeutung bleibt hierbei die Frage nach der Möglichkeit, ob durch Wagen-Transporte, also mittelst Nachfuhr auf den Hellwegen, die Verbindung der Armee mit Dorsten und Vetera über Driburg aufrecht erhalten werden konnte, worauf jene Steinstrasse und deren Maulthier-Hufeisen hinzuweisen scheinen. Für das wichtige Horn liegt der analoge Fall vor, durch die hier im Römerlager des Varus so zahlreich unter der jetzigen Strasse gefundenen Hufeisen.

II. Drusus im Cheruskerlande an der Weser.

1. Von Driburg bis Brunisberg, 3 Meilen.

Drusus marschirte von Driburg durch den fruchtbaren Nethegau, die Kornkammer des Cheruskerlandes, über das alte Brakel zum Brunisberg, der auf dem 250 m hohen Thalrande der Weser liegt. Denselben Weg nahm Karl der Grosse im Jahre 772, als er von der Eresburg über die Iburg zur Sachsenveste Brunisberg zog, die er vergeblich belagerte, die Sachsen aber dort im Thal der Weser schlug, wo noch jetzt ausgegrabene Urnen das Schlachtfeld bezeichnen. Jenen Weg von Sosat (Soest) über Driburg und die villa Brechal nahmen im Jahre 836 die Benedictiner Mönche, welche von Paris her die Reliquien des heiligen Vitus nach der Abtei Corvei beim heutigen Höxter brachten[1]), deren Kloster 822 von König Ludwig dem Frommen gegründet worden war. Vielleicht brachten jene Mönche von Paris auch die wichtigen Annalen des Tacitus mit, die lange im Kloster geschlummert haben. Der Sachsenherzog Bruno, ein Bruder des Abtes, verstärkte den Brunisberg[2]), der namentlich in der südöstlichen, zerstörten Vorburg deutliche Reste einer weit früheren und älteren Befestigung, höchst wahrscheinlich aus der Römerzeit zeigt, so dass hier wohl ein praesidium einer Drusus-Befestigung wie bei Vlotho anzunehmen ist[3]).

1) 28. Band der Westfälischen Zeitschrift.
2) Pertz, Monumenta Germaniae historica. Hannover 1826.
3) Florus IV „praesidia et custodia per Visurgim".

Die Höhen des Brunisberges boten den Römern die günstigste Lagerstellung, aus welcher nach allen Richtungen hin entsendete Truppentheile Gelegenheit zur Erforschung des Landes und zum Herbeischaffen von Lebensbedürfnissen fanden, zur Diemel hin auf Heristall, an diesem Fluss aufwärts zum Egge-Gebirge, endlich zum wichtigen Emmer-Thal, wo Karl der Grosse im Winter des Jahres 784 längere Zeit in Lindihi, dem heutigen Lügde sich aufhielt. Eine halbe Meile westlich von Lügde liegt die Herlings- oder Skidroburg bei Schieder, in sächsischer Art später befestigt; hierhin verlegt man den älteren Burgwall des Arminius (Hölzermann Tafel XXXV).

Vermied Drusus vielleicht absichtlich die Gegend der cheruskischen Heiligthümer, wo Varus später im heutigen Horn sein Hauptquartier nahm? Diese Stadt zeigt heute noch die römische Lagerform eines in den Ecken abgerundeten Vierecks von 400 und 500 m Seitenlänge, im Mittelalter in diesem Umfang befestigt. Das Lager hatte danach 20 ha Fläche, das Mass für jene drei Legionen; es wird der Länge nach vom alten Heerwege durchschnitten, in welchem bei Ausgrabungen zahlreiche Maulthierhufeisen gefunden worden sind. Die jetzige Stadt liegt 1 km östlich von den berühmten heiligen Extersteinen, deren Durchblicke in richtig astronomischer Orientirung auf die Cromlechs der alten Ding- und Lagerstätten auf den Höhen zwischen Leistrup und Meinberg, 3 km nordöstlich von Horn, hinweisen [1]), von denen leider viele Steine für den Chausseebau allmälig verschwanden. Sehr friedlich kann der Verkehr dort damals wohl nicht gewesen sein, als 20 000 Römer sich für die ganze Sommerfrische bei den Cheruskern einquartierten, und diese ihre Freunde zur Hülfe riefen. Tacitus sagt in der Germania 36 vielleicht in Bezug darauf, früher wären die Cherusker gut und ehrlich genannt worden, hätten sich aber später thöricht und falsch gezeigt, das heisst wohl, dass sie hart misshandelt zu den Waffen griffen.

2. Vom Brunisberg bis Castrum Osen, 6 Meilen.

Nach längerem Verweilen im Lager am Brunisberg marschirte Drusus zur Emmer-(Ambra)Mündung und lagerte nach mehrfachen

1) Oberst Scheppe in Boppard hat treffliche Aufnahmen über diese Gegend gezeichnet.

Andeutungen in jener Gegend wahrscheinlich auf dem Scharfen Berg zwischen Grohnde und Kirchohsen. Nach Urkunden lag dort an der Weser ein castrum Osen in der Zeit Kaiser Heinrich I, auch als Opferstätte bezeichnet. (Siehe Beschreibung des Bisthums Minden von Holscher im 33. u. 35. Bande Westfäl. Geschichte.) Dort war ein geeigneter Weser-Uebergang an der alten Heerstrasse von Horn durch das Emmerthal über Hemmendorf auf Hildesheim, also zur Elbe. Bei Hemmendorf, $1^1/_2$ Meile von Grohnde, fliesst auch eine Saale und zeigen sich dort Reste eines alten Kriegslagerplatzes auf einem dazu sehr geeigneten Vorsprunge der Thüster Berge, den Mommsen, Röm. Gesch. V S. 27 mit Drusus in Verbindung bringt statt unsers Eltenberges am Rhein. Jene Gegend lernte Drusus allerdings im Jahre 9 v. Chr. bei seinem Feldzuge zur Elbe näher kennen, Strabo spricht aber 7, 1—3 p. 291 nicht von diesem Punkt an der ihm wohl bekannten Weser, sondern vom Rhein, der besser zu allen betreffenden Angaben, sowie zur Lage der damaligen Verhältnisse passt.

Dreiviertel Meilen oberhalb der Emmer-Mündung liegt auf dem linken Thalrande dieses Flusses über dem Dorf Amelgatzen, für uns ein drittes römisches Wahrzeichen des Drusus-Zuges ähnlich der Gräfte am Fuss der Iburg und den Gartroper Doppelhügeln an der unteren Lippe: die Burg von Amelgatzen [1]), die zum Beobachtungsposten, bei einem feindlichen Anmarsch von Horn her, sehr geeignet war. Auch diese Befestigung ist wieder ein Viereck von 100 m Länge, 40 m Breite und zeigt ähnlich wie bei Gräften die Bruchsteinfundamente für Holzbauten eines Thurmes und einiger Wohnhäuser. Keine historische Ueberlieferung giebt nähere Auskunft über diese Burg, so dass man demnach, ebenso wie nach Bauart und Lage ihre römische Herkunft wohl annehmen kann.

Von den übrigen Burgen in der Nähe des heutigen Pyrmont gehört jener fernen Zeit vielleicht noch Alt-Sternberg [2]) nach Bauart und Lage an, am alten Heerwege, der von Herford über Lemgo nach Hameln führt, nahe bei Alverdissen. Mein Freund Schierenberg, früher Bürgermeister von Horn, schrieb mir vor einigen Jahren über Alt-Sternberg, dass er an diesem Punkt eine Heiligthumsstätte der alten Cherusker in der Zeit nach den römisch-germanischen Kriegen, zu erkennen glaube.

---

1) Hölzermann Tafel XXXI.
2) Hölzermann Tafel XXI.

3. Vom Castrum Osen bis Vlotho, 6 Meilen.

Nördlich von der Emmer werden die Berge immer dichter bewaldet, und das Thal der Weser verengt sich bei Hameln. Die im Schiffsbau und in der Schifffahrt vom Rhein her erfahrenen Römer werden auch an der Weser Schiffe gebaut und Schiffbrücken an geeigneten Punkten geschlagen haben, um das Land auf beiden Flussufern auszubeuten. Ausserdem benutzten sie die Schiffe gewiss zu Transporten von Lebensmitteln, namentlich Getreide etc. aus den mehr kultivirten oberen Gegenden der Weser. Bei der nahen Erndte werden an den bei Grohnde und Hameln über die Weser führenden Heerwegen Kaufleute, vielleicht im Dienst der Römer, solche Transporte für Geld übernommen haben, um Getreide bis nach Vlotho und Rehme zu bringen.

Zwischen Oldendorf und Rinteln erhebt sich der linke Thalrand der Weser am Herkenberge bis 300 m über den Weserspiegel, und hier giebt uns der Geograph Ptolemäus, der in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. lebte, die Tropaea Drusi als Siegeszeichen für jenen Römerzug. General von Müffling, der gründliche Kenner römischer Alterthümer und römischer Geschichte, ein ausgezeichneter Topograph und Trigonometer, der 1820 bis 1830 als Chef des Generalstabes der Armee und dann als kommandirender General des 7. Armeekorps die Provinz Westfalen gründlich kennen lernte, bestimmt nach den Angaben des Ptolemäus die Lage der Tropaea Drusi auf 52° 9′ nördlicher Breite und 26° 50′ östlicher Länge, das ist am Herkenberge zwischen Rinteln und Oldendorf [1]). Von hier übersieht man weithin das Weserthal und das Schlachtfeld von Idistaviso, auf welchem Drusus Sohn Germanicus im Jahre 16 n. Chr. die Germanen schlug und auf dem Schlachtfelde ebenfalls eine Tropaea errichtete [2]), nachdem er dort seine Römer aufgefordert, ihn zum Siege zu führen, wo auch sein Vater und sein Oheim Tiberius einst kämpften. Jene geographischen Ortsbestimmungen sind freilich schon wegen der alten Ortsnamen nicht immer sicher festzustellen, stimmen aber hier mit Ptolemäus Ortsbestimmungen von Vetera und der Ems-Quelle. Beide Tropäen sind gewiss sehr bald zerstört worden. Die Tropaea Drusi hat in ihrer

1) General von Müffling, Römerstrassen S. 10.
2) Tacitus, ann. II 18.

Nähe die Reste der Varusburg und der Hünenburg über Hohenrode (Hölzermann Tafel XXX), welche mit der Hünenburg am Rintelnschen Hagen, den uralten wichtigen Weg von Alverdissen über die Weser auf Bückeburg sperrt. Man hält sie für altsächsische Befestigungen.

Drei deutsche Meilen westlich von jener Tropaea Drusi finden wir im alten „Osterburgen Gau" die weiteren Wahrzeichen des Drususzuges an der Weser. Bei Vlotho erhebt sich der linke Thalrand dieses Flusses im Schanzberg nahe beim ehemaligen Amthause 130 m über die Weser. Das Gelände senkt sich von dort allmälig zur Werra bei Rehme und in der Richtung auf Salzuffeln, fällt nach Osten hin zwischen Vlotho und bei Castrup am Clusberg ziemlich steil, wo ein Weg in die Strasse des dortigen Linethals führt, welches bei Vlotho zur Weser mündet. Hoch oben neben jenem Wege über den Clusberg liegen Wallreste, welche von den dortigen Bewohnern die Hünenburg an der Clus genannt werden, einst eine Wegesperre für Castrup. In der Mitte des alten Römerlagers liegt an dem Höhenwege von Vlotho nach Salzuffeln eine Gruppe von Gehöften, Castrup genannt. Das Lager selbst zeigt nur noch einige dürftige Wallreste, 3 bis 4 m breit, 1 m hoch, ein quellenreiches Wiesenthal umschliessend. Das verschollene Lager bewahrte wenigstens seinen Namen Castrup als castrum, ist von den Höhenzügen der Steinegge und des Solter Berges gegen Einsicht von Süden her gedeckt, hatte bei 400 und 500 m Seitenlänge 20 ha Lagerraum, gleich gross mit dem früher genannten Horn bei den Extersteinen, für 3 Legionen gerade genügend. $2^1/_2$ km von diesem Lager liegt nördlich davon auf dem Schanzberg neben dem Bauernhause König (jetzt Kindervater) ein guterhaltener römischer Doppelhügel, ganz ähnlich unsern Wahrzeichen bei Amelgatzen, der Gräfte bei Driburg und den Gartroper Hügeln an der Lippe. Das Viereck ist 150 m lang, 74 m breit, darin zwei kleinere flache abgerundete Vierecke, das südliche 40, das nördliche, wohl für den Holzthurm bestimmt, 30 m lang und breit, von 3 m tiefen Gräben und 1 m hohen Wällen umgeben. Ein zweiter ehemaliger Wall zeigt nur noch einzelne Reste, und scheint der Ackerkultur verfallen zu sein. Diese Befestigung bot für das tiefer gelegene Lager und für das Amtshaus eine treffliche Warte (custodia des Florus) mit weitem Fernblick zur porta, zum Ossning bei Bielefeld und zur Groteburg des saltus Teutoburgensis.

Ein alter, 3 bis 4 m breiter, sehr zweckmässig geführter Weg geht vom Schanzberg nach Rehme. Auf halbem Wege dorthin, gerade 2 römische Millien à 1480 m vom Schanzberg liegt bei Babbenhausen ein Lagerplatz, theilweise von Rändern, einst vielleicht von Wällen umschlossen, c. 10 ha gross, in militärisch günstiger Lage auf einer Höhe. 2 Millien weiter liegt im Mündungswinkel der Werra und Weser bei Rehme ein kleinerer Platz von c. 5 h mit Spuren von Wallresten. Dieser Punkt ist durch einen direkten ähnlichen Weg wie der eben erwähnte mit Castrup verbunden. Auch über die Ebenöd geht ein Weg zwischen diesen parallelen Wegen vom Schanzberg zum Amtshause, von diesem über die Line zur Weser, der sogenannte Kriegerweg, der dann von der Weser nach Hausberge führt, so dass ein gewisses System in diesen Wegen und ehemaligen Befestigungsanlagen zu liegen scheint, worauf wir später zurückkommen. Ein wichtiger Punkt ist hierbei das kastellartige Amtshaus auf dem steilen Thalrande des Linebach, bei dessen Mündung in die Weser, 100 m über deren Wasserspiegel. Der mittelalterliche Steinbau des Amtshauses gehört dem 12. Jahrhundert an. Diese Steinruine bildet eine plateauartige halbkreisförmige Umfassung von 50 m Radius mit 4 bis 6 m hoher, 2 bis 3 m starker Mauer, durch Strebepfeiler gestützt.

Urkundlich kaufte der Erzbischof Philipp von Cöln im 12. Jahrhundert die Burg Vlotho für 600 Mark von ihrem Besitzer, dem Herrn von Flotuwe. Die Burg kam nach mehrfachem Wechsel der Besitzer an die Herzöge von Jülich und durch diese im Jahre 1615 an unsre Hohenzollern. Der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen beschoss vom Schanzberg her im Jahre 1673 die Burg vergeblich. König Friedrich Wilhelm IV. besuchte die Burg als „Herr von Vlotho“ und war über deren schöne Lage, der porta gegenüber, hoch erfreut.

Auf das hohe Alter der Erdburg, vor dem Mauerbau derselben, deutet die urkundliche Bezeichnung derselben als „Mantelstätte“, insofern dieser Mauerbau von Ueberresten einer Erdbefestigung mit Wällen und Gräben umschlossen war, die mit abgerundeten Ecken 200 m lang und wenigstens 150 m breit waren, also grösser als die 400 Schritt entfernte custodia auf dem Schanzberge. Aus ältester Zeit stammt auch ein gemauerter Brunnen in der Burg, der 30 m tief ausgegraben wurde. Derselbe war gewiss wenigstens drei Mal so tief, doch musste man die gefährliche Arbeit aufgeben, so wich-

tige historische Aufschlüsse ein Weitergraben vielleicht liefern konnte. Der Brunnen erinnert an den denkwürdigen Drususbrunnen des Castells auf dem Eltenberge, in welchen Prof. Schneider sich hinabliess [1]), um ihn zu untersuchen und näher zu beschreiben.

Wir wagen es, in der hohen Burg Vlotho ein ehemaliges praesidium, westlich daneben eine custodia des Drusus zu sehen, von denen Florus spricht. Das Mauerwerk darin gehört dem Mittelalter, die Custodia liegt nahe dabei, und das Lager bei Castrup, die Front nach Süden gerichtet, wohl gegen die Cherusker bei Horn.

Für die Römer wurde unser Osterburger Gau um so wichtiger, als 20 Jahre nach dem Aufenthalt des Drusus Truppentheile des Varus, etwa eine aus Horn detachirte Legion, hier lagerte um „die mehr entfernten kleinen aufrührerischen Völker", wohl die Angrivarier bei Engern und die Ampsivarier, mehr nach der Ems hin wohnend, zu beobachten; trotz der nöthigen Verpflegungsrücksichten allerdings eine Zersplitterung der römischen Streitkräfte. Diese Legion nahm ihr Lager mehr mit der Front nach Westen, benutzte die kleinen Lager bei Babenhausen, Rehme mit der Warte des Schanzenberg und mit der Burg von Vlotho. Wahrscheinlich verlor die Legion im Jahre 9 n. Chr. beim Ueberfall von Süden her ihre Rückzugslinie über Salzuffeln und gilt von ihr vielleicht der dreitägige Marschbericht des Dio Cassius, von Vlotho über die Line nach dem jetzt noch dort erkennbaren Lagerplatz von Kirchheide, wo die Wagen verbrannt wurden, dann nach Lemgo und am dritten Tage über Detmold zur Berlebeke, bei deren sumpfigen Quellen am Fuss des Winfeldes in der Gegend der heutigen Johannaburg die Niedermetzelung durch Germanen von der Grotenburg her erfolgte, nachdem bereits das Hauptlager Horn, die „prima Vari castra," gefallen war.

Nach den bisherigen Annahmen lagerte Drusus mit seinem Heer etwa in den Monaten August und September auf den Höhen von Vlotho und Castrup, jedenfalls in Fühlung mit den Cheruskern, deren Führer in der Nähe ihrer von Drusus bisher verschonten Kultusstätten und Heiligthümer bei der Grotenburg, den Extersteinen und den Dingstätten zwischen Leistrup und Meinberg sich versammelten, 4 deutsche Meilen von Castrup entfernt. Das Cheruskervolk litt gewiss schwer unter dem Druck der Kriegslasten. Aehnlich war auch

1) Prof. Schneider, Neue Beiträge 1. Folge, S. 11.

das benachbarte Sugambrerland im Frühjahr bereits von Drusus verwüstet worden, als die abwesenden Sugambrischen Krieger die Sueben-Chatten jenseits der Ruhr bekämpften, besiegten und zum Frieden unter der Bedingung künftiger Bundesgenossenschaft gegen die Römer zwangen. Dann aber vereinigten sich die heimgekehrten Sugambrer und Chatten mit den Cheruskern durch heilige Eide zum gemeinschaftlichen Kampf, und als Drusus seine Kundschafter zu denselben aussandte, wurden 20 Centurionen, also $^1/_3$ der Offiziere einer Legion, gekreuzigt und verbrannt, als Vorzeichen eines erbitterten Kampfes auf Leben und Tod. Dies veranlasste die Römer wohl ebenso und mehr zum Lagerwechsel, wie der Mangel an Lebensmitteln oder die böse Vorbedeutung eines Bienenschwarmes, der sich im Lager zeigte. (Siehe Dio Cassius, Florus, Plinius etc.)

III. Drusus Rückmarsch. — Schlacht bei Arbalo.

Drusus hatte seinen Zweck erreicht, die Weser und die Wege zu derselben kennen gelernt, und wollte jetzt zum Rhein nach Vetera zurückkehren.

Der damalige einfachste Weg dahin führte von Castrup über Exter und Herford, dem alten Herivurth, mit $3^1/_2$ Meilen zum Bielefelder Pass über den Ossning, von hier in 3 Märschen über Wiedenbrück (Stromberg), Beckum zur Lippe nach Hamm.

Der Bielefelder Pass entspricht in seiner Form in gewisser Weise der Beschreibung Dio's LIV. 33, der das Schlachtfeld des Drusus als einen engen Bergkessel bezeichnet (στενὸν καὶ κοῖλον χωρίον); Plinius hist. nat. XI 17. 55 sagt von der Schlacht „pugnatum est prosperrime apud Arbalonem“ [1]). Mit diesem Arbalo hat man die Namen Erbentrup, Erpessum, Arpesfeld etc. etymologisch vergeblich in Verbindung gebracht. Vielleicht schlug Drusus jenen Weg über Herford ein, sandte leichte Truppen voraus, die bei Bielefeld oder Oerlinghausen lagerten, aber aus Hinterhalten der Germanen (siehe Dio) blutig zurückgeschlagen wurden. Drusus marschirte dann östlich neben jenem Höhenzug des Ossning auf Stapelage, wo er sein Lager

1) Könnte das Stammwort „Bal“ etymologisch vielleicht mit „Biel“ im Zusammenhang stehen? Oder geht nur Arba-lo zu trennen?

aufschlug. Schwerlich fürchtete Drusus bei diesem Marsche den Feind, da er bekanntlich mehr kühn als vorsichtig war, und gern hätte er gewiss mit den Germanen wegen seiner geopferten 20 Centurionen erst abgerechnet. Stapelage würde dann der Ort des verschollenen Arbalo sein, und auffallender Weise ist dies derselbe Punkt, den Ptolemäus geographisch nach Länge und Breite als Pheugaron feststellt, nach General von Müfflings Römerstrassen Seite 10 auf 51° 55′ nördlicher Breite und 26° 24′ östlicher Länge, genau den Bestimmungen von Vetera und der Tropaea Drusi entsprechend. Lässt sich der Name Pheugaron etymologisch vielleicht mit φυγεῖν — πέφευγα als „Fluchtfeld" übersetzen?

Die Gegend von Stapelage entspricht der obigen Beschreibung Dio's vollkommen, und der dortige hoch überragende heutige Hermannsberg, 1 Meile westlich von unserm Arminius-Denkmal, ist genau jener Punkt Pheugaron des Ptolemäus. Reste eines Römerlagers sind jetzt noch deutlich am Fuss jenes Hermanns- und Riesenberges zu erkennen, nahe dem Pass Wallreste 1 m hoch, 2 bis 3 m breit zwischen zwei abgeflachten Gräben, theilweise zerstört, aber als Absätze ein Viereck von 300 m Seitenlänge bezeichnend; dahinter eine aufgewühlte Sandhaide, 300 m breit, 600 m lang, auf Stapelage hin durch einen hohen, zerrissenen Erdrand, nach dem Uekepol hin durch 4 m hohe Wall- oder Terrassenreste begrenzt, die Hölzermann auf Tafel IX seiner Schrift als parallele „Landwehren aus der Urzeit" bezeichnet.

In den Sandhügeln sind zerbrochene Urnenscherben gefunden, namentlich aber hier und auf dem Wege zur Senne zahllose kleine, verbrannte weissgraue Knochenreste, von denen mir mein Freund, Dr. Deppe aus Heidelberg, Proben schickte, die seine in dem nahen Oerlinghausen geborene Frau seit vielen Jahren beim Besuch ihrer Heimath korbweise zur Pflege ihrer Blumen sammelte. Der sumpfige Uekepol lieferte dem Lager das nothwendige Wasser, bildet bei Stapelage jetzt kleine Teiche, mit deren Hülfe die dortige Mühle getrieben wird. Jenseits des Uekepol wurden bei den Gehöften Hunneken, Kräwinkel, Fillies wiederholt Augustus-Münzen gefunden, die Oberst Schmidt im 20. Bande der Westfäl. Zeitschrift, Münster 1859, erwähnt.

Detmolder Bürger besuchten auf Veranlassung meines Freundes Schierenberg vor einigen Jahren diese Stätte, fanden aber nach ihrer Ansicht weder Spuren eines Schlachtfeldes, noch eines

alten Lagers. Ein dortiger Wegebau soll allerdings seit jener Zeit Vieles zerstört haben.

Als alten Generalstabsoffizier, der jene interessante Gegend seit vielen Jahrzehnten wiederholt durchstreifte, hat mich Stapelage stets ganz besonders angezogen. Sowohl diesen Punkt wie den Osterburgen-Gau zeichnete ich wegen ihrer Befestigungswerke in grösseren Massstäben von 1 : 10 000 und 1 : 200 000, und suche hier den vielleicht zu gedehnten Text durch jene deutlicheren Zeichnungen zu ersetzen, um auf diese historisch denkwürdigen Römerreste hinzuweisen. Abgesehen von Drusus erinnert Tacitus Beschreibung in den Annalen I 61 an das Varianische Schlachtfeld, welches Germanicus im Jahre 15 n. Chr. besuchte und hier ein Lager findet: „dein, semiruto vallo“ etc., während der vorausgesandte Cäcina wahrscheinlich die „prima Vari castra, lato ambitu“ an der Stelle der heutigen Stadt Horn sah, 2 Meilen von Stapelage entfernt. Heutzutage suchen die Gelehrten jene Niederlage des Varus, der Münzen wegen, bei Barenau, und so hindert uns vorläufig nichts, bis zum Umschlagen und Aufklären der Ansichten, Arbalo bei Stapelage anzunehmen.

Der Verlauf der Schlacht bei Arbalo, welche Dio und Florus mit wenigen Worten schildern, ergiebt sich einfach und deutlich aus den örtlichen Verhältnissen. Cherusker, Sugambrer und Chatten umschlossen das Römerlager von Stapelage auf den umliegenden Höhen des Hermanns-Riesen-Töns-Berges und auf den Höhen des Uckepol. Sie waren ihres Sieges so gewiss, dass sie nur an die verabredete Beute dachten, die Cherusker an die Pferde, die Sugambrer an die Gefangenen, die Chatten an das Gold und Silber. Sie griffen wild und ohne Ordnung an, während die Römer festgeschlossen ihre militärische virtus bewahrten, die feindlichen Haufen auf dem stellenweise steil zur Senne abfallenden Passwege durchbrachen, die Ebene erreichten, von den Germanen nur aus der Ferne verfolgt. So gelangten sie etwa in 2 Märschen über Delbrück in die Gegend des heutigen Lippstadt und waren so im Freundesland der Brukterer, um hier, wie Florus sagt, „ihre Pferde zu vertheilen und zu verkaufen, ihre Heerden, ihren Halsschmuck und die Gefangenen“. Gefährlicher wäre Drusus' Marsch am waldigen saltus Teutoburgensis entlang gewesen, der gewiss von den Germanen bald besetzt war, und nach einem Marsch von 3 Meilen wären dann die Römer bei Neuhaus und Paderborn keineswegs in Freundesland gewesen, da die befreundeten Brukterer bekanntlich zwischen der mittleren

Lippe und Ems wohnten, während an der Almana im Patergau des Mittelalters, die ehemaligen Cherusker und Sugambrer miteinander grenzten.

Das fälschlich sogenannte Drususcastell Aliso hatte allerdings eine günstige Lage am Zusammenfluss der Lippe, Pader und Alme, indessen sprechen die triftigsten Gründe gegen seine Gründung durch Drusus an jener Stelle, wie wir dies demnächst erörtern wollen. An dortiges römisches Mauerwerk zur Zeit des Drusus war dem nahen erbitterten Feinde gegenüber, damals gewiss nicht zu denken.

IV. Wo lag das Drususcastell Aliso?

Siehe Tafel V.

Dio Cassius sagt, der Sieg bei Arbalo habe dem Drusus den Muth gegeben, da, wo der Lupias mit dem Elison zusammenfliesst, ein Castell anzulegen. Tacitus sagt nur, dass das Castell Aliso an der Lippe lag, und da der Elison unbekannt ist und weder den kleinen Elsebach noch die Alme bezeichnen kann, so wissen wir nicht, an welchem Punkt der Lippe Aliso lag. Wir wissen nur, dass Germanicus im Jahre 16 n. Chr. die Strecke zwischen Aliso und dem Rhein an der Lippe mit neuen Wällen und Dämmen befestigte, die dortige Strasse also erneute (Tac. ann. II 7), welche höchst wahrscheinlich 20 Jahre vorher von Tiberius angelegt war.

Der Name Aliso erinnert an Caesars historisch und militärisch denkwürdige Belagerung von Alesia oder Alise (Caesar B. G. VII 85 —52 v. Chr.), in welcher der Mont Auxois, im Umfange ähnlich unserm Borkenberge bei Haltern, aber etwa viermal höher, durch seine tiefeingeschnittenen Gräben am Abhange, durch Bogenschützen höchst zweckmässig vertheidigt, damals Berühmtheit erlangte. Vielleicht erzählte Caesar seinem jugendlichen Grossneffen Augustus und dieser seinem Stiefsohn Drusus von jenem berühmten Alesia, das als Aliso durch Drusus hier an der Lippe sehr wohl ein für uns lange verschollenes Namensdenkmal finden konnte.

Nach den Monumenta Germaniae historica I (Pertz 1826) erbaute auch Karl der Grosse 776 ein Castell „über der Lippe", dessen Mauern in Neuhaus aufgefunden sein sollen, ausserdem 786 ein Castrum an den Lippe-Quellen, wahrscheinlich das noch jetzt erkennbare Viereck um Elsen.

Nach den Monumenta Paderbornensia von 1714 S. 236 erbaute ferner der Fürstbischof von Paderborn Theodor im Jahre 1590 in Neuhaus eine Burg (arx) am Zusammenfluss der Lippe und Pader. Diese Burg wurde 1646 von Wrangel erobert und hatte Mauern mit Wassergräben und Thürmen. Der Fürstbischof schreibt, dass „haud dubie" hier das Drususcastell Aliso einst gestanden habe, und so galten die Fundamente der jetzigen Husarenkaserne in Neuhaus seit Jahrhunderten als Aliso.

Bestärkt wurde diese Ansicht durch einen hochstehenden Militär, den bereits mehrfach genannten General von Müffling, der in seinem Buch über die Römerstrassen S. 17 bei der Frage: „Wo lag das Castell Aliso" sich für Neuhaus entscheidet. Ich folgte bisher dieser Ansicht, fand aber so viele militärgeographische Widersprüche gegen diese Ortslage, so viele Zweifel durch die historischen Data der klassischen Schriftsteller, dass die Konsequenzen meines Aufsatzes im 84. Heft der Bonner Jahrbücher über den Römischen Grenzwall des Tiberius, mich in diesem Grenzwall auf Aliso führten.

Schon im Lauf der letzten Jahrzehnte rückte Aliso von Neuhaus her immer näher an den Rhein. Hauptmann Hölzermann verlegte Aliso von Neuhaus nach Ringboke, Professor Schneider weiter an die Glenne bei Schulte Nomke, ein Geistlicher an die Alvke bei Lippborg, Essellen, Knoke etc., auch Dr. Asbach nach Hamm [1]), Dr. Hülsenbeck in seinen gründlichen historischen und sehr interessanten Ortsstudien über Aliso nach dem Heikenberg bei Alstedde [2]). Die Ptolemäische Ortsbestimmung Aleison's gibt er mit 28° Länge und 51° 30′ Breite, die von Vetera mit 27° 30′ Länge und 51° 30′ Breite resp. 51° 35′ nach General von Müffling. Danach hätte Aliso in fast gleicher Breite mit Vetera 30′, das sind 7 deutsche Meilen östlich von Vetera gelegen, eine Entfernung, welche Ptolemäus wohl auf den entsprechenden Wegen maass und wobei ihm die römische Lippestrasse zu Hülfe kam, während solche annähernde Richtigkeit keineswegs überall wie hier an der Stever-Mündung vorliegt, die Reductionen der Originalangaben ausserdem auch sehr verschieden sind.

In meiner Beschreibung des „Römischen Grenzwalls an der Lippe" [3])

1) Bonner Jahrb. LXXX S. 21.
2) Dr. Hülsenbeck: „Das römische Kastell Aliso". Paderborn 1873.
3) Bonner Jahrb. LXXXIV von 1887.

betrachtete ich diese Befestigung des 9 Quadratmeilen grossen, schon von Natur starken Terrainabschnitts als ein einheitlich entworfenes System zwischen Lippe und Aa, und den zwischen beiden Flüssen liegenden Sümpfen und Mooren von Schermbeck über Haltern, Dülmen und Borken. Seit Jahren bin ich jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, dass die geschlossene Befestigung zwischen der Lippe, Stever und dem Antekaubach ursprünglich eine für sich bestehende, und zwar die stärkste und wichtigste Spitze des Systems, das Aliso des Drusus ist, an welches sich erst einige Jahre später die Flügellinien des Tiberius mit ihren bastionsartig flankirenden Vorsprüngen bei Dülmen, Gröning etc. anschlossen, das Ganze den limes a Tiberio coeptum des Tacitus bildend.

Bei diesem Aliso sehen wir:

1) Das sogenannte Westruper Lager mit seinen theilweise, namentlich an der Lippe durch Hochwasser zerstörten Wallresten, mit einer Reduitbefestigung an der Stever-Mündung. Durch dies Lager führt die alte Lippestrasse am 25 Schritt breiten, 4 bis 5 Fuss tiefen Fluss entlang, der in der Römerzeit beim Dorfe Stevermühr, das heisst die ehemalige Stever-Mündung, die Stever (im Mittelalter burna) diesen 20 Schritt breiten, 3 Fuss tiefen Nebenfluss aufnahm. Hier lag höchst wahrscheinlich ein römischer Staudamm der Lippe mit Schleuse, und statt der heutigen Lippe führte ein Kanal in der Richtung auf Haltern.

2) Ein kleineres Lager, 500 m lang, 300 m breit, liegt mit deutlichen 2 bis 3 m hohen Wallresten bei Overhaus in einer Schleifenenge der Stever. Der mächtige Niemenwall auf dem linken Ufer der Stever, 1200 m lang, mit einem Profil bis zu 40 m unterer Breite und 6 m Höhe, diente zum Aufstauen der Stever zwischen beiden Lagern, für eine Inundation bis zum Fuss der Borkenberge. Eine zweite Inundation des Antekaubaches durch den starken Sythener Damm überschwemmte die Niederung nördlich bis zu den Borkenbergen, so dass Aliso durch tiefes Wasser auf drei Seiten geschützt war.

Diese beiden Lager zusammen würden einen übergrossen Lagerraum ergeben, mit dem Nachtheil, die Vertheidigung bei wenigen Truppen zu erschweren, konnten aber den militärisch wohl durchdachten Plan begünstigen, je nach den vorhandenen Streitkräften das kleinere Overhauser Lager als beständiges Garnisonlager, event. mit gedeckten Magazinen zu verwenden. Darauf deutet der hohe

Wall, der mitten durch die Länge des Lagers führt, während das grosse Westruper Lager, unmittelbar an der Lippe, von der Hauptstrasse durchzogen, als Etappenlager zu Durchmärschen von Truppen und ausserdem zu einem Landungsplatz der Schiffe für Verpflegungsvorräthe, wie dazu geschaffen erscheint. Ein alter Weg über die Lippe bei Flasheim und Spuren einer redoutenartigen Befestigung auf dem linken Lippe-Ufer erhärten diese Annahme.

3) Auf der Ostfront decken das Lager die Borkenberge, die sich 70 m über die Stever ziemlich steil erheben, auf ihrer Kuppe von eigenthümlich tiefen und steilen Einschnittsgräben durchzogen, die durch Eindeckungen mit Baumstämmen eine gesicherte Unterkunft für Truppen, ausserdem weite Uebersicht der Umgebung, vielleicht für die zahlreichen Bogenschützen der Besatzung boten, das Ganze eine ungemein starke Befestigung mit den einfachsten Mitteln. Dabei konnte das Westruper Lager bei 300 ha sehr bequem 4 Legionen, das Overhauser Lager 6 Legionen aufnehmen, ein mächtiges Bollwerk den Germanen gegenüber an der so wichtigen Lippestrasse, wo das irrthümliche Phantom Neuhaus-Aliso bei 10 ha für eine kleine, äusserst gefährdete Besatzung von 1000 bis 2000 Mann bedeutungslos erscheint. Wohl konnte letzteres in der Römerzeit als Station an der Lippestrasse dienen, weit mehr aber in der Frankenzeit im Kriege Karls des Grossen gegen die Sachsen, in Verbindung mit dem dortigen Elsener Castrum ein strategisch wichtiger und starker Punkt werden.

Von Aliso führte Drusus nach diesem Feldzuge im Jahre 11 v. Chr. sein Heer in die Winterquartiere nach Vetera. Er selbst reiste von hier für den Winter nach Rom, wo er seinen feierlichen Einzug zu Pferde, nicht im Triumphwagen [1]), hielt. Der Kaiser Augustus war vielleicht mit Rücksicht auf die grossen Kosten und Opfer dieses Feldzuges mit dessen Erfolgen nicht recht zufrieden gewesen.

---

1) Dio LIV 33.

V. Ara Drusi.

Siehe Tafel IV.

Weder die vorstehend beschriebene denkwürdige Befestigung noch die freilich oft irrthümliche Ortsbestimmung des Ptolemäus werden unser neues Aliso für Zweifler und Ungläubige feststellen, wenn uns nicht die Entdeckung des Drususaltars hilft, der in der Nähe Aliso's gestanden haben soll, worüber Tacitus in dem wichtigen und inhaltreichen 7. Cap. des 2. Buchs seiner Annalen schreibt: „Sed Caesar (Germanicus a. 16 n. Chr.) Silium legatum in Cattos cum expedita manu inruptionem facere iubet: ipse audito, castellum Luppiae flumini adpositum obsideri, sex legiones eo duxit. Neque Silio ob subitos imbres aliud actum, quam ut modicam praedam, et Arpi, principis Cattorum coniugem filiamque raperet: neque Caesari copiam pugnae obsessores fecere, ad famam adventus eius dilapsi. Tumulum tamen, nuper Varianis legionibus structum, et veterem aram Druso sitam disiecerant. Restituit aram, honorique patris princeps ipse cum legionibus decucurrit; tumulum iterare haud visum. Et cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita."

Nur ganz beiläufig sei hier zunächst erwähnt, dass jener Zug des Legaten Silius im Jahre 16 n. Chr. eine Wiederholung des Zuges war, den Germanicus im Jahre 15 unternahm (Tacitus I 56), und dass trotz des störenden, wohl irrthümlichen „mons Taunus", der Ausgangspunkt des Zuges, das Drususcastell (Dio 54, 33), unmittelbar am rechten Rheinufer bei Bonn, nicht im heutigen Taunus lag (siehe Festschrift der Bonner Jahrbücher 1888 S. 25). Der Weg des Zuges ging auf dem heute noch sogenannten Römerweg von Schwarz-Rheindorf, Bonn gegenüber, nach Hangelar, Warth, Bödingen über Siegen und über den Baceniswald zur Adrana nach Medebach, vielleicht das damalige Mattium, Hauptstadt der Chatten. Bei dem alten Brilon liegt noch heute nach den Gaukarten das Arpusfeld, auf den Sitz des Chattenfürsten Arpus hinweisend.

In meiner Beschreibung des Lippe-Limes sagte ich Seite 18, dass der Düvelsteen, von Nah und Fern besucht und von Sagen und Märchen der Landesbewohner umwebt, mit seinen 30 Steinblöcken vielleicht eine altgermanische Grabstätte sei, oft Hünengrab genannt. Jetzt lege ich das Hauptgewicht auf die etwa 2 m hohen Wallreste,

welche die Steingruppe gleich einem muldenförmigen Lagerplatz von c. 500 m Breite, 1000 m Länge umgeben, auf den kürzeren Seiten mehr geöffnet oder zerstört. Die dortigen Wallreste haben sich auf dem alten Haideland gut erhalten, doch ist die baldige Verwendung der hübschen Steine zu Strassenbauten zu befürchten. Jener Circus ist breiter, aber eben so lang wie der bekannte Circusrest von Bovillae an der Via Appia, der $3^1/_2$ Stadien à 600′ lang war. Statt der Mauerbreiten veränderten jene Wälle die Breite der Anlage. Das giebt den Eindruck einer Rennbahn, eines Circus, wo wahrscheinlich Tiberius im Jahre 11 n. Chr. den Geburtstag des Kaisers durch Pferderennen feierte. Danach hätte hier im Jahre 16 Germanicus mit 6 Legionen seine Festspiele (ludi circenses) gehalten. Dann wird aber auch jener Düvelsteen in der Nähe der Vilia- oder Julia-Quellen [1]) der wiederholt von den Germanen „auseinander geworfene" Altar des Drusus sein und ein neues Aliso wäre 2 Meilen davon, da wo die Stever in die Lippe mündet, gefunden, während der zerstörte Tumulus 15 bis 20 Meilen weit entfernt, nahe am saltus Teutoburgensis liegt und im Jahre 16 n. Chr. bei Borken natürlich nicht zu sehen war.

Am Düvelsteen sagten mir die dort ansässigen Bauern, dass schon vor 50 Jahren die alten Wälle bei Anlage der Kolonien Nottelmann und Könen im bisherigen Haideland mit viel Arbeit abgetragen und eingeebnet worden wären. Aehnliches geschah schon früher nördlich bei Hellermann in der Gegend der Velener Quellen, wo das Haideland immer schneller jetzt verschwindet. Bei Kolon Nottelmann ist das südöstliche Ende der Wälle, dem Düvelsteen gegenüber, kaum noch erkennbar. Will man jene historisch so interessanten Wallanlagen retten, so wäre eine sorgfältige Aufnahme dringend geboten. Die Generalstabskarte genügt für einen Ueberblick, aber für Beurtheilung der Bauten vor zwei Jahrtausenden reicht sie auch in ihrer Originalaufnahme nicht aus.

Wenn Tacitus schreibt, dass die Römer alle Wege zwischen Aliso und dem Rhein mit neuen Wällen und Dämmen befestigten, resp. die alten erneuten, so war diese Arbeit von Haltern zum Rhein wenigstens eher ausführbar, als dies von Neuhaus-Aliso so schnell

1) In einer Ausgabe des Vellejus II 105 soll stehen: „ad caput Iuliae fluminis", was Lipsius in „Lupiae" geändert hätte (Dr. Hülsenbeck's Aliso S. 169).

möglich gewesen wäre. Ausserdem lässt sich annehmen, dass Drusus bei seinem Feldzuge 9 v. Chr. den alten Weg von Neuhaus über Horn, Lügde bis zum Castrum Osen benutzte und verstärkte, wie später auch Tiberius. Daraus dass Letzterer jene Lippestrasse von den Sugambrern stets gefährdet sah, erklärt sich die gewaltsame Versetzung dieses Volkes nach dem rechten Rheinufer; Kaiser Augustus verfuhr schon vorher gegen die Führer des Volkes, welche den Frieden brachten und versprachen, sehr barbarisch (Dio 55, 6).

Wenn man sich überzeugen kann, dass der ominöse Düvelsteen bei Heiden die Steine des ehemaligen Drususaltars birgt, dann würde im Sinne und zu Ehren des altgermanischen Siegers nach blutigem Kampf mit dem einst die Welt erobernden Rom, jenes römische Heiligthum wohl eine einfache und sichernde Herstellung verdienen, um dem Wanderer zu sagen, „dass vor zwei Jahrtausenden mit diesem Altar die römische Virtus der altgermanischen Tapferkeit und Treue erlag, welche unser deutsches Vaterland befreite“.

Drei römische Bleitäfelchen.

Von

Josef Klein.

(Hierzu Tafel VI.)

1.

Im Laufe des Jahres 1886 wurden in der Nähe von Kreuznach hart an dem Wege, welcher von dieser Stadt zu dem benachbarten Dorfe Planig führt, mehrere Gräber blossgelegt. Den Inhalt eines derselben erwarb das hiesige Provinzialmuseum. Unter den Beigaben, welche das Grab barg, macht begreiflicher Weise eine Anzahl Thongeschirre den Hauptbestandtheil aus, welche mit geringen Ausnahmen gut erhalten sind. Aus gemeinem grauem Thon sind ein einfacher glatter Teller mit senkrecht aufsteigendem Rande, von $18^1/_2$ cm Durchmesser, sowie eine unverzierte 17 cm hohe Urne mit niedrigem weitem Mündungsrande. Weniger gut erhalten ist eine $11^1/_2$ cm hohe Urne von ausserordentlich dünnem grauschwarzem Thone, mit einem in scharfem Winkel ausgebogenem Gefässbauch, welche auf der Aussenseite des Bodens den schon anderwärts [1]) von mir beschriebenen Töpferstempel: TASCO aufweist. Durch seine Form bemerkenswerth ist ein henkelloser, $11^3/_4$ cm hoher Krug aus schwarzgrauem Thon, dessen durch zwei über einander laufende concentrische Ringe verzierter cylindrischer Körper sich zum Halse absatzweise verengt.

Ausserdem enthielt das Grabinventar an Geschirren einen 14 cm hohen birnenförmigen einhenkeligen Trinkkrug aus gelbem Thon mit kurzem am Ausguss sich erbreiterndem Halse, ein $6^1/_2$ cm hohes Henkelkrügelchen mit stark ausgebauchtem Körper und kurzem Halse

1) *Tasc(i)* oder *Tasc(illi) o(fficina)*. Vgl. B. Jahrb. LXXXIX S. 55 n. 43.

aus röthlich gelbem Thon und endlich aus Terra sigillata ein zierliches Schälchen von 7 cm Durchmesser mit dem unvollständig ausgeprägten Töpferstempel [1]): RVTAEN//// im Boden sowie das Bruchstück des Bodens einer reich verzierten Schale [2]) mit dem theilweise zerstörten Töpferstempel PE/////G/RIV, der *Pe*[*re*]*gri*[*nus*] gelautet zu haben scheint.

Von Metallgegenständen ist wenig zum Vorschein gekommen; von Bronze die Hälfte einer kreisrunden Platte von 11½ cm Durchmesser mit ringsum durchbohrtem Rande, deren eine Seite Reste von eingravirten Kreisen zeigt, und aus Blei eine dünne runde Scheibe von 7½ cm Durchmesser, auf deren Aussenseite zwei Kreise flüchtig eingeritzt sind. Sie hat wahrscheinlich ebenso wie die Bronzescheibe als Deckel eines Gefässes gedient.

Das Hauptinteresse nimmt unstreitig ein Glasgefäss mit seinem Inhalte für sich in Anspruch. Es ist eine 21 cm hohe henkellose Urne aus dunkelgrünem Glase mit kugelförmigem Körper und niedrigem engem Halse, dessen Mündungsrand wagerecht nach aussen umgeschlagen ist. Wenngleich sie nur in stark beschädigtem Zustande aus der sie umgebenden Erde hat herausgenommen werden können, so war es doch durch die vollzählig erhaltenen Bruchstücke möglich, sie gänzlich wieder zusammenzusetzen. Sie war verschlossen durch einen wohl erhaltenen, oben mit einem runden Knauf versehenen Deckel aus gleichem Glase. In der Urne hat sich nach Angabe der Finders ausser Ueberresten verbrannter Knochen ein Täfelchen aus Blei mit Inschriften gefunden. Sechs solcher Täfelchen hat vor einigen Jahren auch das Paulus-Museum in Worms erworben, welche von Weckerling (die röm. Abtheilung des Paulus-Museums. Thl. 2, Worms 1887, S. 65 ff.) veröffentlicht worden sind. Da diese ebenfalls bei Kreuznach zu Tage gefördert worden sind, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie demselben Gräberfelde bei Planig wie das unserige entnommen sind. Dieses Täfelchen verleiht aber unserem Grabfunde aus dem Grunde eine besondere Bedeutung, weil es und die Wormser die ersten derartigen Schriftstücke sind, welche im Rheinlande meines Wissens bekannt wurden, während die meisten aus Griechenland, Italien und Afrika stammen, und weil ausserdem die in lateinischer Sprache abgefassten bislang

1) Wohl *Rutaen*(*i*). Vgl. a. a. O. S. 36 n. 290.
2) Vgl. a. a. O. S 34 n. 269.

ziemlich selten sind [1]). Sie enthalten in der Regel aus den verschiedenartigsten Anlässen hervorgegangene Verwünschungen gegen feindlich gesinnte Personen, welche dadurch nach einem im Alterthum weit verbreiteten Aberglauben den Unterweltsgottheiten (*Dii inferi*, *Dii Manes*, vereinzelt auch *Dis pater*) überantwortet werden. Zu diesem Zwecke wurden sie an solchen Orten niedergelegt, wo diese Gottheiten herrschten, nämlich in Gräbern, zuweilen auch in einem Heiligthume derselben, wie z. B. der Demeter, indem der Glaube obwaltete, dass dadurch die ausgesprochenen Verfluchungen wirksam und die bezeichneten Personen der Gewalt jener Gottheiten überliefert würden. Manchmal werden die Gottheiten selbst nicht genannt, ebenso findet nicht immer eine direkte Beziehung zu dem Todten statt, in dessen Grabe sie niedergelegt sind.

Das Täfelchen, welches die Gestalt einer kreisrunden Scheibe hat, besitzt einen Durchmesser von 48 mm und eine Dicke von 1 mm. Mit Ausnahme von zwei Stellen, wo die Oberfläche des Bleies Schaden genommen hat, ist es sehr gut erhalten. Da sich keine Spuren von Löchern zur Aufnahme von Nägeln finden, so scheint die Platte nicht, wie dies meistens der Fall ist, aufgeheftet, sondern mehr als Verschlussdeckel auf eine kleine Büchse oder ein Gefäss aufgelegt

1) Seitdem C. Wachsmuth (Rhein. Museum, N. F. XVIII S. 559 ff. XXIV S. 474 ff.), Henzen (Bull. dell' Inst. arch. 1866 S. 252) und Wordsworth (Fragmens and specimens of early Latin p. 230 u. 486) eine Zusammenstellung von Bleitäfelchen dieser Art gegeben haben, hat sich die Zahl der in lateinischer Sprache abgefassten Denkmäler mit ähnlichem Inhalt beträchtlich vermehrt. Es mag daher nicht unangemessen sein, die neu hinzugekommenen hier aufzuführen, nämlich eines aus Arezzo (Hermes IV S. 282), eines aus Cumae (C. I. L. X, 8214), eines aus Capua (C. I. L. X, 3824), eines aus Minturnae (C. I. L. X, 8249), eines aus Lydney Park (C. I. L. VII, 140), zwei von Bath, von denen jedoch eines bloss veröffentlicht ist (Hermes XV S. 588 ff. = Ephem. epigr. VII p. 278 n. 827), zwei aus Bregenz (Mitth. der K. K. Central-Commission, N. F. VIII S. 57 ff. = Bonn. Jahrb. LXXIV S. 181), eines aus Constantine (Ephem. epigr. V p. 441 n. 896), mehrere aus Carthago (Revue archéol. 3me Série t. XII, 1888, p. 174; C. I. L. VIII, Suppl. 12504—12507), zu denen wegen ihres verwandten Inhaltes die Marmortafel aus Merida in Spanien (C. I. L. II, 462) hinzuzufügen ist. Besonders bemerkenswerth ist die Bleitafel aus einem Grabe des alten Hadrumetum, weil sie eine in griechischen Buchstaben geschriebene lateinische Verwünschung enthält (Collections du musée Alaoui; Paris 1890. 1re Série. Livr. 4 p. 57 ss.). Auch an oskisch geschriebenen Ueberbleibseln dieses Aberglaubens fehlt es nicht. Vgl. Zwetaieff, Sylloge n. 49 u. 50.

gewesen zu sein. Die Schrift, deren Charakter die nach einer photographischen Aufnahme hergestellte lithographische Abbildung (Taf. VI, 2) genau wiedergibt, ist durchweg deutlich; die Feststellung der einzelnen Buchstaben, wenn man von den beiden letzten Zeilen der Vorderseite absieht, gelingt leicht. Um so grössere Schwierigkeiten bereitet dahingegen die Lesung und Deutung der ganzen Inschrift. Wenn diese zu einiger Massen befriedigenden Resultaten gelangt ist, so wird dies nicht zum geringsten Theile der jederzeit bereitwilligen Unterstützung Buecheler s verdankt.

Als Wortlaut der beiden Seiten, so weit er festgestellt werden konnte, hat sich folgendes ergeben:

	I		II
	NOMINA		SILONIA
	DATA....		SVRVMCAII
	TA L.....		NV
	ADINFIIROS		SIICVNDVM
5	..ILLOSPIIRVIM		ILLII TII
	///CNR///ANT	5	PONSVS PRO
			CAIIVM ΔMO

Gehen wir nun zur Betrachtung des Einzelnen über.

I Z. 2. Nach dem Worte DATA glaube ich noch die obere Hälfte eines M schwach durchschimmern zu sehen. Da die Zeilen nicht alle von gleicher Länge sind, so können hier sehr wohl noch vier Buchstaben gefolgt sein, von denen jetzt freilich jegliche Spur verwischt ist. Mit Rücksicht auf die Silbe TA zu Anfang der folgenden Zeile, welche offenbar mit dem Schluss der 2. Zeile zu einem Worte gehört hat, liegt die Vermuthung sehr nahe, dass dieses Wort ebenso wie das vorhergehende DATA ein Partizipium gewesen ist, etwa M[ANDA]||TA. Buecheler hatte an [VINC]||TA gedacht.

Z. 3. Hinter TA kommt ein deutliches L zum Vorschein als Anfangsbuchstabe eines neuen Wortes, dessen Rest durch die Abschürfung der Oberfläche des Bleies jetzt verschwunden ist. Nach Massgabe der für solche Verwünschungen gebräuchlichen Verba und wegen des Zusammenhanges hat Buecheler mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Fehlende durch L[IGATA] ergänzt, was insofern eine Bestätigung erhält, als ich nach mehrfacher Besichtigung jetzt als drittes Zeichen hinter L die schwachen Striche eines A zu erkennen glaube.

Z. 4 ist das dritte und vierte Zeichen nicht ITI zu deuten, wie man sich versucht fühlen könnte anzunehmen, sondern vielmehr IN, indem der Schreiber den Mittelstrich des N durch dessen erste Hasta durchgezogen und bis zum Kopf des vorangehenden I verlängert hat. — Die folgenden Buchstaben, welche zu dem mit IN beginnenden Worte gehören, stehen unverhältnissmässig weit auseinander; O vor S ist oben spitz ausgefallen und scheint überhaupt etwas missglückt zu sein, indem es auch unten nicht ganz geschlossen ist.

Z. 5. Die Buchstabenzüge dieser und der letzten Zeile dieser Vorderseite sind mehr oder minder oberflächlich und fein eingeritzt, so dass sie nur schwach, der eine unter dieser, der andere unter jener Beleuchtung sichtbar sind, was namentlich für die Anfänge der beiden Zeilen gilt. Im Anfang der 5. Zeile scheinen die Buchstaben AD in schwachen Resten noch vorhanden zu sein. Dann folgen deutlich ILL, ein kleiner gebildetes O, sodann ein schiefer Strich, welcher einem S anzugehören scheint, also AD ILLOS. Den Schluss der Zeile bilden die Worte PER VIM, in denen der letzte Schenkel von M nicht mehr ganz deutlich erkennbar ist.

Z. 6. Der erste jetzt auf dem Blei wahrnehmbare Buchstabe scheint eher ein durch die misslungene Rundung nicht ganz geschlossenes O als C zu sein, dann folgen ziemlich deutlich erkennbar NR und nach einem jetzt leeren Raume, in welchem bloss ein Buchstabe gestanden haben kann, ANT. Der von links nach rechts in die Höhe gehende geschwungene Strich, welcher in der Lücke sichtbar ist, ist ein Riss im Metall. Mit der Ergänzung [C]ON-R[u]ANT — eine andere lässt sich kaum finden — hat wohl Buecheler das Richtige getroffen.

II Z. 1. Der Name *Silonia* ist zwar nicht nachweisbar, aber mit Rücksicht auf das Vorkommen von *Silo* und *Silonianus* ohne Bedenken.

Z. 2 ist das erste Wort SVRVM, dann folgt CAE am Ende der Zeile mit darmtergeschriebenem NV, was wohl *Caenu(m)* zu lesen ist. Wir haben alsdann zwei Sklavennamen. Der Name *Caenus*, welcher wie Geta, Syrus, Thrax von dem Vaterlande, welchem der Betreffende ursprünglich angehörte, also in diesem Falle von den Caeni, einem zwischen dem Pontus Euxinus und dem Flusse Pamysus wohnenden Volksstamme Thraciens (Liv. XXXVIII, 40, 7; Trogus Prol. 36; Steph. Byz. s. v. Καινοί) entlehnt zu sein scheint, ist nicht ganz unbekannt. Er kommt als Töpfername auf Geschirren

(C. I. L. VII n. 1336, 201) vor, welche in Britannien gefunden sind; vielleicht auch auf einer Inschrift [1]) von Caralis auf Sardinien, wo er nicht voll ausgeschrieben ist.

Z. 3 enthält einen dritten Namen *Secundum*. Es sind also drei Rivalen, *Surus*, *Caenus* und *Secundus*, welche verwünscht werden. Wie die Akkusative zu construiren sind, bleibt unklar — ein darauf bezügliches Verbum fehlt —, ebenso ob die in der ersten Zeile genannte *Silonia* die Verwünschende ist, da nicht ausgeschlossen ist, dass der Schreiber *Silonia*[*m*] hat schreiben wollen, wie er Z. 2 *Caenu* statt *Caenu*[*m*] geschrieben hat.

Z. 4 sind die Worte ILLE TE zu lesen. Grosse Schwierigkeiten bereiten die Lesung und das Verständniss der beiden letzten Zeilen.

Z. 5. Das erste Zeichen, welches oben deutlich einen kleinen abwärts gerichteten Strich zeigt, ist wegen der Aehnlichkeit mit dem drittletzten Buchstaben dieser Zeile eher P als I. Der vierte Buchstabe ist ein aus I corrigirtes S. Wir erhalten so das Wort *ponsus*, welches Buecheler für [*s*]*ponsus* nimmt mit Weglassung des s. impurum, nach der Analogie von *vicotrobili* für *vicostrobili* in der Appendix Probi (Gramm. lat. ed. Keil t. IV p. 198, 25) und anderer ähnlicher Vulgarismen. — Der Schluss der Zeile lautet PRO.

Z. 6. Zu Anfang stehen CA, dann folgen die Buchstaben E, welcher, wie überhaupt auf dieser Tafel, durch zwei senkrechte Striche bezeichnet ist, und VM, also *eum*. Der hart an den Rand gerückte und zum Theil auf demselben eingetragene Rest der Zeile beginnt mit A, welches mit dem folgenden M zu einem Zuge verbunden ist; alsdann folgt auf dem Rande noch ziemlich deutlich in seinem oberen Theile erkennbar ein nicht ganz gelungener Buchstabe, welcher ebenso gut für ein A, wie für ein eckig gebildetes O gelten kann, dessen untere Rundung durch Abspringen des Schreibinstrumentes missglückt ist. Das Letztere dünkt mir das Wahrscheinlichere. Demgemäss wäre wohl der letzte Absatz zu lesen: *ille te sponsus proca*[*t*], *eum amo*, wofern im Anfang der fünften Zeile durch *sponsus* das Richtige gefunden ist.

---

1) C. I. L. X, 7831: *D. m. Faustilla vixit ann. LX Licinius Caen. serv. coniugi b. m. f.* Ob hierhin auch der C. Geminius Cainus einer bloss durch die Abschrift von de Caussade bekannt gewordenen Inschrift von Auzia in Mauretania Caesariensis (C. I. L. VIII, 9074) zu ziehen ist, ist bei der Unsicherheit der Lesung nicht zu entscheiden.

Die Aufschrift der beiden Seiten des Täfelchens würde demgemäss folgendermassen lauten:

I *Nomina* | *data* [*manda*]*ta l*[*igata* | *ad inferos*]*:* [*ad*] *illos per vim* | [*c*]*onr*[*u*]*ant.*

II *Silonia* | *Surum Caenu*(*m*) | *Secundum*]*: ille te* | (*s*)*ponsus pro*|*ca*(*t*)*, eum amo* (oder *ama*).

Auffallend ist zunächst, dass hinter *Nomina* der Zusatz *inimicorum* oder *adversariorum* fehlt, zumal das folgende Verbum *conruant,* wenn die Ergänzung richtig ist, nur auf diesen Begriff bezogen werden kann, sowie die Häufung von drei Verbis der Exsecration, während in der Regel nur ein einziges gesetzt ist. Die Namen der Verwünschten auf der zweiten Seite bestätigen die auch sonst schon gemachte Beobachtung, dass diese Ergüsse des Aberglaubens durchweg unter den Leuten der untersten Klassen ihre Geltung gehabt haben. Denn die drei Verwünschten sind Sklaven. Zu ihnen möchte ich als vierte die zu Anfang der Seite genannte Silonia gesellen. Denn wenn ihr Name jetzt auch im Nominativ steht im Gegensatz zu den drei Mannesnamen, so verschlägt dies wenig gegenüber der Thatsache, dass keine Gattung von inschriftlichen Denkmälern so von orthographischen und grammatikalischen Nachlässigkeiten und Fehlern wimmelt, als gerade die Inschriften der Bleitäfelchen, deren Verfasser stets mehr auf den Inhalt als auf die grammatische Form geachtet zu haben scheinen. Für diese Annahme spricht auch der Inhalt der folgenden Sätze. Sie beweisen, dass die Veranlassung zu der Verfluchung ein unglückliches Liebesverhältniss gewesen ist und diese, wie aus den Worten *ille sponsus* offenbar wird, von einem Weibe [1]) ausgegangen ist, welches vielleicht in der Silonia eine Nebenbuhlerin gefunden hatte. Ist dem so, dann muss *Siloniam* gelesen werden, und *te* sich auf sie beziehen, während die eigentliche Urheberin der Delation ungenannt bleibt und sich in *amo* versteckt.

Was den Charakter der Buchstaben anlangt, so ist derselbe noch ein recht guter und weist auf eine verhältnissmässig frühe Zeit hin, so dass das Täfelchen noch dem Anfang des zwei-

---

1) Frauen haben mit besonderer Vorliebe von diesem Mittel der Superstition Gebrauch gemacht, wie z. B. Zündel (Rhein. Mus. N. F. XIX S. 482) bereits hervorgehoben hat, dass die Knidischen Bleitafeln sämmtlich von Weibern herzurühren scheinen.

ten Jahrhunderts angehören kann. Dafür sprechen auch die vorkommenden Namen und die Formen der dem Grabe beigegebenen Thongeschirre.

2.

Gleichzeitig mit dem eben beschriebenen Grabfunde wurde ein zweites Bleitäfelchen erworben. Nach Angabe seines früheren Besitzers soll dasselbe in der Nähe auf demselben Grundstücke ausgegraben sein, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt.

Dasselbe hat eine oblonge, an den Ecken abgerundete Gestalt und misst in der Länge 10,7 cm, in der Höhe 7,5 cm und ist ungefähr 1 mm dick (Taf. VI, 3). Dasselbe war ursprünglich zusammengerollt. In Folge dessen sind nicht bloss eine grosse Anzahl kleiner Risse in das Blei gekommen, die an manchen Stellen die Unterscheidung zufälliger Sprünge und Beschädigungen der Oberfläche von feinen Buchstabenstrichen sehr erschweren, sondern es ist auch ein grosser Theil des Täfelchens in der Mitte und unten links vom Beschauer leider abgebröckelt und verloren gegangen. Dadurch ist eine vollständige Entzifferung dieses Täfelchens, welches hinsichtlich seines Inhaltes grosse Aehnlichkeit mit dem von Weckerling a. a. O. S. 69 Taf. XIV, 1[b] veröffentlichten ersten Wormser Täfelchen aufweist, zur Unmöglichkeit gemacht. Es ist nur auf einer Seite und zwar der Länge nach beschrieben. Die Inschrift umfasst 11 Zeilen, von denen die erste Zeile grössere Buchstaben als die übrigen aufweist, sowie ausserdem auf den beiden Seitenrändern je eine Zeile. Soweit sie bis jetzt zu entziffern gelungen ist, lautet sie folgender Massen:

I N I M I C I II T I N I M I C I
C A R A N I T A · II I A B I L I V S I V II N I S
S A B I N V S A P · A R II O R A R R I A . . I S A O P T A T V S
S I L O N I S P R I V A T V . . . V II R I C O S S V S M A II S I
5 M A R C V S A II R A R I . . A T T A M A R C I V X S O R
C A M V L A V X S C ⟨ G A M A T I A M B I T I V A L
C I R I A T T I C I N V S . ⟨ O N I S T II R II N T I V S A T T I
? ?
S O I V L I A A T T I S O N I S N A R C I S V S C A L I P V N I S
? ? ? ?
C A L I P . . N T I . II P V D II N T I S II T P V D II S
10 . . I A . . . . . V S A . . V S V I C I N V S
. . . . . N II

Auf dem linken Rande vom Beschauer die nachstehende Zeile:

SIC TII MORBO ADICANT DII M.....

Auf dem rechten Rande sind ebenfalls flach eingeritzte Schriftzüge sichtbar, von denen ich glaube, dass die beiden letzten Worte vor dem Bruch als DII INFIIRI zu deuten sind.

Indem wir zur Betrachtung des Einzelnen übergehen, ist zunächst zu bemerken, dass der Ergänzung der Lücken in der Mitte der Tafel der Umstand zu statten kommt, dass die vollständig erhaltene erste Zeile einen Massstab für die Beurtheilung des Fehlenden bietet.

Z. 2. Der achte, am Fusse unvollständige Buchstabe war A; der folgende durch die Lücke absorbirte Buchstabe, von dessen zweiter Hälfte der untere Theil einer Hasta noch vorhanden ist, kann nach Massgabe des Raumes nur N gewesen sein, so dass das Wort *Caranita[n]i* zu ergänzen sein wird. Wir gewinnen damit das übrigens bis jetzt sonst nicht nachgewiesene Cognomen des Mannes, dessen Feinde hier genannt werden. — Bei dem darauf folgenden Worte besteht, da B und D in dieser Schriftgattung sich sehr ähneln, die Möglichkeit einer doppelten Lesung, entweder *Adilius*, woran Buecheler gedacht hat, oder *Abilius*. Das Gentilicium *Adilius* ist meines Wissens bis jetzt nicht nachgewiesen, wohl aber *Abilius*. Vgl. C. I. L. VI 10452. Das Letztere möchte daher wohl vorzuziehen sein.

Z. 3 sind von dem zweiten Worte die beiden ersten Zeichen AP erhalten, dann nach einer Lücke, in welcher ein Buchstabe verloren gegangen ist, ARI, ferner die untere Hälfte der Hasta sowie ein kleiner Rest des Querbalkens des T; darauf folgt ein verquetschtes O, dessen vordere Rundung durch den Bruch des Metalls zerstört ist, sowie R. Also wohl *ap[p]aritor*. Wir erhalten auf diese Weise eine nähere Charakteristik des im Anfang der Zeile genannten Sabinus durch Nennung seines Berufes. — Grosse Schwierigkeiten bereiten die zwei Worte, welche zwischen diesem Worte und dem Schlusse der Zeile, der *Optatus* gelesen werden muss, stehen. Für das erste Wort besteht die Möglichkeit einer doppelten Lesung, entweder *Arri* oder *Arria*, je nachdem man sich für die Zugehörigkeit des zweiten A zum ersten oder zweiten Worte entscheidet. Dessen Lesung ist gleichfalls ziemlich unsicher; denn seine einzelnen Buchstaben sind durch verschiedene Correkturen entstellt. Gleich bei dem ersten Buchstaben entsteht der Zweifel, ob er ein aus D cor-

rigirtes G oder umgekehrt ist. Ein gleiches Räthsel gibt uns das zweite Zeichen auf. Es scheint ursprünglich M oder vielmehr AR gewesen zu sein, aus welchem der Schreiber, als er sein Versehen bemerkte, AD oder, wenn man AR zu Grunde legt und den Grundstrich bei der Correktur noch zu Recht bestehen lassen darf, ARD gemacht hat. Die drei letzten Buchstaben des Wortes ISA sind sicher. Daraus ergibt sich ein Name wie DARDISA. Diesen kenne ich jedoch bloss als Mannesnamen und zwar eines unter den Praetorianern dienenden Soldaten (Ephem. epigr. IV p. 330 n. 896 *B.* I 35), während offenbar hier eine Frau gemeint ist. Noch weniger kommen wir zum Ziele, wenn wir das zweite A des ersten Wortes *Arria* zu Hülfe nehmen, im Gegentheil, es entstehen nun neue Bedenken. Denn jetzt muss der Genetiv *Arri* wegen seiner Stellung zu dem vorhergehenden Worte *apparitor* gezogen werden. Andererseits ist dann das allein stehende Cognomen, abgesehen davon, dass keine ordentliche Wortbildung entsteht, sehr auffallend, weil alle auf unserem Täfelchen durch einen einfachen Namen bezeichnete Personen, Männer sowohl als Frauen, durch die Angabe ihrer Familienzugehörigkeit oder ihres Berufes näher charakterisirt werden. Diese Bedenken werden aber einfach aus dem Wege geräumt, wenn wir *Arria* lesen, so dass die Betreffende zwei Namen, einen Gentilnamen und einen Zunamen, geführt hat. Sie hat dann in gleichem Range, wie der Z. 2 genannte *Abilius Juvenis* gestanden und das römische Bürgerrecht besessen.

Z. 4. Der hier unter den Feinden aufgeführte *Optatus Silonis* kehrt auch auf dem ersten Wormser Defixionstäfelchen Z. 2 wieder. Wenngleich es misslich ist, auf die Uebereinstimmung so häufig vorkommender Namen, wie Optatus und Silo sind, eine Identificirung der beiden Personen zu gründen, so halte ich doch diese Annahme hier für sicher, weil sie sowohl durch die gleiche Verbindung beider Namen als auch durch die Gemeinsamkeit des Fundortes beider Täfelchen eine gewichtige Stütze empfängt und weil auch andere Namen, wie sich im Verlaufe der Untersuchung zeigen wird, auf beiden Schriftstücken sich wiederholen. — Der erste Buchstabe des zweiten Wortes, welcher nur schlecht erkennbar ist, ist P, von S am Ende des Wortes findet sich am Rande der Bruchstelle noch eine schwache Spur. Der Name ist also *Privatus*. — Nun folgt eine Lücke von etwa zwei Buchstaben, dann VIIRI, was vielleicht [*S*]*everi* zu ergänzen ist. — Den Schluss der Zeile bilden die Namen

Cossus Maesi. Dem Namen Cossus begegnen wir auch auf der ersten Wormser Defixio in Zeile 20 wieder, welcher dort auf der rechten Seite des Textes, weil kein Platz mehr vorhanden war, quer eingetragen ist. Ob dort auch in Verbindung mit dem Genetiv *Maesi*, wie hier, ist zweifelhaft. Denn der dort im Genetiv beigefügte Name ist von Weckerling a. a. O. S. 71 *Matui[n?]i* gelesen worden; ob mit Recht, möchte ich jedoch sehr in Zweifel ziehen. Denn derselbe entpuppt sich dort auch als *Maesi*, wie ich wenigstens auf dem durch die Güte des Herrn Dr. Köhl mir vorliegenden Täfelchen zu lesen glaube.

Z. 5' sind die beiden ersten Buchstaben des ersten Wortes kein MA, sondern, wie deutlich zu erkennen ist, MR; es ist also A dem Schreiber in der Feder stecken geblieben. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Name *Marcus* lautet; das darauf folgende Wort, welches seine letzte Silbe durch den grossen, das Täfelchen von oben nach unten durchziehenden Bruch eingebüsst hat, ist *aerari[us]* und gibt, wie bei dem Namen Sabinus in der zweiten Zeile, die Beschäftigung des Mannes an. Der Rest der Zeile ist ohne Schwierigkeiten, er lautet *Atta Marci uxsor*. Es zählte also auch die Frau des Marcus zu den Feinden. Interessant ist dabei, dass die sonst als Mannesname bekannte Form *Atta* hier als Frauenname sich gebraucht findet, was zwar ungewöhnlich, aber nicht ohne Analogie ist. Denn eine Grabinschrift aus der Nähe von Rom (Bull. dell' Inst. arch. 1862 p. 33) ist einer *Flaviae Atte* (so) *coniugi benemerenti* gesetzt. Vergl. ausserdem C. I. Rhen. 688.

Z. 6 ist der letzte Schenkel des dritten Buchstabens M durch Risse im Blei unkenntlich geworden; aus demselben Grunde lässt sich der vordere Theil des folgenden V nur mit bewaffnetem Auge und selbst dann noch sehr schwach erkennen. Es ergibt sich der Frauenname *Ca[mu]la*, welcher als solcher nicht eben häufig ist. Vgl. C. I. L. V 547. — Von dem zweiten Worte *uxsor* fehlt jetzt durch den Bruch der Platte an dieser Stelle die Hälfte des O und R fast ganz. — Die folgenden Genetive *Gamati Ambiti*, deren Lesung völlig sicher ist, gehören zu *uxsor*, so dass zu verbinden sein wird: *Camula uxsor Gamati Ambiti.* Beide Namen sind bis jetzt, so viel ich weiss, nicht nachgewiesen, es sei denn dass *Gamati* als eine Verschreibung für *Giamati* zu nehmen ist, welcher Name auf den Stempeln von Thongeschirren als Fabrikantenname erscheint. Vgl. Schürmans, Sigles figulins n. 2430—2431. Klein, B. Jahrb.

LXXXIX S. 17, 142. — Den Schluss dieser Zeile bildet das Wort VAL, das einzige, welches in der ganzen Inschrift, soweit sie erhalten ist, abgekürzt ist. Es ist wohl *Val(erius)* aufzulösen und gehört wahrscheinlich zu dem im Beginn der folgenden (7.) Zeile stehenden CIRI.

Z. 7. Bei dem zweiten Worte kann man zweifelhaft sein, ob dasselbe *Attianus* oder *Atticinus* zu lesen ist, da die Züge von A und CI in dieser Schriftgattung sich ziemlich gleichen. Das Letztere scheint das Richtigere zu sein, weil eine Persönlichkeit dieses Namens auch auf dem Wormser Täfelchen Z. 5 erwähnt wird. Dieser Umstand führt uns auch zum Ziele bei der Ergänzung des unmittelbar hinterher stehenden Wortes, welches nur in seinem letzten Theile ... ONIS erhalten ist. Dasselbe scheint [*Amm*]*onis* gelesen werden zu müssen. Ist dies aber der Fall, woran ich nicht zweifle, dann sind wir auch berechtigt, den *Atticinus Ammonis* des Wormser Täfelchens mit dem unserigen zu identificiren, zumal bereits zwei dort genannte Leute sich auf unserer Defixio wiedergefunden haben. — Die am Schluss der Zeile stehenden Silben ATTI sind jedenfalls mit den beiden Buchstaben SO im Beginn der folgenden Zeile zu einem Worte zu vereinigen. Wir erhalten damit den Namen Attiso, welcher aus Britannischen Töpferstempeln (C. I. L. VII n. 1336, 112) bereits bekannt ist. Auch die Persönlichkeit des hier erwähnten Terentius Attiso hat sich auf den Wormser Täfelchen unter der Zahl der Verwünschten befunden. Dort hat nämlich Weckerling als seine Lesung von Z. 4 .... ius Nesso gegeben, welche der Berichtigung bedarf. Der Geschlechtsname ist vielmehr, wie ich mich durch eigene Anschauung überzeugt habe, ganz klar TIIBIINTIVS und statt NIISSO bietet das Wormser Täfelchen deutlich ATTISSO, indem der erste Buchstabe einen kleinen senkrechten im Inneren herabgehenden Strich aufweist und sich dadurch klar als A in dieser Form A darstellt.

Z. 8. Von hier ab beginnen sich grosse Schwierigkeiten der Lesung und Deutung entgegenzustellen sowohl wegen der zum Theil nur sehr fein eingeritzten Schriftzüge, als auch wegen der starken Lücken im Täfelchen. Das erste Wort, dessen einzelne Buchstaben nur sehr schwach sichtbar sind, glaube ich zu lesen IVLIA. Es steht jedoch zu befürchten, dass damit das Richtige noch nicht gefunden ist. Darauf folgt ATTISONIS, in welchem von O und N nur Reste erhalten sind. — Von den beiden ersten Zeichen des folgenden

Wortes NARCISVS ist N durch Risse des Bleis undeutlich, A durch einen Bruch im Metall seines ersten Schenkels verlustig gegangen, C, welches aus I corrigirt zu sein scheint, hat dadurch fast das Aussehen eines T erhalten. Für die Schreibung *Narcisus* statt *Narcissus* vgl. C. I. L. XIV, 2769. — Das letzte Wort heisst CALIPVNIS, was mit Abstreifung der Vulgarismen jedenfalls *Cal[l]ip[h]on[t]is* zu deuten sein wird.

Z. 9. Das erste jetzt bloss in seinem oberen Theile in Folge eines Bruches im Metall erhaltene Zeichen kann sowohl für C als auch für S gelten; das erstere halte ich für das wahrscheinlichere. Der dritte durch einen Riss stark entstellte Buchstabe ist entweder L oder B, dann folgt I und die etwas gebogene Hasta eines Buchstabens mit einem kleinen abwärts gehenden Schrägstrich, die vielleicht eher als Rest eines P denn eines N zu betrachten ist. Dahinter ist auf der stark beschädigten Stelle des Täfelchens noch ein kleiner senkrechter Strich sichtbar. Nach einer Lücke, in der schwerlich mehr als ein Buchstabe verloren gegangen sein kann, folgen der Rest eines N, ferner TI und nach einer zweiten Lücke die Obertheile von zwei senkrechten Strichen. Wenn sich bei dieser Lückenhaftigkeit eine Vermuthung wagen lässt, so scheinen sich die vorhandenen Buchstaben abermals zum Worte CALIP[V]NT[IS] zusammenzufügen. — Die Lesung der zweiten Hälfte der Zeile ist leicht, wenngleich im Anfange einzelne Buchstaben durch Risse undeutlich geworden sind; sie lautet: PVDENTIS IIT PVDES.

Z. 10 fehlt der Anfang, dann glaube ich die oberen Theile von SSI zu erkennen; darauf folgt ein Buchstabe, welcher sowohl A als auch B gewesen sein kann, und dann ein senkrechter Strich, vielleicht I. Der übrige Theil ist zerstört. In der zweiten Hälfte der Zeile steht zunächst VSA; darauf folgen zwei oder drei bis zur Unkenntlichkeit entstellte Buchstaben, deren letzter anscheinend B ist, und dann VS. Der Name hat vielleicht *Albus* gelautet. Den Rest der Zeile lese ich: VICINVS.

Z. 11. Von dieser letzten Zeile, welche hart an dem Rande geschrieben war, schimmern nur noch auf der rechten Hälfte des Täfelchens einzelne Züge schwach durch, von denen ich am Ende der Zeile bloss die Buchstaben NII oder NSI erkennen kann.

Was die am linken Rande vom Beschauer eingekratzte Zeile anlangt, so enthält diese die eigentliche Verwünschung. Obgleich die meisten Buchstaben ziemlich deutlich sind, so bereitet ihre Le-

sung doch einige Schwierigkeit, weil die Köpfe der Buchstaben mit den Anfangsbuchstaben der einzelnen Zeilen der Hauptinschrift zusammenstossen und dadurch stets verwirren. Der Anfang ergibt sich leicht: SIC TE. Nicht so aber das folgende Wort. Nach M folgt ein corrigirter Buchstabe, der ursprünglich I oder S gewesen zu sein scheint und an dessen Stelle ein runder Buchstabe gesetzt ist, welcher vermöge seiner Gestalt nur für O angesehen werden kann. Darauf folgt R mit geknickter Hasta; den nach links von derselben abwärts gehenden Querstrich, welcher mit dem zweiten Strich von O einen spitzen Winkel bildet, halte ich für zufällig und bedeutungslos. Die beiden letzten Buchstaben sind BO, so dass das Wort MORBO zu deuten ist, wie Buecheler bereits vermuthet hat. Das vierte Wort lese ich ADICANT mit einmaliger Schreibung des D statt A[D]DICANT, wie oben Z. 2 am Ende *Iuenis* für *Iuvenis*, Z. 8 *Narcisus* für *Narcissus*, *aduxerit* für *adduxerit* (C. I. L. XII, 915 add.), *acepit* für *accepit* (C. I. L. V, 894) gesetzt sich findet. — Die Ergänzung der jetzigen Schlussworte der Zeile ist nicht ganz sicher, indem dieselbe auf dem abgebrochenen Theile des Randes sich noch fortgesetzt hat. Ich hatte früher in dem letzten Zeichen N zu erkennen und demgemäss DI IN[FERI] lesen zu müssen geglaubt; ich stimme jetzt jedoch nach wiederholter Prüfung der Züge Buecheler bei, welcher in dem letzten nicht ganz deutlichen Zeichen den Buchstaben M erblickt und DII M[ANES] zu lesen vorschlägt.

Damit sind wir bei der auf dem rechten Rande des Täfelchens befindlichen Zeile angelangt, welche fast bis zum Endbuchstaben der ersten Zeile sich erstreckt zu haben scheint. Eine Lücke in der Nähe des Endes der zweiten und dritten Zeile, welche durch einen Bruch im Metall hervorgerufen ist, hat mehrere Buchstaben verschlungen. Dazu kommt, dass die Schriftzüge ausserordentlich fein eingeritzt sind. Die dadurch der Lesung sich entgegenstellenden Schwierigkeiten werden durch den hier in noch grösserem Maasse als beim linken Rande obwaltenden Uebelstand vermehrt, dass die Buchstaben zum Theil mit den Enden der Zeilen der Hauptinschrift in einander laufen und dadurch eine grosse Unsicherheit in der Unterscheidung des Zusammengehörigen herbeiführen. Das erste Wort lese ich, indem ich das letzte Zeichen für ein rückläufig geschriebenes S ansehe, DICIS, welches vielleicht die Fortsetzung der letzten jetzt zum Theil verlorenen, zum Theil unlesbaren Zeile der Hauptinschrift gebildet haben mag. Dabei bemerke ich, dass eine

andere Lesung freilich nicht ausgeschlossen ist. Die beiden folgenden Worte sind deutlich: DII INFIIRI. Nach einer Lücke, in welcher das Blei ausgebrochen ist, folgt SVNT.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen hat sich demnach folgender Wortlaut der Inschrift unseres Täfelchens ergeben:

I. Hauptseite:

Inimici et inimici
Caranita[n]i Abilius Iu(v)enis,
Sabinus ap[p]aritor, Arria Dardisa (?), *Optatus*
Silonis, Privatu[s Se]veri, Cossus Maesi,
5 *Marcus aerari[us], Atta Marci uxsor,*
Camula uxso[r] Gamati Ambiti, Val(erius)
Ciri, Atticinus [Amm]onis, Terentius Atti-
so, Iulia (?) *Attisonis, Narcis(s)us Caliphon(t)is,*
Cali[pu]nti(?) . . *Pudentis et Pude(n)s*
10 . . *ssia* (?) . . . . . *us Albus* (?) *Vicinus*
. . . . . *nsi* . . . .

II. Am linken Rande:

Sic te morbo a(d)dicant dii m[anes].

III. Am rechten Rande:

. . . . *dii inferi* . . . . *sunt*

Das Täfelchen enthält also ein Verzeichniss der Feinde eines gewissen nicht näher bekannten Caranitanus, welcher dieselben dadurch den unterirdischen Gottheiten zu überantworten glaubte, dass er ihre Namen in einem solchen Dokumente zusammenstellte und der Asche eines Verstorbenen zugesellte. Denn obgleich nicht mehr der Fundort und die Fundumstände genauer haben festgestellt werden können, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass auch dieses Schriftstück zum Inventar eines Grabes gehört hat und mit demselben dem Schoosse der Erde entnommen ist. Die Benennung der einzelnen Personen, welche verflucht werden, ist nach demselben Grundsatze durchgeführt, welcher auf dem ersten Wormser Täfelchen beobachtet worden ist. Die Personen, welche römische Bürger waren, führen zwei Namen, Gentilnamen und Zunamen, und deren finden sich vier (Zeile 2, 3, 6, 7). Alle Uebrigen haben dagegen nur einen Namen, welchem entweder ein zweiter Name im Genetiv zur Andeutung ihrer Familienzugehörigkeit oder eine Bezeichnung ihres Berufes beigefügt ist.

Was den Charakter der Schrift anlangt, so sind die Worte der ersten und das Anfangswort der zweiten Zeile in Majuskeln, die übrigen Zeilen in Cursivschrift geschrieben. Nach den Buchstabenformen zu urtheilen kann unser Täfelchen sehr wohl noch der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Diese Annahme findet auch in einem anderen Umstande ihre Bestätigung. Wir haben nämlich oben gesehen, dass mehrere Namen unserer Defixio auf dem ersten Wormser Täfelchen wiederkehren und zwar *Optatus Silonis*, *Terentius Attiso*, *Atticinus Ammonis* und *Cossus Maesi*, so dass an ihrer Identität nicht gut gezweifelt werden kann. Beide Täfelchen stehen somit in einem gewissen Zusammenhange mit einander. Da nun das Wormser Täfelchen wegen der mit ihm zusammen gefundenen zwei Bronzemünzen des Vespasianus aus dem Ende des ersten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. stammt, so ist damit zugleich ein bestimmter Anhaltspunkt für die Zeit unseres Denkmals gegeben.

3.

Demselben Funde entstammt endlich angeblich ein drittes Bleitäfelchen, welches ursprünglich eine dem zweiten ähnliche Gestalt gehabt zu haben scheint, augenblicklich aber zu einem unregelmässig geformten Fetzen Blei entstellt ist. An den besterhaltenen Stellen gemessen hat es eine Breite von 9 cm, eine Höhe von $6^1/_4$ cm und eine Dicke von ungefähr 1 mm (Taf. VI, 1). Durch das Zusammenrollen und Biegen hat es zwei grosse, von oben nach unten gehende schräge Risse erhalten, welche das Lesen an den betreffenden Stellen sehr erschweren. Ausserdem sind am Rande oben und zur linken Seite einige Stückchen abgebröckelt. Die Schriftzüge haben ebenfalls cursiven Charakter, sind aber etwas grösser als die der vorhin beschriebenen Tafel. Sie haben durchweg so verschwindend feine und dünne Striche, dass sie meist nur mit gutem und geübtem Auge gefunden werden. Ein Theil ist sogar durch den Druck verschwunden. Dazu kommt, dass eine Anzahl Buchstaben durch zufällige Striche oder Nachfahrungen vorhandener Züge unkenntlich geworden sind. Beschrieben ist das Täfelchen auf beiden Seiten. Auf der Innenseite scheinen Reste von sechs Zeilen Schrift vorhanden zu sein. Doch ist bis jetzt nur Weniges zu entziffern mir gelungen.

I. Innenseite:

IVIIRINVSIIISANTI..
RA?ΓIIIſNOMIN.
NSIIRA?VTSIOMIH?I
NANSIISPON.T
5 ....V?SPO?N.ΛT
.....S..

II. Aussenseite:

IΛ
INSVNT

I Z. 1. Diese Zeile ist in der That auch im unversehrten Zustande des Täfelchens die erste gewesen, wie der noch an zwei Stellen erhaltene Rand beweist. An der rechten Seite vom Beschauer fehlt nicht viel, dagegen hat die linke Seite bedeutend mehr eingebüsst. Im Anfange der Zeile lese ich deutlich IVIIRINVS. Das Wort hat vielleicht [*S*]*everinus* geheissen. Darauf folgen drei gleich weit von einander abstehende senkrechte Striche, dann ein Zeichen, welches wie R aussieht, aber auch zufällig sein kann. Und nun ANI. Ueber dem N befindet sich eine geschwungene Linie, von der man zweifelhaft sein kann, ob sie beabsichtigt oder zufällig ist. Das Erstere halte ich für das Wahrscheinlichere, so dass *anti* zu lesen wäre. — Hart am Rande werden noch zwei langgezogene Striche sichtbar, welche wie IS aussehen.

Z. 2 im Anfange scheint RA sicher, das dritte Zeichen ist entweder P oder T mit schrägem Horizontalstrich; dann folgen noch drei Grundstriche, von denen die zwei letzten näher zusammenstehen. Das gelesene NOMIN ist unsicher.

Z. 3 der erste Buchstabe ist N, dessen erste Hasta abgebrochen ist; der fünfte Buchstabe, welcher durch Beschädigung des Täfelchens undeutlich geworden ist, vielleicht A. Das Vorhandene lese ich: .... *nser aut sic mihi.*

Z. 4 könnte der hinter O folgende Buchstabe auch ein halbverloschenes M sein, da das Blei zwischen diesem Buchstaben und dem T am Ende der Zeile keine Spur von Schrift zeigt. Die Silbe *nans* im Anfang ist sicher der Schluss eines Wortes, vielleicht eines

Participiums. Wofern die folgenden Silben richtig zum Worte *exponit* zusammengefügt werden, so ist dies vielleicht *exponit* zu deuten, wie sich *escipe* für *excipe* auf einem Kölner Trinkgefäss (Bonn. Jahrb. LXXI S. 110), *esculpere* für *exculpere* (C. I. L. VIII 2482), *Escitatus* für *Excitatus* (C. I. Rhen. 825) und dergleichen mehr geschrieben findet.

Z. 5. Die Buchstaben dieser und der folgenden Zeile sind so fein, dass sie kaum zu erkennen sind. Das erste Zeichen scheint ein verstümmeltes A zu sein. Es folgen dann SP, ferner A oder O, N · \ T. Hinter N befindet sich im Blei ein Bruch, welcher wahrscheinlich einen Buchstaben zerstört hat. Dem Abstande der Buchstaben nach ist dies sehr wohl möglich. Der schräge Strich, welcher vor T am jetzigen Schluss der Zeile sichtbar ist, mag der Ueberrest eines A sein. Von der letzten Zeile, in welcher höchstens 3—4 Buchstaben jetzt vorhanden sind, vermag ich nichts zu lesen. Ebensowenig ist es mir gelungen, irgend einen Zusammenhang in den gelesenen Worten bezw. Wortfragmenten herauszufinden. Hoffentlich schafft ein Kundigerer bald auch hier einige Aufklärung.

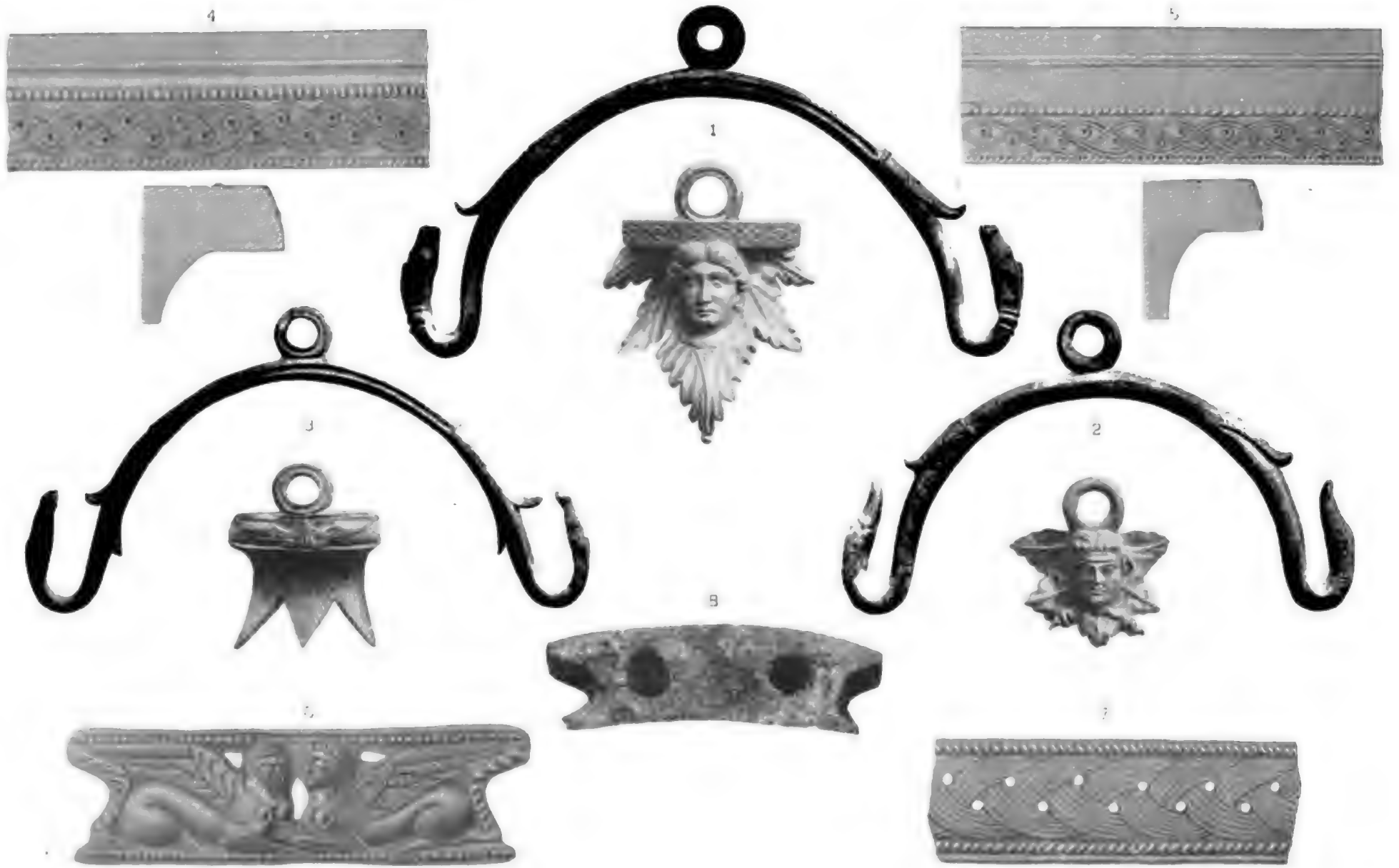
Athena Parthenos nach Pheidias.

Digitized by Google

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Die Bronze-Eimer von Mehrum.

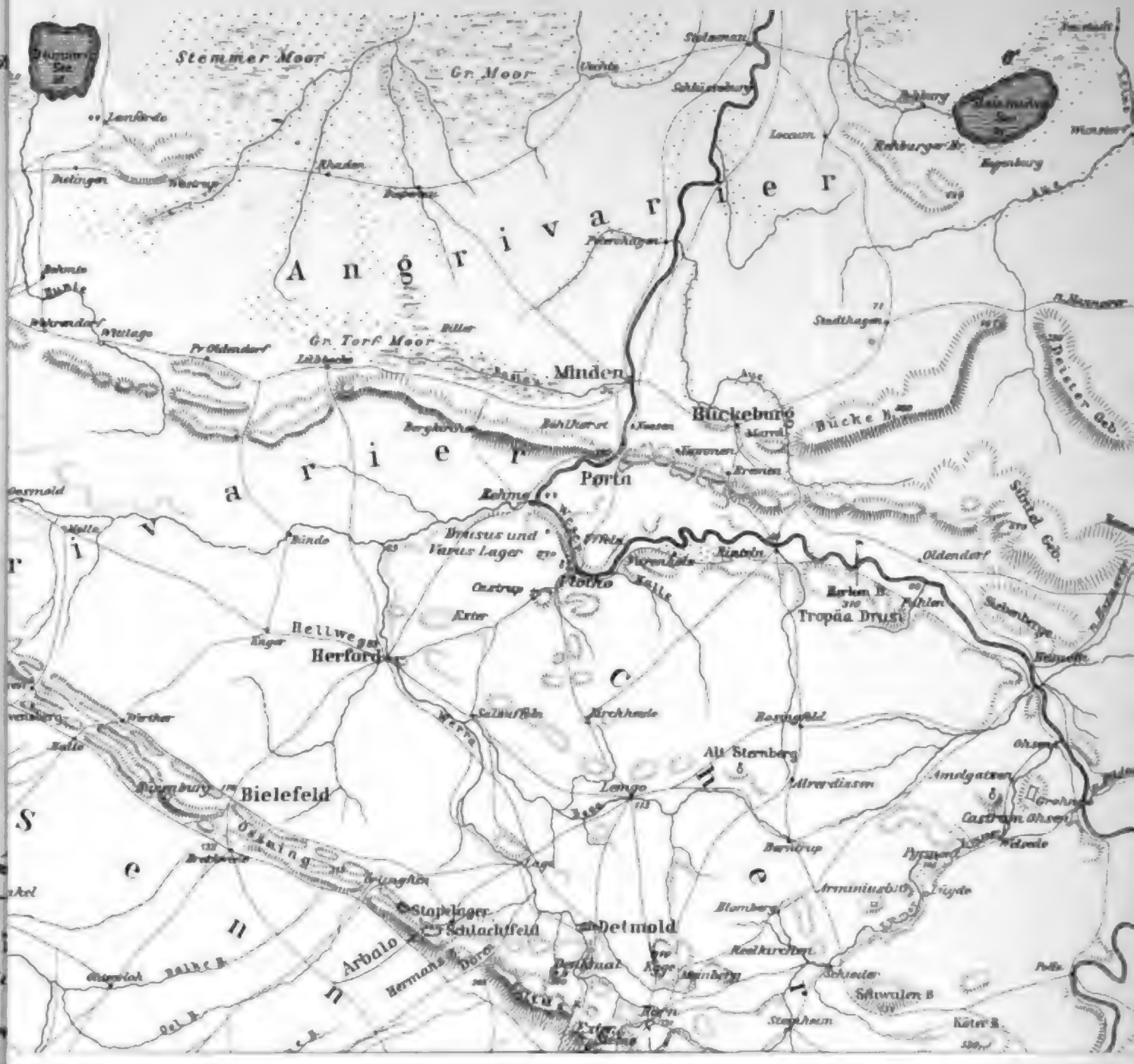
Digitized by Google



Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Ornamente der Bronze-Eimer von Mehrum.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Festschrift des Vereins v. Alterthumsfr. im Rheinlande
zum 50 jähr. Jubilaeum 1891.

1.

2.

2 a.

3.

Litho. Inst. v. A. Henry, Bonn

Drei röm. Bleitäfelchen.

Digitized by Google

Inhalt.

Kopf der Athena Parthenos des Pheidias. Von Georg Loeschcke. (Hierzu Tafel I.) 1

Die Bronzeeimer von Mehrum. Von Adolf Furtwängler. (Hierzu Tafel II u. III.) 23

Die ara Ubiorum und das Legionslager beim oppidum Ubiorum. Von Heinrich Düntzer 35

Die Kelten. Von Hermann Schaaffhausen 62

Arbalo und Aliso. Von Carl von Veith. (Mit 2 Karten auf Tafel IV und V.) 107

Drei römische Bleitäfelchen. Von Josef Klein. (Hierzu Tafel VI.) 129

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 073027870

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Digitized by Google

Digitized by Google